B 829,847

Deutscher Volkswart

Herausgeber Gerhard Krügel

4. Jahrgang

Theodor Weicher
Leipzig

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Deutscher Volkswart

Monatsschrift für volksdeutsche Erziehung

Herausgeber Gerhard Krügel

4. Jahrgang
1919

Leipzig
Verlag von Theodor Weicher.

DD
1
.D54
v. 4

Inhaltsübersicht.

Zeit- und Volksfragen. Seite

Major a. D. Arthur Boehm, Der neue Kulturkampf 210, 262
Dr. Adolf Harpf, Die völkische Selbstbestimmung 50
Professor Dr. H. G. Holle, Sozialisierung vom biologischen Gesichtspunkte 41
Kons.-Rat Albert Klein, Der Strom der Deutschen 336
Pfarrer Willy Kohl, Parteipolitik und Weltanschauung 123
Prof. Dr. Heinrich Kraeger, Unsere Toten 1914—18 351
Wilhelm Schremmer, Siedelungsgeist und politische Kraft 378
Schulrat Konrad Schubert, Politik und Moral 55
Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Hermann Schwarz, Volkstum und Menschheit bei Rousseau. 243
Hans v. Wolzogen, Zur Abschaffung des Adels 274

Deutsche Erziehung.

Hauptpastor Friedrich Andersen, Verdeutschung des Religionsunterrichtes 365
Dr. Walther Hofstaetter, Vom Glauben an unser Volk 166
Geh. Schulrat Hermann Jäger, Die Erbfehler des deutschen Menschen und ihre Überwindung 281
Oberst Ernst Alfred Kaden, Ein offenes Wort an die Leser des „Deutschen Volkswarts" 207
Kons.-Rat Albert Klein, Helden und Heldenverehrung 129
Gerhard Krügel, Der nationale Gedanke in der deutschen Lehrerschaft 325
Oberbürgermeister i. R. Konrad Maß, Der Ernst der Zeit und ihr Gebot 33
Oberbürgermeister i. R. Konrad Maß, Volkshochschulen 183
Rittmeister a. D. Jürgen von Ramin, Die Entwickelung des Menschen zur Freiheit 157

Deutsche Vorzeit und Geschichte.

Prof. Adolf Bartels, Der Jammer der deutschen Geschichte 119
Dr. Walther Hofstaetter, Von germanischer Kultur und Wirtschaft 198
Univ.-Prof. Dr. Raimund Friedrich Kaindl, 1848/9 — 1866 — 1918/9 315
General der Inf. z. D. Exzellenz von Liebert, Das Deutsche Reich im Jahre 1919 . 141
Rittmeister a. D. Jürgen v. Ramin, Der Schmachfrieden 171
Franco Rhenanus, Sind die Linksrheiner Kelten oder Germanen? 340
Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Gustav Roethe, Die Hohenzollernbilder und die deutsche Treue 148
Privat-Dozent Dr. Arnold Ruge, In allertiefster Not. Schriftstücke aus dem Kriege 2
Obergeneralarzt Dr. Georg Wilke, Die Zeiteinteilung der Indogermanen . . . 193, 229
Prof. Dr. Heinrich Wolf, Deutschtum und Preußentum 86

Das Deutschtum in den Grenzmarken und im Auslande.

Ein Alt-Elsässer, Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen 329
Univ.-Prof. Dr. Eduard Eckhardt, Die deutsche Universität Dorpat 177
Prof. Dr. H. Kipper, 30 Jahre karpathendeutscher Arbeit 342
Anna Stuhlmann, Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt 359

Seite

Deutsches Schrifttum und deutsche Kunst.

Prof. Adolf Bartels, Deutsche Dramatiker der Gegenwart.
1. Eberhard König 65
2. Ernst Hardt 218
Dr. Oswald Dammann, Die völkische Bedeutung der Freilichtbühne 299
Wilhelm Kotzde, Die völkische Bedeutung der Malerei 189
„ , Matthias Grünewald 101
„ , Sixt von Staufen 294, 373
Dr. Ludwig Lorenz, Gedanken zur Erneuerung des deutschen Theaters 309
Johann Rist, Germanias Klagelied (Gedicht) 25
Eugen Weiß, Deutsche Kunst und Winkelmann 287
Hans v. Wolzogen, Ein Jahrhundert der Seele 258
Hans v. Wolzogen, Heitere Kunst in ernster Zeit 305

Allerlei kleinere Beiträge.

An die deutsche Jugend 201
An die Leitungen und Lehrerschaften aller Schulen Deutschlands 343
An unsere Leser! 384
Aus dem Briefe eines Feldgrauen 234
Aus einem Briefe an eine Berlinerin 203
Aus völkischen Zeitschriften 140
Dämmert es? 235
Der junge Bismarck und die Polen 80
Deutsche, lernt vom Feinde! 278
Die Arbeit der Persönlichkeit 134
Gebt deutsche Vornamen! 29, 134
Großgermanische Altbücher, Kauf- und Tauschgesellschaft 240
Haben die Feinde nicht auch treffliche Eigenschaften? 133
Hermann Wette 347
Innenkolonisation 113
Irminsul 276
Keine Engherzigkeit gegenüber den deutschen Auslandsschulen 345
Lulu v. Strauß und Torney 348
Moderne Volkserziehung 277
Nachdenkliches zur Bevölkerungspolitik 113
Trauermarken 383
Trauert nicht! 138
Volkstum, Staat und Religion 384
Vom Wandervogel 348
Wahre im deutschen Nationalstaat dein Hausrecht! 204
Was ein Deutscher schreibt 137
Was sollen wir tun? 111
Wer hilft? 236
Würdelosigkeiten deutscher Mädchen 381
Zusammenschluß der nationalen Lehrerschaft 116

Bücherbesprechungen.

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur 312
Adolf Bartels, Weltliteratur 115
Bartes Simson 240
Fichte-Gesellschaft, Berlin, Fichte-Kalender für das Jahr 1920 34

Walther Hofstaetter, Volksbücher zur Deutschkunde 135
Wilhelm Kotzde, Die Krone Svinthilas 236
Das Litauenbuch 116
Müller-Lyer, Die Entwicklungsstufen der Menschheit, Band 1 114
Heinrich Mann, Der Untertan 137
Charlotte Niese, Tante Ida und die andern 168
Walther Rathenau, Nach der Flut 132
Karl Röttger, Christuslegenden 81
Askan Schmitt, Die Weimarische Botenfrau 346
Georg Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur 239
Emil Strauß, Der Spiegel 239
Bruno Tanzmann und Günther Schreckenbach, Hakenkreuz-Jahrweiser 1920 345
Wichtl, Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik 237
Ludwig Wilser, Denkmäler deutscher Geschichte 115
Heinrich Wolf, Wenn ich Kultusminister wäre! 312
Siehe auch: Andachtskunst und Asphaltkunst (Willy Pastor, Max Klinger) 310
Das national verhärtete Zentrum (Langemann, Der Kampf des Papsttums gegen das protestantische deutsche Kaisertum) 201
Der Organisator unserer Niederlage (Walther Lambach, Diktator Rathenau) 234
Geistiges Deutschtum (H. St. Chamberlain, Lebenswege meines Denkens) 379
Jugend heraus! (Kalender für deutsche Schüler auf das Jahr 1920) 383
Von germanischer Kultur und Wirtschaft (Alfons Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen, 1. Teil) 198
Was nun? Schriften, die wir brauchen (Adolf Bartels, Die deutsche Not; derselbe, Deutsch sein ist alles; derselbe, Gedanken über Deutschlands Zukunft; Walter Colsmann, Alldeutschtum und deutsche Kultur) 27

Neuestes vom völkischen Büchertisch.

Deutsches Land und Volk 31, 83, 117, 169, 205, 241, 279
Baltland 31, 83, 139
Führende Deutsche 31, 83, 117, 139, 169, 205, 241
Deutsche Politik 83, 117, 139, 169, 205, 241, 279
Deutsche Kultur und Weltanschauung 31, 83, 117, 139, 169, 279
Deutsches Wirtschafts- und Gesellschaftsleben 31, 83, 117, 139, 169
Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum 31, 83, 205, 241, 279
Deutsche Kunst 31, 117, 169, 205, 241, 279
Deutsche Erziehung und Schule 31, 83, 139, 169, 241, 279
Der Weltkrieg 31, 83, 205, 241, 279
Völkische Unterhaltungsschriften 31, 117, 139, 169, 205, 241, 279

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen 32, 84, 118, 170, 206, 242, 280
Deutsche Politik in Einzelfragen 32, 84, 118, 170, 206, 242, 280
Deutsche Außensiedelung und Wanderung 32, 84, 118, 206, 242, 280
Deutsche Kultur und Weltanschauung 32, 84, 118, 170, 206, 242, 280
Rassenfragen 32, 84, 118, 170, 206, 242, 280
Deutsches Wirtschafts- und Gesellschaftsleben . . 32, 84, 118, 170, 206, 242, 280
Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum 32, 84, 118, 170, 206, 242, 280
Deutsche Kunst 32, 84, 118, 170, 206, 242, 280
Deutsche Erziehung und Schule 170, 206, 242, 280

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 1 | Januar 1919

Mich reut mein allzuſpät erkanntes Amt!
Mich reut, daß mir zu ſchwach das Herz geflammt!

Mich reut, daß ich in meine Fehden trat —
Mit ſchärfern Streichen nicht und kühn'rer Tat!

Mich reut die Stunde, die nicht Harniſch trug!
Mich reut der Tag, der keine Wunde ſchlug!

Mich reut — ich ſtreu' mir Aſchen auf das Haupt —
Daß ich nicht feſter noch an Sieg geglaubt!

Mich reut, daß ich nur einmal bin gebannt!
Mich reut, daß oft ich Menſchenfurcht gekannt!

Mich reut — ich beicht' es mit zerknirſchtem Sinn —
Daß ich nicht Hutten ſtets geweſen bin!

K. F. Meyer.

(In ſeiner Dichtung „Huttens letzte Tage".)

In allertiefster Not.

Schriftstücke aus dem Kriege.

Von Dr. Arnold Ruge, Privatdozent an der Universität Heidelberg.

Meine fertig vorliegende, für dieses Heft des „Deutschen Volkswarts" bestimmte Arbeit über „Die weltanschaulichen Grundlagen des Wiederaufbaues" soll nachstehenden Kriegsdokumenten gegenüber zurückgestellt werden. Dazu bestimmt mich vor allem die Anschauung, daß die Zeit ruhigen Nachdenkens noch nicht da ist, sondern unser Sinn auf unaufschiebbare Taten gerichtet sein muß. Sie aber gehen alle nach einer Richtung: das deutsche Volk muß sich Führer erwählen, die es durch die Finsternis zu leiten den Mut haben. Es hat uns an Führern gefehlt, an Männern, die rücksichtslos das Gute und Große wollend an leitende Stellen gelangten. Mit der Entlassung des Fürsten Bismarck hat ein System der Mittelmäßigkeit Platz gegriffen, das obendrein durch Unzuverlässigkeit und hochmütige Haltung nach außen Haß und Zorn verbreitete. An diesem furchtbaren Systeme scheiterten alle Anregungen, alle Versuche, zu bessern, zur rechten Zeit neue Steine einzusetzen. Wie oft ist das versucht worden! Wie ist jeder heruntergeknüppelt worden, der Unruhe brachte, Gefahren sah, zur Besonnenheit, zu klugem Rechnen mit den Verhältnissen riet! Armes deutsches Volk! Du hast wohl Männer gehabt, die hätten führen können, aber sie sind nicht emporgekommen. Du bist führerlos in den Krieg hineingegangen, Du gehst führerlos aus ihm hervor einer dunkeln, traurigen Zukunft entgegen. Nun kommt alles darauf an, ob Du das bißchen Freiheit noch benutzest, Dir Führer zu wählen, die den Umsturz aufhalten. Das Leiden sollte Dich endlich gelehrt haben, Männer hervorzubringen, die die edlen Instinkte nähren und stärken. — Gerade dies Letztere ist das Gemeinsame der folgenden Schriftstücke, die in allerschwerster Zeit an die verantwortlichen Stellen kamen, dort beiseitegelegt und keiner weiteren Berücksichtigung für wert erachtet wurden. Sie werden beweisen, daß zu rechter, wenn auch später Stunde das Rechte hätte geschehen können.

Die Truppenaufklärung.

Vortrag, gehalten im Kasino des 1. Badischen Leibdragonerregiments Nr. 20 im September 1917[1]).

Meine Herren! Es ist mir eine ganz besondere Ehre, vor ihnen sprechen zu dürfen, und dies nicht nur des Umstandes wegen, daß ich das Wort vor einer großen Anzahl Vorgesetzter habe, sondern vor allen Dingen um des Themas

[1]) Der Vortrag war veranlaßt durch den geradezu glänzenden ersten Erlaß des Preußischen Kriegsministeriums vom Ende Juli 1917, der den „Vaterländischen Unterricht" anordnete, und

willen, das ich vor Ihnen behandeln soll. Wenn ich recht verstehe, ist mit dem Worte „Truppenaufklärung" ein Gegenstand bezeichnet, der in der gegenwärtigen Zeit der Prüfung und der allgemeinen Not zu den wichtigsten und ich möchte sagen heiligsten gehört. — Lassen Sie mich zunächst einiges Grundlegendes über das Wesen und den Sinn dieser „Truppenaufklärung" sagen, um dann daran einige Ausführungen über bisher vorliegende Erfahrungen anzuschließen. Ich lege dabei die Ausführungen in dem Befehl des stellv. Generalkommandos des XIV. Armeekorps vom 18. Juni, ferner die Vorträge und Diskussionsreden gelegentlich der Zusammenkunft der Aufklärungsoffiziere vom 1. August 1917 und dann die „Mitteilungen für Truppenaufklärung" vom 15. August 1917 zu Grunde.

Zunächst was die Bezeichnung „Truppenaufklärung" anbelangt, so dürfte sie nicht ganz glücklich zum Ausdruck bringen, was eigentlich gemeint ist[2]). Es handelt sich nämlich nicht eigentlich um „Aufklärung" als den Endzweck eines auszugestaltenden Zweiges soldatischer Erziehung und Belehrung, sondern diese „Aufklärung ist das Mittel zu dem Zwecke, den Willen zu stärken. Oder mit anderen Worten: es hat sich als dringend erforderlich erwiesen, die Einsicht des in Waffen stehenden Volkes zu vertiefen und zu berichtigen, um dadurch den Entschluß gleichsam als selbstverständliche Frucht zu erzeugen, die uns aufgebürdeten Bedrückungen und die uns auferlegten Aufgaben als ein aus den Verhältnissen kommendes Geschick zu tragen und mutig durchzukämpfen. Es handelt sich also darum, durch geschickte Erörterung alles dessen, was den Krieg, was das Leben und die Entwicklungsmöglichkeit unseres Volkes betrifft, die Entschlußkraft zu stärken, nach Möglichkeit einen einheitlichen, auf ein großes Ziel gerichteten Willen zu fördern und damit zur geschlossenen Einheit, zunächst des unter den Waffen stehenden Teiles unseres Volkes, beizutragen. Wenn Sie dies in seiner ganzen Größe ins Auge fassen, dann stehen Sie vor einer Aufgabe von erstaunlicher Erhabenheit. Es gilt beizutragen zu der durch die allgemeine Wehrpflicht in

durch Beobachtungen bei der Handhabung des Unterrichtes bei meinem Truppenteil. Das große Interesse, das in der Aussprache über den Vortrag zutage trat, ermutigte mich, denselben drucken zu lassen und dem stellv. Generalkommando XIV. A.-K. mit der Bitte vorzulegen, ihn an die Unterrichtsorgane zu verteilen. — Damals wurde das Heer in geradezu sinnloser Weise mit Druckschriften der bedenklichsten Art überschwemmt. — Ich bekam eine von Hochmut und Furcht diktierte Antwort. An einflußreicher Stelle des Unterrichtswesens im XIV. Armeekorps stand damals, wie an so vielen Eckpfeilern im Kriege, ein Jude. Ein späteres Urteil des Kriegsministers über den Vortrag hat mich in der Anschauung bestärkt, daß bei der gefällten Entscheidung niedere Gesinnung im Spiele war. Inzwischen hat sich dann der „Vaterländische Unterricht" in geradezu lächerlichen Formen vollzogen. So wird es wohl im großen und ganzen überall gewesen sein. Einzelne gute Kräfte haben immer von neuem auf die Notwendigkeit hingewiesen, dem furchtbaren Zermürbungskampfe ernst und besonnen entgegenzutreten. Es waren das die unliebsamen „Störenfriede" der ewigen Ruhe, die sich an Kleinlichkeiten erfreuten, während der Zusammenbruch der Seelenstimmung immer drohender wurde.

[2]) Sie ist inzwischen geändert worden in „Vaterländischer Unterricht".

Angriff genommenen Tat, unser gesamtes Volk in der Zeit seiner militärischen Ausbildung und Verwendung eine nationale Erziehung durchmachen zu lassen, und das ist der eigentliche große Gedanke, der vor allen Dingen Scharnhorst in den Zeiten der Aufrichtung des preußischen Staates und Heeres vorschwebte. Wenn ich das noch mit einigen Worten ausführen darf, so möchte ich bemerken, daß die Tätigkeit, die sich auf die Stärkung der Einsicht in die gegenwärtigen Verhältnisse durch planmäßigen Unterricht verlegt, etwas gut zu machen hat, was durch die Schulerziehung unseres Volkes fast völlig vernachlässigt, ja stellenweise gewaltsam hinangehalten wurde, nämlich den nationalen, den völkischen Instinkt in unserem Volke zu wecken. Wir müssen eingestehen, daß die Zahl derer, die für die Aufgaben, für die Nöte und Gefahren unserer Nation die Augen in Friedenszeiten offen behielten, ganz außerordentlich klein war; nun steht das gesamte Volk vor der Notwendigkeit, Leben, Freiheit, Glück, Gesundheit, Vermögen für die Verteidigung des Vaterlandes einzusetzen, und da stoßen wir auf ein geradezu verhängnisvolles Unwissen in Bezug auf unsere deutschen Belange, auf Widerstände, die niemals energisch bekämpft worden sind, die aber jetzt beiseite geräumt werden müssen, damit die Seelenstimmung nicht ermattet und angesichts des zu Ertragenden sich die Entschlußkraft steigert, durchzuhalten bis zu einem Ergebnis des furchtbaren Ringens, das uns nach den übereinstimmenden Anschauungen der Heeresführer und der Diplomaten ruhige Fortentwicklung in Aussicht stellt und vor allen Dingen unseren Kindern ein gedeihliches und gesundes Weiterleben ermöglicht. Es ist ganz außer allem Zweifel, daß bis hinunter in die tiefsten Schichten unseres Volkes der Sinn für die ungeheure Gefahr eines unzeitgemäßen Nachgebens schon im Wachsen begriffen ist; es muß darauf ankommen, diesen Elementen den Rücken zu steifen, sie gegenüber den Flaumachern und Kleinmütigen zu erhöhen und mutig zu machen, ihre Gesinnung auszubreiten. Wie sollte es auch möglich sein, daß in einem mit so großen Waffenerfolgen gesegneten Volke der gesunde Volksinstinkt in den Zeiten der Gefahr, in den Wochen, Monaten und Jahren größter Entbehrung, mutigsten gemeinsamen Aushaltens von Gefahren und furchtbarsten Erlebens eines gegen uns gerichteten Vernichtungswillens fast der ganzen Welt nicht herangereift sein sollte! Man muß annehmen, daß der Geist Friedrichs des Großen, der Freiheitssänger, Bismarcks und vieler anderer Erbauer unseres nach außen und innen starken Deutschlands da ist und daß es sich nur darum handeln kann, diesen Geist zur Tat aufzurufen. Wir sind uns heute alle darüber klar, daß zwei furchtbare Systeme der Unterjochung ihre verderbliche Macht gegen uns geltend zu machen suchen: auf der einen Seite ein System, daß darauf abzielt, das äußere Gebäude unseres Vaterlandes zu zerbrechen, auf der anderen Seite ein System, darauf gerichtet, uns seelisch aufzureiben, uns der deutschen Art zu berauben; unsere Innerlichkeit zu zertreten, uns zu entarten und zu entrechten: auf der einen Seite England, der Organisator

aller gegen uns von außen kommenden Feindschaft mit seinem erbarmungslosen Imperialismus und der Skrupellosigkeit in der Aufbietung aller Mittel, auf der anderen Seite das System der internationalen „Orientierung", das tief in unser Volk hineinragt, das den Krieg lediglich als eine Finanzaktion, als eine wirtschaftliche Auseinandersetzung betrachtet, das über alle großen völkischen Werte, wie Volkstum, nationalen Stolz, Ehre, Religion, Sitte, Liebe zu den heimischen Gepflogenheiten hinfortgeht und hinforttäuscht und alles preiszugeben im Begriffe ist aus krankhaften, abstrakten, lebensarmen Theorien von Weltfrieden und Weltbürgerlichkeit oder aus privatwirtschaftlichen und parasitären Erwägungen. Dieses letztere System verbreitet sich in einem großen Teil unserer Presse, verketzert alles, was aus Liebe zu den nationalen Werten den Kampf bis zum Äußersten predigt und unterstützt die bei den Menschen nun einmal leicht aufkommende Neigung zur Flaumacherei, zur Unzufriedenheit, jene gefährliche Stimmung, die sich in den Worten vielfach Luft macht, daß das Volk verbluten müsse, damit Einzelne die Macht ausüben mögen. Sie wissen, meine Herren, wie scharf augenblicklich die Gegensätze ausgeprägt sind, die sich in die Worte kleiden lassen: Deutscher Frieden — oder Geschäftsfrieden! Es kann bei niemandem von uns auch nur der allergeringste Zweifel darüber bestehen, daß bei einem Geschäftsfrieden die großen Erfolge der Waffen preisgegeben werden müssen und daß über dies hinaus die Gefahr drohend heranzieht, die unserem deutschen Heerwesen und vor allem unseren bewährten monarchischen Einrichtungen droht. Hier im Kreise von Offizieren darf ich es ruhig aussprechen, daß die Gesinnung, die sich hinter der „Truppenaufklärung" birgt, nur auf der Hochschätzung der geheiligten Überlieferungen ruhen kann, der Monarchie, einer Bewertung, die sich notwendigen Reformen im Einzelnen keineswegs verschließt.

Damit komme ich zur praktischen Ausführung der „Truppenaufklärung" und zunächst auf die Personenfrage. Wer ist zur Ausübung der „Truppenaufklärung" geeignet? Da es sich, wie ich zeigte, nicht nur um Verbreitung von äußerem, gleichsam technischem, angelerntem Wissen, sondern zugleich um eine Stärkung der Gesinnung handelt, kommen solche Lehrer in Betracht, bei denen diese Gesinnung absolut verbürgt ist. Die Fähigkeit, über irgendwelche Dinge Worte zu machen, genügt für die gestellte Aufgabe keineswegs, sondern der Zuhörer muß von selbst verspüren, daß hinter den Worten tiefer Ernst und eine Persönlichkeit steht, die gleichsam von selbst den Geist der Zuversicht ausstrahlt. Ist dies nicht der Fall, dann wird genau das Gegenteil von dem erreicht, was erreicht werden soll. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Lehrer auf dem Gebiete der „Truppenaufklärung" sich die verschiedenen ihm gebotenen Stoffe anzueignen in der Lage sein muß, aber er darf es nicht im inneren Widerspruch mit ihnen tun. Das, was bei der „Truppenaufklärung" vorgetragen wird, muß durchaus den Stempel der Wahrheit tragen nnd jeder Schein vermieden

werden, als sei der Inhalt und die Form des Vorgetragenen befohlen, und als handle der Vortragende unfrei einer ihm fremden Sache gegenüber. Man muß sich dabei eins immer deutlich vor Augen halten, nämlich daß nicht mehr der Mann von 19 und 20 Jahren allein unter der Waffe steht, sondern das ganze Volk, und zwar ein Volk, das zwar in vieler Beziehung unerzogen ist, aber doch in der verschiedensten Weise teilgenommen hat an den öffentlichen Dingen, das durch Zeitung und Lektüre auf einen verhältnismäßig hohen Grad allgemeiner Bildung gehoben wurde, das vor allen Dingen aber mit einer kritischen Ader dem Dargebotenen zuhört. Eine künstliche und geschraubte Handhabung des vaterländischen Unterrichtes würde sofort auf inneren Widerstand stoßen, und es würde leicht das Gefühl erregt, als bringe man dem zum Heeresdienst eingezogenen Teile des Volkes nicht die genügende Achtung entgegen und als schätze man ihn zu tief ein. Das muß unter allen Umständen vermieden werden. — Damit hängt nun auch die äußere Stellung der für den Unterricht zu Verwendenden zusammen. Es ist gewiß kein Zweifel, daß die Ausübung des Unterrichtes in hohem Grade Führertätigkeit ist, und wenn man die „Truppenaufklärung" richtig einschätzt, wird man kaum umhin können, anzuerkennen, daß sie ein militärischer Zweig ist, der an Wichtigkeit anderen Zweigen, beispielsweise der Heilkunde oder der Seelsorge, nicht nachstehlt. Daraus ergibt sich von selbst, daß man Leuten, die sich auf diesem Gebiete bewähren und fortgesetzt für diesen Dienstzweig verwandt werden, ein Aufrücken in Rangstellen nicht versagen darf. Dafür spricht noch vor allem der Umstand, daß auf die Dauer nur Leute von hoher Bildung, vornehmer nationaler Gesinnung, militärischem Geist und ausgesprochener Lehrfähigkeit eine solche Angelegenheit vertreten können. Es kommt aber noch hinzu, daß das militärische Leben es geradezu erfordert, Leuten ohne äußeren Rang eigentlich nur ausnahmsweise Funktionen anzuvertrauen, die einen Rang erfordern. Die „Truppenaufklärung" oder der „Vaterländische Unterricht" sollen Dienstzweige sein; in den Unterrichtsstunden soll die Disziplin aufs strengste aufrechterhalten werden; solche Unterrichtsstunden dürfen keineswegs zu Volksversammlungen oder zu Unterhaltungen ausarten. Bei dem gerade jetzt vorhandenen starken Widerspruch ist die Aufrechterhaltung der Disziplin nicht immer ganz leicht. Dem ist nicht allein dadurch abzuhelfen, daß ein Offizier oder ein Feldwebel zugegen sind. Es ist sogar zu wünschen, daß sich der Unterricht nicht nur auf die Mannschaften, sondern auch auf die Unteroffiziere erstreckt, und daß der Unterrichterteilende die Möglichkeit hat, seinen Darlegungen durch Fragen Nachdruck zu geben und die Unteroffiziere anzuregen, sich am Unterrichte zu beteiligen. Ich möchte auch noch erwähnen, daß ein wohl zu beachtendes psychologisches Moment hinzukommt: was der Mensch und vor allem der einfache Mensch achten soll, dem muß auch von oben her die Achtung entgegengebracht werden; einem Manne gegenüber, der lange den „Vater-

ländischen Unterricht" ausübte, ohne befördert zu werden, würde, selbst wenn er im Zivilleben großes Ansehen besitzt, leicht die Autorität abgesprochen werden einfach aus dem Gefühl heraus, der „Vaterländische Unterricht" sei ja wohl etwas so Nebensächliches, daß dafür die militärischen Anerkennungen nicht in Betracht kommen. Das führt dann leicht wieder zu einer Rückwirkung auf die Ausübung des Unterrichtes. Es ist nun mal in unserem Volke so, daß es nach autorativer Abstempelung verlangt.

Ich komme nun zu den Einzelgegenständen, die im „Vaterländischen Unterricht" zu behandeln wären. Da muß gesagt werden, daß sie unübersehbar reich und mannigfaltig sind. Das große Gebiet der vaterländischen Geschichte, der Kunst, der Literatur, der kriegerischen Verwicklungen, des Lebens und der Entwicklung der mit uns im Kampfe befindlichen und der neutralen Länder gibt ungeheuren Stoff. Viele interessante Probleme erwachsen aus der wirtschaftlichen Lage. Zweckmäßig dürfte es sein, den Vortragsstoff doch immer in irgendeine, wenn auch lose Beziehung zur Gegenwart zu bringen. Ganz abgelöst davon z. B. Gebiete aus der Heimatkunde, der Kunst oder der Literatur zu behandeln, könnte nur dann in Frage kommen, wenn der Unterricht mehrmals in der Woche, nach einem vorher entworfenen Plane, stattfindet. Bei dem starken Wechsel jedoch innerhalb des Mannschaftsbestandes der einzelnen Kompagnien dürfte das kaum möglich sein, sondern es wird sich dahin wohl entwickeln, daß die Leute ein- oder zweimal in der Woche eine solche „Vaterländische Unterrichtsstunde" erhalten. Nebenbei wird natürlich bei allen möglichen Dienstzweigen die Gelegenheit zu ergreifen sein, mal ein Wort der Aufklärung einzuflechten; auch wird es sich gut machen lassen, mal diese oder jene kleine Unterbrechung durch einen kurzen Vortrag zu füllen; aber das ist im Großen und Ganzen doch nur Beiwerk. — Was die Ausgestaltung des „Vaterländischen Unterrichts" anbetrifft, so möchte ich auf Grund langjähriger Erfahrung im Zivilleben davon abraten, den „Vaterländischen Unterricht nur als Vortragsgelegenheit aufzufassen. Niemals sollte beim „Vaterländischen Unterricht" der vaterländische Gesang fehlen. Wer etwas von Massenpsychologie versteht, der wird wissen, wie sehr der gemeinschaftliche Gesang erstens den „Unterricht" heraushebt aus dem sonstigen Rahmen, zweitens, wie stark er das Gemeinschaftsgefühl stärkt, auf das es ja in besonders hohem Maße ankommt, drittens, welche befreiende Wirkung ein frisch gesungenes Lied gerade auf das deutsche Gemüt ausübt. Natürlich müssen Texte vorhanden sein; dieselben sind aber leicht zu beschaffen und es lohnt sich, dafür etwas auszugeben. — Dann muß noch eins mit allem Nachdruck gesagt werden: Der „Vaterländische Unterricht" sollte stets an der Hand guter Landkarten stattfinden. Man glaubt garnicht, welche Wirkung erzielt wird, wenn man den Leuten die sinnliche Anschauung von der geographischen Lage geben kann. Da fallen oft geradezu die Schuppen von den Augen. Ohne Karte haben die meisten Ausführungen überhaupt gar

keinen Sinn; man darf kaum die primitivsten geographischen Kenntnisse voraussetzen. Es wäre sehr zu wünschen, daß in alle Truppenteile gute Wandkarten kämen, die beständig den Mannschaften vor Augen hängen. Es gibt wenige hervorragend unterrichtende Wandkarten, die es gestatten, auf den großen Straßen den Weltverkehrs herumzuführen. Es ist zu hoffen, daß diesem Gegenstande bei der weiteren Ausgestaltung des neuen Dienstzweiges die größte Aufmerksamkeit zugewandt wird. — Damit hängt nun auch die wichtige Platz- oder Raumfrage zusammen. In den oben angeführten Darlegungen des Generalkommandos ist darauf hingewiesen, daß die Leute auch zu eigener Lektüre angeregt werden sollen. Eine solche Anregung kann nur auf fruchtbaren Boden fallen, wenn auch die Möglichkeit da ist, ihr nachzugehen. Auf den Mannschaftsstuben ist eine ruhige Lektüre so gut wie ausgeschlossen. Im Winter kommen zu den schon bestehenden Hinderungen noch Mangel an Licht und Heizung hinzu. Es müßte meines Erachtens möglich sein, in allen Truppenteilen einen Unterrichtsraum freizuhalten, in dem auch eine kleine Bücherei steht und wo die Karten untergebracht sind. Dieser Raum müßte zugleich der stets zu heizende und zu beleuchtende sein. Hier würde der Unterricht die nachdrücklichste Form bekommen können. Einige Kompagnien haben diese Einrichtung, in andern scheitern die Versuche, einen Unterrichtsraum selbst mit Opfern von gebefreudigen Leuten auszugestalten, immer wieder von Zeit zu Zeit. Wenn kein ordentlicher Raum da ist, der ja im Bedarfsfalle von verschiedenen Kompagnien benutzt werden könnte, ist der Unterricht eben nicht annähernd mit dem Erfolg durchzuführen, wie das bei würdigen Raumverhältnissen der Fall ist. Auch hier spricht ein allgemeines Moment mit, nämlich das Gefühl, ob dem betreffenden Dienstzweig Wichtigkeit oder nur nebensächliche Bedeutung zugeschrieben wird. Das erhöht oder erniedrigt das Aufnahmebedürfnis. In einem wohnlichen Raume fühlt sich der Soldat heimischer als auf Hausgängen oder in Kantinen.

Die „Truppenaufklärung" oder der „Vaterländische Unterricht" ist ein Dienstzweig von nicht zu unterschätzender Bedeutsamkeit; er geht einem der ärgsten Feinde zu Leibe, der uns um den Erfolg unserer Waffen zu bringen droht: der Zerrüttung unserer Seelenkraft. Auch unter der Zivilbevölkerung wird diesem Gedanken Aufmerksamkeit zugewandt, und es bestehen heute eine Fülle von Bestrebungen, die gerade darauf abzielen, das Volk seelisch zu heben. Einen ungeheuren Vorzug aber hat die militärische „Truppenaufklärung" gegenüber der zivilen, nämlich den, daß sie in der Lage ist, die Leute zu zwingen, an diesen Unterrechtsstunden teilzunehmen. Der Soldat muß den Unterricht besuchen; er ist Dienst. Es bleibt nur noch übrig, daß die richtigen Persönlichkeiten den Unterricht ausführen, dann werden die Zuhörer schon gewonnen werden. Man stelle den rechten Mann hin, dann wird erreicht werden, was bezweckt ist, uns seelisch durch diese schwere Zeit durchzubringen. Das ist unbedingt notwendig;

denn was nützt es, wenn einstmals aus siegreichem Kampfe ein zerriebenes und unzufriedenes Volk heimkehrt, das die Früchte des schwer errungenen Friedens nicht zu genießen vermag! Auch zum Frieden soll jetzt im Kriege das Volk erzogen werden; dazu beizutragen ist die köstliche Aufgabe des „Vaterländischen Unterrichtes".

Karlsruhe, den 9. Oktober 1918.

An den Herrn Reichskanzler

Seine Großherzogliche Hoheit Prinz Max von Baden

Berlin.

Großherzogliche Hoheit!

In einer Zeit, wo das Dasein des gesamten Volkes auf dem Spiele steht und jede Stunde über den seelischen und körperlichen (staatlichen) Untergang entscheiden kann, ist es wohl selbstverständlich, daß Schranken fallen, die sonst aufrecht zu erhalten sind, und daß auch Männern das Wort gelassen wird, die infolge ihrer augenblicklichen Lage, vielleicht infolge des Nichtvorhandenseins eines Schemas, in das sie hineingehören, oder geeigneter Organe der Vermittelung abseits stehen müssen.

Großherzogliche Hoheit! Gestatten Sie in dieser schweren Stunde der Not einem Manne einige kurze Ausführungen, der seit Beginn des Krieges die Dinge mit äußerster Sorge betrachtet hat, und der durch die Reichstagsrede vom 5. Okt. und durch deren Begleitumstände ein hohes Maß der Bestätigung seiner Anschauungen erhalten hat. Diese Bestätigung liegt vor allen Dingen in dem tatsächlichen Bekenntnis Eurer Großherzoglichen Hoheit, daß das alte System in sich zusammengebrochen ist.

Ich habe in allen meinen öffentlichen und privaten Beurteilungen der Verhältnisse ausgedrückt, daß ein Wechsel des Systems der Verwaltung unseres inneren und äußeren nationalen Besitzstandes eintreten muß, wenn der Krieg uns eine Zukunft bringen solle. Das System, das uns den Krieg eingetragen, uns überall — im Innern und Äußeren — hat Feinde über den Kopf wachsen lassen, ist das System rein materialistischer Orientierung, das unter Mißbrauch guter und vortrefflicher Charaktereigenschaften unseres Volkes — eines gesunden Autoritätsbedürfnisses — zum Byzantinismus erstarrt ist und zur persönlichen Kriecherei und zur Unterjochung aller gesunden Instinkte geführt hat. Wir sind tatsächlich in einem Zeitalter des technischen Aufschwunges aus einem freien stolzen und mit Kulturgütern gesegneten Volke ein Knechtsvolk geworden, das, fast allein von mammonistischen Gesichtspunkten bestimmt, unter Preisgabe aller nationalen Eigentümlichkeiten jeder gesunden freiheitlichen Entwicklung und Entfaltung Hohn

gesprochen hat. Dieser traurige Gesichtspunkt, verbunden mit äußerem Glanz, ist in unserem Volke von oben und von unten her gepflegt worden. Unser Volk hat der Führer entbehren müssen, die anknüpfend an der Vergangenheit, an christlicher und idealistischer Gesinnung, die großen Erwerbungen gehütet hätten. Grenzenloser Hochmut, gepaart mit riesenhafter Erhöhung rein äußerlicher Werte, hat eine innere Zermürbung zur Folge gehabt und in jeder Beziehung einen Zustand der Ungewißheit, des Schwankens, der Verwirrung, der Schwäche, der Unzuverlässigkeit herbeigeführt, daß es für einen einsichtigen Beobachter der Entwicklung nicht verwunderlich sein konnte, daß die Feinde des Deutschtums, die Neider seines industriellen und kommerziellen Aufschwunges einerseits und die Hasser seiner noch immer vorhandenen völkischen Eigenart andererseits die Stunde des Zerfalles oder der gewaltsamen Zerstörung für günstig erachten.

Großherzogliche Hoheit! Ich darf mir selbst mit dem besten Gewissen sagen, daß ich im Kriege auf allen Wegen versucht habe, Gutes und Aufbauendes zu wirken; ich bin überall auf den Widerstand gestoßen, der aus diesem kalten Systeme jeder von sachlicher Bewertung der Dinge und von deutschem Empfinden getragenen Sorge entspringen mußte. Man mag hinschauen, wohin man will, ja selbst in die Organisationen für die vaterländische Aufklärung, die Sorge für Kriegsgefangene, Kranke und Arme, überall stößt man auf den gleichen lebensfeindlichen Geist mammonistischer und selbstischer Gesinnung, der seine scheinbar unerschütterliche Herrschaft allen edlen Anstrengungen zum Trotz behauptet. Ich darf nicht ausführlich werden, sonst müßte ich zeigen, wie in der gesamten Innen- und Außenpolitik, an hochgepriesenen kulturellen Einrichtungen des deutschen Volkes, Hochschulen und Kunststätten, dieser Geist wie eine schnell fressende Krankheit nagt und aus den Kriegsergebnissen neue Kraft saugt. Die Mahnrufe Vereinzelter scheinen vollkommen zu verhallen, weil eben nur der Geist mammonistischer Gesinnung und knechtischer Unterwerfung wirtschaftliche Existenz und äußerliches Ansehen verbürgen.

Ich habe rastlos gegen diesen Geist der Unterjochung alles Edlen angekämpft und dabei stets Verbindung gesucht mit jenen, welche die Verantwortung für das sittliche Wohl unseres Volkes zu tragen haben; ich habe immer von neuem versucht, die Aufmerksamkeit gerade auf diesen Punkt zu lenken. Aber wie könnte die Stimme gehört werden, wo alle Organe öffentlich zu reden im gleichen Geiste verdorben sind, wo unsere ganze innere Mobilmachung lediglich an diesen Geist der Negation hoher Werte anknüpft, wo in der Presse, von der sogenannten Volkskanzel herab, fast ausschließlich dieser Geist gepredigt wird, wo jeder Sinn und jedes Gefühl für die selbstverständliche Tatsache abhanden gekommen ist, daß nur ein Volk von innerer Gesundheit und Kraft nach außen hin stark und mächtig sein und den Anspruch erheben kann, den Blick über die äußeren Grenzen hinaus zu werfen! Ich habe in manchen Zeiten der kühnen Hoffnung Ausdruck

gegeben, unser Volk werde sich an den großen Aufgaben und infolge der schweren Leiden endlich wieder auf sich selbst besinnen, die Organisation des Lebenswillens durch die militärischen Machthaber werde das ihrige dazu beitragen. Das ist bisher nicht geschehen: Unser Volk ist im Gegenteil tiefer herabgesunken, als je zu erwarten war; wir haben dem händlerischen Geist in geradezu furchtbarer Weise Einlaß gestattet, anstatt immer wieder an die edlen Kräfte zu appellieren; wir sind zu Wucherern und Ausbeutern, zu Lästerern und Scheinmenschen geworden und haben den noch unverdorbenen Teil des Volkes mit in diesen Abgrund zu ziehen versucht. Fast auf keinem Wege haben uns die Riesengefahren zur Innerlichkeit gebracht. Es hat dies innerhalb des herrschenden Systems mammonistischer Orientierung auch nicht anders geschehen können. Wir haben unsere geistigen und wirtschaftlichen Kräfte, unsere heiligsten Güter vollends an Juden und Judengenossen verkauft, die heute auf allen Wegen triumphieren; wir sind selbst zu einem Judenvolke, einem Volke elender materialistischer Gesinnung geworden, das alle höher liegenden Aufgaben aus dem Auge verloren hat. — Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß dies alles nur infolge härtester Bedrückung der freien und edlen Elemente in unserem Volke geschehen konnte, weil der Unterdrückungswille in jeder Beziehung organisiert war und sich deshalb das Echte nicht zur Geltung bringen konnte. — Es war jedem gesund Empfindenden auch schon zu Friedenszeiten klar, daß dieses System gestürzt werden müsse, falls es nicht zum Untergange unseres gesamten Volkes führen solle.

Großherzogliche Hoheit! Bei überwiegend konservativer Gesinnung — natürlich hier im kulturellen Sinne verstanden — bei aller hohen Einschätzung, die ich den aus Deutschlands großer Zeit allerdings zum Teil rein äußerlich festgehaltenen Einrichtungen einer monarchischen Regierung und einer militärischen Durchdringung unseres Volkes entgegenbringe, bei voller Bewertung der vielen Anstrengungen, die durch die großen nationalen Verbände während des Krieges unternommen wurden, unserem Volk ein Verständnis für die großen ihm durch die Geschichte auferlegten Aufgaben beizubringen, bei aller sympathischen Beurteilung wahrhaft demokratischer Bestrebungen muß ausgesprochen werden, daß fast alle diese Richtungen so ungeheuer vom Materialismus angekränkelt, zum Teil überwuchert waren, sich wenigstens rein materialistischen, das Volksinnere zersetzenden Bestrebungen gegenüber gleichgültig verhielten, daß es wirklich kein Wunder war, daß auf die Dauer der Mangel an lebendiger Kraft und sittlicher Hingabe zu Tage treten mußte, und jetzt auch unsere militärischen Erfolge mit hineinzureißen droht.

Großherzogliche Hoheit! Wenn ich das alles in einer Stunde ausführe, wo durch Ihre Hand ein neues System der äußerlichen Verwaltung herbeigeführt worden ist, so tue ich das, um angesichts der Verhältnisse an Eure Großherzogliche Hoheit eine ernste und sehr dringende Bitte zu richten:

Bedenken Eure Großherzogliche Hoheit, daß in all den Parteien, die Sie nach Zertrümmerung des alten monarchischen Systems zur Mitarbeit aufriefen, derselbe Geist materialistischer Orientierung vorherrschend gewesen ist, und daß in ihnen die Männer auf den Schild erhoben wurden, die in diesem Geiste Meister waren, daß insbesondere die ausgesprochenen „demokratischen" und scheinbar volkstümlichen und antikapitalistischen Linksparteien gegen den Kapitalismus und gegen die Autorität nur aufgetreten sind, weil sie selbst nach dem Kapital, nach Reichtum, nach Wohlleben, nach Macht, zum großen Teil unter völliger Preisgabe innerer Werte strebten.

Vorerst sind die Häupter dieser aus der Friedenszeit herübergeschleppten Parteien zur Anteilnahme der Regierung und zur Mitübernahme der Verantwortlichkeit berufen worden.

Bedenken Sie, Großherzogliche Hoheit, dies nicht und leitet Sie nicht ein gesunder und freier Instinkt über diese erste Zeit hinaus dahin, sich Männer vom rechten Geiste von echter volkstümlicher und deutscher Gesinnung auszuwählen, dann werden Sie den Vorwurf auf sich laden, etwas Eingewurzeltes, schlecht Gewordenes, aber immerhin durch die Überlieferung Veredeltes, dem deutschen Volkscharakter Angepaßtes und ursprünglich Werte Schaffendes durch etwas noch viel Schlechteres vom gleichen Geiste Verdorbenes, rein Negatives ersetzt zu haben. Dann ist tatsächlich trotz der großen Umwälzung nichts anderes geschehen, als daß die Figuren der gleichen furchtbaren Tragödie gewechselt wurden. Es kann auch keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Verwaltung unseres Volksganzen durch die ausgesprochenen Vertreter der roten, der goldenen, der schwarzen Internationale unter Ausschluß der Vertreter nationaler Gesinnung nur zur Zerstörung, niemals zum Aufbau der Nation führen kann. Auch der Weg zur „Menschheit" führt über die Nation.

Bedenken Sie, Großherzogliche Hoheit, daß jetzt alles darauf ankommt, mit sicherem Empfinden Männer aus dem Volke zu erwählen, die beseelt von edlem und deutschem Geiste unser Volk über die Gefahren der Gegenwart hinfort bringen. Lassen Sie sich nicht von dem Gedanken hinreißen, nur den äußeren Feinden auszuweichen, und diejenigen bei Seite zu schieben, die den Kampf nach außen scheinbar überspannten, sondern bedenken Sie, daß die tiefste Wurzel alles Unglücks zu Beginn und während des Fortganges des Krieges die seelischen Eigenschaften gewesen sind. Auf diese allein kommt es auch beim Aufbau an.

Mich persönlich erfüllt die Hoffnung, daß meine Bitte nicht auf unfruchtbaren Boden fällt, daß ein Mann von so hoher idealistischer Gesinnung und freiheitlicher Haltung sich von den Verhältnissen nicht wird klein machen lassen: Deutschlands Zukunft beruht nicht auf Theorien und veralteten Parteischematen, sondern auf großen Persönlichkeiten. Diese zu finden nach einer langen Zeit, in welcher jede scharf umrissene Persönlichkeit beiseite gedrückt

worden ist, ist die neue Aufgabe des einem schwergeprüften Volke verantwortlichen Staatsmannes.

Mag Gott Ihnen, Großherzogliche Hoheit, die Kraft geben, in diesem Geiste die richtigen Mitarbeiter zu gewinnen! Sie sind zweifellos vorhanden und werden gewiß selbstlos, vielleicht blutenden Herzens, aber opferbereit an dem Wiederaufbau helfen.

Euer Großherzoglichen Hoheit ganz ergebenster
Dr. Arnold Ruge.

Karlsruhe, den 19. Oktober 1918.

An Seine Exzellenz den Herrn Kriegsminister
Generalleutnant von Scheüch,
Berlin.
Pr. Kriegsministerium.

Eure Exzellenz!

Nachdem ich schon vor Monaten den Entwurf der nachfolgenden Eingabe gemacht habe, halte ich es jetzt für meine dringende Pflicht, Eurer Exzellenz dieselbe ans Herz zu legen.

Die Umstände, welche Deutschland hart an eine bedingungslose Unterwerfung heranbringen, werden mit vollem Recht und zwar von allen Seiten auf einen unerwarteten Zerfall der Seelenstimmung zurückgeführt. Unser Volk ist in den weitesten Schichten hinter und an der Front unter dem Eindrucke schwerwiegender Ereignisse und dauernd wirkender Zustände dem inneren Zusammenbruch nahe gekommen und nimmt heute eine bedauerliche, zum Teil sogar schmachvolle Haltung ein. — Ich habe zu allen Zeiten des Krieges auf die Wichtigkeit hingewiesen, sich an die edlen Instinkte im Volke zu wenden, sie zu pflegen, sie in die Höhe zu bringen, sie gegenüber einer schnell verrauschenden Begeisterung und Entmutigungen in Zeiten der Mißerfolge zu organisieren. Ich bin auch heute der Ansicht, daß ein Wiederaufbau der militärischen Lage, vor allen Dingen aber die unter allen Umständen notwendige Erzeugung einer Stimmung der Entschlossenheit, alles zu tun, um das Schlimmste abzuwenden, nur auf diesem Wege möglich ist. Geschieht allerdings nicht sofort das Notwendige, wird in das bisher aufrecht erhaltene militärische System nicht mit größter Eile diese wichtige Angelegenheit planmäßig eingebaut, haben wir das Äußerste zu erwarten. Es ist m. E. Pflicht der Heeresleitung, selbst unter Preisgabe lieb gewordener Schemata diesen Ausbau ohne Zögern zu beginnen, die Wiedergutmachung schwerster Versäumnisse mit allen Kräften zu betreiben, damit nicht die furchtbar böse Saat dieser Fehler noch üppigere Früchte reife.

Gestatten Eure Exzellenz, daß ich hier Wege vorzeichne, auf denen das geschehen muß. Es ist dies selbst für den Fall unumgänglich, daß eine Einstellung der militärischen Handlungen bereits in Aussicht genommen ist.

I.

Der „Vaterländische Unterricht" darf nicht in Formalitäten der auf den Grundsatz bedingungsloser Unterordnung aufgebauten Militärverfassung hängen bleiben. Ziel desselben muß sein, die Soldaten nach erprobten Grundsätzen planmäßig zu belehren, in ihnen ein wurzelhaftes Verständnis und ein gewisses Maß von Begeisterung zu pflegen. Um dies Ziel zu erreichen, oder sich ihm wenigstens anzunähern, ist Folgendes zu beachten:

1. Schaffung einer übergeordneten selbständig arbeitenden Organisation, die sich diesen neuen Zweig der Kampfbereitschaft zu eigen macht, ihn sorgfältig in und neben dem eingewurzelten militärischen Systeme ausgestaltet, unter Umständen mit Preisgabe sonst wohl — vor allem im Frieden — bewährter Einrichtungen. Eine solche Organisation kann natürlich nur getragen werden von Männern, deren nationales Empfinden und Verständnis für das Leben der Masse außer allem Zweifel steht. Es wäre falsch, anzunehmen, daß eine derartige Sache von beliebigen Journalisten oder gar Volksfremden verwaltet werden könne. Zweifellos werden sich unter den Lehrern der verschiedensten Schulgattungen genügend fähige Köpfe und Herzen finden.

2. Durchführung der Anregungen und Anordnungen dieser Organisation nach einem bestimmten Plane auch über die Köpfe derer hinweg, die in dieser Sache etwas Nebensächliches erblicken. Dazu ist vor allen Dingen notwendig, auf bewährte, in der Volksaufklärung bereits tätige Männer das Augenmerk zu lenken. Ganz zu verwerfen ist die Anschauung, irgend ein beliebiger Offizier könne die Truppenaufklärung lediglich infolge seines militärischen Ranges leisten. Man hat keinem jüngeren oder älteren Offizier den Beruf des Arztes oder des Seelsorgers zugemutet; ebensowenig ist es am Platze, die vaterländische Erziehung in ungeübte Hände zu legen. Ja, es muß geradezu als gefahrbringend bezeichnet werden, wenn ein Leutnant, der kaum die Primareife erlangt hat, im vaterländischen Unterricht Landtagsabgeordneten, Oberamtsrichtern, Universitätsprofessoren, Lehrern und dgl. gegenüber den Besserwisser spielen darf. Das erzeugt die entgegengesetzte Stimmung. — Schon allein durch die Person ist auszudrücken, daß dem vaterländischen Unterrichte die größte Bedeutung zukommt, daß man die besten Kräfte dazu heranzuziehen sich bemühe und nicht eine neue Sache in veraltete Formen zu pressen gedenke.

Die feindlichen Mächte haben bekanntlich den allergrößten Nachdruck auf die Stärkung und Beeinflussung der Volksstimmung gelegt und durch die rein sachliche Bewertung dieser Angelegenheit Ungeheures erlangt. — Der vaterländische Unterricht ist als ein dem Dienstplane der Truppenteile unbedingt zugehöriger

Gegenstand zu betrachten; er muß mehrmals wöchentlich wiederkehren, er darf nicht so nebenbei abgemacht, womöglich in die Stunden geschoben werden, wo der Soldat müde oder aufnahmeunwillig ist.

3. Was die Einzelmomente des vaterländischen Unterrichts und alles, was damit zusammenhängt, anbetrifft, sei Folgendes bemerkt:

a) Der Unterricht hat als Gelegenheit zu gelten, wo der bürgerliche Geist der Soldaten wieder erwachen darf. Deshalb muß in ihm nach Möglichkeit der Ton der Bevormundung fortfallen. Es muß eine gewisse Stimmung, ein Gemeinschaftsgefühl geweckt werden, durch das sich der Einzelne wieder als Mensch und nicht nur als Untergeordneter empfindet. — Sehr wesentlich dafür erscheint die Pflege des vaterländischen Gesanges. Derselbe ist jedoch auf einer gewissen Höhe zu halten und muß unsere allerbesten Volkslieder in das Gedächtnis zurückbringen.

b) Das Gebiet des Unterrichtes muß grundsätzlich die gesamte vaterländische Kunde sein (Geschichte, Erdbeschreibung, Volkswirtschaft, Heimatkunde, Naturkunde, Literatur usw.). Es ist nicht gut, immer über den Krieg zu sprechen und damit dem Unterricht den Stempel von etwas zu stark aktuellem zu geben. Bei dem Mangel an völkischer Erziehung unseres Volkes kommt alles darauf an, daß verhältnismäßig wenig Voraussetzungen gemacht werden; daraus erwächst die Notwendigkeit, gutes Karten- und Anschauungsmaterial und zwar so reichlich wie möglich zu verwenden. Es genügen keineswegs Frontkarten und grobsinnfällige Bilddarstellungen. — Es muß bedacht werden, daß auch schon die Zeitungen, wenn auch nicht immer in der richtigen Weise für Aufklärungen sorgen oder doch wenigstens ein gewisses Maß von Bildung verbreiten. — Der Unterricht muß überall nach erzieherischen Grundsätzen erfolgen. — Besonderer Fürsorge bedürfen die Räumlichkeiten, in denen der Unterricht stattfindet. Ein Unterricht, der sich auf Hausgängen, Kasernenhöfen, Mannschaftsstuben, in geräuschvollen Kantinen abspielt, kann unmöglich gut aufgebaut und achtungserheischend sein. Eine ernsthafte Sache erfordert auch eine würdige äußere Form.

Ich verweise auf den hier angefügten Vortrag (vgl. oben S. 2), in welchem ich gleich zu Beginn der Unterrichtstätigkeit im Heere einiges weiter ausführte, weil ich schon damals von der Überzeugung durchdrungen war, daß das Kriegsministerium mit der Anordnung des vaterländischen Unterrichts eine kaum mehr hinauszuschiebende Ergänzung der militärischen Erziehung in Angriff nahm. Die Ausführungen des Vortrages stützten sich auf lange Erfahrung in der vaterländischen Aufklärung der Zivilbevölkerung.

II.

Wie in allen Angelegenheiten des Lebens, so gilt auch für das hier betretene Gebiet, daß Worte nur wenig nützen, wenn sie nicht Taten begleiten: Der Soldat soll durch Erweckung des Verständnisses für die vaterländischen Erfordernisse, durch

Weitung seines Blickes, zur Pflichterfüllung, zur selbstlosen Hingabe an eine große Sache erzogen werden. Das muß durch das sichere Gefühl gestärkt werden, daß derjenige, der seine Pflicht tut, in besonderem Maße Gegenstand der allgemeinen Achtung und Fürsorge ist. Dieses Gefühl, im Anfang des Krieges überall vorhanden, ist heute verkümmert und ganz zum Schwinden gebracht worden. Man hört tausendfach die Frage, weshalb allein der unter den Waffen stehende Teil der Bevölkerung — und davon auch nur ein gewisser Prozentsatz — die Freiheit, den Verdienst, die Bequemlichkeit, das bürgerliche Ansehen entbehren müsse, während der andere in Üppigkeit und Zuchtlosigkeit hinleben darf. Es muß stimmungsverderbend wirken, daß jeder, der es versteht, sich seinen militärischen Pflichten zu entziehen, in Ansehen steht und Leute, die es von sich weisen, sich zu drücken, geradezu der Verachtung ausgesetzt sind. Die Meinung ist ganz abhanden gekommen, daß derjenige, der nicht den Waffenrock trägt, minderwertiger ist; ungezählte kriegsverwendungsfähige Leute haben bis zur gegenwärtigen Stunde noch nicht gedient, sondern sind beständig reklamiert, in ihren Bezügen aufgebessert und in ihrem Fortkommen gefördert worden, ohne daß einigermaßen glaubhaft gemacht werden konnte, daß sie unabkömmlich sind. Es sind sehr viele Fälle bekannt, wo junge Leute in Berufen belassen wurden, die gänzlich überflüssig, ja zum Teil dem Volksleben schädlich sind, während ältere Leute hinaus mußten. Es könnte über diesen Punkt sehr ausführlich gesprochen und deutlich gemacht werden, daß nach dieser Richtung hin die Kriegsführung auf deutscher Seite einfach versagte, und Zustände und Anschauungen emporgekommen sind, die jeglicher Beschreibung spotten. Ich bitte Eure Exzellenz, sich die Dinge so vor Augen zu halten, wie sie tatsächlich sind:

Der Soldat hat alles preiszugeben, er bekommt für seine Betätigung eine Entschädigung, die weit zurückliegenden Verhältnissen entspricht. Er wird zudem überall in unglaublicher Weise ausgebeutet; dem Drückeberger, dem Kriegsgewinnler, dem halbwüchsigen Burschen, dem jungen Mädchen ohne Vorbildung, das auf der gleichen Schreibstube mit älteren Leuten arbeitet, fließen überreiche Vergütungen zu. Unsere Jugend, die jetzt freudigen Herzens hinausgehen sollte, ist durch das Gehenlassen der Dinge planmäßig verdorben worden. — In keiner Weise wird dafür gesorgt, daß der draußen stehende Mann das Gefühl hat, daß, wenn er einstmals zurückkehrt, jemand dagewesen ist, der ihm seine Stellung freigehalten und sein Geschäft geschützt hat. Im Gegenteil, man sieht, daß unter dem Schutze der staatlichen und militärischen Behörden flutartig die Drückeberger in freigewordene Stellen einströmen. Ich verweise nur auf die Zustände an den Hochschulen. Wie viele Hochschullehrer sind für unabkömmlich erklärt worden, um einen Betrieb aufrecht zu erhalten, der gänzlich überflüssig ist! Es ist laut ausgesprochen worden, daß die Hochschulen, einstmals Ertüchtigungsanstalten für die männliche Jugend, im Kriege zu Tummelplätzen von jungen Mädchen und namentlich

von Juden geworden sind; hier werden Legionen gezüchtet, die den Männern später in den Rücken fallen sollen; diese Zustände haben ihren Ursprung in der Geldgier der beteiligten Kreise, in dem völligen Mangel an staatlichem Empfinden. Inzwischen schreit die Not tausender Familien nach hilfsbereiten Frauen. Auf den Hochschulen sitzen sie herum und beschwören riesenhafte Gefahren herauf. Man errötet, wenn man heute ins Volksleben hineinsieht und wahrnimmt, daß an allem Notwendigen gerüttelt wird, daß die an sich schon bedrängte Bevölkerung des Mittelstandes ihre Kleider hergeben muß, während die Stätten des Überflusses, Kino, Theater, Café, sich der öffentlichen Pflege erfreuen. Bei diesem furchtbaren Zustande erwartet man, daß der Geist des Durchhaltens und der Opferwilligkeit bei denjenigen lebendig bleibt, die zum Waffendienst herangezogen werden. Auch der einfachste Soldat sieht heute den nahen Zusammenbruch deutlich vor Augen, wenn es so weiter geht, wie es bisher gegangen ist. — Sehen Sie sich, Exzellenz, die Sommerfrischen an: Wer sitzt in ihnen herum? Überall mästen sich geradezu die Judenweiber, überall ragen hoch empor die Früchte des Schleichhandels und des Wuchers; kein Mensch ist da, der mit eiserner Faust diesem furchtbaren Treiben an den Leib geht, das im schroffen Gegensatz steht zu dem Gebote der Stunde. Es macht sich eine gewisse Gleichgültigkeit dagegen geltend, ob der Zusammenbruch durch innere Verderbnis und Unfähigkeit oder durch den Ansturm äußere Feinde herbeigeführt wird. Von woher ertönt der Ruf: „Alle Mann an Bord, das Reichsschiff ist in äußerster Gefahr! — Es hat schon mancher seine warnende Stimme erhoben; sie ist verklungen im Tragefühl der Sicherheit; ich habe selber an maßgebender Stelle auf die Notwendigkeit hingewiesen, jeden, Weib und Mann, unter das Gebot der Pflichterfüllung zu stellen. Wie unmöglich ist es unter den bestehenden Verhältnissen, daß gute Stimmen von unten nach oben dringen! Der Geist eiserner Pflichterfüllung muß endlich heraufbeschworen werden, und der Mensch, hoch oder niedrig, Fürst oder Untertan, Offizier oder gemeiner Soldat, müssen in schwerste Strafe genommen werden, wenn auch der geringste Anschein bestehen sollte, daß sie sich diesem Gebote entziehen. —

Der Soldat genießt nicht die nötige Achtung; er muß sich, auch ohne daß irgend ein Anlaß dazu vorläge, vielfach in einer Weise behandeln lassen, die der Tatsache Hohn spricht, daß heute nicht mehr der Rekrut von 18 bis 20 Jahren, sondern das gesamte deutsche Volk unter den Waffen steht. Ein böser Geist der Knechtung und der Streberei ist aufgekommen, den es mit allen Mitteln zu unterdrücken gilt. Das kann nur dadurch geschehen, daß jedem Vorgesetzten immer wieder von neuem eingeschärft wird, daß er mit seinem Rang nur Verpflichtungen und Verantwortungen, aber keinerlei Herrenrechte erworben habe. In besonderem Maße ist diese Mahnung an junge Offiziere zu richten, die durch übermütiges und sogenanntes „schneidiges" Benehmen viel böses Blut verursachen. Auf die Dauer lassen sich eben einfach Zustände, die den natürlichen

und sittlichen Ordnungen der Autorität widersprechen, nicht aufrechterhalten, während dies für eine kurze Zeit wohl möglich ist. Wenn ein junger Leutnant, im Zivilleben Schüler, einen Familienvater und Verwalter eines verantwortlichen Amtes als Untertan behandeln kann, auch ohne daß der Dienst dies erfordert, und sich ihm gesellschaftlich übergeordnet empfinden darf, dann hört eben einfach alles auf und auch die besten Elemente müssen über der Sinnlosigkeit dieser Zustände verzweifeln. Hier zeigt sich, in welch schlimmer Weise es gewirkt hat, daß wir uns nicht gleich von Anfang an auf längere Kriegsdauer abstellten und Reformen einführten, die nunmehr, will man die Stimmung nicht weiter verderben, unumgänglich sind. — Unnötige Härten, zum großen Teil, wie ich annehme, aus Unkenntnis ihrer Wirkungen entsprungen, haben es fertiggebracht, daß die Propaganda der inneren und äußeren Feinde gegen den „Militarismus" von so großem Erfolge gewesen ist, der in der bekannten Kundgebung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg vom 2. September zu einem Notschrei wurde und jetzt die Widerstandskraft zu brechen droht.

Es ist meine Überzeugung, daß solche Zustände überhaupt nicht zum Bewußtsein der obersten Stellen kommen: trotz völlig veränderter Verhältnisse ist noch kein Weg geschaffen worden, der von der Masse der Heerespflichtigen unmittelbar und schnell zur Heeresleitung führt. Ich halte es für unbedingt notwendig, daß dem so schnell wie möglich abgeholfen wird und mache dazu folgende Vorschläge: Es sollten Vertrauensleute des Kriegsministeriums über das gesamte Heer verteilt werden; dieselben dürften einerseits nur dem Kriegsminister unterstellt sein und müßten andererseits das Ohr der Mannschaften haben. Solche in keinem Untergebenenverhältnis stehende Vertrauensleute müßten ständig die Truppenteile bereisen und in getreuen Berichten die Heeresleitung über die wahre Stimmung und über etwa notwendige Einrichtungen auf dem laufenden erhalten. Damit würde gewiß dem üblichen Meldewesen widersprochen und etwas „Demokratisches" in die Heeresverwaltung gebracht, aber so, daß Demokratie und Zucht auf das beste vereint wären. Vor allen Dingen würden gewisse Unterschiede gemildert, jedermann sich beständig als Objekt der Fürsorge, aber auch der Kontrolle seitens der verantwortlichen Stellen fühlen. Planmäßig ausgebaut, könnte eine derartige Neuerung eine gute Ergänzung der bewährten Grundlage unserer Einrichtungen sein.

III.

Es würde diesen Ausführungen sehr Wesentliches fehlen, wenn nicht noch die Aufmerksamkeit auf einen dritten Punkt gelenkt würde. Überall wirkt das Beispiel am meisten, und die Fehler des Vorgesetzten erscheinen stets in vergrößertem Maßstabe. Ich scheue mich nicht, gerade diesen Punkt scharf zu unterstreichen: Vor allem der Offizier hat dem Gebote der Pflichterfüllung und der soliden, den Zeitverhältnissen entsprechenden Lebensführung in erster Linie

Rechnung zu tragen. Ein Offizier, der seine Pflicht tut, verbreitet unwillkürlich eine gesunde Atmosphäre, ein Offizier dagegen, der sich „patent kleidet", unregelmäßig zum Dienst kommt, oft, auch in Zeiten der Bahnsperre, auf Urlaub fährt, scheinbar tun und lassen kann, was er will, üppig lebt, seine Untergebenen zu Hamsterdiensten verwendet, wirkt geradezu verseuchend. Vornehmlich den jüngeren Offizieren sollte immer von neuem eingeprägt werden, daß sie leuchtende Beispiele von schlichter Lebensführung und Enthaltsamkeit abzugeben haben. Es ist deshalb sehr bedenklich, solche jungen Leute für ihre Dienste über die Maßen zu entlohnen und sie weit über die Mannschaften zu erheben. Hier ist eine vergiftende Quelle des Zornes und des Hasses. Verspürte der einfache Soldat stets von oben her den Geist der Selbstlosigkeit, dann würde mehr Ergebenheit in ein gemeinschaftlich zu ertragendes Geschick vorhanden sein. Die Fälle sind zahlreich, in denen die Stellung als Offizier ausgenutzt wurde, um sich Vorteile zu verschaffen; sie werden dann immer gleich übertrieben und in aufreizender Weise ausgebeutet. Niemand hat die Möglichkeit, sie an höherer Stelle sachlich darzulegen, ohne sich den härtesten Bedrückungen auszusetzen, weil die Vorschriften über militärische Meldungen völlig unzeitgemäß sind. Ich möchte hier zwei Fälle anführen, die mir selbst bekanntgeworden sind:

a) In einem Dorfe ist der Wirt „Zum Ochsen" Feldwebel einer Genesenden-Kompagnie. Das ganze Dorf muß aus dem häufigen Heimaturlaub des Feldwebels, aus dem Erscheinen von Offiziersburschen und der Frau Oberleutnant schließen, daß er Lebensmittelbeschaffer seines Kompagnieführers ist. Kistenweise werden die Sachen als Militärgut fortgeschleppt.

b) In einer Kompagnie von meist älteren Leuten ist Kompagnieführer (Vater der Kompagnie) ein Leutnant von 22 Jahren, von dem jedermann weiß, daß er infolge von Ausschweifungen geschlechtskrank ist.

Es würde vieles zur Hebung der allgemeinen Stimmung beitragen, wenn solche Fälle rücksichtslos gemeldet würden und energisches Eingreifen zur Folge hätten. Dem würde unser Volk gutes Verständnis entgegenbringen.

Der „Vaterländische Unterricht" an sich betrachtet, muß bei richtigem Ausbau eine segensreiche Wirkung haben. Seine Aufgabe ist groß und erhaben und umso schwieriger, weil das religiöse Empfinden unseres Volkes zersetzt ist und mit aller Kraft die niedrigen Instinkte während des Krieges in die Höhe gezüchtet worden sind. Seine Wirkung ist aber durchaus abhängig von der sorgfältigen Beachtung der beiden anderen hier angeführten Punkte. — An Entschlossenheit, die großen uns auferlegten Lasten gemeinsam zu tragen, fehlt es durchaus nicht, es muß nur alles getan werden, was diese Entschlossenheit stärkt und befestigt.

Es sind schwerwiegende Dinge, die ich Eurer Exzellenz ans Herz lege. Ich rede dabei zu Ihnen als Mann und Deutscher, dem die ganze große Gefahr vor Augen steht, als akademischer Lehrer, dem um Deutschlands Jugend furchtbar bange ist, wenn aus dem Kriege, neben Schuldenlasten, nur Unzufriedenheit, Verzweiflung und Rachsucht heimgebracht werden sollten. Mich erfüllt die Hoffnung, daß eine Rettung unseres Volkes bei Aufbietung aller Mittel und aller guten Kräfte noch möglich ist. —

Ich verfolge mit diesem Schreiben keine anderen Absichten, als Eure Exzellenz unvermittelt auf Wege hinzuweisen, die mir vorgeschrieben zu sein scheinen. Insbesondere gebe ich keiner individuellen Stimmung, sondern einer Beurteilung der Verhältnisse Ausdruck. Es ist dies eine persönliche Darlegung, für die ich mich auf meine Stellung im bürgerlichen Leben berufe, kein militärischer Bericht. Ich vertraue fest darauf, daß meine Ausführungen nicht anders gedeutet werden.

Euer Exzellenz ganz ergebener
Dr. Arnold Ruge[1]).

Karlsruhe, den 2. November 1918.

An Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin Luise von Baden
Karlsruhe.

Königliche Hoheit!
Allerdurchlauchtigste Frau Großherzogin!

In einer Stunde, wo das Dasein unseres gesamten Volkes und all seiner in langer Geschichte eroberten Güter auf dem Spiele stehen, ist es gewiß Pflicht, rückhaltlos alle Mittel anzuwenden, die noch vor dem Sturz in den Abgrund retten könnten.

[1]) Die Eingabe an den noch kürzlich im Amte stehenden Kriegsminister recht weiten Kreise zur Kenntnis zu bringen, ist mir in einer Zeit, wo wir nach führenden Männern Umschau halten, geradezu ein Herzensbedürfnis. Was hätte für Segen gestiftet werden können, wenn man die gut arbeitende Heeresmaschine dazu benutzt hätte, um einige in der Eingabe gemachte Anregungen durchzuführen! Wir hätten auch Soldatenräte (vgl. S. 18), aber keine Auflöser, sondern Aufbauer und Hüter des Volksheiligtums. Unser Heer hätte, sich fest in sorgender Hand wissend, vielleicht doch noch irgendwo standgehalten und einen Frieden der Ehre heimgebracht. Wochenlang vor dem Zusammenbruch ist das Kriegsministerium auf die Wurzeln berechtigten Unmutes aufmerksam gemacht worden. Wenig hätte genügt, um dem Unheil vorzubeugen. — Die Eingabe wurde von mir als einfachem Soldaten unmittelbar an das Kriegsministerium geschickt, obwohl ich wußte, daß ich mich dadurch strafbar machte. Aber es war bitter not, daß etwas geschah, das war mir klar vor Augen. Sie blieb trotz wiederholter Anfrage unbeantwortet und wird wohl bei der allgemeinen Ratlosigkeit mit untergegangen sein.

Ich darf mich, wenn ich mich über alle Schranken hinweg unmittelbar an Eure Königliche Hoheit wende, außer auf das Gebot der Not auch darauf berufen, daß Eure Königliche Hoheit mehrfach von meinen, namentlich im Rahmen der programmatischen Erklärungen des „Bundes für deutsche Familie und Volkskraft“[1]) vorgebrachten Anschauungen huldvollst Kenntnis zu nehmen geruhten und Ihr landesmütterliches Herz gerade auch den Mißständen zuwandten, die auch von mir als zerstörend und zersetzend erkannt wurden.

Ich berufe mich aber auch darauf, daß Eure Königliche Hoheit einer der wenigen Zeugen sind, die die Zeiten des Leidens und des Erstarkens unseres Volkes unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. unter persönlichster Anteilnahme miterlebten. Auf Eurer Königlichen Hoheit als der hohen und einflußreichsten nächsten Verwandten Seiner Majestät des Kaisers und als einer Fürstin, die von Ehrfurcht und Liebe des eigenen Landes auf allen Wegen begleitet wird, liegt heute trotz des hohen Alters eine Mitverantwortung für gewisse Geschehnisse, wie vielleicht auf sonst niemandem im Deutschen Reiche. Ich nehme diese Mitverantwortung durch die ergebene Bitte in Anspruch, Seiner Majestät dem Kaiser das Nachfolgende zu Gehör zu bringen. — Mich bestimmt dabei ausschließlich die ernste und quälende Sorge um unser Volk und die Gewißheit, daß Seine Majestät der Kaiser gegenwärtig vielleicht gar nicht die besten Stimmen seines Volkes zu hören vermag, sondern von Geistern, die er berief, zu Entschlüssen getrieben werden soll, die für ihn selbst, für alle Träger wahrer Verantwortlichkeit und für das ganze Volk unheilvoll sind.

I.

Der Gedanke der Abdankung Seiner Majestät des Kaisers auf Betreiben der äußeren, vornehmlich aber der inneren Feinde Deutschlands ist nicht nur ein völlig sinnloser, sondern ein die Interessen des Reiches im höchsten Maße schädigender und den wirklichen Willen des Volkes verachtender.

Es liegt für jeden vernünftigen Menschen auf der Hand, daß allein durch Zerstören niemals ein Aufbau geschehen kann. Die Abdankung des Kaisers würde einen fortgesetzten inneren Zerstörungsprozeß nicht etwa beendigen, sondern nur ein Moment in der allgemeinen Zersetzung bilden und zu weiteren rein negativen Umwälzungen anreizen.

Seine Majestät der Kaiser haben in den bisherigen Verfassungsänderungen und Entlassungen hochgestellter Persönlichkeiten deutlich zum Ausdruck gebracht, daß er den Wünschen des „Volkes“ weit entgegenzukommen entschlossen ist, und daß er freimütig genug ist, selbst zu bekennen, daß die Wege der Regierung zum

[1]) Der „Bund für deutsche Familie und Volkskraft“ (Karlsruhe, Baden) ist bestrebt, das Denken auf den hohen Wert des Familienlebens hinzulenken. Die deutsche Familie war infolge der rein materialistischen Denkweise vor dem Kriege hart bedroht und ist gegenwärtig fast zertrümmert. Der Bund sieht in dem Familienleben den Hort gesunder Empfindung und wurzelhafter Weltanschauung, die Stätte, an welcher Gemeinschaftssinn und Ehrfurcht erwachsen.

Teil falsch und gefahrvoll gewesen sind. Die Nachgiebigkeit Seiner Majestät des Kaisers ist aber in jeder Beziehung gemißbraucht worden, indem ihm eine Regierung von Männern aufgedrängt worden ist, die zum Teil nicht das geringste nationale Empfinden und gar keine Ehrfurcht für die Vergangenheit mitbringen, ferner aber auch in gar keiner Weise für sich den Anspruch erheben können, das „Volk" zu vertreten. Es ist tatsächlich gar nicht zu einer „Demokratisierung", sondern zu einer Radikalisierung der staatlichen Angelegenheiten gekommen und unter den „neuen" Männern hat sich niemand gefunden, der dieser „Radikalisierung" Einhalt geboten hätte. Wird heute Seine Majestät der Kaiser zu dem Entschlusse gebracht, seiner Krone zu entsagen, so tut er das unter dem Einfluß von Männern, die in gar keiner Weise vom „Volke" legitimiert sind und begiebt sich damit seiner heiligsten Pflicht vor Gott, dem Niederreißen aller Werte durch seine Person Widerstand zu leisten.

Anzunehmen, die heute an der Spitze der Mehrheitsparteien stehenden Männer seien die Vertreter des Volkes, käme der ungerechten Behauptung gleich, unser Volk sei trotz der Leiden des Krieges in einer so erbärmlichen Unreife stecken geblieben, daß es dieselben Männer wählen würde, die vor dem Kriege unter ganz anderen Bedingungen sich durchsetzen konnten. Tatsache bleibt, daß ein großer Teil des Volkes, und zwar auch Männer und Frauen, die viele Maßnahmen der alten Regierung aufs schärfste verurteilten, in der neuen Regierung keine wahrhaft demokratische Änderung wahrnehmen können und überdies der Meinung sind, daß dem modernen Geiste der Radikalisierung genügend Rechnung getragen wurde. Da alle diese Kreise nicht in den Reichstagsmehrheiten vertreten sind und auch nicht in die Nähe des Kaisers gelangen, so ist zu befürchten, daß Seine Majestät der Kaiser bei den folgenreichsten Entscheidungen deren Stimmen überhaupt nicht zu hören bekommt. Diese Stimmen würden Höchstdenselben zweifellos ermutigen, nachdem er die Demütigung des Eingeständnisses gemachter Fehler hat über sich ergehen lassen, nunmehr mit frischer Kraft die Rettung des Volkes in die Hand zu nehmen.

Diese Stimme des eigentlichen, an den Überlieferungen sich haltenden, durch Bildung und Einsicht und durch ungeheure Opfer alle Schichten des Volkes weit überragenden Teiles des deutschen Volkes muß Seiner Majestät dem Kaiser zu Gehör gebracht werden. Sie muß ihn anfeuern, das Ruder fest zu fassen und Steuerleute heranzuholen, die den Kurs recht halten, und Leute abzuschütteln, die unter allen Umständen, komme der Frieden oder nicht, das Volk zum Nihilismus, zur völligen Demoralisierung und zum blutigen Umsturz der Verhältnisse treiben. Es ist jetzt alles daran gelegen, daß die Stimme der Mäßigung so schnell wie möglich durchdringt und nicht allein das Geschrei derer durchdringt, die stets nur negiert, ihr Vaterland preisgegeben und sich gleichgültig gegen nationale, religiöse und menschliche Werte verhalten haben. Dringt diese Stimme jetzt nicht durch, dann erscheint es unabwendbar, daß nicht nur das Rachegeschrei des Pöbels

Fürstenblut fordert, sondern daß bald alles mit Füßen getreten wird, was in deutscher Ehrenhaftigkeit und Treue an der Gesundung der Verhältnisse beizutragen berufen sein sollte.

II.

Es gibt einen Weg, auf dem Seine Majestät der Kaiser jetzt das Volk an sich ziehen und damit neue Entschlossenheit und Ergebenheit hervorrufen könnte. Dieser eine Weg ist ein unmittelbares Herantreten des Kaisers an das gesamte Volk, nicht nur an die wenigen Parteihäupter. Damit müßte Seine Majestät der Kaiser kraftvoll den ihn umklammernden Ring sprengen und eine Tat tun, wie sie noch nicht dagewesen und dafür eine Form wählen, die erstaunlich und überraschend ist:

1. Nachdem Seine Majestät der Kaiser den Willen bestätigt haben, dem Volke weitgehende Anteilnahme an den Regierungsgeschäften einzuräumen und damit auf Kronrechte verzichtete, die bisher unantastbar waren, kann er mit reinstem Gewissen in einem „Aufruf an das deutsche Volk" zur treuen und gemeinsamen Arbeit bei der Abwehr der äußeren und inneren Feinde auffordern.

2. In diesem Aufrufe müßte dem festen Entschlusse Ausdruck verliehen werden, künftighin alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig zur Anteilnahme an den Machtbefugnissen heranzuziehen und das Versprechen gegeben werden, sobald wie möglich dem Volke Gelegenheit zu geben, seine wahre Vertretung zu bestimmen.

3. Die Hauptquelle tiefgehender Verbitterung sind Mißstände im Heer. Es müßte in dem Aufrufe eine allgemeine Reinigung und eine weitgehende Demokratisierung des Heeres, die Umbildung in ein wirkliches Volksheer verfügt werden. Ich habe in einer hier angefügten Eingabe an den Herrn Kriegsminister[1]) einer solchen Demokratisierung das Wort geredet. Gelänge es, bei voller Aufrechterhaltung der Disziplin jeden Ton der Knechtung aus dem Heere zu entfernen, dann würde zweifellos der Wille erstarken, drohende Gefahren mit Einsatz der gesamten Kraft abzuwenden.

4. Sollten Seine Majestät der Kaiser wirklich der Anschauung sein, daß sein Verzicht auf die Krone irgendwelchen Nutzen stiften könne, dann darf ein solcher Gedanke erst in Erwägung gezogen werden in einem Zeitpunkt, wo die Verhältnisse in feste Formen gebracht sind. Gegenwärtig darf und kann der Kaiser nicht weichen: er muß das deutsche Volk aus dem Unglück heraus erst in sichere Bahnen führen. Es ist viel getan, wenn Seine Majestät der Kaiser in dem Aufruf an das Volk seine Entschließung dahin kundtut, der Krone zu entsagen für den Fall, daß dies der unerschütterliche und unzweifelhafte Wunsch des Volkes sein sollte. Die Feststellung dieses Willens

[1]) Vgl. oben S. 13.

ist aber erst möglich, wenn eine Abstimmung im ganzen Volke durchzuführen ist. Die voreilige Herbeiführung eines solchen Entschlußes durch zufällige und augenblickliche Machthaber wäre der Ausdruck der Verachtung gegenüber dem gesamten unter den Waffen stehenden Teile des deutschen Volkes.

5. Ein „Aufruf an das deutsche Volk", wie er jetzt von Millionen erwartet wird, mit Bekundung aller durch den Willen Seiner Majestät des Kaisers herbeigeführten Verfassungsänderungen müßte in schlagenden Sätzen, kurz, eindringlich, warm, väterlich und kameradschaftlich abgefaßt sein. Er kann infolge der wahnsinnigen Überschüttung des deutschen Volkes mit bedrucktem Papier eine Wirkung nur haben, wenn er in außergewöhnlicher Form erscheint. Das könnte folgendermaßen geschehen:

Alle deutschen Zeitungen stellen zwei Tage ihr Erscheinen ein. Am dritten Tage bringen sie nur den Aufruf in großen schwarzen Lettern.

Am gleichen Tage läuten ununterbrochen die Glocken durch das ganze Deutsche Reich, und in allen Kirchen wird für eine Errettung aus tiefster Not gebetet und das Gelübde der Treue erneuert.

Königliche Hoheit, Allerdurchlauchtigste Frau Großherzogin! Die Zeit ist so bitter ernst, daß kein Weg der Hilfe unbeschritten gelassen werden darf. Geht die Radikalisierung auch nur noch wenige Tage so weiter wie bisher, dann muß der Zeitpunkt furchtbarster Überspannung überschnell eintreten. Es ist dringend Not, daß endlich die Stimme der Besonnenheit zur Geltung kommt.

Ich trage Eurer Königlichen Hoheit die Bitte, bei Seiner Majestät dem Kaiser dieser Stimme Gehör zu verschaffen, in keinerlei Partei Auftrage vor, aber es ist mir aus dem täglichen Umgange mit Männern der allerverschiedensten Richtungen zur völligen Gewißheit geworden, welche entsetzlichen Befürchtungen berechtigt sind, wenn nicht bald etwas Großes geschieht und eine Einheit geschaffen wird, die geboren ist aus dem Leiden und die sich gefestigt hat in der Stunde furchtbarster Bedrohung. Alles ist daran gelegen, daß das so schnell und so klug wie möglich geschieht.

Ich selbst werde mich nicht scheuen, falls mir dazu Gelegenheit geboten wird, auch persönlich diese Anschauungen zum Vortrag zu bringen. Mag Gott denselben durch Eure Königliche Hoheit den Weg bahnen und die Kraft verleihen, sich noch zu rechter Zeit durchzusetzen. Wenige Schritte noch vorwärts auf der betretenen Bahn des Radikalismus, und alle Zukunftshoffnungen des deutschen Volkes müssen auf immer begraben werden. Es ist die allerhöchste Not!

Eurer Königlichen Hoheit untertänigst ergebener
Dr. Arnold Ruge.

Es ist auch heute noch meine Anschauung, daß der Kaiser unter keinen Umständen hätte gehen dürfen. Er mußte auf seinem Platze ausharren und versuchen, die Welle des Bolschewismus an sich vorbeizuleiten. So, wie die Dinge vor sich gegangen sind, ist das deutsche Kaisertum im tiefster Schmach zusammengebrochen. Der Überlieferung untreu haben die Hohenzollern kampflos das Feld vor einer kleinen Bande organisierter Zerstörer geräumt. Der Anfang ist nicht das Ende gewesen. Mit der ganzen Wucht der Wortbrüchigkeit, die ansichtige Leute vorausahen, sind Deutschlands Feinde bis ans Herz des deutschen Volkes gedrungen, und niemand ist da, der ihnen Halt gebieten könnte. Mit der Ehre ist alles verlorengegangen.

Germanias Klagelied.

Aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Von Johann Rist[1]).

Was soll ich armes Reich, was soll ich endlich machen,
Nun mir genommen ist mein Freuen, Lust und Lachen?
Kaum bin ich mehr bei Sinnen
In dieser langen Not.
Was soll ich doch beginnen?
Nur wünsch' ich mir den Tod.

Die Kinder, so ich selbst erzeuget, sind die Schlangen,
Die ihre Mutter sich zu würgen unterfangen,
Die haben mich zerbissen,
Daß fast mein ganzer Leib
In Stücklein ist zerrissen.
O weh, ich armes Weib!

Mein ganzer Leib ist wund, es gehen mir die Schmerzen,
Die ich so manches Jahr erduldet, so zu Herzen,
Daß ich kaum kann erheben
Die schwache Stimm' und Wort.
Bald muß auch dies mein Leben,
Das kaum noch halb ist, fort.

Bis hierher hab' ich noch viel lieber wollen schweigen,
Als Ungeduld im Kreuz und bittern Stand zu zeigen.
Nun will ich lassen fließen
Die Bächlein ohne Zahl,
Und mit Geschrei ergießen
Die Tränen allzumal.

Kann ich denn gleich mein Ziel durch Heulen nicht erreichen,
Kann meiner Zähren Flut die Feinde nicht erweichen,
Muß ich noch ferner tragen
Die Not, so schrei ich fort,
Bis daß mein stetig Klagen
Kund werd' an allem Ort.

Hör', Himmel, Luft und Meer! Hör', o du Kloß der Erden,
Wie jämmerlich durch mich ich muß zerrissen werden,
Weil alles ist erfüllet
Mit lauter Zank und Krieg,
Der niemals wird gestillet
Durch so viel Blut und Sieg!

Ach, Lieb und Treu ist hin, die Gottesfurcht erkaltet,
Der Glaub ist abgetan, Beständigkeit veraltet.
Das deutsche Blut bedünget
So manches schöne Land,
Mein eignes Volk bezwinget
Sich selbst mit eigner Hand.

Die Wälder, Berg und Tal, da man sonst Kräuter mähet,
Sind nunmehr, o der Not!, mit Knochen übersäet,
Mit lauter Menschenbeinen
Viel weißer als der Schnee.
Ach, sollt' ich noch nicht weinen,
Wenn ich den Jammer seh'?

Es ist um mich geschehn, ich Arme bin geschändet
Von so viel Feinden, die sich zu mir hergewendet.
Wie kann ich doch genesen,
Ich armes Jungfräulein?
Jungfräulein zwar gewesen:
Nun werd' ich's nimmer sein.

Es zerren mich zu viel die großen Potentaten,
Hispanier, Türk', Franzos', auch Goten u. Kroaten,
Die alle mich zu zwingen
Sind kommen in mein Land.
Nun hör' ich sie noch singen
Ein Liedlein mir zur Schand'.

O Not, o große Not! Wer wird mich endlich schützen?
Wer soll mein edles Reich in Frieden noch besitzen?
Das kann ich zwar nicht wissen,
Das, weiß ich, ist geschehn,
Daß ich mich selbst beflissen
Durch Zwietracht zu vergehn.

Wer deutsch und redlich ist, wer deutschen Namen führet,
Und dem Barmherzigkeit die treue Seele rühret,
Der lasse sich erbarmen
Die übergroße Pein,
Das Unglück, so mich Armen
Läßt niemals fröhlich sein.

Es wird ja Gnad' und Gunst durch Tränen aufgeschlossen,
Durch Tränen, die ein Herz voll Reue ausgegossen.
So helft mir alle schreien
Zu unserm Gott allein,
Der wolle ja mit Treuen
Zuletzt mein Helfer sein.

Wenn mich die Not ergreift, so seid auch ihr getroffen,
Die ihr auf meinen Tod von langer Zeit tut hoffen.
O lasset ab zu lachen!
Es weiß noch keiner nicht,
Was Gott mit ihm will machen,
Wenn nun sein Glas zerbricht.

Wird mich mein Gott zuletzt in alte Freiheit setzen
Und nach so mancher Not in neuer Freud' ergötzen,
So will ich ihn versühnen
Mit Dank zu aller Frist
Und meinem Nächsten dienen,
So viel mir möglich ist.

---

[1]) Mitgeteilt von Adolf Bartels.

Was nun?

Die deutsche Revolution vom 8. November und die Annahme der geradezu furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen unserer Gegner werden ja inzwischen auch weiteren Kreisen die Augen darüber geöffnet haben, wie groß die von uns Deutschvölkischen empfundene Not war. Ein vollständigerer Zusammenbruch als der jetzt erfolgte läßt sich nicht denken. Einstweilen hat nun die deutsche Sozialdemokratie das große Werk der Erneuerung übernommen — wir Deutschvölkischen halten sie nicht für berufen, da sie weder von dem deutschen noch von dem christlichen Geiste erfüllt ist, der nach unserer Überzeugung allein das Heil bringen kann, aber wir sind zur Zeit machtlos und müssen ihre Herrschaft dulden, und wir sind auch dankbar für das, was etwa noch gerettet oder in Gutes umgeschaffen wird, scheint doch der Abgrund für unser Reich ganz nahe. Den Mut zum Leben und das Vertrauen auf Gott haben wir trotz des schrecklichen Schicksals, das über uns hereingebrochen ist, nicht verloren, wir wollen nun erst recht arbeiten, arbeiten vor allem an der Gesundung unseres seelischen und geistigen Lebens, an der deutschen Gesittung und Kultur, die uns näher liegen als das wirtschaftliche und das politische Leben, wollen aber auch kämpfen, wo es notwendig ist, furchtlos und treu unseren Idealen, an die der internationale demokratische Haß garnicht heranreicht, die uns, wenn es sein muß, auch freudig sterben lassen werden. Nach wie vor sagen wir mit Fichte: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend“ und mit Richard Wagner: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun! Aus dieser Gesinnung heraus wird, nachdem jetzt der Liberalismus doch wohl für immer abgetan ist, das neue Deutschland geboren werden, in dem alle alten guten deutschen Geister weiterleben und neue gute deutsche Geister erstehen werden. Revolutionen und Gegenrevolutionen bedeuten für das auf germanischer Rasse ruhende echte deutsche Volkstum, das mehr ist als das Deutsche Reich, zuletzt nichts, es kann sich gar nicht untreu werden.

Mit diesen Sätzen schließt Adolf Bartels seinen bei Albert Falkenroth in Bonn a. Rh. erschienenen Vortrag „Die deutsche Not“ (40 Seiten, Preis 1 M.). Weite Aufmerksamkeit hatte seinerzeit schon sein 1913 zu Berlin gehaltener Vortrag, „Der deutsche Verfall“, der in dem Satze „Man zieht uns das Mark aus den Knochen und stiehlt uns die Seele“ gipfelt, gefunden, und wer seine damaligen Ausführungen gelesen, wird zugestehen müssen, daß er mit seiner Beurteilung des deutschen Volkes und seiner Zustände recht behalten hat. In diesem Vortrage stellt Adolf Bartels die wirtschaftlichen, politischen, geistigen und seelischen Zustände dar, die zum gegenwärtigen Zusammenbruche Deutschlands führen mußten. Er ist einer der wenigen Deutschen, die immer den richtigen Instinkt hatten und auch Mittel und Wege zur rechtzeitigen Erneuerung aufwiesen — aber man hat nicht auf ihn gehört.

Gleichſam die Fortſetzung dieſes Vortrags bildet die Laienpredigt „Deutſch ſein iſt alles“, die Adolf Bartels im Sisverlag in Zeitz erſcheinen ließ (36 Seiten, Preis 60 Pf.). Sie zeigt, was das deutſche Volkstum iſt, und daß nur in ſeinem Geiſte der Weg zur Rettung aus der gegenwärtigen Not zu finden ſein dürfte. Nie iſt der ganze Jammer der deutſchen Geſchichte ergreifender zum Ausdruck gekommen, nie aber auch das unbeirrbare Vertrauen auf die trotz allem zukunftsſichere deutſche Weſensart.

Nun iſt, noch ehe wir Gelegenheit hatten, auf dieſe beiden Schriften hinzuweiſen, im ſelben Verlage bereits eine dritte Schrift von Adolf Bartels erſchienen: Was nun? Gedanken über Deutſchlands nächſte Zukunft (60 Seiten, Preis 90 Pf.), die, aus echtem geſchichtlichen Sinn heraus geſchrieben, Tauſenden von verwirrten und ängſtlichen Deutſchen eine klare Antwort auf die Frage nach dem, was kommen wird und kommen muß, geben will.

Endlich ſei noch auf ein Büchlein hingewieſen, das eben im Verlage von Theodor Weicher in Leipzig erſchienen iſt: Alldeutſchtum und deutſche Kultur, eine Schickſalsfrage des deutſchen Volkes von Walter Colsmann (48 Seiten, Preis 1,20). Es iſt die beſte Schrift zur Rechtfertigung des alldeutſchen Gedankens, zugleich ein Überblick, wie die alldeutſche Bewegung ſich einordnet in unſere Entwicklung von früheſten Tagen an, und was ſie weltgeſchichtlich, ja kosmiſch geſehen, bedeutet. Man beachte wohl All-Deutſchtum. Das heißt nicht eine mechaniſche Zuſammenfaſſung aller Deutſchen auf der Erde; es bedeutet unendlich Tieferes und Umfaſſenderes. Es bedeutet die Erfaſſung der kosmiſch-göttlichen Idee, die wir mit „deutſch“ bezeichnen. Und die Entfaltung dieſer Idee, ihre Darſtellung in reinſter Form und Kraft, in letztem Gehalt und Adel, dazu ihre politiſche Sicherung und Fundamentierung, — — das iſt wohl das, wenn auch durchaus nicht überall erkannte, doch höchſte Ziel des Alldeutſchtums.

Man weiß, daß auch heute noch in weit verbreiteter Preſſe und weiten, lauten Kreiſen es heißt, ſchärfer heißt als je: Die Alldeutſchen ſind ſchuld, ſchuld an dieſer Niederlage, ſchuld vor allem auch an dieſen erwürgenden Bedingungen.

Nun ja, man kennt das Lied und könnte lächeln darüber, wenn es nicht ſo unſagbar töricht und traurig und da, wo es ſich um bewußte Ablenkung und Irreführung handelt, ſo unſagbar erbärmlich und niederträchtig wäre.

Laſſe ſich niemand dieſe vier Schriften entgehen — es ſtecken die Gedanken darin, die wir jetzt brauchen! Gerhard Krügel.

Gebt deutsche Vornamen!

Ein Wort über unsere Rufnamen.

Manche Zeitungen bringen gelegentlich Geburtsanzeigen mit einem Hinweis auf den künftigen Namen der Kinder. Da lesen wir oft Namen wie Margot, Mary, Jenny, Henriette, Lotte, Harry, Henry, Patrick u. a. Sind solche Rufnamen heute noch am Platze? Freilich, diese Namen sind im Gebrauch, sie sind „modern", ob sie schön sind, ist lediglich Geschmacksache. Aber jedenfalls sind sie alles andere als deutsch, und das sollte ausschlaggebend sein. Und dabei haben wir eine solche Fülle von wohlklingenden inhaltsvollen Rufnamen wie kaum ein anderes Volk der Gegenwart. Aus alten Urkunden des achten und neunten Jahrhunderts nach Chr. sind uns Tausende von deutschen Namen überliefert, zwei- und dreisilbige, unter hundert kommen vielleicht vier gleiche vor, ein Zeichen für die Reichhaltigkeit der Namenwörter. Für die alten Deutschen war Namengebung gleichbedeutend mit Namenschöpfung, und dies war ihnen stets ein besonders feierlicher Augenblick. Sie wählten die Namen aus bestimmten Gebieten und legten damit ihren Kindern sozusagen einen besonderen Wunsch, eine gute Eigenschaft, in die Wiege. Nicht plan- und sinnlos verteilten sie die Namen, sondern der Name „verkörperte" stets etwas Hohes und Heiliges. Gottesdienst und Götterglaube, Krieg, Recht und Gericht, damit hing jeder deutsche Name zusammen. Außerdem bezogen sich die Wörter oft auf die freie Abkunft, auf den Grundbesitz der Germanen. Mit besonderer Vorliebe gaben sie ihren Kindern Namen, die aus den Silben ihres eigenen Namens zusammengesetzt waren. Eduard Schröder-Göttingen, der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der deutschen Personennamen, gibt dafür folgendes Beispiel. Hatte der Vater den Namen „Hildibrand" und hieß die Mutter „Gertrud", so ließen sich folgende fünf männliche Namen bilden: Hildiger, Trutbrand, Trutger, Brantger, Gerbrand, ebenso fünf weibliche: Gerhild, Hilditrud, Truthild, Brandhild, Brandtrud. Die Schreibungen wechseln. Von diesen altdeutschen Namen treffen wir manche heute in Abkürzungen wieder, z. B. Hilger, Gerbrand, Hildger, Hilde u. ä. Die Bestandteile und Bedeutungen dieser zehn Namen sind folgende: Im Althochdeutschen ist hildi = Kampf, trud = Kraft (weibl.), brand = Schwert, ger = Speer (männl.). Das Bildungsgesetz ist leicht ersichtlich. — Neben diesen vier altdeutschen Wörtern, die also dem Gebiete des Kampfes entnommen sind, waren folgende Silben bei den Germanen zur Namengebung sehr beliebt. Sie sollten daher auch heute wieder ganz zu Ehren kommen. Namenwahl sei auch uns Namenschöpfung! Der Begriff Krieg, Kampf, Sieg, Ruhm kehrt wieder in den Wörtern: gund, wig, ernst, sig, mar, lut = berühmt, bert = glänzend, her, kamp, karl = kerl, agin, egin = Schwert, gar, ort = Spitze, rand = Schild, helm, brun = harnisch, horn u. a. Von diesen Bildungswörtern stammen also unsere gut-deutschen Namen: Gunther, (aber mit dem Bildungs-h, sonst entstellt), Herwig, Gerbert, Ortwig, Herbert, Gerort, Gero, Ludwig, Ludger. Andere lassen sich leicht bilden. Die Begriffe von Kühnheit und Stärke liegen in den Wörtern: mag = Kraft, nid = Zorn, willi, wil, bald, bold, beld, kuon, naud = kühn, hart, hard = ert = stark, war, wer = Wehr. Auch hier spielt die Schreibart keine Rolle. — Unter den starken Tieren als Sinnbilder der Kraft bevorzugten die Germanen folgende zur Namenbildung: ber, wolf, ar, arn = Adler, raban, ram = Rabe, der dem Wodan geheiligt war. Aus diesen beiden Wortklassen sind folgende deutsche Rufnamen möglich, die z. Z. auch heute in Gebrauch sind. Dabei ist wieder zu beachten, daß die Schreibung willkürlich ist. Anstatt der Vollsilben finden wir oft Abkürzungen, sog. Koseformen. Der Name bleibt deshalb aber immer urdeutsch. Wir nennen nur: Wilhelm, Bernhard, Oskar, Oswald, Arnulf, Arold, Askhart, Bertold, Bertram, Baldolf, Eggmar, Eberhard, Einhard, Ekkehart, Ernst, Gerhart, Gernot, Herrmann, Hartlieb, Helmolt, Hellmar, Hellmut, Ingram, Ingo, Ingmar, Ingeld, Meinhart, Siegmar, Siegwart, Willfried, Wolfgang, Wolfram, Willbert; Bertha, Gudrun, Hedwig, Gerda, Gerhild, Gertrud, Gunda, Hellga, Helmtrud, Herlind, Ursula und viele andere.

Eine Fülle weiterer echt deutscher Namen sind aus den Begriffen für Reich, Volk, Frieden, Schutz genommen, althochdeutsch: volk, diet, liut = Volk, burg, rich, bod = Gebieter, adal, ad, al = Adel, kun = Geschlecht, od, nodal,

ul = Erbgut, mund = Schutz, not, frid, win = Freund, liub, lieb, mild, heim, gard = Wohnung, heit = Art, hug = Geist, ragan, regin, rein = Rat, dane, run = Geheimnis, wald, ald, old, elt = Walten usw. Von solchen Rufnamen seien nur folgende genannt: Adolf, Adalbert, Albrecht, Ansgar, Dietrich, Dietmar, Dietbert, Dieter, Friedrich, Gieselher, Heinrich, Hubert, Konrad, Kurt, Liutpold, Leupold, Leuthold, Ludwig, Ludolf, Otfried mit Koseform Otto, Ortlieb, Reinhard, Reimar, Richard, Rupprecht, Rüdiger, Rother, Robert, Rudolf, Siegbert, Siegfried, Siegmund, Vollmar, Udmar, Ulrich, Walther, Waldemar, Wernher, Willibald, Wilhelm ... Adelheid, Adelgund, Dietlind, Gerlind, Gotlind, Hildburg, Hildegard, Hildegund, Irmgard, Krimhild, Mechtild, Mathilde, Ortrun, Sieglind, Waldburg, Adele, Baldgund, Baldhild, Bornhild, Diethild, Dietlind, Irma, Friedgund, Geralda, Hertha, Hildtraut, Rotraut, Holda, Ingeborg, Isold, Reimgart, Ruthild, Waltrud u. ä.

Wer darüber Näheres nachlesen will, dem sei das kleine Buch von Bähnisch „Die deutschen Personennamen" empfohlen. (Natur und Geisteswelt.)

Schon aus obigen Beispielen läßt sich bei irgend einem anderen Namen entscheiden, ob er deutschen Ursprungs ist oder nicht. Sehen wir uns danach andere sehr gebräuchliche Namen an, so treffen wir sofort fremdes, ausländisches Gut.

Griechischen Ursprungs sind: Theodor, Peter, Eugen, Georg, Philipp, Nikolaus, Klaus, Andreas, Agathe, Agnes, Anna, Dorothea, Dora, Helene, Laura, Thekla u. a. Lateinisch sind: Anton, August, Emil, Franz, Lorenz, Martin, Julius, Max, Viktor, Paul, Alma, Paula, Rosa, Franziska, Auguste, Antonia, Regina, Toni usw. Aus dem Hebräischen kommen die Namen: Johannes und Bildungen davon wie Hans, Joachim, Elisabeth, Lisbeth, Else, Liesel, Lissi, Elsbeth, Johanna, Judith, Ruth. Und dann gar die „beliebten" englischen Namen: Mary, Betty, Wally, Jenny, Ellen, John, Freddy, die französischen Charlotte, Lotte, Henriette, Henny, Margot, Alice. Arabisch sind Martha, Maria. Es ergibt sich also, daß z. B. der „reizende" Name „Liesellotte" ein Gemisch von Hebräisch und Französisch vorstellt — Elisabeth und Charlotte —, daß ähnlich die „hübsche" Anneliese bei näherem Zusehen vollkommen Hebräisch ist! (Anna und Elisabeth.) Schon aus den obigen deutschen Namen-Beispielen ersehen wir, daß durchaus kein Grund vorliegt, wegen Mangel an eigenen Vornamen fremde ausländische zu wählen. Die Namenforschung hat vielmehr ergeben, daß sich unbegrenzt wohlklingende, deutsche Namen aus den vorhandenen Bildungssilben schaffen lassen. Aber, aber, die alte deutsche Schwäche, die Vorliebe für alles Fremde, kommt auch hier zum Ausdruck, wo wir im Gegenteil stolz auf unsere Eigenart sein sollten. Nachdrücklicher Gebrauch deutscher Namen sollte unser Bestreben sein, damit wir auch im Kleinen unsere deutsche Art bezeugen. Dadurch schützen wir zugleich unsere Rufnamen vor Mißbrauch durch andere Völker. Hierher gehört z. B. folgende Beobachtung. Wie kommt es, daß uns die echt deutschen Vornamen Siegfried, Siegmund, Wolf u. a. ganz jüdisch erscheinen? Aus dem einfachen Grunde, weil wir, die allein Berechtigten zu solchen Namen, ihnen sehr gleichgültig gegenüberstanden, bis sie jetzt von unseren israelitischen Mitbürgern sozusagen mit Beschlag belegt sind! Dem tieferen Grunde zu solchem Übergriff, solcher Aneignung fremden Eigentums, wollen wir hier nicht weiter nachgehen; er liegt ja unmittelbar auf der Hand. Ein jeder bleibe also in seinem Lande und bei seinesgleichen! Wir würden unsere Kinder auch niemals Isaak oder Salomon oder Sarah taufen. Ein „Siegfried Cohn" sollte daher ebenso widersinnig und unmöglich sein wie ein „Nathan Müller".

So mögen diese kurzen Beispiele und Hinweise aufklärend und anregend bei der Namenwahl mitwirken. Auch auf diesem scheinbar nebensächlichen Gebiete möge jeder Deutsche der Mahnung eingedenk sein: Bedenke, daß Du ein Deutscher bist! Sich nach äußeren Modetorheiten zu richten, hieße soviel als seine deutsche Eigenart verleugnen. Gewiß tragen wir in bescheidenem Maße auch dadurch zur Erneuerung Deutschlands bei und zeigen auch dann unsere Treue im kleinen, wenn wir überall die Forderung vertreten:

Deutschen Kindern deutsche Namen!

K. F.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Deutſches Land und Volk.

+Höfer, E.: Frieſen-Heimat. 16 Federzeichnungen aus Oldenburg-Oſtfriesland. 36 S. 5.—

Nagel, F.: D. Oſtwanderung d. Deutſchen. 79 S. 1.98

Baltland.

+Denffer, A.: Th. H. Pantenius, Kurlands Heimatdichter. 93 S. Geb. 1.80

Hörner, R. v., Kreismarſch.: Die balt. Ritterſchaften. Urſprung, Weſen und Bedeutung. 101 S. Geb. 1.80

Kurland. Verfügung betr. d. Bodenfrage. — Landgeſellſchaft Kurland u. Neuland Aktien-Geſellſchaft, d. erſten Träger d. Siedlungstätigkeit. — Verordnung betr. Landabgabe u. Siedlung in Kurland. — Landwirtſchaftl. Verhältniſſe Kurlands. 28 S. 1.—

Seraphim, A.: Deutſch-baltiſche Beziehungen im Wandel d. Jahrhunderte. 81 S. 1.35

Führende Deutſche.

Berger, A. E.: Luther u. d. deutſche Kultur. 768 S. 19.—

Schindler, H.: Unſer Hindenburg. E. Lebens- u. Charakter-Bild. 140 S. 2.60

Deutſche Kultur und Weltanſchauung.

Euken, Rud.: Die geiſtigen Forderungen d. Gegenwart. 36 S. 1.50

Hinze, Ad.: Sozialdemokratie, Chriſtentum, Materialismus u. d. Krieg. E. philoſ. Auseinanderſetzung. 240 S. 6.60

Woljogen, Hans v.: Im deutſchen Frieden. Aufſätze über Volkstum, Kunſt und Gottesglauben. 164 S. 4.—

Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Großmann, Fritz: Konſumvereins- u. Warenhaus-Gefahr. E. Aufklärungsſchr. f. d. Verbraucher aller Stände. 80 S. 1.50

Schulz, O.: Anſiedlungs-Wegweiſer. Im Auftrage d. Geſ. z. Förderung d. inn. Koloniſation u. d. Auskunftsſtelle f. Anſiedlungsweſ. 64 S. 1.—

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Farmer, O.: Huldrych Zwingli u. ſeine Sprache. 48 S. 1.—

Milchſack, G.: Was iſt Fraktur? E. wiſſenſchaftl. Auseinanderſetzung m. d. Kommerzienrat Friedr. Sönneken. 51 S. 1.40

Deutſche Kunſt.

Beethovens perſönl. Aufzeichnungen. Geſammelt u. erläut. v. A. Leitzmnnn. 61 S. 1.10

+Waack, Karl: Rich. Wagner, e. Erfüller u. Vollender deutſcher Kunſt. 415 S. 7.50

Deutſche Erziehung und Schule.

Gläß, Th.: Zur Neubelebung d. Fichteſcheu Erziehungsgedankens. 48 S. —.90

Der Weltkrieg.

Hashagen, Vorgeſch. d. Weltkriegs ſeit Bismarcks Entlaſſung. Vortrag. 14 S. 1.—

++Zimmermann, Bodo: Das Argonnenbuch. 115 S. 4.60

Völkiſche Unterhaltungs-Schriften.

Dinter, A.: Die Sünde wider das Blut. 406 S. Geb. 7.50

Flex, W.: Im Felde zwiſchen Nacht u. Tag. Gedichte. 73 S. Geb. 2.50

+Kabiſch, R.: Gottes Heimkehr. Die Geſchichte e. Glaubens. 330 S. Geb. 6.60

++Schreiner, W.: Der Tod v. Ypern. Die Herbſtſchlacht in Flandern. 276 S. Geb. 5.—

Stille, G.: Oſterworth. (Quickborn-Bücher.) 16. Bd. 56 S. —.60

Teja: Auf Tod u. Leben. Ein Weckruf an alle Deutſchen. 30 S. —.75

mit + Abbildungen. + mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Belgien (Die deutsche Not, Okt. 18, Nr. 10).

C. K., Wie England 1870 über Elsaß-Lothringen dachte (Hammer Nr. 393).

E. K.: Abrüstung u. Völkerbund (Hammer 393).

Frenzel, H., Erst entehren und dann vernichten (Deutsche Wacht, Bonn 1918, Nr. 43).

Jung, E.: Die „Yorks" von heute (Deutschlands Erneuerung, Sept. 1918).

Mackey, Frhr. v., Nationale Diplomatie (ebenda, Sept. 1918.)

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Fick, F., Die drei Staatsgesinnungen (Deutschlands Erneuerung, Sept. 1918).

Immendörffer, B., Vom parlamentarischen Absolutismus (ebenda, Okt. 1918).

Liek, W., Politische Erneuerungstechnik (Soziale Kultur, Okt. 1918).

Schäfer, Dietr.: Die Neugestaltung d. Ostens (Deutschlands Erneuerung, Juni 1918).

Schmidt-Gibichenfels, O.: Schleichwege alljüdischer Machtpolitik (Polit.-Anthropol. Monatshefte, Sept. 1918).

Schreuer, H.: Sicherungen / als letzte — die Kriegsrüstung (Deutsche Wacht 1918, Nr. 29).

Vaterland. Rettet das = (Deutsche Wacht, Bonn 1918, Nr. 41).

Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

Böhn, E., Bemerkenswerte Deutsche in Mexiko (Süddeutsche Monatshefte, Juni 1918).

Fischer, K. A.: Deutschland u. d. deutschen Bauern in Osteuropa (Deutschlands Erneuerung, Okt. 1918).

Osten. D. Notwendigkeit u. Möglichkeit e. großen deutschen Siedelungswerkes im — (ebenda, Aug. 1918).

Ullmann, H.: Deutsch-Österreich u. d. Reich (Deutsche Arbeit i. Österr., Okt. 1918).

Deutsche Kultur u. Weltanschauung.

Dyroff, A., Zur Pflege des Heimatgefühls (Volkskunst, Juli 1918).

Fritsch, Th.: Bürgerlich od. sozialistisch? (Hammer, Juni 1918).

Kloß, M.: Student u. Politik (Deutschlands Erneuerung, Nov. 1918).

Schmidt-Gibichenfels, O.: Der Kampf d. zwei Weltanschauungen (Polit.-Anthropol. Monatshefte, Sept. 1918).

Stübe, P., Luther und Wagner (Bayreuther Blätter, 1918, 8.—10. Stück).

Weltanschauung. Deutsch-aristokratische und jüdisch-demokratische (Auf Vorposten, Juli bis Sept. 1918).

Rassenfragen.

Deutschland den Deutschen (Auf Vorposten, Juli/Sept. 1918).

Harpf, A.: Walther Rathenau — Deutschlands ägyptischer Josef (Neues Leben, September 1918).

Lenz, F.: Gedanken z. Erneuerung d. deutschen Volkes (Deutschlands Erneuerung, Nov. 1918).

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Internationale. Die goldene (Auf Vorposten, Juni und Juli—Sept. 1918).

Jung, E.: Die Einheitsfront d. Geldmächte (Deutschlands Erneuerung, Mai 1918).

Planck, M., Die Zukunft der Frau (ebenda, Nov. 1918).

Schöll, Fr.: Die Bedeutung Walther Rathenaus (Hellauf, Juni/Juli 1918).

Sperling, E.: Die Arbeitgeberfrage nach dem Kriege (Deutsche Wacht, Bonn 1918, Nr. 31).

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Bry, K. G.: Die Bücherfabrik [Ullstein] (Deutschlands Erneuerung, Juni 1918).

Odorich: Unser deutsches Weihnachtslied (Volkskunst, 7. Jahrgang, Heft 4).

Werner, R.: Ibsen u. d. deutsche Volkstum (Deutsches Volkstum, Juni 1918).

Deutsche Kunst.

Bering, A.: Ton u. Seele (Bayreuther Blätter, 1918, Stück 8—10).

Meister, R.: Die Bedeutung d. Leitmotive im Drama (ebenda 1918, Stück 8—10).

Velden, Johs.: Was ist Musikverständnis? (Volkskunst, 7. Jahrgang, Heft 4).

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceстr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 2 | Februar 1919

Der tapfere Rechtssinn der höheren Stände war allezeit der Felsen, daran der blinde Glaube mißleiteter Massen sich die Hörner abstieß. Treitschke.

Der Ernst der Zeit und ihr Gebot[1].

Von Konrad Maß, Görlitz.

Wenn ein Volk auf höchster Höhe steht, — wie einst das die Welt umspannende römische Reich oder das glänzende Reich der fränkischen und hohenstaufischen Kaiser, dann birgt es in sich schon die Keime des Verfalls. Wenn ein Volk tief gesunken ist, — wie das gedemütigte Preußen von 1806 und das deutsche Volk nach dem verheerenden dreißigjährigen Kriege, — so liegen in ihm schon die Keime des Aufstiegs. Damals lagen sie im evangelischen Pfarrhause, in dem die deutsche Gemütstiefe, die Innerlichkeit deutschen Wesens, die sich aus dem wüsten Wirrwarr gerettet, ihre wahre Heimstatt fand. Und auch jetzt, wo wir wieder tief gesunken sind, — wer kann jetzt schon ermessen, wie tief! — blüht uns das Heil nur in der Wiederbelebung der deutschen Familie. Daß

[1]) Nachdem wir im ersten Hefte unser Augenmerk vor allem auf die Zustände gerichtet hielten, die zu dem gegenwärtigen Zusammenbruche geführt haben, wenden wir uns nun den brennendsten Fragen des Aufbaues zu. Die nachstehenden Ausführungen unseres geschätzten Mitarbeiters erscheinen uns zur Einführung besonders geeignet. Wir bedauern nur, daß wir, durch Raummangel gezwungen, nicht auch dem einleitenden Teile Aufnahme gewähren konnten, der weitere beherzigenswerte Gedanken zur Beurteilung unseres Zusammenbruches enthält. Die Schriftl.

gerade jetzt so viele Vereinigungen und Bünde mit solchen Zielen entstanden sind, ist ein bezeichnendes Merkmal. Vom deutschen Bürger- und Bauernhause muß die Rettung kommen, wobei ich zu dem Begriff „Bürger" auch die strebsame Arbeiterfamilie ohne Rücksicht auf ihre politische Stellung zähle.

Die deutsche Volkskraft ist vielfach untergraben, aber sie ist im Kerne unbesiegt. Daran müssen wir uns halten. Wie aber sollen wir bauen?

Einmal durch die Erziehung. Diese ist schwer bedroht. Die Anordnungen des „neuen Herrn" im Kultusministerium, Adolf Hoffmann, sind geradezu erschütternd und zeigen so recht den „freien Geist", den wir unter der neuen Regierung zu erwarten haben. Der Geschichtsunterricht soll einfach gefälscht werden. Denn es ist eine Fälschung, wenn man alle Erscheinungen lediglich auf eine Wirkung der großen Masse zurückführen, die Tätigkeit großer und wohlverdienter Männer aber einfach beiseite lassen will. Ohne Luther hätte es keine Reformation, ohne Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen nicht unser altes Preußen, ohne Bismarck kein Deutsches Reich gegeben. Und will Hoffmann sich die „Geistesgrößen" seiner Partei, Marx, Lasalle und Bebel, entziehen lassen? Warten wir ab, und fordern wir inzwischen nur Gerechtigkeit und Beratung durch Männer, die ihre Erfahrungen und wirkliches Wissen haben, aber nicht, wie Adolf Hoffmann es neulich von sich selbst bekannt hat, sich mit der Sehnsucht nach Wissen und anerkennenswertem Streben haben behelfen müssen! Adolf Hoffmann ist gottlob beseitigt; ob aber sein Geist nicht noch im Kultusministerium herumspukt, das muß die Zukunft lehren.

Dagegen stimme ich soweit Hoffmann zu, daß die Kriege in unserem Geschichtsunterricht oft einen zu breiten Raum einnehmen; — sie aber ausschalten und nur als völkisches Unglück hinstellen zu wollen, das geht nicht an; oft genug sind gerade die Kriege der Ausgangs- und Mittelpunkt großer, auch wirtschaftlicher Entwicklung der Völker geworden, weil sie die männlichen Tugenden eines Volkes wachrufen, Mut, Entschlossenheit, Aufopferungsfähigkeit, Kameradschaft. Und hat nicht in jenen herrlichen Augusttagen von 1914, die uns jetzt fast wie eine verklungene Sage anmuten, auch die Sozialdemokratie mit uns allen gejubelt? — Sonst müßte auf die innere Entwicklung der Staaten, namentlich ihre wirtschaftlichen Belange, mehr Gewicht gelegt und dies auch nach der Schulzeit möglichst eingehend gelehrt werden. Weit mehr als früher muß das ganze Volk die Tatsachen und Gründe des Werdens und Wachsens sowie des Niederganges der Völker, insbesondere der eigenen Volksgemeinschaft erkennen lernen, muß mehr als bisher in den Zusammenhang aller wirtschaftlichen und politischen Erscheinungen eingeführt werden. Seitdem jedes von politischen Gedanken gänzlich unberührte junge Mädchen von zwanzig Jahren, das meist auch nicht die geringste Teilnahme an derlei Dingen zeigt, für fähig erklärt worden ist, ein wichtiges politisches Recht auszuüben, ist diese Belehrung doppelt nötig, und die Grundlage

dazu muß schon auf der Schule gelegt werden. Mag da lieber mancher Ballast fallen. Besonders auf den für Knaben und Mädchen zwangsgemäß einzuführenden Fortbildungsschulen in Stadt und Land muß diese „Bürgerkunde" betrieben und dann für die Erwachsenen in freiwilligen Lehrgängen von Volkshochschulen fortgesetzt werden, — wie überhaupt alle Volksbildungsbestrebungen nach Möglichkeit auszubauen sind. Die Volkshochschulen, die eben jetzt in größerer Zahl neu auf den Plan zu treten beginnen, wollen Volksschulen sein, denn sie wenden sich an die gesamte Volksgemeinschaft, — sie wollen zugleich Hochschulen sein, indem sie die Freiheit des Lehrens und Lernens auf ihre Fahne schreiben. Gegenstand des Lehrens sollte alles sein, was deutsches Wesen kennzeichnet, nicht in feindlichem Gegensatz zu anderen Ländern, aber doch in deutlicher Abgrenzung gegen andere Volksgemeinschaften: Geschichte und Sage, Kenntnis von Land und Leuten, Literatur und Kunst, Bau und Pflege des menschlichen Körpers, Recht und Gesetz, Natur- und Wirtschaftskunde; all dies ist in seinen geschichtlichen Zusammenhängen zu entwickeln, und so durch die Erkenntnis der Vergangenheit das Verstehen der Gegenwart, durch dieses aber das Verständnis für die Zukunft vorzubereiten. Das wird auch geeignet sein, der Über- und Afterkultur in unseren Städten einen Damm vorzuschieben.

Doch das sind Äußerlichkeiten, die allerdings, richtig verstanden und durchgeführt, zu innerem Aufbau führen können. Aber wir müssen tiefer schürfen. Wir müssen uns fragen: wenn wir ein deutsches Volk aufbauen wollen, wo finden wir die besten Vorbedingungen dazu? Wo, in welchem Stande oder Berufe finden wir die deutsche Volkskraft noch am besten vertreten? Sicherlich nicht in den Städten, obwohl rein rassisch betrachtet die Arbeiter und die breite Schicht des gewerblichen Mittelstandes noch am reinsten deutsch sind. Aber die Städte, zumal die großen, sind Brenn- und Mittelpunkte der Entartung geworden. Die Afterkultur, die sich in ihnen breit macht, widert jeden guten Deutschen an. Aber das Land, das ist noch immer der Jungborn echten Volkstums gewesen. Auf dem Bauerntum müssen wir den neuen Staat aufbauen, und diesen Bauernstand müssen wir, wo er fehlt, schaffen. Das Land ist da, und die Menschen sind vorhanden. Man führe Land und Menschen zusammen; dann ist die Frage gelöst.

Diese Forderung führt zu dem Verlangen einer starken Innenkolonisation. Das hat die neue Regierung mit in ihren Plan aufgenommen, und bei der raschen, oft überstürzten Arbeit müssen wir nur warnen, daß das allzu gründlich geschieht. Diese Gefahr ist aber da, wenn die Regierung davon spricht, daß der Großgrundbesitz aufgeteilt werden solle. Der Großgrundbesitz ist in gewissen Grenzen nötig. Er allein ermöglicht es, Musterbetriebe zu schaffen. Er gibt, weil er es verantworten kann, wenn einmal ein Morgen Land keinen oder geringen Ertrag gibt, die Möglichkeit, neue Wege in Ackerbau und Viehzucht auszuproben; er kann, weil er kapitalkräftiger ist als das kleine Bauerntum, neue Maschinen anschaffen

und seine Erfahrungen mit ihnen sammeln usw. Jedenfalls hat die Erfahrung gezeigt, daß eine Mischung von großem, kleinem und Mittelbesitz dem Staatswohle am dienlichsten ist. Andererseits aber gibt es auch solche Anhäufungen von Grundbesitz in einer Hand, daß sie volkswirtschaftlich als schädlich angesehen werden müssen. Man sollte daher einen Mittelweg wählen, vielleicht in folgender Art.

Allen Grundbesitz bis zu 1000 Morgen (= 250 ha) lasse man unangetastet; was darüber ist, wird zwischen dem Eigentümer und dem Staate geteilt, wobei als Preis die letzte Steuereinschätzung zu gelten hat. Der an den Staat abzugebende Teil betrage bei einem Besitz von 1—2000 Morgen 50 vH. und steige mit je 100 Morgen um 5 vH. bis allenfalls und höchstens zu 80 vH. So kann der Großgrundbesitz weiter bestehen, dessen Daseinsmöglichkeit man nicht unterbinden darf, — ganz abgesehen davon, daß die Regierung sich hüten muß, sich einen so verbreiteten und angesehenen Stand von vornherein zu Feinden zu machen. Der dem Staate zufallende Anteil werde in kleine Bauernstellen von 20 bis 30 Morgen zerschlagen, die in Erbpacht, nicht zu Eigentum, vergeben werden. Hofraum, Garten, Ödland, Gewässer, Gebäude zählen nicht mit. Wer also ein Gut von 1600 Morgen hat, behält zunächst 1000 und von den übrigen 600 noch 300 Morgen, während aus den abzugebenden 300 Morgen zehn oder mehr Bauernwirtschaften gebildet werden. Wer ein Gut von 2200 Morgen (wieder „netto", d. h. ohne Hof, Gebäude, Ödland und Gewässer) hat, verliert von den die ersten 1000 übersteigenden 1200 Morgen 60 vH., also 720 Morgen, auf denen rund 30 Häusler eine Stätte finden können. Von einem (netto) 6000 Morgen fassenden Grundbesitz kämen schon 4000 Morgen zur Verteilung, die 120 bis 150 Häuslern Nahrung bieten könnten [1]).

Damit würde der jetzige Bauernstand vollständig und der Großgrundbesitz so weit geschont, daß er lebensfähig bleibt; daneben würde aber für Millionen von kleinen Bauernstellen Raum geschaffen werden.

Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude, vielleicht wo die Verhältnisse es zulassen, als Zwei- oder Vierfamilienhäuser, würden in einfacher, aber nicht allzu gleichförmiger und dem bodenständigen Stil sich anpassender Art vom Staate gebaut werden. Oft werden vorhandene Bauten benutzt oder umgebaut werden können. Anstelle des baren Kaufgeldes müßte der Großgrundbesitzer sich eine Hypothek auf der Häuslerstelle eintragen lassen, für deren Verzinsung und Tilgung der Staat die Gewähr zu übernehmen hätte. Um diese Hypothek nicht allzu groß werden zu lassen, müßten die Großgrundbesitzer das Recht haben, die auf sie fallende allgemeine Vermögensabgabe in Gelände zu leisten [2]).

Auf diese Weise könnte im Laufe der Jahre ein das ganze flache Land bedeckender Bauernstand geschaffen werden. Der Bauer ist schon durch seinen Beruf mit einem

[1]) Der in den letzten Tagen veröffentlichte Gesetzentwurf geht von diesem Grundsatz der prozentualen Abgabepflicht aus, bleibt in der Höhe sogar hinter meinen Vorschlägen, die natürlich nur im Laufe langer Zeiträume zu verwirklichen sind, zurück.

[2]) Auch dies ist inzwischen so zugelassen.

starken Schuß Herrentum ausgestattet; er verbindet gut konservative mit gut demokratischer Gesinnung. Auf ihn setze ich die Haupt-, wenn nicht die einzige Hoffnung für unsere Zukunft. Von der Industrialisierung unseres Volkes, die uns ja wirtschaftlich stark emporgehoben hat, damit wir nachher umso tiefer fallen konnten, — verspreche ich mir nichts, — jedenfalls nichts, was den Charakter des Volkes veredelt; im Gegenteil: wie niemand die Notwendigkeit der industriellen Fortentwicklung bestreiten wird, so sollte auch niemand vor den schweren Nachteilen die Augen verschließen, die sie im Gefolge hat. Da bietet der ständige Verkehr mit der Natur das beste Gegengewicht. Die meisten Vorteile des Großgrundbesitzes, insbesondere niedrigeren Aufwand für Gebäude und Inventar (Maschinen) können die Bauern sich durch genossenschaftlichen Zusammenschluß verschaffen.

Aber auch Tausende von Mädchen sind jetzt in den Fabriken beschäftigt; nach und nach werden sie entlassen und zum Teil brotlos werden. Ist es da nicht die beste Gelegenheit, sie als Mütter und Hausfrauen aufs Land zu verpflanzen? Ist das für sie nicht besser und begehrenswerter, als zu Tausenden in den seelenlosen Fabriken zu verkommen? Die Zustände in England, wo sechzig vom Hundert alternder Fabrikarbeiterinnen unverheiratet sind, sind wahrlich nicht erstrebenswert. Wie sehr außerdem die durch den Krieg so stark geschwächte Volksgesundheit sich durch Verallgemeinerung des Landlebens heben wird, bedarf kaum der Erwähnung, namentlich wenn eine sachgemäß geleitete Jugendpflege hinzutritt.

Die Jugendpflege, — eine solche auf nationaler Grundlage ist eben in Berlin neubegründet worden, — wie überhaupt jede Art sozialer Fürsorge gehört aber fortan in verstärktem Maße vor allem in die Städte, namentlich die Wohnungsbesserung, die man am besten auf bodenreformerischer Grundlage aufbaut. Nur durch sie in Verbindung mit geeigneter Volkserziehung und -belehrung kann das Wohnungselend gebannt werden, das einen großen Teil der Schuld an unserm Niedergang trägt. Hierher gehört auch die Ansiedlung von Fabrikarbeitern auf dem Lande in der Art, daß ihnen Gelegenheit gegeben wird, ein Häuschen mit Garten zu Eigentum zu erwerben, wozu schon etwa 500—1000 qm genügen, die sie neben ihrem Hauptberuf mit Frau und Kindern bequem bewirtschaften können. Auch bietet sich da gute Gelegenheit, die freie Zeit, die nach Einführung des Achtstundenarbeitstages ihnen reichlicher als früher zur Verfügung stehen wird, segensreich anzuwenden.

Und endlich noch ein Wort über die seelischen Verhältnisse, welche letzten Endes doch immer die stärksten und darum ausschlaggebenden sind.

„Trennung von Staat und Kirche!" tönt laut der Ruf der neuen Männer, den man auch von Gutgläubigen hört. Das ist ein Schlagwort geworden, bei dem sich jeder etwas anderes denkt. Das allein mahnt schon zur Vorsicht. Und die Gefahr ist darum besonders groß, weil wir im Drange des sich türmenden

Widersinnes in Gefahr kommen, uns selbst und damit unser Volkstum zu verlieren. Wir müssen verhüten, daß die Axt an die Wurzeln des deutschen Lebensbaumes gelegt werde. Trennung von Staat und Kirche bedeutet die Lösung aller gegenseitigen Beziehungen, sodaß die Kirche frei werden soll von staatlicher Einmischung, aber auch vom Staate keinen Schutz und keine Hilfe mehr zu erwarten hat. Nun ist allerdings eine völlige Trennung nicht denkbar. Denn auch wenn die Kirche zu einem rein privaten Verein erniedrigt werden sollte, würden zwischen ihr und dem sie beherbergenden Staate immer gewisse Beziehungen bleiben. Es kann sich also immer nur um eine möglichst weitgehende Einschränkung dieser Beziehungen handeln, und wahrscheinlich würde dabei der Staat mit den Vermögensrechten beginnen. Wollte man der Kirche aber die äußeren Lebensbedingungen plötzlich entziehen, so wäre das ein Rechtsbruch, wie er schnöder kaum gedacht werden könnte. Die katholische Kirche ist da in günstigerer Lage: einmal ist sie überhaupt reicher, und ihre Geistlichen haben nicht die Sorge für Familienangehörige; dann aber ist sie durch zahlreiche Verträge (Konkordate) hinlänglich gesichert. Aber auch in der evangelischen Kirche bestehen gewisse, auf festem Rechtsgrunde ruhende Verpflichtungen, die nicht einseitig gelöst werden können, und die Staat, Gemeinden, Stiftungen, Private — (man denke an die zahlreichen Pflichten aus dem Patronatsverhältnis) — lange Jahre hindurch in der Überzeugung geleistet haben, eine rechtliche Verpflichtung zu erfüllen. Mindestens bestehen daher durch Verjährung erworbene Rechte, die allenfalls nur durch eine Auseinandersetzung abgelöst werden könnten. Soweit hierin nicht beide Vertragsteile übereinstimmen, könnte ein Zwang nur durch Gesetz, niemals aber durch einseitige Anordnung, im Wege der Diktatur, ausgeübt werden. Dazu kommt, daß die Kirche in schwerer Zeit dem Staat (so um 1810) aus ihrem eigenen Vermögen ausgeholfen hat, wovon die jetzt gezahlten 20 oder 30 Millionen Mark jährlich (für Besoldungszwecke, Hinterbliebenenversorgung u. dergl.) nur eine sehr geringe Verzinsung bedeuten: werden doch die Aufwendungen der Kirche für staatliche Zwecke, die natürlich bei den fließenden Grenzen der Staats- und Kirchenzwecke niemals genau berechnet werden können, auf 2 Milliarden berechnet! Gerade die finanziellen Beziehungen zwischen Staat und Kirche sind so verwickelt, daß sie nicht von heute auf morgen gelöst werden können, wenn nicht der eine Teil einfach vergewaltigt werden soll.

Eine solche Vergewaltigung wäre aber abgesehen von dem schweren Rechtsbruch, der darin läge, auch eine schwere Undankbarkeit, — Undankbarkeit gegen alle, die blutenden Herzens und nur dem Volke zuliebe ihre Arbeit der neuen Regierung widmen, — ganz besonders aber den evangelischen Pfarrern gegenüber, die zu Tausenden brotlos gemacht und ins Elend gestoßen werden würden. Sie sind es aber gewesen, — ich deutete es schon an, — die in Deutschlands schwerster Zeit, nach dem dreißigjährigen Kriege, als das Land aus tausend Wunden blutend

darniederlag, die deutschen Ideale hochgehalten und so den Wiederaufbau vorbereitet und ermöglicht haben. Sie haben das deutsche Familienleben nicht bloß gefordert, sondern als Beispiel vorgelebt, dem diese reinigende und aufbauende Kraft innewohnt.

Zudem sollte sich jeder Einsichtige einmal überlegen, welchen Segen wir der Kirche verdanken. Seit tausend Jahren ist die christliche Kirche, seit vierhundert die evangelische Kirche mit dem Deutschtum unauflöslich verbunden, sodaß deutsches und christliches Wesen schlechterdings nicht mehr von einander getrennt werden können. Die wichtigsten und tiefsten Lebensantriebe haben wir Deutschen gerade von der Kirche empfangen, und in jedem Menschenleben spielt die Religion, auch wem sie „Privatsache" ist, eine hochbedeutsame, wenn auch dem Einzelnen vielleicht nicht immer bewußte Rolle. Die Vermittlerin religiösen Gefühls aber ist die Kirche. Und gerade das Gemütsleben des deutschen Volkes ist mehr als das manches anderen Volkes auf religiöse Stimmung angelegt, und eben diese hat nicht die schlechtesten Männer und Frauen zu fruchtbarem Schaffen für das Gemeinwohl befähigt. Es hieße wahrlich den schon weit vorgeschrittenen Selbstmordversuch des deutschen Volkes unheilvoll beschleunigen, wollte man dem Volke die Quellen sittlicher Erhebung verschließen. Das ist aber im Werke, wenn so unheilvolle Anordnungen, wie sie der „Kultusminister" Adolf Hoffmann hat ausgehen lassen, sich wiederholen. Dies führt zur Frage des Religionsunterrichts in der Schule.

Wollte man ihn aus der Schule verbannen und alles dem privaten Unterricht der Religionsgesellschaften überlassen, so würden wir damit nur erreichen, daß Millionen von Kindern von religiösem Geiste überhaupt nicht berührt würden. Und da gerade diese Kinder auch zuhause kaum etwas von solchen Dingen hören würden, würde ihnen der ganze reiche Schatz inneren Lebens, den der Religionsunterricht ihnen bisher vermittelt hat, unbekannt bleiben. Das sollten sich die Tausende wohl überlegen, die, mögen sie der Kirche noch so sehr entfremdet sein, mögen sie noch so weitgehende, vielfach von der Kirche selbst nicht bestrittene Wünsche für eine Umgestaltung des Unterrichts haben, doch von der frohen Botschaft in der heiligen Nacht, von den erschütternden Erzählungen über die Leiden und den Erlösertod Christi innerlich nicht lassen wollen. Wollen sie Lieder wie „Stille Nacht, heilige Nacht", „Vom Himmel hoch, da komm ich her" ihren Kindern wirklich entziehen? Arme Jugend, die von ihren eigenen Eltern um das Beste betrogen wird! Gerade der Rest deutschen Geistes, auf den wir den Wiederaufbau des deutschen Volkes gründen zu können hoffen, würde in diesen bedauernswerten Geschöpfen ertötet. Allerdings bin ich überzeugt, daß bald die Gegenbewegung sich mit elementarer Gewalt durchsetzen würde, denn noch ist soviel Kraft auch in unserm durch Englands Hungerkrieg zermarterten Volke vorhanden, daß es sich das Heiligste nicht rauben läßt, aber jeder gewaltsame Ein-

griff und jede gewaltsame Rückwirkung bringt so heftige Erschütterungen, daß man gut täte, vorher ja alle Folgen zu überdenken.

Vor allem sollten, ehe die Regierung Schritte tut, die Kirche und Schulmänner aller Bildungsstufen gehört werden; wird doch sogar jedem Verbrecher Gelegenheit gegeben, sich zu verteidigen, ehe man ihn seiner Freiheit oder seines Vermögens beraubt!

Diesen Bedenken wird vielfach entgegengehalten, daß sich die Trennung doch in anderen Ländern bewährt habe. Das ist nicht so ohne weiteres zuzugeben. Trotz allem entgegenstehenden Gerede sei betont, daß eine völlige Trennung nirgends durchgeführt ist. In Frankreich, wo der Bruch 1905 unter schweren politischen Stürmen geschah, ist die Staatsaufsicht bestehen geblieben. In dem als Muster demokratischen Lebens gerühmten Belgien ist die Aufsicht beseitigt, aber die Verpflichtung zur Zahlung der Gehälter und von Unterstützungen geblieben. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, diesem sprichwörtlichen Lande der Freiheit, bestehen, verschieden in den einzelnen Staaten, die weitgehendsten Beziehungen zwischen Staat und Kirche, auf die im Einzelnen einzugehen Raum und Zweck dieser Zeilen verbieten. Aber auch bei uns ist die Trennung bereits in nicht unerheblichem Maße durchgeführt, nämlich durch die Verstaatlichung von Personenstand und Ehe, durch Beseitigung jedes Einflusses des religiösen Bekenntnisses auf bürgerliche und staatsbürgerliche Rechte, ferner durch die in der preußischen Verfassung gewährleistete Gewissensfreiheit und die Freiheit der Kirche in Lehre und Kultus. Jeder Schritt weiter auf diesem Wege sollte ernstlich geprüft werden, wie es die hohe Wichtigkeit der Sache fordert. Man könnte leicht seelische Kräfte verschütten, die man in späteren Jahren sehnsüchtig, aber vergeblich zurückzurufen sich mühte. —

Man zeihe mich, wenn ich trotz allem auf eine glückliche Zukunft unseres Volkes hoffe, nicht eines haltlosen Optimismus. Ich kenne sehr wohl den furchtbaren Ernst dieser Stunde; aber ich weiß auch, daß die Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes davon abhängt, daß wir die Flinte nicht ins Korn werfen, sondern schnell und besonnen handeln. Fünfundsechzig, ja, wenn wir die Deutschösterreicher und andere Auslandsdeutsche in Mitteleuropa mitzählen, hundert Millionen Deutsche sind nicht zu vertilgen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben. Sie bilden eine auf die Dauer unbesiegbare Gemeinschaft, die sich durchsetzen wird, nicht mit dem Schwerte, sondern mit der Kraft eines in seinen tiefsten Tiefen zusammengeschlossenen Volkes. Diesem Volke sind, das ist mein Glaube, den ich aus seiner Geschichte gewonnen habe, den ich mir auch in schwerer Zeit nicht rauben lasse, noch Aufgaben in der Welt gestellt, — und wir werden sie lösen, wenn wir nur wollen. Geht der Weg auch durch Höhen und Tiefen: er wird und muß doch einmal zum Ziele führen.

Sozialisierung vom biologischen Gesichtspunkt [1]).

Von Prof. Dr. H. G. Holle.

Die Erscheinungen des Zusammenlebens der Naturwesen zusammenfassend, können wir sagen, daß kein Wesen den vollen Ertrag seiner Lebensarbeit bekommt und bekommen darf. Es bleibt für die Wesen jeder Art nur der Ertrag, der beim Zusammenleben mit anderen Wesen unter den gegebenen Umständen die Erhaltung auf dem bisherigen Durchschnitt der Verbreitung ermöglicht. Der über die Erhaltung des gedeihlichen Lebens der im Kampfe ums Dasein wirklich erhalten bleibenden Wesen einer Art hinausgehende Ertrag kommt anderen Wesen zugute. — Wenn wir jenen Teil des Ertrages als den „Grundwert" der Arbeit bezeichnen, so haben wir in diesem einen biologisch bestimmten Begriff des Mehrwertes der Arbeit. Dieser Mehrwert fließt in der „Lebensgemeinschaft" zum Teil mittelbar wieder den Einzelwesen zu, falls sie nicht übergeht in das Schmarotzertum, von dem sie in anderen Fällen ihren Ausgang genommen hat.

Auch im Menschenleben ist dieser Übergang zu beobachten. Dabei züchtet auch hier Schwäche und Gutmütigkeit das Schmarotzertum. Auf allzu bekannte Erscheinungen im Familienleben, die auf der besonderen Charakterausbildung der einzelnen Glieder beruht, soll hier nicht eingegangen werden. — Neben ihrem Zweck, die Vermehrung der Gattung auf geordnetem Wege zu sichern, hat die Ehe die Bedeutung der engsten wirtschaftlichen Einheit, sie erfüllt den biologischen Begriff der Lebensgemeinschaft in vollendetster Weise — der Idee nach. Im großen und ganzen auch in Wirklichkeit noch auf dem Lande und im Kleinbürgertum und Beamtentum. Ihre Zersetzung als wirtschaftliche Einheit ist am weitesten fortgeschritten in der Arbeiterschaft durch die Hereinziehung der Frau in die Fabriktätigkeit unter Befreiung von der Hauswirtschaft durch Massenspeisung und Kinderhorte, namentlich aber in den Kreisen der nur vom Gelde lebenden und nur noch rechnend und spekulierend „arbeitenden" Menschen, wo die Frau das Mittel geworden ist, das überflüssige Geld standesgemäß loszuwerden. Hier ist die Frau zum reinen Schmarotzer geworden, wie sie umgekehrt in manchen Kulturzuständen das vom Mann ausgenutzte Arbeitstier war. Wir haben an anderer Stelle ausgeführt, daß die Kräfte der Frau in den mittleren Volksschichten heute in der Hauswirtschaft wieder vollständig in Anspruch genommen sind. Aber die

---

[1]) Die hier wiedergegebenen Darlegungen bilden den Schluß eines Abschnittes über „Schmarotzertum und Lebensgemeinschaft in der Natur und im Menschenleben", den wir mit Genehmigung des Verlegers aus einem demnächst im Verlage von J. F. Lehmann, München, erscheinenden Werke des Verfassers „Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik" entnehmen. Die heutige Umwälzung hat an dem Plane und den Absichten des Werkes keine Änderungen nötig gemacht, aber, wie aus der Probe ersichtlich, zur Bezugnahme auf die Zeitverhältnisse Veranlassung gegeben. Schriftl.

häusliche Tätigkeit reicht nicht mehr für die Beschäftigung der Töchter. Wenn aber die Frauenbewegung eine Berufstätigkeit für diese fordert und fördert, nicht nur zum Zweck ihrer nützlichen und sie selbst befriedigenden Beschäftigung bis zur Verheiratung oder, im Falle es dazu nicht kommt, als Notbehelf, sondern sie als Lebenszweck, als „gleiches Recht" für die Frau schlechthin in Anspruch nimmt, so trägt sie damit die Zersetzung der Ehe in weitere Kreise und vereitelt auch deren Vermehrungszweck.

Die wirtschaftliche Lebensgemeinschaft, die in den Uranfängen der Kultur nur in der Familie zum Ausdruck kam, die für sich selber Werkzeuge, Nahrung, Kleidung und Wohnung schaffte, ist mit immer weiter gehender Arbeitsteilung auf die immer mehr staatlich organisierte Gesellschaft übergegangen. Deren wesentliche Gliederung ist durch die Landwirtschaft, das Gewerbe (einschließlich der freien Berufe), den Handel und als Träger des Staates die Wehrmacht und das Beamtentum (einschließlich der Schule) gegeben. Wenn wir Religion wegen der Sicherheit, die sie der Lebensführung geben kann, auch als ein seelisches Lebensbedürfnis des Menschen anerkennen, so muß die Kirche als Vermittlerin der Befriedigung dieses Bedürfnisses wegen der Verschiedenheit desselben doch außerhalb der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung stehen. Wenn sie aber wie der Kapitalismus sich als Herrschaftsprinzip zur Geltung bringt, ist sie als Schmarotzer am Staatsorganismus zu betrachten, dessen Kräfte sie für außerhalb des Volkstums liegende Zwecke mißbraucht. Nur Wehrmacht und Beamtentum sind Organe des Staates und werden als solche wie überall im Naturleben ausschließlich durch Vermittlung des Gesamtorganismus ernährt. Landwirtschaft und Gewerbe schaffen selbständig die Nahrung (im weitesten Sinne) für alle und der Handel verteilt sie. Bei diesen Gruppen handelt es sich um „Lebensgemeinschaft". Das Bestreben, auch sie zu Organen des Staates zu machen, bezeichnet man als Sozialismus.

Wehrmacht und Beamtentum haben Sicherheit, Ordnung und Bildung zu schaffen. Das Gedeihen des Staates und damit des Volkes verlangt ein Höchstmaß von Leistung bei einem Mindestmaß von Aufwand. Die Grundbedingung dafür ist die geistige Unterordnung der Person unter das Gesamtwohl, also ein ausgeprägter, als Pflichtgefühl zum Ausdruck kommender Gattungstrieb. Innerhalb der dadurch gezogenen Grenze aber verantwortungsbereite, auf Umsicht begründete selbständige Entschlußfähigkeit. Da diese Eigenschaften aber weder häufig genug, noch durch Prüfungen erkennbar sind, so muß die Bewährung im Amt maßgebend sein für die Auswahl zu den leitenden Stellen, nicht die Gunst der Regierenden, ob sie nun aus eigener Machtvollkommenheit (autokratisch) oder durch Parteienmehrheit (demokratisch) die Gewalt haben. Von der großen Menge des Beamtentums ist neben dem Pflichtgefühl die Fähigkeit der Unterordnung, das Autoritätsgefühl zu verlangen, das leider durch eine seit langem bestehende Geistesströmung bis in die Jugend und Kindheit hinab untergraben ist. Die

Ordnung des Ganzen muß naturgemäße Organisation, nicht schablonenhafte Mechanisierung sein, wie sie bei uns, gefördert durch die Vorherrschaft der Juristerei, zur unnützen Vermehrung des Beamtentums und zur Bürokratie geführt hat. —

Trotz aller Untergrabung der Autorität und des Pflichtgefühls und eingerissener bürokratischer Überhebung und Angekränkeltseins durch den materialistischen Zeitgeist hat sich das Beamtentum bei uns im Weltkriege und der nachfolgenden Umwälzung im großen und ganzen bewährt, und nur die Führung mußte versagen, weil sie sich selber in Abhängigkeit vom außervölkischen Großkapitalismus gegeben hatte. Daß die Umwälzung nicht zu völligem Zusammenbruch geführt hat, ist wesentlich das Verdienst des Beamtentums, das seine Pflicht weiter erfüllte, trotzdem es durch die Last des Krieges am meisten bedrückt war. Das Beamtentum hat sich, entsprechend den seelischen Eigenschaften, die zum Eingehen der Laufbahn führen, als der eigentliche Träger des sozialen Gedankens erwiesen, nicht die Arbeiterschaft, die nur zum Klassenkampf erzogen und durch die Aufstachelung der Begehrlichkeit („die verdammte Bedürfnislosigkeit") antisozial gerichtet war. Die eindringlichsten Ermahnungen der Gewalthaber der Revolution, vom Arbeitswucher, der Erzwingung hoher Löhne bei minderer Leistung, abzulassen, mußten wirkungslos an ihr abprallen, und sie mußte versagen, wenn es galt, den sozialen Gedanken in die Tat umzusetzen.

Die Kriegswirtschaft hat durch den tathaften Versuch gezeigt, daß in der Landwirtschaft die Sozialisierung die Hervorbringung beeinträchtigt, das Hervorgebrachte durch nicht sachgemäße Behandlung und unnützes Hin- und Herziehen zugrunde richtet und dem Verbraucher durch Einschiebung eines bevorrechteten Zwischenhandels, der einen ungeheuren Gewinn daraus zieht, verteuert und ein Heer von Verteilern fruchtbringender Arbeit entzieht. Auch reichen die im Volke vorhandenen, für das Beamtentum nötigen besonderen Geistesanlagen nicht auch noch für die Aufgaben der Erzeugung und Verteilung. Der Versuch mußte mit Notwendigkeit zur wucherischen Ausbeutung der Verbraucher führen. — Nur der eigene Nutzen kann als Triebkraft zu einer möglichst großen Hervorbringung dienen. Aber die Selbstsucht muß im Zaume gehalten und die Rücksicht auf das große Ganze gewahrt werden, dadurch, daß die reine Bodenfläche, wie an anderer Stelle ausgeführt[1]), durch Verstaatlichung der wirklichen Landwirtschaft erhalten und vor Ausbeutung durch den Kapitalismus gesichert wird.

Bei der werktümlichen Erzeugung (Industrie) wirken drei Faktoren zusammen: die mechanische Arbeit, die geistige Leitung und das Kapital. Die geistige Leitung ist eine doppelte, in größeren Werken meist in zwei Personen oder Gruppen von

[1]) Vergleiche auch den noch vor der Revolution geschriebenen Aufsatz des Verfassers in Nr. 11/12 des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift, dessen Gedankengang der Bodenreform entspricht, die jetzt durch Beschluß vom Dezember 1918 in der sozialen ungarischen Republik Gesetz geworden ist. Schriftl.

Personen verkörperte. Der eine Zweig der Leitung hat es mit der Hervorbringung zu tun, dem Betriebe, der andere mit der Verwertung, mit dem Vertrieb der Ware; das Kapital stellt die Betriebsmittel. Jeder dieser Faktoren hat einen berechtigten Anspruch an den nach Leistung und Vorbereitung ihm zukommenden, seine gedeihliche Lebenshaltung ermöglichenden Grundwert seiner Arbeit, auch das Kapital als durch frühere Arbeit gelieferte potentielle Energie. Der Mehrwert aber, soweit er nicht zur Sicherung des Betriebes zurückgestellt werden muß, gebührt dem Staat als Vertreter der Volksgesamtheit, dessen Einrichtungen allein erst die Möglichkeit der Erzeugung geben und für den die Erzeugung an sich von Nutzen sein muß. Dann kommt mittelbar der Mehrwert auch den zunächst Beteiligten mit zugute.

Bisher hatte aber von vornherein das Kapital die Oberhand. Deswegen, weil es allein die übrigen entbehren kann, da es im Stande ist, auch aus sich selber heraus sich zu vermehren, und, wenn es durch die Verbindung mit der Arbeit sich stärker vermehren will, nicht auf eine bestimmte Art der Arbeit angewiesen ist; es kann sich auch anderweit „investieren". Dabei bemächtigt sich das Kapital, offen oder versteckt, leicht auch des Warenvertriebs, der „kaufmännischen Leitung", die durch Teilnahme am Gewinn veranlaßt wird, in seinem Sinne zu arbeiten. Es wird erzeugt, nicht um der Gesamtheit eine notwendige Ware zu liefern, sondern um an irgend einer Ware zu verdienen, und wenn sie der Gesamtheit nicht nur nicht nützlich, sondern direkt schädlich wäre und erst durch das Mittel der Reklame künstlich zu einem „Wert" gemacht würde. An dem Staate fand bisher das Kapital kein Hindernis, wenn für diesen nur ein Anteil am Mehrwert in Form von Steuern oder Abgaben abfiel, mit dem er seinen „Staatshaushalt" bestreiten konnte. Es war ihm einerlei, woher das Staatseinkommen stammte, z. B. wenn eine Ware, um den Massenbetrieb aufrecht zu erhalten, an das Ausland billiger verkauft wurde als an das Inland und jenem dadurch ein Geschenk aus dem eigenen Volksvermögen gemacht wurde.

Während die kaufmännische Leitung die herrschenden wirtschaftlichen Umstände berücksichtigen, der „Konjunktur" sich anpassen muß, handelt es sich bei der Betriebsleitung um die Beherrschung der werktümlichen, oft erst neu zu findenden Möglichkeiten zur Hervorbringung von Werten mit den kleinsten Mitteln. Obwohl hier die angespannteste und als rein geistige um so höher zu wertende Arbeit geleistet wird und die langwierige Vorbildung mit entlohnt werden müßte, ist deren Stellung den übrigen Faktoren gegenüber die schlechteste. Die mechanische Arbeit kann wie das Kapital ebensogut sich anderen Arbeitsgelegenheiten zuwenden, denn die Bedienung der Maschinen ändert sich nicht wesentlich nach dem, was sie erzeugen; ähnliches gilt für die kaufmännische Leitung; die Arbeit der Betriebsleitung ist dagegen viel mehr spezialisiert, der Techniker an seine besondere Betätigungsart viel fester gebunden. Da nun zudem ein Überfluß von geistigen

Kräften bei uns vorhanden, also der Wettbewerb unter ihnen verschärft ist, fließt der technischen Leitung statt des verdienten größten der geringste Anteil am Ertrag zu. Die neueren Bestrebungen, alle im Volk verborgene geistige Tüchtigkeit herauszuholen und zur vollen Entwicklung zu fördern, werden die Sache noch immer mehr verschlimmern und das Kapital noch mehr als bisher zum Schmarotzer auf der Bildung machen, die bei der Schaffung rein geistiger Werte schon längst nicht mehr selbständig sich geltend machen kann.

Aber nicht die Bildung hat sich bei der Schwäche ihrer Stellung gegen das Kapital aufgelehnt, sondern die mechanische Arbeit. Dem gewiß richtigen Satze, daß aller Wert nur aus der Arbeit entsteht, hat die Sozialdemokratie den Sinn untergelegt, daß nur die mechanische Arbeit Werte schafft und demzufolge die Betriebsmittel für den Staat oder, indem dabei nur an den sozialdemokratischen Staat gedacht wird, für die Gesamtheit der Handarbeiter in Anspruch nimmt. Der geistigen Arbeit der Betriebs- und kaufmännischen Leitung wird dabei gar nicht gedacht, als wenn der Betrieb und der Vertrieb von selber weiter ginge; oder wenn ihrer gedacht wird, herrscht die Meinung, daß sie von gewählten Vertretern der Arbeiterschaft ebensogut und besser gemacht werden könne, in dem Glauben, daß in einem von der Mehrheit gewählten Vertreter auch die Summe der geistigen Kräfte dieser Mehrheit steckte. Geistige Kraft aber läßt sich nicht summieren wie mechanische; sie wirkt nur in der Verdichtung im Einzelgeiste, die nur in allmählichem Zusammenfinden der entsprechenden Keimanlagen zustande kommt und unter Einwirkung der Überlieferung bei allmählichem Aufstieg sich entwickeln muß. Der große Fehler der Sozialdemokratie liegt darin, daß sie die individualistische Denkart des Kapitalismus sich angeeignet hat und den biologisch so wohl begründeten sozialen Gedanken auf biologisch nicht zusammengehörige Arbeitsgenossen statt auf ihre eigenen aufsteigenden Nachkommen erstreckt, die den Hauptteil der gebildeten Stände ausmachen. — Eine Mehrheit von Personen kann sich zu einer Lebensgemeinschaft nutzbringend nur vereinigen durch Arbeitsteilung und geistige Leitung und Kontrolle.

Nun bliebe die Möglichkeit, die Hervorbringung ebenso wie den Sicherheitsdienst und die Beamtentätigkeit zu verstaatlichen, die Lebensgemeinschaft in Organisation zu verwandeln. Dann würden also alle Beteiligten ihre Nahrung nur durch den Staat erhalten und dieser die Mittel seines Unterhalts unmittelbar aus der Hervorbringung schöpfen. Sicher würde ein solcher Zustand die Festigkeit des Staates stärken, aber wie jede Einschränkung der Freiheit auch das Streben des Einzelnen ertöten, soweit es nicht als Ehrgeiz wachbleibt oder im Gattungstrieb aufgeht. Dies Bedenken darf aber nicht hindern, den Zustand anzustreben für die Fälle, wo die Freiheit, das „Unternehmertum", zu gunsten des Kapitals schon ausgeschaltet ist. Das ist überall da der Fall, wo der Betriebsleiter nicht zugleich der Unternehmer ist und, wenn nicht Eigner des Kapitals,

doch das Kapital durch seine persönliche Zutrauenswürdigkeit, seinen „Kredit" sich verschafft und der Wettbewerb mit gleichartigen Unternehmungen noch vorhanden ist. „Zur Verstaatlichung reif" sind, nachdem Post und Eisenbahn längst verstaatlicht sind, auch der Bergbau auf Kohlen und Kali, die Eisengroßindustrie, der Großhandel mit Getreide, Vieh, Dünge- und Futtermitteln, die Versicherungs- und Hypotheken-Banken und überhaupt das Bankwesen, soweit es nicht nach der früher geforderten Geldreform [1]) noch für die Geldvermittlung für die Arbeit dienlich ist.

Jedenfalls wäre es im Sinne organischer Politik ein segensreicher Fortschritt, wenn der Staat an die Stelle des vertrusteten Großkapitals tritt. Dagegen würde die Aneignung der Produktionsmittel durch die Arbeiterschaft an der „kapitalistischen Produktionsweise", das heißt der Hervorbringung nicht zum Nutzen der Allgemeinheit sondern zum Vorteil der Besitzer, nichts ändern. Gewechselt hätten nur die Träger des Kapitalismus. Und je nach dem Ertrag der Betriebe würden einzelne Gruppen des Volkes zu Ausbeutern der anderen, und ein noch größeres Streben der Arbeiterschaft nach Veränderung würde die Folge sein, denn sie würde wegen der Widersinnigkeit dieser Betriebe selber nicht den erträumten Nutzen davon haben.

Die Gegner der Verstaatlichung sollten bedenken, wie etwa das Verkehrswesen unter rein kapitalistischer Leitung sich weiter ausgestaltet haben würde, wenn es nicht verstaatlicht worden wäre! Oder was aus dem Schulwesen würde, wenn es wieder selbsteigener (privater) Willkür überlassen würde. Worauf es ankommt, ist, daß die Leitung dieser Großbetriebe eine *fachgemäße*, keine mechanisch-bürokratische ist, daß sie also von Fachleuten ausgeübt wird, denen Juristen nicht als Vorgesetzte sondern, soweit nötig, als Beiräte beigegeben sind. Aber die kleineren Betriebe, die unter der persönlichen Leitung oder wenigstens Oberleitung eines Einzelnen stehen, dürfen nicht der Sozialisierung unterworfen werden, auch nicht die Großbetriebe, die wie der Außenhandel im Wettbewerb mit gleichartigen ausländischen Unternehmungen stehen. Gerade bei den vorhin genannten Großbetrieben ist aber die Verwaltung zunutzen des Volksganzen, mag sie auch kostspieliger als bei Eigenbetrieben sich gestalten, ebenso wichtig wie die Erzielung von Überschüssen, die der Staatsbetrieb statt der wegfallenden Steuern nicht entbehren kann. Überschüsse können dann aber nur erzielt werden durch Ersparnisse an anderer Stelle. Der Vorteil, den der Arbeiter und Angestellte durch gesicherte Lebensstellung erlangt, wenn er in diesen Betrieben im Dienste des Staates steht, muß er erkaufen durch Verminderung seiner Lohnansprüche. Streiks zur Erkämpfung höherer Besoldung sind im sozialen Staat noch weniger zulässig als im „Klassenstaat". Das hätte die Sozialdemokratie vorher bedenken müssen, wenn sie durch Begünstigung der Großbetriebe auf den

[1]) Siehe den vorhin angezogenen Aufsatz des Verfassers. Schriftl.

Umsturz hinarbeitete und die Verstaatlichung vorbereitete. Bei den Kleinbetrieben würde der freie Arbeiter durch angemessene Beteiligung am Gewinn die Lebenshaltung erreichen können, die nach Maßgabe der Umstände möglich ist, ohne die Ertragsfähigkeit des Unternehmens zu zerstören. Erzwingung höherer Löhne würde sich dann durch Verminderung des Gewinnanteils ausgleichen, aber das ganze Unternehmen gefährden. Dieses Ziel würde der Arbeiter unter der alten Fürstenherrschaft sicherer haben erreichen können als unter einer demokratischen Regierung. Denn jene konnte über den Parteien stehen, wie sie es durch die soziale Gesetzgebung bewährt hat; in Ländern mit demokratischer Verfassung, wo wechselnde Partei-Mehrheiten herrschen, ist eine solche nicht zustande gekommen. Ob unsere jetzige demokratische Regierung wird sozial wirken können, muß sich zeigen. Die demokratische Partei, auf die sich die sozialdemokratische stützen muß, tut es sicher nicht, wenn sie den Land suchenden Kriegsbeschädigten das Rentengut oder die Erbpacht als „kein richtiges Eigentum" verleidet und das „richtige" durch kapitalistische Ausschlachtung der großen Geister entstehen läßt, die es ihnen zum eigenen Nutzen des schmarotzenden Kapitals verteuert und durch die Verschuldungsmöglichkeit unsicher macht.

Die Unersättlichkeit des Kapitalismus hat die Verstaatlichung der Großindustrie und des Großhandels selber zum unvermeidlichen Ziel der Entwicklung gemacht. Umsomehr ist die erwähnte Geldreform nötig, um der wirtschaftlichen Freiheit und dem Unternehmungsgeist des Einzelnen Spielraum zu erhalten, ohne den das völkische Leben in ein stumpfsinniges Rentnertum versinken und die in der Vermehrung sich äußernde Lebenskraft des Volkes erlöschen würde.

Zum Wohle des Ganzen, zur Wiedererlangung, wenn nicht unseres Wohlstandes, so doch unserer Lebensfähigkeit als Volk müssen wir es unbedingt vermeiden, irgend entbehrliche Auslandsware einzuführen, und da wir zur Bezahlung der nicht zu entbehrenden Rohstoffe wenig Naturschätze im Lande haben, müssen wir unseren wertvollsten Besitz, „unsern Geist exportieren", das heißt nicht die Träger dieses Geistes, wie es bisher vielfach geschah, die wir auch nicht durch Raubbau verbrauchen dürfen, sondern die Erzeugnisse dieses Geistes als hochwertige „Qualitätsware". Wir werden uns selber mit den einfachsten Formen der Bedarfsgegenstände begnügen müssen, die deswegen kein Schund zu sein brauchen, und die Herstellung überflüssiger Waren unterdrücken, die keine Werte sind, sondern nur durch künstliche Mache (Reklame) die Wertschätzung erschwindeln. Das ist ein Schmarotzertum ärgster Art, dessen Tummelplatz die Mode im weitesten Sinne ist. Solange die Frauenwelt sich noch nicht von den Torheiten der Mode frei gemacht hat, können wir sie nicht für reif halten, für das öffentliche Wohl mitzuarbeiten. Es gibt ja auch Männer, die Sklaven der Mode sind; für die gilt dasselbe. Wer sich selber zum Sklaven macht, dem geschieht kein Unrecht, wenn er als Sklave behandelt, das heißt ausgenutzt wird.

Gerade die eingegebene Wertschätzung wertloser Dinge und Überschätzung der Bequemlichkeiten des Lebens, der sogenannten Zivilisation, ist das sicherste Mittel, durch das der Kapitalismus seine Herrschaft begründet, die bei der geschichtlichen Fortbildung der Völker bis jetzt noch immer die Auflösung der staatlichen Ordnung vorbereitet hat, wie das reine, nicht in Lebensgemeinschaft übergegangene Schmarotzertum überall den Untergang des ihm verfallenen Wesens herbeiführt — und damit den eigenen.

Deshalb haben sich die ursprünglich als reine Schmarotzer entstandenen Herrschaftsorganisationen nur halten können durch allmähliches Einlenken in das Verhältnis der Lebensgemeinschaft. In den ersten Anfängen des Zusammenlebens der Menschen haben einzelne mit dem Gefühl geistiger oder körperlicher Überlegenheit ausgestattete sich durch Ausnutzung der Furcht vor den Naturgewalten, den Mitmenschen oder eingebildeten übernatürlichen Mächten, auf dem eingebornen Folgetrieb der Masse fußend, sich entweder mit List als Zauberer oder Priester zur Geltung gebracht oder mit Gewalt als Herrscher aufgeworfen. Sie nahmen den Mehrwert der Arbeit für sich in Anspruch, aber da sie ihn nicht für sich allein aufbrauchen können und das Gedeihen des Ganzen mit ihrem eigenen Vorteil zusammentrifft, kommt er auf verschiedenen Wegen wieder den Mitglieden des Stammes zugute, wie es schon bei der unter einem Anführer lebenden Affenhorde der Fall ist, die unter dieser Anführung besser Nahrung findet und sich besser vor Gefahren schützt. Sie werden aus bloßen Nutznießern zu Verwaltern des Mehrwertes, von dem sie bei dessen fortgesetztem Steigen einen immer kleineren Bruchteil für die eigenen persönlichen Bedürfnisse verbrauchen. Die Herrschaftsprinzipe nehmen also, ebenso wie das später sich daneben zur Geltung bringende Kapital, immer mehr eine unpersönliche Natur an. Nur auf ihr Walten ist es zurückzuführen, daß innerhalb kleiner, später größerer Gemeinschaften die den Kampf ums Dasein einschränkende Ordnung mehr oder minder gut aufrecht erhalten werden und aus der Macht das Recht erwachsen konnte. Ohne diese rechtliche Ordnung, im sogenannten Urzustande, würde der Mensch überhaupt keinen Mehrwert zugunsten des Stammes hervorbringen, sondern nur auf den unmittelbaren eigenen Gebrauch hin arbeiten. Aus diesem Gesichtspunkt kommt den Ordnung haltenden Mächten auch ein Anspruch auf den Mehrwert zu, insofern sie ihn zwar nicht geschaffen aber ermöglicht haben, zumal der Einzelne dabei infolge der Mitwirkung der Maschinen nicht mehr sondern weniger arbeitet als im Urzustande. Denn die Maschine macht nicht nach der Auffassung von Karl Marx dem Arbeiter Konkurrenz, sondern erleichtert ihm die Arbeit und verbilligt durch die Mehrerzeugung die Ware für das ganze Volk, also auch für den Arbeiter, verbessert die Lebenshaltung aller. Der Arbeiter wird nicht bezahlt durch das Geld, das er erhält, sondern durch die Ware, die er dafür kaufen kann. Deshalb hat die Maschinenindustrie auch nicht etwa die Arbeiter zum Auswandern gebracht, sondern im Gegenteil Arbeiter herbeigezogen.

Im Zusammenhange mit der aufsteigenden Kultur haben sich gemäß den natürlichen Anlagen des Menschen die ursprünglichen Herrschaftsprinzipe zur Kirche und zur staatlichen Herrschaft ausgebildet. Mit dem Fortschritt der Zivilisation oder, was dasselbe ist, mit der fortgesetzten Zunahme des Mehrwertes, wird durch die Inhaber der Gewalt, solange es einzelne sind, selbst bei unsinnigster Verschwendung nur der kleinste Teil durch ihre persönliche Nutznießung verbraucht. Die frühere Ausnutzung des Volkes durch den Feudalismus, der seinen Besitz nach der Zahl der Landarbeiter einschätzte, die aus dem Lande des Grundherren neben ihrem kärglichen Lebensunterhalt den gesamten Mehrwert für ihre Landherren herauswirtschaften mußten, milderte sich in dem Maße, als mit steigender Kultur nicht mehr die Hörigen sondern das Land den Besitz der Gewalthaber darstellte, der nun auch in andere Hände übergehen konnte. Der nicht mehr von den Gewalthabern verbrauchte Mehrwert fließt jetzt unmittelbar denen zu, die durch ihre Mithülfe bei der Verwaltung des Mehrwertes Anspruch darauf haben, zum größten Teil mittelbar der Gesamtheit durch Schaffung von Arbeitsgelegenheiten und Absatzmöglichkeiten und durch die Wirkung von Verbesserungen (Meliorationen) aller Art (auch geistiger), in denen der Mehrwert früher getaner Arbeit den späteren Geschlechtern wieder zugute kommt. Zugleich wird der Grundwert der Arbeit dadurch noch mehr erhöht, als dem durch die Technik gesteigerten Ertrag entspricht. In der Tat steht die Lebenshaltung der einfachsten Arbeiter heutiger Zeit, die bei vernünftiger Lebensführung noch viel höher sein könnte, von bestimmten Ausnahmen (Heimarbeiter!) abgesehen, weit über der früherer Zeiten oder gar der Sklaven. Nur vorübergehend kann sie durch ungünstige Ernten, oder durch kapitalistisch gemachte, oder durch verkehrte Wirtschaftspolitik verschuldete Verteuerung der Lebensbedürfnisse, durch Seuchen oder durch Krieg wieder zurückgeworfen werden. Kommt aber der Kapitalismus unter dem Deckmantel der Demokratie zur Herrschaft, so verfällt die Arbeit, körperliche wie geistige, rettungslos der Ausbeutung.

Die Fürstenherrschaft hat die Revolution beseitigt, aber indem sie deren Machtmittel, das Heer, das beste der Welt, mit zerstörte, hat sie nicht nur das Vaterland den Feinden preisgegeben, sondern auch sich selber der Macht beraubt, ohne die neues Recht nicht geschaffen und gesichert werden kann. — Die Kirchenherrschaft suchten die Gewalthaber der Revolution schon vor der staatlichen Erneuerung des Reiches aufzuheben, und zwar indem sie bei ihrer Verkennung unwägbarer Kräfte die Religion bekämpften. Dadurch treiben sie aber nur die Gemüter in die Gewalt der durch die Wissenschaft schon erschütterten Kirchenmacht zurück. Nur eine gefestigte Regierung kann es wagen, mit Schonung und Gerechtigkeit die allerdings zum Nutzen des Staates und zur Förderung wahrer Religion wünschenswerte Trennung von Staat und Kirche anzubahnen. Verdirbt die Sozialdemokratie es nun auch noch mit dem Beamtentum, so bleibt,

da die Macht der sozialen Idee über die Selbstsucht des Einzelnen sich als unzulänglich erwiesen hat, für sie nur die Möglichkeit, sich dem Kapitalismus zu verschreiben. Nach Zerstörung des heimischen Kapitals wird es der fremde sein, der das Erbe der Revolution antritt und die Arbeiter in eine Lohnsklaverei herabdrückt, wie sie erbärmlicher noch nicht auf der Welt war, indem er entweder an den Platz des heimischen Kapitalismus tritt oder sich die Arbeiter ins Ausland heranholt.

Der soziale Gedanke, der ja in der Erkenntnis des Aufeinanderangewiesenseins besteht, kann sich nur durchsetzen, wenn Bürgertum und Arbeiterschaft, Kopfarbeit und Handarbeit, aus erkünsteltem Gegensatz sich in der natürlichen Gemeinsamkeit dieses Gedankens, zugleich auch mit dem Bauerntum im gemeinsamen Gegensatz zum schmarotzenden Kapital zusammenfinden, wenn er also in der Anwendung auf das Gesamtvolk mit dem nationalen Gedanken verschmilzt, wenn Lebensgemeinschaft und Volksorganismus in der sozialen Republik zusammenfällt.

Die völkische Selbstbestimmung.

Kulturphilosophische Rück- und Ausblicke.

Von Adolf Harpf.

Die Völkerverbrüderungs- und Weltbundbotschaft der vierzehn Friedensgrundsätze des nordamerikanischen Präsidenten Wilson haben in jüngster Zeit die Frage zu erneuter und vertiefter Erörterung gestellt, wie es denn in der Welt aussehen werde, wenn einmal infolge des gleichzeitig verkündeten und schon bisher als mächtigste Triebfeder politisch-staatlicher Neugestaltungen wirkenden Selbstbestimmungsrechtes der Völker eine annähernde Sättigung und Erfüllung der Forderungen völkisch geschlossener Staatenbildungen eingetreten sein werde.

Vorläufig freilich hat die Botschaft von der völkischen Selbstbestimmung politisch umstürzender und auflösender gewirkt als alle die anderen, so verführerisch klingenden Zukunftsmelodien der Friedensschalmei des amerikanischen Präsidenten zusammengenommen.

Der russische und der österreichisch-ungarische Völkerstaat haben sich unter größeren oder geringeren Krampfwehen und Erschütterungen in ihre Völkerbestandteile aufgelöst, Deutsch-Österreich wird früher oder später in irgend einer Form wieder einen Bestandteil des deutschen Mutterlandes bilden müssen, um überhaupt weiterleben zu können, die Italiener haben sich bereits weit mehr, als ihnen völkisch jemals zukommen kann, aus dem Kadaver des alten Österreich herausgeschnitten, Polen, Tschechoslowaken und Jugoslawen sind ihrem Beispiele

auf Kosten deutschen Volkstumsbesitzes und des ungarischen Globus gefolgt, die Rumänen rücken in Südungarn und Siebenbürgen unaufhaltsam vor und haben schon das ganze, ehemals österreichische Buchenland eingesackt, die Ruthenen endlich haben schon einen förmlichen Feldzug gegen die Polen geführt und ihnen blutige Schlachten geliefert, um Ostgalizien für die Ukraine zu sichern.

Kein Zweifel, daß in all' diesen Erscheinungen, die sich gleich in der allererſten Zeit des Waffenstillstandes im Weltkriege zusammendrängten, die triebkräftigsten Keime für Zukunftskriege liegen, die jedenfalls erbitterter als alle bisherigen Kämpfe sein werden, weil es sich darin um Sein oder Nichtsein ansehnlicher Minderheiten unter fremdvölkischem Joche handeln wird.

So hat die Botschaft des amerikanischen Präsidenten, im Unschuldsgewande einer Weltfriedensverheißung und allgemeinen Völkerverbrüderung einherschreitend, in Wirklichkeit eine Drachensaat gesät, die früher oder später furchtbar aufgehen muß. — Aber das ist ja wohl der eigentliche tief geheime Zweck dieser ganzen Botschaft, die, während sie für Englands, Amerikas, Frankreichs und Italiens Kolonialvölker und auch für Irländer und elsaß-lothringische Deutsche keineswegs Geltung haben soll, ganz Mittel- und Osteuropa wie nicht minder den nahen Orient auf Jahre hinaus in wilde Völkerkämpfe verwickeln muß, nur damit England und Nordamerika desto ungestörter die politische und namentlich händlerische Weltherrschaft nach dem altrömischen Weltbeherrschungsgrundsatze des Divide et impera, „entzweie und herrsche", unter sich teilen können. Nach den schon bisher zu beobachtenden Erscheinungsweisen der völkischen Selbstbestimmung zu urteilen, haben sich namentlich die mitteleuropäischen Völker schon bis jetzt von der Erreichung eines einigermaßen dauerhaften Friedenszustandes weit mehr entfernt, als sich einem solchen Zustande leidlichen Gleichgewichtes zu nähern. Wie jeder politische Machtzuwachs schon im Grunde des menschlichen — allzumenschlichen Willens zur Macht viel eher zum Übergreifen in fremdstaatliche Eigentumsbereiche verlockt, als aber zur Selbstbeschränkung und Besitzessättigung zu führen, so ist dies namentlich bei den im Glücke allezeit maßlosen, im Unglücke haltlosen slawischen und romanischen Mischlingsvölkern der Fall.

Um und um greifen Italiener, Slawen, Rumänen, Franzosen weit über ihre natürlichen Volkstumsgrenzen hinaus, um sich im Wege der vollendeten Tatsachen möglichst große Gebiete für die Zeit des Friedens zu sichern und damit als Pfändern zur Begründung weitestgedehnter Ansprüche bei den Friedensverhandlungen zu erscheinen. In Wirklichkeit machen sie auf diesem Wege der selbstgeschaffenen Tatsachen nur die Friedensbotschaft Wilsons zuschanden, wie es denn schon gleich nach geschlossenem Waffenstillstande an fast allen mitteleuropäischen Volkstumsgrenzen zum Ausbruche von offenen Feindseligkeiten kam, die nur infolge der allgemeinen Kriegserschöpfung noch nicht in größeren Bränden auflodern konnten.

Aber nehmen wir einmal das Unmögliche an, stellen wir uns vor, der Wilson'sche Völkerbund und die allgemeine Völkerverbrüderung kämen wirklich und nicht bloß in Gestalt von papierenen Verträgen zustande und hätten unter der überwachenden und friedenerzwingenden Obergewalt Amerikas und Englands auch einige Aussicht auf Dauerhaftigkeit gewonnen, so könnte dies, wie sich schon aus den oben erörterten Völkerkämpfen der Zeit des sogen. Waffenstillstandes deutlich ergibt, nur durch eine so gründliche Abschwächung des völkischen Zusammenschluß- und Selbstbestimmungsgedankens erreicht werden, daß dieser überhaupt aufhören müßte, fortan eine Ursache völkischer Feindschaften und Eifersüchte zu bilden.

Was dann die unausbleibliche Folge wäre, darüber vermag uns die Geschichte des alten Römerreiches gründlich aufzuklären.

Sie zeigt uns, daß das Weltreich der Römer von der Zeit an stetig und unaufhaltsam in Verfall geriet, als es aufhörte, auf römisch-völkischer Grundlage zu stehen und an deren Stelle der Völkerbrei- und Mischungsgedanke trat, der die natürliche und unausweichliche Folge jedweder völkischen Auflösung ist. In dem Maße, als im römischen Reiche, — um mit H. St. Chamberlain zu reden, — das Völkerchaos an die Stelle der völkisch-römischen und rassenhaft arischen Staatsleitung trat, in demselben Maße versank nicht nur die altrömische Kultur, sondern der römische Weltstaat immer mehr, ja die früher blühendsten Landstriche des Reiches, Italien vor allem, das Herz des Reiches, wurden vom chronischen Volksschwunde befallen, das Land verödete, weite Ackerflächen mußten aus Mangel an Bebauern brach liegen, und früher blühende Städte standen halb leer, ohne daß verlustreiche Kriege oder mörderische Seuchen die Bevölkerung hingerafft hatten, da im Gegenteile gerade Italien in den ersten beiden Jahrhunderten der Kaiserherrschaft seine glücklichsten Zeiten hatte und einen fast ununterbrochenen Frieden genoß.

Otto Seeck hat uns in seinem Meisterwerke „Geschichte des Unterganges der antiken Welt" von diesen Zuständen im späteren Römerreiche ein anschauliches Bild entworfen. Wir lesen da: „Nach seinem Bürgerkriege nahm schon Caesar einen schrecklichen Menschenmangel wahr und suchte dem abzuhelfen, indem er für reichen Kindersegen gesetzliche Belohnungen einführte. Unter Augustus konnte man meinen, es würde sehr schwer fallen, aus der gesamten Bürgerschaft nicht nur Italiens, sondern des ganzen Reiches ein Heer von 45 000 Mann mit einem Schlage auszuheben, da der junge Nachwuchs äußerst spärlich geworden sei. Unter Tiberius machte sich die Abnahme der freien Bevölkerung von Jahr zu Jahr mehr bemerklich. Unter Nero beklagt ein Dichter, daß in den Städten nur ein kleiner Teil ihrer früheren Einwohnerzahl zurückgeblieben sei, daß viele Häuser leer standen und der Acker wüst liege, weil die Hände zu seiner Bebauung fehlten. Unter Titus erzählte man mit staunender Bewunderung, Italien habe in den glücklichen Zeiten der Republik 780 000 Soldaten auf die Beine bringen können; so etwas war längst zum halben Märchen geworden. Kaiser Nerva

wies 60 Millionen Sesterzen (= 12 Millionen Mark) für innere Kolonisation an, ohne damit etwas Nachhaltiges zu erreichen, denn Mark Aurel konnte ganze Scharen von Markomannen in Italien ansiedeln, was nur in einem entvölkerten Lande denkbar ist. Ateste war unter Augustus noch blühend und volkreich, aber die Inschriften, die es hinterlassen hat, gehören fast alle dem ersten Jahrhundert an. Darnach muß die Stadt schon im zweiten verödet gewesen sein. Im vierten heißt es von Vercellae, es sei ehedem mächtig gewesen, jetzt aber dünn bevölkert und halb zerfallen. Die einst so menschenreichen Landschaften der Volsker und Aequer schildert schon Livius als Einöden, die fast nur noch von den Sklaven römischer Latifundienbesitzer schwach bevölkert seien. Antium und Tarent waren zu Neros Zeiten verödet, und die Veteranenkolonien, welche der Kaiser hineinlegte, halfen dem nicht ab. Samnium lag zur Zeit des Tiberius noch eben so wüst, wie es die Kriege Sullas hinterlassen hatten, in mehr als drei Menschenaltern war ein Wiederaufbau seiner zerstörten Städte nicht nötig geworden. Apulien war unter Nero kaum weniger menschenleer. Das sind Beispiele aus Ober-, Mittel- und Unteritalien; alle gewähren sie dasselbe traurige Bild des Verfalls. Über die anderen Teile des Reiches fließen die Nachrichten spärlicher, doch scheinen auch sie dem allgemeinen Schicksale nicht entgangen zu sein. Im Zeitalter der Bürgerkriege bezeichnet es Diodor als eine Regel, die für den Osten so gut wie für den Westen gelte, daß die Städte menschenleer geworden, und nach der langen Friedenszeit des ersten Jahrhunderts hält Plutarch die Entvölkerung ganz ebenso für ein Übel, an dem der gesamte Erdkreis leide" .... „Wie die zurückgehenden Mengen von Weizen, die für die Ernährung der Bevölkerung Roms nötig waren, zeigen, war schließlich auch die Bevölkerung der Hauptstadt in zwei Jahrhunderten auf weniger als die Hälfte gesunken."

Derselbe Otto Seeck, der uns dieses traurige Bild des schauerlichsten Verfalls einer völkisch farblos gewordenen Allerwelts-Völker- und Rassenmischung gezeichnet hat, schildert uns aber auch in seinem genannten Werke, wie mit dem von Jahrhundert zu Jahrhundert stetig zunehmenden Einsickern rassig unverbrauchter germanischer Ansiedler in den verödeten Provinzen des weltweiten Reiches neues, völkisch bestimmtes Leben aus den Ruinen des Völkermischmaschs erblühte, die Bevölkerung wieder stetig zunahm und dadurch die Todesstunde des gealterten Reiches um Jahrhunderte hinausgeschoben wurde. Schließlich entstanden aus den Inquilinen, diesen germanischen Ansiedlern, im alten Römerreiche neue Volkstumsverbände, die die völkische Grundlage der heutigen romanischen Völker bilden, welche dann noch durch die germanischen Eroberungen der sog. Völkerwanderung ihren letzten und mächtigsten Lebensantrieb erhielten, aus dessen biologischen Kraftquellen sie noch heute genährt sind.

Ja, zu einer ganz neuen, charakteristisch-germanischen Kunstblüte, die nur unzutreffend eine Wiedergeburt (Renaissance, Rinascimento) der Antike genannt

wurde, hat diese rassige Auffrischung durch germanisches Blut noch nach einem vollen Jahrtausend geführt, denn tatsächlich war die Renaissance keine Wieder-, sondern eine kulturelle Neuschöpfung aus germanisch bestimmtem Rassengeiste, wie uns dies die Meisterwerke über die „Germanen in Italien", „in Frankreich" des allzufrüh dahingegangenen bedeutenden deutschen Rassenforschers Ludwig Woltmann erwiesen haben. Seit seinen urkundlichen und physiognomischen Feststellungen bezüglich der rassenhaft germanischen Abstammung der bedeutendsten romanisch-völkischen Kulturschöpfer waltet in der Tat ein wissenschaftlich stichhaltig begründeter Zweifel an der Geburt der Renaissance aus germanischem Geiste nicht mehr ob. Aber erst nachdem sich die Bildung der modernen romanischen Volkstümer mit der vollständigen Durchdringung der ehemals römischen Provinzialbevölkerung durch den belebenden germanischen Blutquell endgültig vollzogen hatte und sich aus dieser Durchdringung der neue völkisch bestimmte Geist erhob, erst dann konnte sich auch die neue völkisch-romanische Kulturblüte der Renaissance erschließen. So sehen wir denn auch hier wieder, daß eine Kulturblüte nur aus dem Nährboden eines ausgeprägten, geistig und charakterhaft hochstehenden Volkstums erwächst.

Eine Allerweltskultur auf Völkerverbrüderung und deren unausweichliche Folge, die Völkermischung, gründen zu wollen, wie es den folgerichtig zu Ende gedachten Wilsonschen Friedensgrundsätzen allerdings entspräche, wird allerwege unmöglich sein und bleiben.

Ganz anders festbegründet war das altrömische Weltimperium, als es die sich nun anbahnende englisch-amerikanische Händlerweltherrschaft jemals sein kann, und dennoch konnte jenes Weltreich seinem Schicksale nicht entgehen, als es seine völkische Grundlage der Völkermischung preisgab. Kein anderes Schicksal kann auch jener neuesten Weltherrschaft jemals beschieden sein, wenn es ihr gelingen sollte, im Wege allgemeiner Völkerverbrüderung dem völkischen Gedanken bei sich selbst und ihren Gefolgschaftsvölkern das Grab zu graben.

Kultur ist Geistesblüte und Geist, völkisch geschlossene Geistesart kann nur ein Volkstum haben, welches ja nichts anderes als die leibliche Erscheinung jener ist.

So lange und wo immer es eine Kulturblüte geben wird, kann sie immer nur völkisch geartet, d. i. von völkischem Geist erfüllt und getragen sein. Dazu wird es immer ein Volkstum, eine ausgeprägt sondergeartete und charakterhaft hochstehende Volkheit als den verkörperten Schöpfer und Träger der Kultur geben müssen.

Kultur und Volkstum werden immer zusammen sein, oder sie werden beide nicht mehr sein. Dies aber wird dann wieder eintreten, wenn im Gefolge allgemeiner zwischenvölkischer Vermengung und Verbrüderung die immer nur auf dem Mischungstiefstande mögliche gegenseitige Menschenangleichung jemals wieder zur geschichtlichen Welttatsache werden sollte.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceſtr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 3 | März 1919

Mit Worten führt man nichts zu Ende,
und guter Rat ist überfeil:
der opferwill'gen, tät'gen Hände
bedarf's zu unseres Volkes Heil!

Politik und Moral.

Von Schulrat K. Schubert-Altenburg (S.-A.).

In diesen dunkelsten Zeiten unserer deutschen Geschichte wird unser Inneres von Zweifeln und Fragen aufgewühlt, die uns nicht zur Ruhe kommen lassen, und die schon manchen zum vollständigen Irrewerden an göttlicher Gerechtigkeit und einer sittlichen Weltregierung und zur Verzweiflung an der Zukunft unseres Volkes geführt haben. Wir Deutschen sind das Volk der Denker, des grübelnden Sinnens, wir können die furchtbaren Wirklichkeiten und Folgen des Weltkrieges nicht einfach hinnehmen, sondern wir suchen den tieferen Sinn des Weltgeschehens zu ergründen. Wir wollen in dieser Weltwende, da alles wankt und zusammenbricht, da alle Hochziele dahinsinken, für unsere Lebensanschauung wieder Rettung und festen Boden gewinnen. Andere Völker sind weit unbedenklicher, rücksichtsloser, gewissenloser. Wir suchen die inneren Widersprüche geflissentlich auf, wir quälen uns mit der Aufhellung des Zwistes zwischen dem Sein und dem Seinsollenden, wir zergliedern unser eigenes Verhalten und stehen nicht an, nach der Schuld unseres Volkes zu suchen. Wahrlich ein hohes Lob für uns, aber auch eine gefährliche Schwäche in uns!

Keine Frage bewegt uns in diesen Zeiten mehr als die: Wie bringen wir das politische Schicksal unseres Volkes mit unseren sittlichen Überzeugungen, mit unseren rechtlichen Grundsätzen in Einklang? Hier klafft eine scheinbar unüberbrückbare Kluft. Fortwährend drängt sich uns die Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral auf. Kein Wort konnte man so oft lesen, wie das von der unmoralischen Politik der Engländer, ihrer Falschheit, Arglist, Gemeinheit, von der Treulosigkeit und vom Wortbruch der Italiener und Bulgaren, vom planmäßigen Lügenfeldzug aller unserer Feinde. Und auf der anderen Seite sprach man genau so sittlich aburteilend von der Hinterlist der deutschen Staatsmänner, von der Verwerflichkeit der deutschen Vergewaltigungspolitik, von der deutschen Nichtachtung des Völkerrechts, von den deutschen Greueln in Belgien. So finden wir hüben und drüben eine große sittliche Entrüstung über die Staatsmaßnahmen der Gegner, immer sind die politischen Beurteilungen durchsetzt mit moralischen Gesichtspunkten. Ist dies gerechtfertigt? Welche Maßstäbe müssen angewendet werden? Das Verhältnis von Politik und Moral muß einer grundsätzlichen Betrachtung unterworfen werden [1]).

Der Widerstreit zwischen politischer und sittlicher Beurteilung trat von jeher in der Geschichte in die Erscheinung und wurde als solcher empfunden. Dafür sei zunächst eine Reihe von Beispielen gegeben.

In der Geschichte der Päpste, des höchsten auch moralischen Gerichtshofs der katholischen Kirche, hat Ranke Fälschungen, meuchelmörderische Beseitigung von Gegnern und unzählige andere Maßnahmen der päpstlichen Gewaltpolitik aufgezeigt. Es herrscht da eine uns ganz unfaßbare Dehnbarkeit, Umbiegung, Weitherzigkeit und Auslegung gegenüber den Grundsätzen der Sittlichkeit. Nach Bismarcks Ausspruch gibt es eine eigenartige „katholische Politik", die die größte Kirchlichkeit mit rücksichtslosester Weltförmigkeit vereinigt und sich entlastet fühlt, wenn sie der Vergebung der kirchlichen Oberen versichert ist. Den Gipfelpunkt erreichte sie im Jesuitenorden. Die Väter Jesu meinen, daß die Ehre oder Verherrlichung der heiligen Kirche als des Reiches Gottes auf Erden auch allen Mitteln, die auf diesen Zweck hin als die geeignetsten zu seiner Verwirklichung gewählt sind, ihre Heiligkeit mitteilt, sie ihrer weltlichen Niedrigkeit und Verwerflichkeit entkleidet und zu der Würde eines Dienstes für Gott und sein Reich erhebt. Solche Mittel sind die Verschleierung, die Abstreitung der Wahrheit, der unter Gewissensvorbehalt geleistete Meineid, die Anstiftung zum

---

[1]) Vgl. Heinrich von Treitschke, Vorlesungen über Politik, Leipzig, Hirzel, 1897 (§ 3. Das Verhältnis des Staates zum Sittengesetz); Friedrich Paulsen, System der Ethik, Stuttgart, Cotta, 1913[10] (2. Bd. IV. Der Staat); Wilhelm Rein, Grundriß der Ethik, Osterwieck, Zickfeldt, 1902[1] (S. 68 ff. Ethik und Politik); Otto Baumgarten, Politik und Moral, 14 Vorlesungen, Tübingen, Mohr 1916; Reinhold Seeberg, Politik und Moral, Rektoratsrede, Berlin, Norddeutscher Verlag, 1918. Da die obigen Ausführungen als Vortrag geboten wurden, ist von Angabe der angeführten Stellen im einzelnen abgesehen worden.

Fürstenmord, die Verleitung zum Ungehorsam gegen das Gesetz, die Ausnützung des Beichtstuhlgeheimnisses. Der Mann, der solche Mittel mit jener Abzweckung auf die Ehre der Kirche und das Reich Gottes ohne sittliche Bedenken anwendet, kann tatsächlich — nach der jesuitischen Sittenlehre — eine sittlich hochstehende Persönlichkeit sein, die in ihrem Eigenleben solcher Mittel ganz unfähig ist. Er sieht in ihnen eine leidenschaftliche Aufopferung des Persönlichen für eine edle Sache, der kirchenpolitische Gesichtspunkt ist allein ausschlaggebend und schließt den moralischen Maßstab aus.

In Luthers Leben haben zwei politische Stellungnahmen stets Anstoß erregt, die Billigung der Doppelehe Philipps von Hessen und die Forderung des unbedingten Niederschlagens der bolschewistischen Bauern jener Zeit, Anstoß, weil sie dem Sittengesetz zuwiderlaufen. Luther litt besonders in seinem späteren Leben sehr unter dem Gedanken, daß er die katholische Kirchenmacht untergraben, er empfand den Zwiespalt zwischen den politischen Folgen der Kirchenerneuerung und den Forderungen seines christlichen Gewissens.

Der Zeitgenosse Luthers, Macchiavelli (1449—1527), lehrte in seinem „Principe", daß der Staat aller christlichen oder bürgerlichen Moral enthoben sei, er ist der folgerechte Verfechter der schlechthinnigen Ablehnung einer Unterstellung der Politik unter die Moral. Unbedenkliches Streben nach Macht und Erfolg ist ihm das Wesen des selbstherrlichen Staates. Im Gewaltmenschen Cesare Borgia sieht er das Hochbild des fürstlichen Staatsmannes. Der Fürst trete auf je nach den Umständen als Fuchs oder als Löwe, hülle sich aber immer in den Schleier moralischer Redensarten. Der Staat ist Macht, diesen bündigen Satz stellt er zuerst als alleinverbindlich für die Politik auf. Alle vom Staatsmanne angewendeten Mittel haben der Selbstdurchsetzung des Staates zu dienen.

Als Friedrich der Große in seiner Kronprinzenzeit den „Principe" in die Hand bekam, lehnte er diesen „Tyrannenkodex", diesen „Teufelskatechismus", diese „umgekehrten zehn Gebote" in jugendlicher Schwärmerei voll Abscheu ab und schrieb seinen „Antimacchiavell". In dieser Zeit prägte er sein bekanntes Wort: Le roi est le premier doméstique de l'état. Und als König, so urteilt Treitschke, war Friedrich „der größte praktische Macchiavellist aller Zeiten". Er gab dem Macchiavell eine Ehrenerklärung, als er schrieb: „Der Privatmann, bei dem es sich nur um seinen eigenen Vorteil handelt, muß diesen seinen Vorteil ohne Schwanken dem Wohle der Gesellschaft zum Opfer bringen; der Fürst, der den Vorteil seines großen Volkes im Auge hat und im Auge haben soll, muß sich selbst und seine sittlichen Verpflichtungen zum Opfer bringen, sobald sie dem Wohle seines Volkes entgegenzusein beginnen". „Der Souverän opfert sich für das Wohl seiner Untertanen". „Macchiavell sagt, daß eine uneigennützige Macht inmitten ehrgeiziger Mächte unfehlbar endlich zugrunde gehen würde; es tut mir sehr leid, aber ich bin genötigt, einzugestehen, daß Macchiavell recht hat". Bald nach seinem Re-

gierungsantritt brach Friedrich den Vertrag mit Frankreich in schroffer Weise. Er gab seinem Minister den Rat: „Trompez les trompeurs!“ Er scheute sich nicht, 1756 zwei sächsisch-polnische Geheimschreiber in Warschau und Dresden durch Geld zur Verletzung des Dienstgeheimnisses und ihrer Amtspflicht zu verführen, um die Pläne seiner Gegner zu erfahren. Er war nie wählerisch in seinen Mitteln, in den kleinlichen Ränken der Staatsunterhandlungskunst, in seiner sich immer steigernden Menschenverachtung, die ihn den Menschen als eine espèce assez méchante ansehen ließ und in dem Ausspruche gipfelte: 'Vous ne connaissez pas cette maudite race'. Freilich besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Macchiavell und Friedrich, dort ingrimmige Schadenfreude und bewußte Verhöhnung der Moral, hier das Bewußtsein des Opfers des Gewissens und des inneren Zwiespaltes zwischen Moral und Politik.

Der große, von den Italienern vergötterte Staatsmann Graf Cavour, der Bismarck Italiens, handelte durchaus nach macchiavellistischen Grundsätzen. Seine Freunde hielten ihn deshalb für einen Schurken. Und er sagte von sich das ergreifende Wort: „Ich weiß nicht einmal, ob ich mich noch zu den Ehrenmännern zählen darf, weil ich die Einheit meines Vaterlandes gründete.“

Die politischen Morde sind erwachsen nach einem inneren Kampfe zwischen politischer Abzweckung und der Stimme des Gewissens. Alle Hellenen waren einig im Preise des Tyrannenmordes. Harmodios und Aristogeiton rühmen wir unserer Jugend als sittliche Vorbilder. Die Judith erschien ihren Volksgenossen als Heldin. Charlotte Corday unterdrückte den sittlichen Schauder bei ihrer Mordtat, der edle Sand erstach aus politischer Erwägung den ihm so verderblich erscheinenden Kotzebue. Heinrich v. Kleist trug sich mit dem Gedanken, Napoleon I. zu töten. Nobilings Mordanschlag auf Kaiser Wilhelm I. war eine politische Tat. Und welcher gesunde Deutsche hätte nicht im Hinblick auf die politische Wirkung in unseren Tagen erleichtert und von sittlichen Bedenken unbeirrt aufgeatmet, als Liebknecht, Rosa Luxemburg und Eisner ihrer hochverräterischen Tätigkeit entrückt wurden! Kläglich und unmännlich muten die sittlichen Verurteilungen dieser Taten an! Der politische Mord kann nicht unbedingt verworfen werden, die Beurteilung muß hier anders lauten, als beim gemeinen Mörder.

Als im Jahre 1812 Preußen gezwungen wurde, mit Frankreich gegen Rußland in den Krieg zu ziehen, gingen 25 preußische Offiziere, unter ihnen der hochgemute spätere Kriegsminister von Boyen und der edle, bekannte Militärschriftsteller von Clausewitz zu Rußland über, da sie es mit ihrer Ehre unvereinbar hielten, noch ferner einer Nation anzugehören, die ihre Ehre verwirkt hatte. Aber, fragt Treitschke, ist man nicht, auch wenn man einen Krieg persönlich nicht billigt, doch verpflichtet, dem Vaterlande seine Dienste zu leisten? Kann die Handlungsweise jener Männer als allgemein gültige sittliche Richtschnur betrachtet werden, nach der jeder hätte handeln können? Was wäre dann aus uns geworden, wenn alle Offiziere nach

Rußland gingen? Kann man einen Mann loben, der gegen seine alten heiligen Fahnen kämpft? Yorck haßte diese Männer, er, Blücher und Bülow harrten bei ihrem Könige aus, zeigten sie nicht mehr sittliche Größe? Und eben dieser Yorck entband sich wenige Jahre später vom Gehorsam gegen den König, als er es für politisch notwendig hielt.

Die englische Geschichte bietet unzählige Beispiele für die Beugung der Moral unter die Forderungen der Staatsnotwendigkeiten. Die englischen Weltweisen John Locke und Thomas Hobbes stehen ganz auf macchiavellistischem Boden, und ihre Lehre ist zum Gemeingut englischer Volksauffassung geworden, die sich zu dem Volksbekenntnis „right or wrong, my country" verdichtet hat. Aus Staatsklugheit haben die Engländer im indischen Aufstand die Hindus vor die Kanonen gebunden und sie zerblasen. Wer Völkern niederer Kulturstufe nicht die Macht zeigt, ist verloren. Die englische Herrschaft in Indien aufrecht zu erhalten, war nach der Meinung der britischen Staatsmänner sittlich und aus Gründen der Volksförderung notwendig. So handelten die Engländer immer, bis zum Aufstand der Iren und der Buren.

Der Staatsstreich Napoleons III. ist genau nach macchiavellistischen Grundsätzen vorbereitet.

Dann unser großer Bismarck! Hat er nicht 1863—1866 die Verfassung mit Füßen getreten, nicht seinen widerstrebenden König, der darunter sittlich litt, zum Verfassungsbruch gezwungen? Hat nicht der königstreue Staatsmann im Jahre 1866 Königsthrone zerschlagen und die Hannoveraner, Hessen und Schleswig-Holsteiner in schwersten sittlichen Widerstreit gebracht? Hat er nicht während des 66er Krieges in bewußter Unwahrheit Napoleon vorgespiegelt, er wollte ihn durch linksrheinisches Gebiet entschädigen, um ihn vom Eingreifen in den Krieg abzuhalten? War nicht der vielgerühmte Rückversicherungsvertrag mit Rußland ein Verrat am Dreibund? Endlich die Umänderung der Emser Drahtmeldung aus einer Urkunde des Rückzugs in eine solche des Angriffs! Sie ist und bleibt nach sittlichem Urteil eine Fälschung. Und in der inneren Politik! Wie manchen Kuhhandel schloß Bismarck jeweils mit den Parteien ab und opferte (z. B. nach dem „Kulturkampf") sittliche Güter für Macht! Gegen seine inner-politischen Gegner war er gewalttätig, er ließ ohne empfindsames Zögern seine Mitarbeiter fallen, wenn er ihrer nicht mehr bedurfte, Arnim, Camphausen, Falk. Und dieser rücksichtslose Staatsmann war in seinem Eigenleben ein so gewissenhafter, aufrichtiger, feinfühliger, sittlich hochstehender Mensch und ein überzeugter, wahrhaft frommer Christ. Er empfand selbst den heldischen Zwiespalt zwischen seinen persönlichen sittlichen Empfindungen und den harten Forderungen der Staatsnotwendigkeiten, wenn er sagte: „Das habe ich mit meinem Gott abgemacht." „Ich hoffe, daß ich besser werde, wenn ich nicht mehr Minister bin; darauf muß ich alle vertrösten, die an mir zu tragen haben". „Als Staatsmann bin ich

noch nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher feige, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich herantreten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, tut mir Unrecht, und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen." „Die Frage, ob das eigene Augenmaß, der politische Instinkt ihn richtig leitet, ist ziemlich gleichgültig für einen Minister, dem alle Zweifel gelöst sind, sobald er durch königliche Unterschrift oder durch eine parlamentarische Mehrheit sich gedeckt fühlt, man könnte sagen, einem Minister katholischer Politik, der im Besitz der Absolution ist, und den die mehr protestantische Frage, ob er seine eigene Absolution hat, wenig kümmert".

Und in der Gegenwart! Alle Staaten haben während des Weltkriegs der Moral entgegen gehandelt, suchten aber den Zwiespalt zu verdecken, indem sie ihr sittliches Recht zum Kriege verkündigten und allen Maßnahmen ein sittliches Mäntelchen umhängten. Die Italiener sprachen vom sacro egoismo ihres Volkes, die Engländer zogen in den Krieg zum Schutze der unterdrückten Völker, die Amerikaner sahen sich als Kreuzfahrer, als Befreier der Welt an. Umgekehrt verfuhr der Moralist Bethmann-Hollweg. Als er am 4. August 1914 die Besetzung Belgiens als ein Unrecht bezeichnete, das wieder gutgemacht werden müßte, handelte er nach der Meinung kluger Staatsmänner politisch töricht. Wir Deutschen billigten im Weltkriege durchaus das Kundschafterwesen, wir jubelten, wenn unsere Unterseeboote Hunderte von Soldaten in den Meeresgrund hinabschickten, wenn unsere Zeppeline die Häuser der englischen Hauptstadt zerstörten. Die oberste Heeresleitung glaubte uns im September 1914 den ganzen Umfang der Niederlage an den Marne verheimlichen zu sollen und auch in der Folgezeit in den Heeresberichten vieles Bedeutsame verschweigen zu müssen [1]).

Auch Scheidemann empfand die Gespaltenheit des politischen und moralischen Handelns, als er am 13. 1. 1919 in Weimar sagte: „Wir haben uns zu dem Kampfe gegen die Unabhängigen entschlossen, weil wir die Interessen des ganzen deutschen Volkes vertraten. Unser Gewissen ist rein!" Und die Frage nach der „Schuld" am Zusammenbruche steht noch immer im Vordergrunde der Erörterung.

Aus allen diesen Beispielen, die sich beliebig vermehren ließen, erhellt, daß der Widerstreit zwischen Politik und Moral zu allen Zeiten in die Erscheinung trat. Scheinbar unversöhnt stehen Ethiker und Politiker einander gegenüber.

Was sagt der Ethiker dazu? Er sagt: Die rechtlich-sittlichen Gesetze gelten ausnahmslos, sie erstrecken sich auf das Gesamtgebiet des menschlichen Handelns, also auch auf die Politik, ein Teilgebiet des menschlichen Handelns. Einzelmoral und Staatsmoral dürfen einander nicht widersprechen. Die Moral soll das Ver-

[1]) Dr. Mühsam („Wie wir belogen wurden." Die amtliche Irreführung des deutschen Volkes. München, A. Langen, 1918) hat diese Maßnahmen mühsam zusammenstellen zu müssen geglaubt und spricht von einer „absichtlichen Irreführung des deutschen Volkes".

halten jeder einzelnen Seele leiten, alle Volksgenossen stehen unter dem Einflusse eines unwandelbaren inneren Sollens und bilden eine sittliche Gemeinschaft. So muß notwendig auch diese staatliche Gemeinschaft, diese große Willensgenossenschaft eine gemeinsame sittliche Lebensrichtung zu verwirklichen suchen. Der Staat ist eine sittliche Gemeinschaft, hat sittliche Aufgaben und muß von jedem Bürger die pflichtmäßige Beobachtung der Sittengesetze fordern. Der Staat selbst darf nicht unsittlich handeln und seine Bürger nicht zu unsittlichen Handlungen nötigen. Die christliche Sittenlehre, über die nach Goethes Wort die Menschheit nicht hinauszuwachsen vermag, ist eine weltgeschichtliche, wirksame Segensmacht für die allgemeine Volkshebung und für das tiefste persönliche Leben des Einzelnen. Weicht der Staatsmann von ihr ab, so verliert er die Einheitlichkeit und Geschlossenheit seiner Persönlichkeit, die einheitliche Persönlichkeit ist aber das ethische Hochziel, das uns gestellt ist. Wenn aber im Leben des Einzelwesens Bruch von Verträgen, Angriff auf gültiges Recht und verbürgten Besitz, Zerstörung, Täuschung, Bestechung, Kampf, Raub, Diebstahl, Mord, Hinterlist, Verrat, Bündnis mit sittlich bedenklichen Gegnern unter allen Umständen zu verurteilen sind, können sie auch im Völkerleben nicht zugelassen werden. Der Staat handelt unsittlich, wenn er die selbstischen Zwecke seines Volkes im Gegensatz zur Menschheit durchzusetzen versucht. So urteilen ja auch die Anhänger des Völkerbundes. Scheidemann stellte als politisches Ziel auf: „Soll es doch die große Aufgabe der neuen Zeit sein, die Politik menschlicher zu gestalten!“ Das deutsche Volk, so kann man es jetzt wieder hören, soll den anderen Völkern ein Beispiel geben, soll die Volksselbstsucht überwinden und seine Handlungsweise dem allgemeinen Zweck der Menschheit unterordnen. Wenn andere Völker das nicht mitmachen und unbedenklicher sind, wenn eine zweifache Buchführung sie nicht stört, wenn die Engländer z. B. ihr einen christlichen Einband geben und sich dabei beruhigen, so müssen wir Deutschen nach unsrer Veranlagung und Geschichte das ablehnen. Der Ethiker zeichnet das Hochbild der menschlichen Gesellschaft. Politik und Moral müssen in eine höhere Einheit zusammengehen. Der Schweizer Theologe Ragaz schreibt: „Das Raubtierverhältnis, das Mißtrauen muß aus den internationalen Beziehungen weg. An Stelle der Machtpolitik muß eine Politik des Dienens, an Stelle der Raubtierpolitik die Menschenpolitik treten, was aber die Aufhebung dessen wäre, was man bisher Politik zu nennen pflegte“. Schon Augustin sah in den Staaten „große Räuberbanden“. So hat auch Tolstoi es ausgesprochen, daß der Staat, weil er die moralischen Hochziele nicht erfüllen könne, abzuschaffen sei. Schopenhauer schrieb das scharfe Wort: „Der Staat und das Reich Gottes oder Moralgesetz sind so heterogen, daß ersterer eine Parodie des letzteren ist, ein bitteres Lachen über dessen Abwesenheit, eine Krücke statt eines Beines, ein Automat statt eines Menschen“. Der Christ empfindet am tiefsten den unerträglichen Widerspruch zwischen der unbedingt verpflichtenden Sittenlehre Jesu und

der Unsittlichkeit der Mittel des Staatsbetriebs im Kampfe der Parteien und der Staaten, er zieht sich deshalb am liebsten aus dem politischen Getriebe zurück und trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. Er will, daß auch in der Politik die Gesetze der Liebe, der Nachgiebigkeit, der Selbstverleugnung, des Wohlwollens, der Hingabe und der Aufopferung gelten sollen.

Was sagt der Politiker hierzu? Er sagt: Die Frage ist von vornherein ganz falsch gestellt, wenn man fragt: Unterliegt die Politik den Gesetzen der Sittlichkeit?

Allgemein-sittliche Forderung ist zwar, daß der Staat sein Wesen, genau wie der einzelne, zur vollsten Entfaltung bringen muß. Aber was ist das Wesen des Staates? Er ist (nach Treitschke) „das als unabhängige Macht geeinte Volk" oder (nach Paulsen) „die Organisation eines Volkes zu einer souveränen Willens-, Macht- und Rechtseinheit". Die Macht ist das Grundgesetz des Staates, wie der Glaube das der Kirche und die Liebe das der Familie. Man kann dem Staate zwar sittliche Aufgaben zuschieben, aber zu seinem Wesen gehören sie nicht, denn es ist auch ein Staat ohne solche denkbar. Sich durchzusetzen, ganz und unbedingt, ist das Höchste, Erste und Einzige für den Staat. Die Verleugnung der Macht ist für den Staat recht eigentlich die Sünde wider den heiligen Geist. Der Staat darf keine Macht über sich dulden. Ein Staat, der keine Macht hat, ist kein Staat mehr. Das predigt jetzt jeder Tag. Das Recht der Waffen unterscheidet den Staat von allen Gemeinschaften. Wer nicht männlich genug ist, dieser harten Wahrheit ins Gesicht zu sehen, soll seine Hände von der Politik lassen. „Der Staat muß", wie Seeberg sagt, „unter Umständen Entbehrung, Not und Tod über Personen und Geschlechter verhängen, um Leben und Kraft des Volkes zu erhalten. Sein Wesen ist nicht, allen Volksgenossen Glück zu bringen. Es kann das Dasein ganzer Geschlechter in den Schatten des Winters oder in die hungrige Zeit der Aussaat fallen. Sie entbehren und leiden, damit es den Kindern oder Enkeln wohl gehe." Der Einzelne soll sich opfern für eine höhere Gemeinschaft, deren Glied er ist. Der Staat aber ist sich selbst das Höchste, er ist souverän. Souveränheit bedeutet höchste, keinem andern untergeordnete Gewalt, sie ist das wesentliche und einzige Merkmal des Staates. Darum kann an ihn gar nicht die sittliche Forderung der Aufopferung oder Hingabe gestellt werden. Sie widerspricht der Selbstbehauptung. Es kann ein Schiedsgericht über das Bestehen des Staates gar nicht geben. Wenn dieses in Frage steht, sind alle Völkerrechtsbestimmungen und Verträge ein Fetzen Papier. In Fragen zweiten und dritten Ranges könnte ein Staat sich allenfalls einem Schiedsgericht unterwerfen, und es kann als wünschenswert erscheinen, daß die zwischenvölkischen Verträge als freiwillige Selbstbeschränkungen des Staatswillens häufiger werden, um das Zusammensein der Völker auf dem Erdenball erträglicher zu gestalten, aber bis ans Ende der Geschichte muß letzten Endes immer die Macht entscheiden, die Waffen werden ihr Recht behalten. Darin

liegt die Heiligkeit des Krieges, des letzten Entscheidungsmittels im Dienste der höchsten Staatspflicht. Unser Volk trat in den Weltkrieg um seiner Selbstbehauptung willen.

Es ergibt sich also, daß man scheiden muß zwischen einem höchsten sittlichen Gesetz des Staates und der für den einzelnen geltenden Moral. Das Urteil über die Politik kann nur aus dem Lebenszweck des Staates hergeleitet werden. Die Anwendung der sittlichen Forderungen der Selbstverleugnung, der Hingabe, des Nachgebens, der leidenden Tugend auf die Politik ist verwerflich, wenn das Bestehen des Staates in Frage steht.

Der Staatsmann muß nervenstark sein, den Machtwillen haben, auch rücksichtslos und unbarmherzig sein können, er muß klug sein, um die Dinge übersehen zu können, er begeht ein Verbrechen, wenn er als Politiker einen Vorteil seines Volkes zu gunsten eines anderen preisgibt. Bethmann-Hollweg handelte schwächlich, unpolitisch, unsittlich, als er am 4. August 1914 seiner moralischen Anwandlung unterlag, es war der Sündenfall des Politikers. Wenn der Rechtsbruch nach der Überzeugung des Staatsmannes der einzig mögliche Weg zur Erhaltung des Staates ist, so gilt der Grundsatz: „Das Recht ist um des Volkes, nicht das Volk um des Rechts willen da." Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" durchzieht der große Gedanke, das deutsche Volk von dem heiligen Recht einer entschlossenen Machtpolitik zu überzeugen. Es gibt nur eine Richtschnur für den Staatsmann: Handle so, daß die Kräfte deines Volkes zu der durch die Wirklichkeit ermöglichten Lebensentfaltung gelangen! Bismarck erklärte: „Wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt: nach welchen Grundsätzen handelst du nun, sondern ich habe zugegriffen und getan, was ich für zweckmäßig hielt!" Das Wirken des Staatsmanns ist daher nicht als gut oder böse zu bezeichnen, sondern als klug oder unklug, als zweckmäßig oder unzweckmäßig, als weitblickend oder kurzsichtig, als staatsfördernd oder staatsschädigend. Der Politiker muß über die Beweglichkeit und die innere Freiheit von Lehrmeinungen und Glaubenssätzen verfügen, sein Handeln allen neuen Wirklichkeiten, den Hindernissen und Förderungen, die nicht vorauszusehen waren, anpassen, die Verhältnisse und Zeitumstände in schneller Entscheidung ausnützen. Hierin sind die englischen Staatslenker stets Meister gewesen.

Nur von dieser Grundlage ist es zu beurteilen, wenn der Staatsmann Mittel anwendet, die nach der für den einzelnen geltenden Sittlichkeit verwerflich erscheinen. Er wird um den inneren Kampf zwischen seiner persönlichen sittlichen Gewissenhaftigkeit und der Verleugnung dieser Überzeugung bei der Anwendung politischer Mittel nicht herumkommen, man soll die heldische Schuld, die oft große Staatsmänner auf sich nehmen mußten, nicht vertuschen oder verkleistern wollen. Bismarck litt unter dieser furchtbaren Tragik des großen Staatsmanns. Er sah eben darin seine höchste sittliche Pflicht, seine persönlichen Empfindungen im Dienste seines Volkes hintanzusetzen, er wurde sich selbst ein Schicksal

in den übergroßen Spannungen seines christlichen Gewissens mit den rücksichtslosen Anforderungen seines politischen Amtes. Der heilige Zweck der Staatsbehauptung heiligt in der Tat die unsittlichen Mittel der Verschleierung, des Vertragsbruchs, der Lüge, der Fälschung, des Verschweigens, der Rücksichtslosigkeit, der Unbarmherzigkeit, der Listen und Ränke der Staatskunst, heiligt den Krieg. Die Verschleierung der Größe der Niederlage an der Marne im September 1914 war durchaus geboten durch die Notwendigkeit der Selbstbehauptung unseres Volkes. Bismarck sagte: „Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Wer die Größe solcher unpersönlichen Sachlichkeit, solcher Zurückhaltung aller persönlichen Hochziele hinter den Staatszweck nicht nachempfinden kann, ist nicht befähigt zur Beurteilung von Staatsmännern.

Nun schließt aber die Politik nicht etwa die Moral aus. Vielmehr wird der wahrhaft große Staatsmann, wenn er die Lebensbedingungen und Lebensnotwendigkeiten des Staates in seiner ganzen Tiefe und Weite erfaßt, in seinen politischen Zwecksetzungen und Maßnahmen die Moral möglichst nicht außer acht lassen, weil letzten Endes das sittliche Gesundsein und die sittliche Zustimmung der Volksgenossen das Bestehen des Staates gewährleisten. So sagt auch Treitschke: „Ein Staat, der grundsätzlich Treu und Glauben verachten wollte, würde beständig von Feinden bedroht sein und also seinen Zweck, physische Macht zu sein, gar nicht erreichen können. Das bestätigt die historische Erfahrung; auch Macchiavellis Ideal, Cesare Borgia, fiel schließlich selber in die Grube, die er andern gegraben hatte. Denn der Staat ist nicht physische Macht als Selbstzweck, er ist Macht, um die höheren Güter der Menschen zu schützen und zu fördern. Die reine Machtlehre ist als solche völlig inhaltlos, und sie ist unsittlich darum, weil sie sich innerlich nicht zu rechtfertigen vermag." Wir fordern also vom Staatsmann, daß er die moralischen Triebe und Gefühle des Volkes in seine Überlegungen einstellt, daß er mit den so wichtigen Unwägbarkeiten des Volksempfindens rechnet, daß er nicht innere Abhängigkeit befiehlt, nicht das Recht der Persönlichkeit knechtet oder zum unsittlichen Handeln zwingt. Der Staat, dessen Wesen das Zusammenwirken seiner Glieder zum Zwecke der Selbstbehauptung ist, fördert die geistige und sittliche Hebung, weil sie eine Staatsnotwendigkeit ist. Die Politik schafft erst die Möglichkeit der Einwirkung der Moral auf ein Volk, die geordneten und lebenskräftigen Bedingungen, innerhalb deren der einzelne moralisch handeln kann. Nur sittlich gesunde Staaten sind lebensstarke und dauerhafte Gebilde. Wenn in einem Volke die christliche Sittlichkeit eine starke, das Leben bestimmende Kraft ist, kann der Staatsmann gar nicht anders, als mit dieser Wirklichkeit in Gesetzgebung und Verwaltung zu rechnen. Die Politik handelt nicht nach moralischen Gesetzen, aber sie schafft Gesetze, wie sie für ein Gemeinwesen, in welchem die Moral eine lebendige Macht ist, lebensnotwendig sind. Bismarck erkannte

seinerzeit, daß die sozialen Gedanken der christlichen Moral eine ungeheure Verbreitung gewannen, und deshalb schritt er in rein vernünftiger Erwägung der Zweckmäßigkeit im Hinblick auf den höchsten Staatszweck der Gesunderhaltung und und des Bestehens des Staates, zur sozialen Gesetzgebung.

Um den Widerstreit zwischen den Mitteln der Politik und dem Sittengesetze geringer zu machen, gibt es also nur den einen Weg, die Herzen aller Glieder des Volkes mit sittlicher Kraft zu erfüllen. Die Politik ist dann genötigt, mit dieser Macht zu rechnen. Je mehr sittliche Persönlichkeiten in einem Volke sind, desto mehr werden solche an seiner Leitung beteiligt sein, desto mehr werden die unlauteren Mittel im politischen inneren und äußeren Kampfe schwinden, und die Staaten werden weniger leichtfertig und weniger unbedenklich in Kriege eintreten. Die Politik bessert die Lebensverhältnisse durch die Sicherstellung der Macht des Staates und gibt die Möglichkeit des moralischen Verhaltens des einzelnen Volksgenossen, die Moral bessert das Verhalten der Menschen und hebt dadurch die sittliche Höhenlage der politischen Entschließungen. Wir erhoffen eine fortschreitende Moralisierung der politischen Mittel, aber an sich bleibt Politik Politik und Moral Moral.

Unser Volk ist zusammengebrochen, weil ihm der starke völkische Wille zur Selbstbehauptung fehlte, und weil seine Entsittlichung vor und im Kriege entsetzlich groß geworden ist. Aus diesem politischen und sittlichen Niederbruch kann uns nur ein starker politischer Machtwille und eine sittliche Wiedergeburt wieder hinaufführen. Beide, Politik und Moral, müssen auf den Zweck der Größe unseres Volkes eingestellt werden, beide kämpfen vereint wider den äußeren und inneren Feind.

Deutsche Dramatiker der Gegenwart.

Charakteristiken von Adolf Bartels.

1. Eberhard König.

In der Eberhard-König-Nummer der „Breslauer Hochschul-Rundschau", März-April 1917, findet sich ein Aufsatz „Der hungernde Dichter" von Fritz Bley, in dem es heißt: „Draußen gehn gleichgültig und mit sich selbst beschäftigt hastige Leute vorüber. Der eine oder der andere blickt achselzuckend zu dem Fenster des Dichters empor. Ein berühmter Literaturprofessor ist darunter, mit dem Anspruche, dem deutschen Schrifttume neue Wege zu weisen. Für den Einsamen und sein Schaffen hat er in den dicken drei Bänden seiner Weltliteratnr kein Wort, in den anderen dreien seiner deutschen Literaturgeschichte nur die trockene Aufzählung seiner ersten Werke. Wenn das am grünen Holze geschieht!" Mit dem berühmten

Literaturprofessor bin ich gemeint, der ich aber leider niemals Literaturprofessor war, sondern, um die für den Dichter König verwandte Bezeichnung zu gebrauchen, immer nur ein „hungernder" (bitte den Ausdruck jedoch nicht ganz wörtlich zu nehmen!) Schriftsteller mit dem bloßen Titel Professor, bis ein Ehrensold von meiner Heimat im letzten Jahre Wandel schaffte. Meine Lebensstellung erklärt auch mein Verhältnis zu manchen Dichtern: Ich kann mir von ihnen nicht alle Bücher kaufen, die ich haben möchte und haben müßte, ich muß abwarten, was mir von ihnen ins Haus fliegt oder was ich in den öffentlichen und Leihbibliotheken finde, und so vergehen oft Jahre, ehe ich das Schaffen eines Dichters voll überschaue. Von Eberhard König sind mir die beiden Dramen „Gevatter Tod" und „König Saul", sowie die Operndichtung „Herbort und Hilde" zuerst in die Hände gekommen, und ich habe den Dichter daraufhin in die 6. Auflage meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" (1904) aufgenommen, und zwar mit der Bemerkung: „Er ist zweifellos ein Poet, aber wie weit er kommen wird, läßt sich noch nicht sagen." Das steht auch noch in der 7. Auflage. In der 8. (1910) liest man nach der Aufführung der ersten Werke: „Dann verfaßte er eine Reihe Operndichtungen, das dramatische Heldengedicht „Wielant der Schmied" und das erfolgreiche vaterländische Festspiel „Stein", neuerdings auch historische Erzählungen." In der 5. und 6. Auflage meiner „Geschichte der deutschen Literatur" (1909) heißt es über König, daß seine Dramen „sämtlich von ernstem Streben zeugen, wenn sie auch tiefere Kraft vermissen lassen" — ich hatte den „Gevatter Tod" wieder gelesen, „Wielant der Schmied" war aber leider nicht an mich gelangt. Mein „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur" (2. Aufl. 1909) führt König auch auf. Für den Aufsatz „Das moderne Drama" in meinem „Deutschen Schrifttum" 1910 scheine ich den „König Saul" wieder vorgenommen zu haben, es wird bemerkt, daß er nicht ohne „gute Momente" sei. Die „Einführung in die Weltliteratur" (1913) bringt König in der Tat nicht, aber die moderne deutsche Literatur ist dort absichtlich unter Ausscheidung vieler Namen ganz knapp behandelt. Daß nicht irgendwelche Voreingenommenheit gegen König mitsprach, beweist die Hervorhebung seines Festspiels „Stein", das ich inzwischen gelesen hatte, dem Hauptmannschen Festspiel gegenüber („Deutsches Schrifttum" 1913). Auch nahm ich um diese Zeit von Königs Aufsätzen in „Bühne und Welt" („Deutsches Volkstum") über das Drama Notiz. Das ist mein Verhältnis zu König, mit dem ich auch zweimal persönlich zusammengekommen, bis zum Erscheinen des Bleyschen Aufsatzes — ich habe es deswegen so genau dargestellt, weil es vielleicht interessiert zu sehen, wie Literaturgeschichten werden. Für die über 30 Zeilen umfassende Ausführung in der 9. Auflage meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" ist das Lesen des „Don Ferrante" von Bedeutung gewesen; der wichtigste Satz heißt hier: „Als Dichter dürfte König jetzt durchgedrungen sein, als Dramatiker im besonderen kann er natürlich mit

den Tagesgrößen sehr wohl konkurrieren, ob er aber einen Fortschritt in der dramatischen Entwicklung bedeutet, ist mir noch zweifelhaft." Die Reclamsche „Weltliteratur" endlich (1918) stellt fest, daß König „ein Dichter von ernstem Streben und vornehmer Begabung" ist — ich hatte für sie wenigstens einiges aus „Von dieser und jener Welt" studiert. Der Entschluß, alles von König zu lesen und gründlich über ihn zu schreiben, ist mir dann durch seine Weltkriegsgedichte, von denen ich auch eins in die von mir herausgegebene „Neue Christoterpe" und in die Sammlung „Volk und Vaterland" aufgenommen habe, gekommen.

Eberhard König wurde am 18. Januar 1871 zu Grünberg in Schlesien geboren, kam aber schon im sechsten Lebensjahre nach Berlin. Dennoch ist er selbstverständlich Schlesier geblieben und hat später auch den Weg zur Heimat zurück bewußt gesucht. In Berlin besuchte er, wie der „Brümmer" berichtet, von 1879 bis 1890 das Leibnizgymnasium und studierte dann in Göttingen und Berlin klassische Philologie und Archäologie, „geriet aber sehr bald aus dem engeren Fahrwasser der Fachstudien in das weite allgemeinerer, philosophischer, literarischer und künstlerischer Bestrebungen. Das Studium Vasaris brachte ihm den Stoff zu seiner ersten dramatischen Arbeit, nach deren günstiger Aufnahme er sich für die Tätigkeit eines freien Schriftstellers entschloß". Es war das Trauerspiel „Filippo Lippi" (1898), das König aus seinem Vasari-Studium erwuchs, und ich bedaure sehr, daß es mir nicht zuerst von Königs Werken in die Hand gefallen ist, ich würde dann größeres Vertrauen in seine dichterische Zukunft gesetzt haben. Denn es ist nicht bloß eine Talentprobe, es ist ein künstlerisch in seiner Art vollendetes Werk, wie sie den „Häuptern" junger Dichter selten entspringen, zwar dem Charakter nach im ganzen lyrisch, aber doch mit Entwicklung und festen Situationen. König wollte wohl die Tragödie der ewigen Unbefriedigung des Künstlers geben, aber Filippo Lippi, der geistliche Maler, der die schöne und geistig bedeutende Lucrezia Buti entführt und, als er sie endlich besitzen darf, sein Glück als Stückwerk erkennt, ist nur eine problematische Natur, ja ein Schwächling. Aber König hat ihm, dem scheinbar vom Glück Begünstigten, den Neider Borbottone, der ihn zuletzt ermordet, gegenübergestellt und vermag durch den raschen Gang der Handlung, die jugendliche Fülle der Stimmung, den ziemlich treu festgehaltenen Zeitcharakter ein unbedingt fesselndes Lebensbild hinzustellen. Das Leben riß ihm, wie der Dichter sich selber einmal in einem veröffentlichten Briefe ausgedrückt hat, dann das Stück „noch tintenfeucht" aus den Fingern, „Albert Bielschowsky, der Goethemann, Heinrich Hart, Max Grube, Georg Dröscher, Graf Hochberg, Richard Strauß (und, was mehr sagen will, dann auch Adolf Stern) standen bewillkommnend da — ich fand nicht mehr zurück, schrieb vor Schreck in fünf Tagen meinen „Gevatter Tod", der sofort im Königlichen Schauspielhause angenommen wurde. Ich durfte denken, der große Wurf sei gelungen, ich durfte es am meisten denken am Abend der Erstaufführung, als

mich die Hörer achtzehnmal vor den Vorhang riefen und mich Bielschowsky feierte als den veni, vidi, vici-Kerl und Richard Strauß über mich beispiellosen Glückspilz sein Haupt schüttelte. Am Tage darauf war ich ein lächerlicher Idiot, ein kleiner Gernegroß, der in den Tagen des „Fuhrmann Henschel" es wagte . . .! und in sein Nichts zurückgeschmettert zu werden verdiente." Wir verstehen heute den Erfolg beim Publikum und den Mißerfolg bei der Kritik einigermaßen. Man begann damals den Naturalismus schon satt zu bekommen, und dann riß auch die Jugendlichkeit Königs, die in diesem Stück deutlicher ist als im „Filippo Lippi", hin; die Berliner Kritik war aber noch ganz auf Hauptmann und den Naturalismus eingeschworen, der im „Fuhrmann Henschel" allerdings auch eben eines seiner Hauptwerke gegeben hatte, und Unterschiede hat sie, die immer an den Tag gebannt war, ja nie zu machen verstanden. Man hätte sonst König im Hinblick auf Hauptmanns „Versunkene Glocke", die erst vier Jahre zurücklag, Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Zwar an den „Filippo Lippi" reicht der „Gevatter Tod" nicht heran: er ist in viel höherem Grade das übliche lyrische Drama als dieser, das die Bestimmtheit der Szene nicht erreicht, spielerisch, auch konventionell ist. Die Grundidee ist bedeutend genug und schließt sich an die des „Filippo Lippi" an: Wie hier die ewige Unbefriedigung des Künstlers, soll im „Gevatter Tod" der Fluch der Selbstsucht im genialen Menschen, die nur zum Durchschauen der Nichtigkeit des Irdischen, aber nicht zum Glück führt, dargestellt werden. Es wäre im Anschluß an das schon öfter, u. a. von Otto Roquette benutzte Volksmärchen vielleicht auch möglich gewesen, aber König war für diesen Stoff eben noch zu jung, sein Hans und die Königstochter, die er gegen den Willen des Gevatters vom Tode rettet, haben leider das, was Hebbel die „zweite Naivität" nennt, und wenn auch der Tod und die nordische Königsdirne Gefion weit eindrucksvoller sind und eine starke theatralische Wirksamkeit der späteren Szenen erreicht wird, etwas Willkürliches behält die ganze Handlung doch. Immerhin hätte die Kritik neben dem auch hier nicht fehlenden echten Schwung das hohe Streben Königs anerkennen müssen. — Das dritte Jugendwerk des Dichters, die für Waldemar von Baußnern geschriebene Dichtung zur heiteren Heldenoper „Herbort und Hilde"[1]) bedeutet an und für sich nicht viel, bildet aber spätere reifere Werke, in denen ein derber, burschikoser Humor herrscht, vor. „Mit besonderer Vorliebe pflegt er", so heißt es im Brümmer über König, „die Dichtung für Musik, das sogenannte Libretto, und dieses zu der Höhe literarischen Eigenwertes zu heben, ist sein Bestreben." Der gründlichere Darsteller von Königs Lebenswerk wird sein Verhältnis zu Richard Wagner, und nicht bloß in Bezug auf die Operndichtungen, genauer zu erörtern haben.

[1]) Das bei Brümmer nicht genannte Textbuch „Hafdur und Signild", die „umschreibende Dichtung" „Ein Heldenleben" zu einer Tondichtung von Richard Strauß und der Prolog „Jung-Goethe" sind mir nicht vorgekommen.

Mit der „Klytämneſtra“ und dem „König Saul“, die beide im Jahre 1903 erſchienen, iſt dann unzweifelhaft des Dichters Reife eingetreten — wir wollen zunächſt den „König Saul“ betrachten, der das ſelbſtändigere Werk iſt. Er wurde in Dresden mit gutem Erfolge und ſpäter auch in Bremen gegeben. Der Stoff des „König Saul“ iſt vielleicht von einem Dutzend deutſcher Dichter bearbeitet worden; auch Hebbel hat ſich mit ihm beſchäftigt. „Saul als Tragödie“, heißt es in den Tagebüchern von 1839: „Samuel ſalbt ihn, weil er ihn glaubt beherrſchen zu können, und ſein Werkzeug wächſt ihm über den Kopf; der Menſch, den er verachtet, wird der Felſen, an dem er ſcheitert. Da ſalbt er David, und auch dieſer iſt nun im Recht. David iſt es, der den böſen Geiſt in Saul heraufruft, und doch iſt er es zugleich, der ihn allein zu beſchwören vermag. Welche Szene iſt die in der Höhle mit dem Zipfel!“ Man darf aus dieſen allerdings „erſten“ Gedanken wohl ſchließen, daß Hebbel Saul und David gleichzuſtellen gedachte, gleich im Recht, aber auch gleich an Kraft — König hat es nicht getan, bei ihm erklärt ſich Saul ſelber als einen Halben und David als den Ganzen, und die Tragödie wird ſo weiter nichts als die des Mißtrauens, das der König, von Natur gut, zuerſt zu bekämpfen ſucht, dem er aber dann doch erliegt. Gewiſſermaßen iſt hier das Verhältnis Borbottone-Filippo Lippi wieder aufgenommen, nur daß David das ſelbſtſichere Genie, das Borbottone in Lippi mutmaßt und haßt, wirklich iſt. König läßt ihn blond ſein und hat alſo wohl in ihm den Arier geſehen, für mich, der ich mich auch viel mit dem Stoff abgegeben habe, iſt Saul immer der Arier geweſen und David der Jude, allerdings eine annähernd geniale Form desſelben — wie könnte ſonſt auch Samuel ſo entſchieden für ihn ſein? Dieſer bleibt bei König eine (allerdings intereſſante) epiſodiſche Figur, wir erhalten nicht die volle Anſchauung von der Gewalt des Prieſtertums dem Königtum gegenüber, überhaupt kommt das eigentlich Hiſtoriſche, u. a. auch das Verhältnis Iſraels zu den Philiſtern, nicht recht heraus. Aber das Verhältnis Sauls zu David hat der Dichter in der vollen Entwicklung dargeſtellt, wir ſehen das Mißtrauen auftauchen, unterdrückt werden, dann doch wachſen und zuletzt die gute Natur des Königs verſchlingen, bis dann die Schatten des Todes es endlich wegſcheuchen. Abner und Merab (die älteſte Tochter Sauls) auf der einen, Jonathan und Michal (bei der auch, doch nur zu Anfang die moderne „zweite Naivität“ wieder ein bißchen ſtört) auf der anderen Seite ſuchen den König zu beeinfluſſen, die Schuld erwächſt aber doch aus ihm ſelber, eben weil er ein Halber iſt. David iſt ſehr geſchickt gemacht, aber ſo ganz traue ich ihm nicht, was freilich zum Teil an meinem „Antiſemitismus“ liegen mag. Eine Tragödie im ſtrengſten Sinne, in der beide „Kämpfer“ recht haben, iſt Königs „Saul“ nicht geworden, aber doch ein feſſelndes Drama, in dem die Handlung zielbewußt weiter ſchreitet und in einigen großen Szenen gipfelt: der in der Höhle, während welcher draußen ein furchtbares Gewitter tobt, der bei der Hexe von Endor, die König zu einer

wirklichen Seherin gemacht hat. Kein Zweifel, mit dem „König Saul" hatte König seinen Beruf als Dramatiker der Gegenwart erwiesen, die deutsche Bühne hätte von nun an mit ihm rechnen, ihm das wahre Verhältnis, das der Dramatiker zur Bühne braucht, schaffen sollen. Es ist natürlich nicht geschehen, und man weiß, warum nicht.

Die „Klytämnestra", die schon vor dem „Saul" da war, hat seine Bedeutung zwar nicht, darf aber geschichtlich auch eine besondere Stellung beanspruchen: sie ist, soviel ich sehe, die erste moderne Behandlung, Umwandlung eines antiken Dramas in der deutschen Literatur. Ich sage „moderne" Behandlung, könnte vielleicht auch mit Goethe und Scherer „parodistische" sagen, nur, daß unter „Parodie" dann eben nicht die herabziehende und „verkehrende", sondern nur die bewußt nach modernen Gesichtspunkten ändernde Art, die ja bei Goethes „Iphigenie" und Grillparzers „Medea" noch nicht in Frage kommt, zu verstehen wäre. Diese neue Art der Behandlung ist ja dann geradezu Mode geworden, schon Hofmannsthals „Elektra", die noch in demselben Jahre (1903) mit Königs „Klytämnestra" erschien, ward ein starker Bühnenerfolg, unterschied sich aber von des deutschen Dichters Werk dadurch, daß sie völlig ins Perverse umschlug, während sich König mit moderner „Psychologisierung" begnügte. Sehr erbaut bin ich, aufrichtig gestanden, auch von dieser nicht, man erträgt, zumal im Hinblick auf die Äschyleische, die moderne nervöse Klytämnestra bei der Toilette nur schwer und auch den Lebensfresser Agamemnon nicht leicht. Der dramatische Konflikt (Klytämnestra, die mit Aigisth ein Abenteuer — mehr nicht — gehabt, nun aber ihrem Manne von ganzem Herzen entgegenkommt, wird von diesem, der im Banne der Kassandra ist, schroff abgelehnt) ist in dem Stücke deutlich gegeben, aber nicht ausreichend vertieft: Agamemnon gibt sich nicht einmal die Mühe, Klytämnestra zu hören. So tötet diese zuerst Kassandra, die die sympathischeste Gestalt des Stückes ist, und dann ihren Gemahl, wendet sich aber darauf, wie Hebbels Rhodope von Gyges, von Aigisth ab. Das Ganze ist sehr bühnenwirksam, auch sprachlich gesättigt, aber zuletzt doch nicht mehr als ein bloßes Antithesenstück. Es wurde vom „Berliner Theater" und in Posen gespielt. — Auch später hat König die Beziehungen zur antiken Stoffwelt aufrecht erhalten: Im Jahre 1909 gab er die Dichtung „Ariadne", im Jahre 1912 das mythologische Schelmenspiel „Alkestis", das am Berliner Lessingtheater zu starker Wirkung kam; es ist sehr amüsant, aber leider etwas im Geiste Offenbachs, nicht Satyrdrama, wie ich dachte. Das Hervorragendste, was König auf diesem „antikisierenden" Gebiete geschaffen, ist sein Schauspiel „Teukros", das 1915 erschien und in Dresden aufgeführt wurde. Der erste Aufzug des Stückes schließt sich eng an Sophokles' „Aias" an, nur daß die Gemeinheit der Atriden noch etwas schärfer hervorgehoben und Thersites eingefügt ist (was mir nicht sehr glücklich erscheint). Odysseus ist derselbe geblieben, Teukros, der unecht geborene Bruder des Aias, der aus dem Schatten herausstrebt, hat

wohl etwas gewonnen, und ebenso ist Tekmessa, die Gattin des Aias, psychologisch mehr entwickelt als bei Sophokles. Der zweite Aufzug ist freie Schöpfung Königs und unbedingt sehr wirksam aufgebaut. Er stellt die Heimkehr des Teukros nach Salamis dar, wo man den großen Aias erwartet und den Halbbruder vollkommen ablehnt. Der aber hat den inneren Halt gewonnen, und auch Tekmessa wendet sich ihm zu. Allerdings ist auch hier die Antithese noch nicht vollständig überwunden, das Verhalten des alten König Telamon zu seinem zweiten Sohne geht über alles Maß hinaus. Sieht man aber den „Teukros" als Entwicklungsstück an, so ist er tadellos und auch die Ausgestaltung im Einzelnen durchaus auf der Höhe. Man merkt, daß innere Erlebnisse des Dichters hinter ihm stehen, er bildet gewissermaßen den versöhnenden Abschluß der Reihe „Filippo Lippi (Borbottone)-„König Saul".

Neben dieser ernsten Entwicklung Königs (aus der wir ein wichtiges Glied, „Wielant der Schmied", aus einem bestimmten Grunde einstweilen ausgeschieden haben) steht dann die des Humoristen, die auch kaum je unterbrochen ist. Auf „Herbort und Hilde" folgt im Jahre 1903 eine neue Operndichtung „Der Sackpfeier von Neiße", für Hans Sommer, die auch Märchencharakter hat, da der Sackpfeifer kein anderer als der Berggeist Rübezahl ist, der in des Schlesiers Dichtung auch noch später wieder auftritt. Man rühmt dieser Dichtung, in der der Stadtvogt Buko die Hauptperson ist, streng logische Folgerichtigkeit und sorgfältige Motivierung der Handlung nach, und in der Tat bezeichnet sie über „Herbort und Hilde" hinaus einen bedeutenden Fortschritt. Im Jahre 1904 (1905) erschien dann Königs Schelmenspiel in drei Streichen „Frühlingsregen", und das gehört ohne Zweifel zu seinen Hauptwerken. Etwa zu Anfang des 17. Jahrhunderts spielend, führt es einen munteren Kriegsmann vor, der in seiner Vaterstadt Dienst sucht, aber von dem entscheidenden Ratsherrn mit der Bemerkung „Wir haben des Lumpengesindels derzeit genug" abgelehnt wird. Durch Zufall gelangt Heinz Brüggemann bei einem großen Frühlingsregen dann mit dem Mädchen zusammen, dem der Ratsherr nachgeht, weiß es für sich einzunehmen und erhält es auch, da der Vater des Mädchens vernünftig ist und der Ratsherr sich als Stadtverräter herausstellt. Er gemahnt etwas an den Malvolio in Shakespeares „Was ihr wollt", das ganze Stück erinnert außer an ein bestimmtes Element in Shakespeares Lustspielen an Otto Ludwigs „Hanns Frei" und Wagners „Meistersinger", mit denen es die aufgeregte nächtliche Straßenszene gemeinsam hat. Wie die zuletzt genannten Stücke ist es auch in munteren Reimversen geschrieben, manchmal ein bißchen aufgeregt, aber im ganzen doch nicht übel. Der Held ist eine Seele von einem Menschen, nur hie und da stark „bravourös", die Heldin sehr hübsch durchgeführt. Auch manche Nebenpersonen sind sehr drollig. Es finden sich allerlei Anspielungen auf die Gegenwart, und der Humor ist doch nicht immer ganz ungezwungen, aber bei dem Mangel an guten deutschen Lust-

spielen hätte das heitere Stück längst und öfter zur Aufführung gelangen sollen. — „Riquet mit dem Schopf", wieder eine Operndichtung für Hans Sommer, schließt sich an ein Märchen des Franzosen Perrault an, hat eine sehr anziehende Gestalt in dem dummen Prinzeßchen Aglaja und ist in Braunschweig und Weimar gegegeben worden. — Dem Märchen kam König dann immer näher und gab 1908 die Volksmärchen „Von Hollas Rocken", acht Stücke, die die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege veröffentlichte. Hie und da merkt man doch den modernen Bearbeiter, das Spielerische und „Sentimentalische", aber im besonderen das „Märchen von der schönen Schwanenjungfer" ist ungemein poetisch herausgekommen, und auch „Der Hasenhirt" und „Der Geiger und seine drei Gesellen" haben ihre Vorzüge. — Eine neue Operndichtung, auch noch für Hans Sommer, ist darauf „Der Waldschrat" (1909), der als Märchen in Königs später erschienenem Legendenbuche „Von dieser und jener Welt" steht: Ein junger Waldschrat sehnt sich aus seinem Waldleben heraus zu den Menschen, macht aber dann in einem Dorfe, wo ihn der Schulmeister aufnimmt, sehr böse Erfahrungen mit ihnen. Man könnte diese Dichtung fast eine Tragikomödie nennen, der Waldschrat selber wirkt ergreifend und auch der Schulmeister ist sehr gelungen. Da die Handlung sehr lebendig und als Operndichtung doch auch einigermaßen glaubhaft gestaltet ist, die Grundidee, die Kontrastierung der idealen und der gewöhnlichen Menschenwelt, sehr deutlich hervortritt, halte ich die auch im Einzelnen vielfach poetische Dichtung (und ebenso das Märchen) für wertvoll. Sie ist nur in Braunschweig auf die Bühne gelangt. — Noch stärkeren persönlichen Untergrund als der „Waldschrat" hat die größere „Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise", die zuerst, 1910, einzeln und dann in „Von dieser und jener Welt" erschien. Sie ist sozusagen das Märchen vom Künstlertum, und König hat sie geradezu seine Biographie genannt. Gut ersonnen, hat sie viel Ergreifendes, aber freilich hie und da auch etwas Manier: Der Dichter ist in manchen seiner Dichtungen manchmal sozusagen bewußt tölpelhaft und macht zuviel in „Holladihoh". Dem Gesamtwert seiner Poesie tut das freilich keinen Abbruch.

Noch eine dritte Richtung könnte man, wenn man wollte, neben der lyrisch-dramatischen und der humoristisch-märchenhaften in Königs Schaffen entdecken: Er ist doch auch realistischer, fast naturalistischer Lebensdarsteller. Das zeigt vor allem sein Schauspiel „Meister Josef", das im Jahre 1906 erschien und um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einer kleinen holländischen Stadt spielt. Der Bäckermeister Josef Overblink ermordet den Korporal Roolf Christian Rühler, der ihn zu einem Betrug verführt hat und mit seiner Frau ein Verhältnis unterhält. Da Rühler mit dem Tischlermeister Isaak Potgieter zusammen einen großen, Aufsehen erregenden Diebstahl begangen hat, ist es möglich, den Mord verborgen zu halten, aber immer stärker wird Overblinks Gewissen und zuletzt zeigt er sich selber an. Das Stück hat unbedingt seine besondere Physiognomie, mag es im

Stil auch an ältere deutsche Stücke, etwa Lessings „Miß Sara Sampson", Lenz' „Soldaten", Büchners „Wozzek" erinnern. Sein Wert beruht auf der Charakteristik: der Meister Josef ist ein wirklicher Gewissensmensch, Rühler ein Lebemann gemeinster Sorte, Potgieter ein durchtriebener Heuchler, seine Nichte Anna Maas, zu der Rühler auch Beziehungen hat, eine naive Dirne, Therese, Overblinks Frau, eine ziemlich haltlos schwankende Natur. Auch der Zeit- und Landescharakter ist nicht übel herausgekommen, und so hat das Stück hie und da stärker gewirkt, aber, da es im ganzen abstoßend ist, auch eine Ablehnung erfahren. An Tragödien wie Hebbels „Marie Magdalene" darf man dabei freilich nicht denken. — Noch mehr auf die Spitze gestellt als der „Meister Josef", aber dabei „interessanter" ist das Renaissance-Schauspiel „Don Ferrante" (1910), in Reclams Universalbibliothek gedruckt, das stilistisch ebenfalls an ältere deutsche Dichtung, etwa Lessings „Emilia Galotti" und Klingers Sturm und Drang-Dramen gemahnt. Ich stehe nicht an, es geradezu ein Bravourstück zu nennen, bin aber überzeugt, daß es, von bedeutenden Schauspielern gespielt, sehr starke Wirkung haben könnte. Der Held Don Ferrante, Tyrann einer italienischen Republik, ist von starker Leidenschaft zu Isotta Palermini, der Gattin des Lionardo Sighieri, ergriffen und läßt diesen, einen ruhigen, überlegenen Menschen, gefangen setzen mit der Absicht, ihn nur wieder freizulassen, wenn sich Isotta ihm hingibt. Sie ist, da sie den Tod ihres Gatten fürchtet, dazu bereit und teilt es diesem mit, er, zuletzt Egoist, bedauert, daß sie es ihm mitteilt. Da wendet sie sich Don Ferrante zu, der nur scheinbar „Komödientyrann", der in Wirklichkeit ein tieferer Mensch ist, er aber entläßt sie in Frieden. Man erkennt die Viktor Hugosche Antithese — auch Hugo hat ja übrigens ein Renaissance-Tyrannenstück, den „Angelo Tyrann von Padua" geschrieben —, aber es ist kein Zweifel, daß König auch innere Gründe zu dem Drama getrieben haben: Don Ferrante ist auch moderner Mensch, Nietzschescher Übermensch mit dekadenter Pose, und ebenso ist Lionardo ein für die Gegenwart bezeichnender Typus.

Den „Wielant der Schmied" (1906) habe ich deshalb nicht in der Zeitfolge behandelt, weil er sozusagen das erste nationale Drama Königs ist und mit ihm die letzte und, wie mir scheint, bedeutendste Entwicklung des Dichters beginnt. Natürlich, gut deutsch ist er immer gewesen, ein Stück wie den „Gevatter Tod" und auch den „Meister Josef" konnte nur ein Deutscher schreiben — es mußte aber der Tag kommen, wo König, von dem gefährlichsten Feind des Deutschtums in unserer Zeit in seinem Wirken behindert, zum bewußten Nationalismus überging. Das tut er mit seinem „Wieland" noch nicht, aber unbewußt bricht in ihm zuerst das Bekenntnis zur germanischen Rasse mächtig durch. Man weiß, daß König nicht der erste ist, der den in einem Lied der Edda behandelten Wieland-Stoff angepackt hat. Das tat schon Richard Wagner, der seinen ziemlich weit gediehenen dramatischen Entwurf dann auch veröffentlichte, das tat unmittelbar vor König (1905)

Fritz Lienhard, dessen „Wieland der Schmied" auch auf dem Harzer Bergtheater zur Aufführung kam. König ist, wie mir scheint, von Richard Wagner ausgegangen, hat den Stoff aber sehr selbständig gestaltet, sowohl in der Durchführung der Handlung wie in der Charakteristik. Während Lienhard seinen Wieland zu einem Alben macht, der, von Liebe zu der Walküre Schwanhild ergriffen, in eine höhere Welt emporstrebt und in der Tat auch das Schwerste überwindet, behandelt König in seinem Drama, wie man richtig gesagt hat, die heilige Not des germanischen Menschen: „Zwei Weltanschauungen kämpfen in dem Werk gegeneinder: die lichte Welt des Helden gegen die Neidingswelt des Philisters." Ich halte den „Wielant" für Königs bisher bedeutendstes dramatisches Werk und möchte den Vergleich mit Wagner und Lienhard wohl einmal bis in die Einzelheiten durchführen. Wagner macht nach seiner Weise ein wenig viel aus dem Siegring, der in der Sage eine Rolle spielt, und kommt noch nicht zu deutlicher Charakteristik; Lienhard scheut vor den Kraßheiten des Stoffes zurück, idealisiert und gleicht aus. Auch sein Werk hat einen subjektiven Untergrund und ist in seiner Art gelungen, das Königs ist aber weit elementarer. Gewiß, auch hier bleibt König zuletzt noch lyrischer Dramatiker, der nicht dramatisch-psychologisch, sondern durch Situtationsstimmungen wirkt, aber nirgends bei ihm sind die Stimmungen den Charakteren entsprechender und mächtiger als hier. Wir schauen den stürmischen Wielant, wir schauen den gemeinen Neiding, wir schauen die wilde Bathilt (die auf die Gefion in „Gevatter Tod" zurückweist, aber allseitig entwickelt ist) in zahlreichen großen Momenten, und selbst die Nebenpersonen (der von Wagner übernommene Gram ist beinahe noch etwas mehr) haben fast alle Physiognomie. Nicht ganz fehlen Königs Schwächen, die forcierte Derbheit, die unnaive Süßigkeit (namentlich zu Anfang), aber der große Wurf des Werkes reißt doch darüber hinweg, das trotz allem dramatische Leben packt immer stärker, immer mehr empfinden wir echte Poesie. Ich glaube kaum, daß es in unserer neuesten dramatischen Literatur noch ein Werk von so starkem unmittelbaren Reiz gibt wie Königs „Wielant" (wenn ich auch Erlers „Zar Peter" und „Struensee" dramatisch-künstlerisch höher stelle), und bedaure sehr, ihn nicht früher kennen gelernt zu haben. Auf die Bühne ist er bisher nicht gelangt, die weiß nichts von der heiligen Not des germanischen Menschen und will auch nichts von ihr wissen. — Dagegen haben zwei vaterländische Festspiele Königs, sein „Stein" und sein „Albrecht der Bär" große Erfolge gehabt, jener in Aufführungen des Jenaer Lutherfestspielvereins und dieser auf der Freilichtbühne in Pichelswerder. Ich habe mich, wie schon erwähnt, des „Stein" 1913 dem Hauptmannschen Festspiel gegenüber angenommen: „Von den modernen Festspielen stelle ich Eberhard Königs „Stein" weit über das Hauptmanns: da ist doch, obschon Stein nicht immer im Vordergrunde bleibt, eine fortlaufende Entwicklung, jedes Bild rundet sich wirklich, jede Persönlichkeit ist in ihrem geschichtlichen Wesen gehalten und wird so deutlich,

wie es in einem Festspiel möglich ist. Und die Sprache ist durchweg poetisch, stellenweise mächtig fortreißend, man lese beispielsweise Arndts Rede Seite 157:

„So wird trotz manchem Alltagszank
Sonntag der Seelen! Gott Lob und Dank!
Die Menschen wandeln in festlichen Träumen,
Könnten ihr irdisches Ziel versäumen
Voll seltener Andacht! Frei wurden sie, frei
Von der Selbstsucht Tyrannei:
Was Geld und Gut! Stolz und Stand!
Hoch und Niedrig steht Hand in Hand,
Eins nur hat Sinn,
Ist Wert und Gewinn:
Freiheit und Vaterland!"

Das ist Befreiungskriegsjubiläumsstimmung! Dabei ist Königs Werk nicht etwa hurrapatriotisch: Hofleute und Junker bekommen ihr Teil, selbst des Königs Zaudern wird nicht verschwiegen." Man sollte das Werk nach dem Frieden überall in Deutschland aufführen, es würde sehr gut wirken. — Der „Albrecht der Bär" ist geschlossener als der „Stein" und stimmungsvoll, hat freilich ja nur örtliche Bedeutung.

Auch mit Erzählungen hat König dem Vaterlande gedient. Er hat sich in dem König-Heft der „Breslauer Hochschulrundschau" 1916 selbst über seine Dichtungen für die Jugend ausgesprochen, zunächst über die meiner Ansicht nach bedeutendste „Ums heilige Grab" (Mainzer Volks- und Jugendbücher, 1908): „Was mein Sachsenjüngling aus Bardowiek in Palästina, in Nazareth, in Jerusalem und auf seinen Irrfahrten bis zum Tode Barbarossas mitmacht, ist wohl kunterbunt genug, und dabei fällt dann auch ein Brocken Geschichtsunterricht mit ab. Aber wichtiger ist mir, daß die Jungen den blonden Burschen lieb gewinnen ob seiner unverwüstlichen Anständigkeit, seiner ernsten versonnenen Männlichkeit, seiner Glaubenskraft und um seines ehrlichen Ringens willen, die Welt so zu erkennen, daß sie seiner Seele Heimat werde — „nur Gottes voll". So trete ich ohne Scheu auch den Fragen näher, die man sonst anspruchsvoll philosophische nennt, die aber auch dem einfachen Gemüte schon zu schaffen machen: der Frage, ob in dem Jammer und Elend der Welt nicht doch „der Teufel regiere" oder ob alles Geschehene zuletzt doch mit Gottes Güte und Weisheit zu vereinen sei, und werfe den Jungen in dem Motiv vom Gral geruhig einen Bissen hin, daran sie kauen können. Die gleiche Treue in der Pflichterfüllung stelle ich in Peter Parler, dem deutschen Dombaumeister im Dienste Karls IV. („Der Dombaumeister von Prag", ebenda 1911), der Jugend vor Augen. Hier sollen sie empfinden, was deutsche Art bedeutet auf fremdem Kulturboden. Auch hier glaube ich im alten Prag ein tüchtiges Stück geschichtlicher Anschauung geboten zu haben. Was „Das Volk steht auf" (1913) will, liegt auf der Hand. Ich darf sagen: Hier hab ich's verdammt ernst gemeint und mir die Bengels gehörig vorgebunden, wenn ich auch geflissentlich den vaterländischen Ernst mit viel Humor, Lausbubenhaftigkeit und

Burschenkeckheit versetzt habe." Man braucht nur wenig hinzuzusetzen: Der „Dombaumeister von Prag" ist als Geschichte schwach, besser wieder „Das Volk steht auf", obgleich in ihm öfter Raisonnement die Darstellung durchbricht. Aufgefallen ist mir in „Ums heilige Grab" und im „Dombaumeister" offenbare Sympathie für die Juden, König, der auch längere Zeit die Firma Egon Fleischel u. Cie. als Verlag hatte, ist Antisemit bis an die Vierzig heran nie gewesen — dann bricht freilich in der Legende „Das Wasser des Lebens" die Erkenntnis doch durch. Zuletzt hat König noch die geschichtlichen Erzählungen „Aus des großen Kurfürsten Tagen" (bisher nur in einer Zeitschrift) und „Wenn der alte Fritz gewußt hätte" geschrieben — diese letztere ist halb und halb märchenhaft, da sie Rübezahl einführt, wie mich dünkt, nicht immer glücklich. Man findet in ihr auch Proben der von König für die große Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen übersetzten Gedichte des Königs. — Das schon öfter erwähnte Legenden-Sammelbuch Königs „Von dieser und jener Welt" (1917) enthält außer dem „Märchen vom Waldschrat" und der „Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise" auch noch die sehr stimmungsvollen neuen Märchen „Die Mondlegende von der ersten Liebe" und „Waldgesicht" und dann zwei Dichtungen „Von Satans Lachen und Bangen" und „Hermoders Ritt", die für König und für unsere Zeit bedeutsam sind. Die erstere stellt Satan und Christus gegenüber und zeigt die Wirkung der Bergpredigt: „Immer das Ewig Hundsgemeine!" „Hermoders Ritt", die den Ritt Hermoders ins Reich der Hel, um Balder zu befreien, und die sich daranschließenden Vorgänge in Asgard und Mitgard schildert, ist vielleicht die bedeutendste Weltanschauungsdichtung, die während des Weltkrieges hervorgetreten ist, das einzige Werk, wie mich dünkt, in dem bei uns der Geist der Edda wieder wirklich lebendig geworden ist, freilich schwer und dunkel, wie alle solche Dichtungen. Ich bedauere, hier nicht näher darauf eingehen zu können. — König hat dann während der Kriegszeit auch politische Lyrik geschaffen, die, soviel ich weiß, noch nicht gesammelt ist, hat aus echt deutschem Geiste heraus gegeben, was der Augenblick forderte. Seine erzählerische Tätigkeit schließt einstweilen „Fridolin Einsam, die Geschichte einer Jugend" (1918) ab, ein Werk, in dem er „statt eines lustigen Drunter und Drüber äußerer Begebenheiten und der Schilderung wahrhafter Tatkraft das ungewohnte Innenbild einer Menschenseele zeigen und begreiflich machen will, die nur ganz dem stillen Geschäft ihres inneren Wachstums hingegeben ist." Die Erzählung, die in Tirol um 1809 spielt, hat etwas von Wilhelm Raabes Weise, dessen Tod auch in ihr gedacht wird, und wäre als Ganzes etwa als Phantasiestück im alten romantischen Sinne zu bezeichnen. Da in ihr das alte Heldenbuch von Dietrich von Bern eine Rolle spielt, leitet sie zu Königs letztem Werke über.

Es ist dies die Bühnendichtung in zwei Abenden „Dietrich von Bern", von denen aber erst der erste Abend „Sibich", Schauspiel in fünf Aufzügen (1919),

erschienen ist. Wie wir gesehen haben, ist schon „Herbort und Hilde“ aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern; dann führt „Wielant der Schmied“ unmittelbar zu diesem neuen Werk hinüber, da Wittich, der in ihm als eine der Hauptpersonen erscheint, der Sohn Wielants und der Bathilt ist. Bekanntlich hat unsre mittelalterliche Dichtung das große Epos von Dietrich von Bern nicht gestaltet, uns nur eine größere Anzahl kleinerer Epen hinterlassen, die alle nur Teile der Dietrichssage darstellen. Karl Simrock hat dann aus diesen sein „Amelungenlied“ geschaffen, das man in Deutschland im allgemeinen nicht kennt. Wie Königs Werk zu diesem steht, habe ich noch nicht genau feststellen können, jedenfalls kennt der jüngere Dichter aber auch die mittelalterlichen Epen genau und sein Werk schließt sich im besonderen an „Dietrichs Ahnen und Flucht“, auch das „Buch von Bern“ genannt, dann an „Alphardts Tod“ an, und einzelnes aus „Zwergkönig Laurin“ und dem „Rosengarten von Worms“ blickt wohl noch hindurch. Der Inhalt des ersten Schauspiels ist ganz kurz: Ermanrich, Kaiser zu Romaburg, macht einen Angriff auf die Tugend der Odila, der Gattin seines Marschalls Sibich, und dieser verleitet seinen Herrn dann, um sich zu rächen, zu Greueltaten gegen sein eigenes Geschlecht, das der Amelungen, gegen seine Söhne und Neffen. Da zieht Dietrich von Bern gegen ihn und schlägt ihn, aber Wittich, der Ermanrich dient, nimmt darauf sieben der tapfersten Helden Dietrichs gefangen, und, um diese zu retten, gibt Dietrich der Treue sein Land auf und zieht zu Etzel. Sibich, dessen Wut gegen Ermanrich zuletzt offen hervorgebrochen ist, wird getötet. Das eigentliche Drama ergibt das Verhältnis Sibichs und Odilas zu Ermanrich, der an den König Neiding im „Wielant“ gemahnt, doch seine besondere persönliche Note, ich möchte sagen, etwas Weichlich-Ästhetisches hat. Dietrich ist sein vollkommener Gegensatz. Das zweite Drama, das sich vor allem an die „Rabenschlacht“ anschließen dürfte, wird natürlich den Ausgang des Kampfes zwischen Ermanrich und Dietrich bringen. Das Werk ist in Reim- und allitterierenden Versen von ungewöhnlicher Gewandtheit geschrieben und zweifellos sehr wirkungsvoll. Um ein abschließendes Urteil abgeben zu können, muß man wohl den zweiten Teil abwarten. Ich glaube, daß der „Dietrich von Bern“ das zweite dramatische Hauptwerk Königs und auch eine Ergänzung „Wielants des Schmieds“ wird, das Drama der Völkerwanderung neben dem der Urzeit. Was er in der deutschen Literatur bedeuten wird, kann dann etwa ein genauer Vergleich mit Hebbels „Nibelungen“ zeigen.

Und da wären wir denn überhaupt bis an den Punkt gelangt, wo die Frage: Was bedeutet Eberhard König als Dramatiker? wenigstens gestreift werden muß. Sie schon zur Entscheidung bringen zu wollen, hat, solange ein Dichter noch schafft, ja immer seine Bedenken, und hier scheint mir des noch unvollendeten „Dietrich“ wegen besondere Vorsicht geboten. Wie man weiß, bin ich Hebbelianer, das heißt, ich sehe in Friedrich Hebbels Drama die bedeutendste Weiterbildung

des mit Kleist in Deutschland einsetzenden realistischen Dramas, von dem ich das Heil erwarte, Hebbel ist mir das größte spezifisch-dramatische Talent und der eigentliche Tragiker der neueren deutschen Dichtung. Aber ich bin als Literaturgeschichtschreiber natürlich nicht so einseitig, nun alles, was nicht in der Hebbelschen Richtung weitergeht, ohne weiteres zu verdammen, ich sehe wohl, daß jede Zeit ihre besonderen Aufgaben hat und Nebenentwicklungen nicht nur natürlich, sondern unter Umständen auch für die Hauptentwicklung von großer Bedeutung sind. So habe ich denn auch die Nebenentwicklung des naturalistischen Dramas mit Hauptmann an der Spitze keineswegs verdammt und bin noch jetzt der Ansicht, daß sie uns eine ganze Reihe wertvoller Werke gegeben hat. Eberhard König ist ihr Gegner, er hat einmal („Bühne und Welt", 17. Jahrgang, Dezemberheft) ziemlich scharf gegen sie gesprochen und ist für das historische Drama eingetreten: „Shakespeare hat die bleibende Kunstform für das ernste Drama geschaffen, im Wesentlichen gibt's kein Darüberhinaus. Die Grenzen, die er abgesteckt hat, sind aber für den, der sie überschauen kann, weit wie die Gotteswelt! Jahrhunderte können sich dichtend darinnen anbauen. Diese Form dramatischer Kunst wird eben den dramatischen Bedürfnissen der Menschheit vollauf gerecht. Ehe unser Inneres mit seiner Not, seiner Sehnsucht, seinem Aufschwung zur Entzückung sich nicht wandelt, kann jene, unserer Natur gewissermaßen „auf den Leib" geschaffene, gewachsene Form in ihren Wesenszügen keine andere werden; das wäre eine Naturerscheinung wie eine Erdumwälzung! Die Herren, die das bestreiten, sollen erst einmal den wunderbaren inneren Rhythmus der Naturnotwendigkeit in dieser Dramatik verstehen, die als Erzeugnis der Jahrhunderte von Aischylos bis Shakespeare vollendet dasteht wie ein Naturgewordenes, ehe sie ihr gemachtes, schwächlich Ertüfteltes an seine Stelle zu setzen wagen, sie, die zu klein sind, die große Form mit geistigem und seelischem Gehalt zu erfüllen." Ich unterschreibe diese Königschen Sätze ohne weiteres, aber ich kann auch die Nebenentwicklung des naturalistischen Dramas recht wohl bei Shakespeare unterbringen — naturalistische Szenen hat er doch auch und unter den unter seinem Namen gehenden Apokryphen sind sogar ganze Stücke, die man zur Not als naturalistisch bezeichnen kann. Aber das naturalistische Drama war eine Einseitigkeit, forderte eine Ergänzung, und sie kam dann auch in der Gestalt des „lyrischen Dramas" (so will ich einmal sagen) — König gibt in dem Aufsatz in „Bühne und Welt" beinahe etwas wie eine Definition: „Seelisches Leben in Fühlung mit dem Sinne der Welt, in seiner Bewegung um ‚der Menschheit große Gegenstände', zu denen die Heiligtümer des Vaterlandes gehören, das ist und bleibt das Würdigste, was Kunst uns vermitteln mag. Daß solches seelische Leben aber volltönig und reintönig laut werde, dazu muß es gleichsam als Reinpräparat aus der Fülle des Zufälligen, Verwirrenden, der Tageswirklichkeiten herausgelöst werden: Vereinfachung, Zurückführung auf große Dauerformen, übersichtlich-einfache Verhältnisse, Stilisierung also, das ist

das einzige Mittel dazu." Man begreift nun ohne weiteres, daß dieses lyrische Drama zu Richard Wagners Musikdrama in Beziehung treten, daß Eberhard König die Schaffung von wertvollen Operndichtungen für eine wertvolle Sache halten mußte. Zwei Richtungen treten in diesem lyrischen Drama hervor, eine ungesunde, raffinierte, dekadente, als deren Vertreter man etwa Eduard Stucken und Ernst Hardt ansehen mag, und eine gesunde, aus dem Volkstum Kraft schöpfende, deren Vertreter Friedrich Lienhard und eben Eberhard König sind. Die von Shakespeare und dann von Hebbel kommende Hauptentwicklung ist auch noch da und ebenfalls mit zwei Richtungen, als deren Vertreter ich einmal Paul Ernst und Otto Erler nennen will — man sieht ungefähr, wie sich mir die neueste Entwicklung des deutschen Dramas, die natürlich auch noch manche spielerische und experimentierende Talente wie Eulenberg und die Expressionisten aufweist, im ganzen darstellt. König halte ich nun für das stärkste und ehrlichste Talent des lyrischen Dramas, in dem ich zwar eine Nebenentwicklung, aber keineswegs eine Auflösung des wirklichen Dramas erblicke: Wie ich schon bei der Betrachtung der einzelnen Dramen Königs ausgeführt habe, es ist ja in ihm wirkliche Entwicklung möglich und bei König auch stets vorhanden, und man kann die einzelnen Szenen durch starke Stimmungselemente ebensowohl zur Wirkung bringen wie durch eingehende Psychologie. Allerdings, die Einzelcharakteristik und die Problembeleuchtung werden beim lyrischen Drama immer etwas zu kurz kommen und der Charakter des Dramas als solchen und auch als Weltanschauungsdichtung vielfach leiden. Aber nach der Entwicklung des naturalistischen Dramas war die des lyrischen notwendig, und es wird vielleicht auch auf die Hauptentwicklung insofern günstig hinüberwirken, als es den oft etwas stark bewußt gewordenen Charakter des eigentlichen Problemdramas wieder einschränkt. In unserer Zeit hat es jedenfalls volles Lebensrecht und gehört auf die Bühne. Von Königs Dramen müßten wenigstens „König Saul", „Wielant der Schmied", „Teukros", „Dietrich von Bern" regelmäßig gegeben werden.

Der Dichter König ist ja dann noch mehr als Dramatiker, als Erzähler vor allem nationaler Erzieher. Auch in seinen Erzählungen erkennt man ihn als wesentlich lyrische Natur, und es ist überhaupt sein idealer Schwung, auf den die unmittelbare Wirkung seiner Dichtung zurückgeht, ob man auch sein großes Können nicht unterschätzen darf. Lyriker in dem Sinne, daß ihm die Gestaltungskraft fehlt, ist König nicht, die Gestaltungskraft ist sozusagen bei ihm nur lyrisch modifiziert. Vielleicht könnte man den Schillerschen Begriff des sentimentalischen Dichters mit Erfolg auf ihn anwenden, der Gegenstand wird bei ihm immer, wie Schiller definiert, auf eine Idee bezogen, und auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Jedenfalls dürfen wir Deutsche froh sein, daß wir in der gegenwärtigen Zeit solche Dichter haben und sollten unsere Pflicht ihnen gegenüber tun. Ich habe einmal dagegen protestiert, daß man jeden ringenden

neueren Dichter gleich in die Nähe Heinrichs von Kleist rücke: Kleist-Genie und Kleist-Schicksal seien so selten, daß man sie kaum zu Vergleichen benutzen könne. Aber wenn jemand sein Dutzend wertvoller Dramen geschrieben hat, dann kann er immerhin Beachtung durch die Bühne verlangen, und es wäre auch wohl angebracht, wenn ihm, dessen Lebenswerk, als Ganzes gesehen, wenig seinesgleichen in unserer Zeit hat, etwa seine Heimat — König ist, wie schon angedeutet, immer ein guter Schlesier geblieben, obgleich er seit Jahren in der Nähe Berlins, nun zu Frohnau in der Mark wohnt — zu seinem 50. Geburtstage ein sorgenloses Alter sicherte.

Der junge Bismarck und die Polen.

Sehr viel anders würde es im deutschen Osten aussehen, wenn die Revolution nicht gekommen wäre. Auch die Unruhen des Jahres 1848 haben zu mannigfachen Überhebungen der Polen geführt, aber damals war das preußische Königtum stark genug, kräftigen Widerstand zu leisten. Die Zustände von damals und heute zu vergleichen, bietet eine Zuschrift Gelegenheit, die Bismarck am 20. April 1848 an die Redaktion der „Magdeburgischen Zeitung" richtete, welche diese allerdings erst im Jahre 1886, als es sich um das deutsche Ansiedlungswerk handelte, veröffentlicht hat: „Die Befreiung der wegen Landesverrats verurteilten Polen ist eine der Errungenschaften des Berliner Märzkampfes, und zwar eine der wesentlichsten, da die konstitutionelle Verfassung, die Preßfreiheit und die Maßregeln zur Einigung Deutschlands bereits vor Ausbruch des Kampfes gesichert waren. Die Berliner haben die Polen mit ihrem Blute befreit und sie dann eigenhändig durch die Stadt gezogen; zum Dank dafür standen die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchten. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das letzte von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen und Italien gewonnen hatten. Das will man jubelnd verschenken, der Durchführung einer schwärmerischen Theorie zu Liebe, einer Theorie, die uns ebenso gut dahin führen muß, aus unseren südöstlichen Grenzbezirken in Steiermark und Illyrien ein neues Slawenreich zu bilden, das italienische Tirol den Venezianern zurückzugeben und aus Mähren und Böhmen bis in die Mitte Deutschlands ein von letzterem unabhängiges Tschechenreich zu gründen. — Eine nationale Entwicklung des polnischen Elementes in Posen kann kein anderes vernünftiges Ziel haben, als das einer Herstellung eines unabhängigen polnischen Reiches zur Vorbereitung zu dienen. Man kann Polen in seinen Grenzen von 1772 herstellen wollen (wie die Polen selbst es hoffen, wenn sie es auch noch verschweigen), ihm ganz Posen, Westpreußen und Ermeland wiedergeben; dann würden Preußens beste Sehnen durchschnitten und Millionen Deutscher der polnischen Willkür überantwortet sein, um einen unsicheren Verbündeten zu gewinnen, der lüstern auf jede Verlegenheit Deutschlands wartet, um Ostpreußen, Polnisch-Schlesien, die polnischen Bezirke von Pommern für sich zu gewinnen. Andererseits kann eine

Wiederherstellung Polens in einem geringeren Umfange beabsichtigt werden, etwa so, daß Preußen zu diesem neuen Reich nur den entschieden polnischen Teil des Großherzogtums Posen hergäbe. In diesem Falle kann nur der, welcher die Polen gar nicht kennt, daran zweifeln, daß sie unsere geschworenen Feinde bleiben würden, solange sie nicht die Weichselmündung und außerdem jedes polnisch redende Dorf in West- und Ostpreußen, Pommern und Schlesien von uns erobert haben würden. Wie kann aber ein Deutscher weinerlichem Mitgefühl und unpraktischen Theorien zu Liebe dafür schwärmen, dem Vaterlande in nächster Nähe einen rastlosen Feind zu schaffen, „der stets bemüht sein wird, die fieberhafte Unruhe seines Inneren durch Kriege abzuleiten und uns bei jeder westlichen Verwicklung in den Rücken zu fallen; der viel gieriger nach Eroberung auf unsere Kosten sein wird und muß als der russische Kaiser, der froh ist, wenn er seinen jetzigen Koloß zusammenhalten kann, und der sehr unklug sein müßte, wenn er den schon starken Anteil zum Aufstand bereiter Untertanen, den er hat, durch Eroberung deutscher Länder zu vermehren bemüht sein wollte. Schutz gegen Rußland brauchen wir aber von Polen nicht; wir sind uns selbst Schutz genug." — Wie überaus treffend Bismarck hier den polnischen Nationalcharakter und die verschiedenen Möglichkeiten großpolnischer Pläne gekennzeichnet hat, braucht kaum gesagt zu werden. Wenn aber jetzt die deutsche Fahne nicht mehr auf dem Dome von Straßburg weht, wenn die Polen in Posen als Herren schalten und im Südosten Italiener und Tschechen machtgierig deutsches Volkstum bedrohen, so ist es ein und dieselbe Politik der Schwäche, die allen diesen Ereignissen den Boden bereitet hat. Die Politik Bethmann-Hollwegs, der keine klaren Kriegsziele hatte. Durch sie gewannen die Mehrheitsparteien von 1917 den Mut, eine traumselige Verständigungspolitik anzubahnen, die unseren Feinden den Kriegswillen gestärkt und endlich ihren Sieg herbeigeführt hat.

Dr. Ludwig Lorenz.

Karl Röttgers Christuslegenden.

Wenn eine Leiche dadurch lebte, daß man sie aus dem Grabe auf die Bühne schleppt, in hübsche Gewänder kleidet, ihre abgefressenen Wangen mit Paraffin ausfüllt, sie durch ein kunstreiches Uhrwerk aufrecht und in Gang bringt, während zugleich ein unsichtbarer Poet seine Epigonenverse dazu deklamiert .... dann müßte die Antike sehr lebendig sein, wie ein Blick auf die Zeitliteratur lehrt.

Wollen wir die Antike verachtend liegen lassen? Keineswegs, aber was sollen die Bestrebungen, ein neues Hellas zu schaffen? Ist das nicht nur Verzweiflung an Christus und seiner reinen Lehre? Man beliebt es so darzustellen, als habe Christus uns ums Diesseits betrogen, welches die Antike in herrlichem Glück und großer Schönheit besessen habe. In Wahrheit aber wollte Christus die Erde zum Paradies machen, indem sein Reich insofern doch von dieser Welt, als es in den Herzen der Menschen sein sollte. Unsere Unzulänglichkeit verzweifelt an Christus und versucht den antikisierenden Lunapark, denn so versteht sie das Dionysische.

Christo, der genug Blut hatte, es für alle zu vergießen, wirft man Blutarmut vor und geht den Rätseln des antiken Blutes nach, das so reich ist an Greueln. Man spürt lieber die Verästelungen heidnischer Erotik auf als die der Liebe Christi.

In diese Situation wirft Karl Röttger seine beiden Bücher „Christuslegenden" und „Der Eine und die Welt"[1]), ganz stille, ganz bescheidene, ganz unaufgeregte Bücher, die dennoch viel stärker verpflichten als laute Schreie und verrenkte Gebärden. Diese Legenden wollen die ewige Jugend Christi aufweisen, in seiner ewigen Kindheit ist uns der Jungbrunnen gegeben, den die Antike nicht geben kann, wenigstens nicht als Humanismus, weil sie da immer zu viel Bildung und fast gar kein Herz hat. Umgekehrt Christus, dessen wahrste Bildung die Herzensbildung ist, so sehr, daß ein heutiger Gymnasiast sich zumal nach Lektüre der Welträtsel unendlich erhaben über ihn dünkt.

[1]) Georg Müller Verlag, München, Preis je M. 4.—, geb. M. 6.—, Luxusausgabe M. 20.—.

Röttger will in Vers und Prosa den ewigen Christus aufzeigen, wie er auch heute noch „verkannt und sehr gering" auf Erden geht. Und wahrlich, wenn wir diese beiden Sammlungen seiner kleiner Dichtungen gelesen haben, diese Gleichnisse und Reden Christi, dann sagen wir: Christus kann nie sterben: In jedem Kinde wird er geboren und in jedem Erwachsenden gekreuzigt, und überall steht er auch wieder auf.

Die Kirchenlehre hat nichts zu befürchten; Christus bleibt stehen. Keine Gefahr der Verkleinerung. Denn wie man Christus auch auffasse, macht ja gerade das seine Größe, daß er in vielen Gestalten wandeln kann. Es ist kein Sakrileg, ihn so zu gestalten, wie man ihn sieht. Gewiß bleibt er einmal über allen Erzählungen und Darstellungen, aber ein andermal darf er in die subjektive Gestaltung eingehen. Sonst müßte man ja allenfalls schon die Evangelien verwerfen. Ein so besonnener und nur im sittlichen Wollen leidenschaftlicher Dichter, eine so christliche Natur ohne jedes Pharisäertum wie Röttger darf dem deutschen Volk diese Bucher der Weisheit geben. Wo der Dichter den Herrn in neuen Gleichnissen sprechen läßt, da hat man unbedingt die Überzeugung: so hätte Christus sprechen können. Das erreicht zu haben ist viel.

Nie ist die Kindheit Christi, unsere wahre Jugend, schöner, einfacher und lieblicher geschildert worden als hier. Es ist, als stünde junge Menschheit auf, sich jahrhundertelangen Bildungsschlaf aus den Augen reibend. Das ist es eben: die ewige Feindschaft zwischen Trieb und Liebe. Vielleicht ist sie ewig. Befassen wir uns nun mit den Trieben hauptsächlich in der Beschäftigung mit der Antike, so dürfen wir nicht versäumen, uns mit der Liebe in der Beschäftigung mit Christus zu befassen. Leider neigen wir gerade heute dazu, dieses über jenem zu vernachlässigen.

Die Kirche hat sich durch den Mund einiger hervorragender Theologen zu Röttgers poetischem Kommentar zum neuen Testament, der zugleich eine höchst praktische Lebensanweisung ist, freundlich gestellt. „Gut und nützlich zu lesen". Und ich darf hier aus dem Felde berichten, daß mehrere meiner Leute mit Andacht und Hingabe lasen und das freiwillige Urteil gaben: „Die Geschichten sind sehr schön".

In der Tat, diese Bücher sind für alle, weil ohne ein Gran Geisteshochmut. Karl Röttger hat sie wie ein Geschenk empfangen, wie einen Blick, den er mehr tun durfte als andere. Belehrsam ohne Moralismus, gütig ohne Schwachheit, sozial ohne Partei, schön ohne Gekünstel: ganz liebe und liebenswerte Bücher. Legenden. Kein Realismus, sondern Wahrheit, wie das Märchen wahr ist, ohne sich je begeben zu haben, weil es sich alle Tage begibt. Und diese Dinge, die sich alle Tage begeben, sehen wir am schwersten, nie sieht sie der Reporter, der Betriebsame.

Eine Inhaltsangabe erübrigt sich. Der Fühlende weiß, was er nun suchen und finden kann, seine Sehnsucht zu beschweigen und sein Ethos zu sichern.

Ich wünschte, daß in die Ströme unseres dunkelsten Blutes in diesen Jahren etwas von den lichten Quellen, die hier rieseln, einmünden möchte. Karl Röttger ist auch hier vollkommen Dichter. Keine Spur von billigem Traktat, aber eine ernste und liebevolle Mahnung, aus der Trägheit des Herzens aufzustehen. Wie Christus heute gelebt werden kann, das zeigt uns der Dichter. Vielleicht eine Art Laienpriestertum. Aber wer wollte schließlich noch festhalten an der Scheidung: heilige Priester — unheilige Laien?

Im Felde. Rudolf Paulsen.

*

An unsere Leser!

Die Übersicht über die Neuerscheinungen des völkischen Bücher- und Zeitschriftenmarktes mußte das letztemal wegen Raummangels zurückgestellt werden. In Zukunft wird sie regelmäßig wiederkehren.

Willst du die Zukunft deines Volkes, so lege auch die Hand mit an! Deutschvölkische, zum Grenzschutz heraus!

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Deutſches Land und Volk.

+Dieffenbacher, J.: Deutſches Leben im 12. u. 13. Jhdrt. Realkommentar z. d. Volks- u. Kunſt-Epen u. Minneſang. 135 S. 1.15

Ranke, L. v.: Ausgew. Schriften. Hrsg. Dr. Frdr. Ramhorſt. 470 S. 12.—

Baltland.

++Kaſſebaum, H.: Kurland, Livland, Eſtland. E. Stätte alter deutſch. Kultur. 96 S. 6.—

+Lulvès, J.: Kurland unter d. Hohenzollern. 54 S. 2.50

Piſtohlkors, H. v.: Livlands Kampf um Deutſchtum u. Kultur. 244 S. 15.—

Führende Deutſche.

Diebitſch, Baron v.: Friedrichs d. Großen Tagewerk. Auf Befehl Kaiſer Pauls I. aufgez. 75 S. 1.10

Schulze, O.: Martin Luther, d. Prophet d. Deutſchen. 179 S. 3.50

Deutſche Politik.

Bartels, Ad.: Die deutſche Not. Vortrag. 40 S. 1.—

— — Deutſch ſein iſt alles. E. Laienpredigt. 36 S. —.60

Bodelſchwingh, Frz. v.: Innere Hemmung kraftvoller Außenpolitik. 44 S. 1.50

Fick, F.: Deutſche Demokratie. 58 S. 1.65

Kapp, Wolfg.: D. nationalen Kreiſe u. d. Reichskanzler. 32 S. 1.—

+Liebig, H., Frhr. v.: Die Politik v. Bethmann Hollwegs. 306 S. 7.70

Müller-Guttenbrunn, A.: Deutſche Sorgen in Ungarn. Studien u. Bekenntniſſe. 186 S. 6.20

Deutſche Kultur- und Weltanſchauung.

Leſer, H.: D. Idealismus d. Deutſchen. 63 S. 1.50

+Müller-Freienfels, H.: Perſönlichkeit u. Weltanſchauung. Pſychol. Unterſ. z. Religion, Kunſt u. Philoſophie. 276 S. Geb. 10.50

Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Reibnitz, Kurt, Frhr. v.: Weltkrieg u. Weltbörſe. 32 S. 1.30

Schoele, G. W.: König Nothart u. ſ. Volk. E. volkswirtſchaftl. Märchen. 54 S. 1.—

Unter-Harnſcheidt, A.: Auslandsdeutſchtum u. Übergangswirtſchaft. 71 S. 2.25

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Dichterbriefe, Deutſche. 1. Bd. von Klopſtock bis Goethe. 272 S. 1.80

Lienhard, Frdr.: Das klaſſiſche Weimar. 148 S. 1.50

+Mörike, Ed. u. Mor. v. Schwindt: Briefwechſel. Hrsg. v. H. W. Rath. 219 S. Geb. 9.—

Wagner, Rich. an Mathilde Weſendonk. Tagebuchblätter u. Briefe 1853—71. Hrsg. eingel. u. erkl. v. Wolfg. Golther. 455 S. Geb. 4.20

Deutſche Erziehung und Schule.

+Müller, Wilh.: Wie Deutſchl. Jugend den Weltkrieg erlebte. 176 S. 3.—

Richter, R.: Schädlinge d. deutſchen Jugendpflege. E. ſozialpädagog. Betrachtung. 40 S. 1.20

Der Weltkrieg.

+Gerſter, M.: Die Schwaben vor d. Ancre. 168 S. 2.—

+Hellmann, R. u. K. Palm, Die deutſchen Feldzeitungen. 96 S. u. 88 Abb. 5.—

++Müller-Brandenburg: Die Schlacht bei Grodek-Lemberg (Juni 1915) unter Benutz. amtl. Quellen bearb. 38 S. 1.50

mit + Abbildungen. ◆ mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Scheurer, H.: D. Weltfriede (Deutsche Wacht, Bonn 1918, Nr. 36).

Schmidt-Gibichenfels: Naturgesetze und menschl. Wahngebilde i. d. Politik (Polit. anthropol. Monatsschrift. Okt. u. Nov. 1918).

Tatsachen u. Illusionen (Deutsche Wacht, Bonn 1918, Nr. 45).

Ullmann, H.: Deutsche Volkspolitik u. Deutsche Reichspolitik (Deutsches Volkstum, Jan. 1919).

Wahrheit. D. geschichtl. — über die Schuld am Kriege (Deutsche Wacht, Bonn 1918, Nr. 46).

Zusammenbruch, Der — (ebenda, Nr. 46).

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Clar, V.: D. französ. Revolution von 1789 u. d. deutsche Umsturz von 1918. (Deutsche Wacht, Bonn 1918, Nr. 51).

Fritsch, Th.: Zusammenbruch und Aufbau (Hammer, 15. Nov. 1918).

—: D. Umsturz (Hammer, 1. Dezbr. 1918).

—: Berechtigtes u. Unberechtigtes a. Sozialismus (Hammer, 15. Dezbr. 1918).

Liebig, Frhr. v.: Polit. Betrachtungen (Deutschlands Erneuerung, Jan. 1919).

Schmidt-Gibichenfels: Was nun? (Polit. Anthropol. Monatsschrift, Dezbr. 1918).

Stille, G.: Deutschlands künftige Volksernährung (Deutschlands Erneuerung, Dezember 1918).

Tage der Schande (Deutsche Wacht, Bonn 1918, Nr. 48).

Wach, E.: Regierung u. Erneuerung (Deutschlands Erneuerung, Okt. 1918).

Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

Schott, E.: Auslands-Studien u. Auslands-Deutschtum im erneuerten Deutschland (Deutschlands Erneuerung, Dezbr. 1918).

Rüdiger, Zu Hindenburgs Besiedelungs-Vorkehrungen in Kurland (Neues Leben, Sept. 1918).

Deutsche Kultur u. Weltanschauung.

Classen, W.: Die volkstümliche Kirche (Deutsches Volkstum, Jan. 1919).

Maßmann, K.: Der Weg i. d. Zukunft (Akademische Blätter, 1. Dez. 1918).

Peters, E.: Amerikanismus u. Germanismus i. d. Arbeit (Deutsches Haus, Wien, Juli bis August 1918).

Scheler, M.: Zur religiösen Erneuerung (Hochland, Okt. 1918).

Schöll, Frdr.: Von Glauben u. Treue, von Kriegs- u. Friedenszielen (Hellauf, Dez. 1918).

Weltanschauungen. Um zwei — (Auf Vorposten, 1918, Heft 11/12).

Rassenfragen.

Hartwig, P.: D. Selbstbestimmungsrecht d. Völker (Die Nornen, 1918, Heft 55).

Hegar, K.: Wert u. Unwert d. Rassenkreuzungen i. deutschen Volke nach biologischen Gesichtspunkten (Polit. Anthropol. Monatsschrift, Nov. u. Dez. 1918).

Liek, W.: D. Anteil d. Judentums a. d. Zusammenbruch Deutschlands (Deutschlands Erneuerung, Jan. 1918).

Rimpler, H.: Das Problem Sokrates (Polit. Anthropol. Monatsschrift, Dez. 1918).

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Holle, H. G.: D. Förderung d. Tüchtigen u. d. Berliner Begabtenschulen (Polit. Anthropol. Monatsschrift, Nov. 1918).

Lenhard, J.: Polizei-Assistentinnen durch Reichsgesetz (Soziale Kultur, Nov. 1918).

Roderich-Stoltheim, F.: Notwendigkeit einer gesellschaftl. Neugliederung (Hammer, Nr. 397).

Wilden, J.: Darf d. Handwerk vergehen? (Soziale Kultur, Dez. 1918).

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Stählin, O.: D. alte Griechenland u. d. Reinheit d. Sprache (Deutschlands Erneuerung, Dez. 1918).

Kleist, Chr. v.: Aus Kurlands Dichtung (Akademische Blätter, 1. Dez. 1918).

Deutsche Kunst.

Ritter, E.: Vereinsabende u. Vereinsfeste (Volkskunst, Dez. 1918).

Stahl, L. E.: Praktische Theaterkultur (ebenda, Dez. 1918).

Thoma, H.: (Aufsätze von ihm u. über ihn) (ebenda, Nov. 1918).

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceстr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 4 | April 1919

Ich sage mich los von der leichtfertigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls, von der kindischen Hoffnung, den Zorn des Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen, von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte, von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen Menschenwürde. Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins, daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll, daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist, daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft späterer Geschlechter lähmen wird; daß man die Ehre nur einmal verlieren kann, daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampf um seine Freiheit, daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert. Ich erkläre und beteure der Welt und Nachwelt, daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können, daß ich die weisen Lehren ganzer Jahrhunderte, die edlen Beispiele berühmter Völker nicht in dem Taumel und der Angst unserer Tage vergesse und die Weltgeschichte nicht hingebe für das Blatt einer lügenhaften Zeitung, daß ich mich rein fühle von Selbstsucht und darum jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirn bekennen darf . . . Verdient dieser Glaube in mir und in den mir Gleichgesinnten die Verachtung und den Hohn unserer Mitbürger? Die Nachwelt entscheidet hierüber!

Karl von Clausewitz 1812.

Deutschtum und Preußentum[1].

Von Prof. Dr. Heinrich Wolf, Düsseldorf.

„Seid unverzagt! bald der Morgen tagt,
Und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach."

Deutsche Männer und Frauen!

Als Summe göttlicher und menschlicher Weisheit standen am Tempel zu Delphi die zwei Worte γνῶθι σαυτὸν „Erkenne dich selbst!", d. h. erkenne deine Stärke und deine Schwäche, deine Tugenden und deine Fehler, damit du dein Leben und deine Zukunft richtig gestalten kannst. So muß uns auch der entsetzliche Zusammenbruch, den wir im letzten Winter schaudernd erlebten, zur Selbstbestimmung und Selbsterkenntnis treiben. Wir lehnen die Parole entschieden ab, daß wir uns „mit dem Geschehenen abfinden" müßten; vielmehr wollen wir Tag um Tag, in Wort und Schrift das heutige Regierungs- und Wahlsystem an den Pranger stellen, das sich auf Lüge, Erpressung und Verrat aufgebaut hat. Dabei ist unser tägliches Gebet, daß Gott uns noch die Morgenröte einer besseren Zeit sehen lassen möge, bevor wir aus diesem Leben scheiden.

Wir bekämpfen das seichte Geschwätz von der Gleichheit aller, die Menschenantlitz tragen. Vielmehr beruht gerade auf der individuellen Ungleichheit alle Kultur, und je höher sie steigt, um so größer wird die „Differenzierung"; das gilt schon für die edleren Tiere, wie viel mehr für die Menschen! Unermüdlich wollen wir auf die abgrundtiefe Kluft hinweisen, die uns von den anderen Völkern trennt. Sollte man es glauben? mitten im Krieg, nach dem Baralong-Skandal, sagte mir ein angesehener Herr, der das Eiserne Kreuz von 1870 trägt, mit herablassendem Wohlwollen: „Lieber Herr Professor! Wir Deutschen sind nicht besser; es wird hüben und drüben gleich gesündigt, extra et intra muros." Nein und abermals nein! Ich behaupte: Wir Deutschen sind nicht fähig zu einer Baralong-Tat, sind nicht fähig, ein 70-Millionen-Volk kaltherzig mit der Hungerpeitsche zu bekriegen und nach geschlossenem Waffenstillstand weiter hungern zu lassen. — Wir müssen uns aber auch des Unterschiedes innerhalb der deutschen Staatsbürger bewußt werden; da gibt es Deutsche, Halbdeutsche und Nichtdeutsche; da gibt es, um Bezeichnungen Möllers van den Bruck zu gebrauchen, neben den „führenden und gestaltenden" Deutschen auch „verschwärmte, verirrte und scheiternde" Deutsche.

Beim Zusammenbruch des neuen denken wir unwillkürlich an den Untergang des alten Deutschen Reichs; er war eigentlich schon um 1250 entschieden, und was 1648 und 1806 geschah, erscheint wie die letzten Nachwirkungen. Wie heute bei den Hohenzollern, so ruhte im 13. Jahrhundert der unerbitterliche Haß der äußeren und inneren Feinde nicht eher, als bis sie das herrliche Kaiserhaus

[1] Festrede bei der Bismarck-Gedenkfeier des Alldeutschen Verbandes zu Düsseldorf am 30. 3. 1919.

der Hohenstaufen vernichtet und buchstäblich ausgerottet hatten. 400 Jahre später gab der Westfälische Friede (1648) den paar Hundert geistlichen und weltlichen Fürsten, sowie den 50 Reichsstädten volle Souveränität und ließ nur noch ein Schattenreich mit einem Scheinkaisertum bestehen; das Jahr 1806 räumte auch mit diesem Rest auf.

I.

Für unsere heutige Bismarckfeier habe ich mir das Thema Deutschtum und Preußentum gestellt; ich fasse die Worte als zwei Begriffe, welche uns die Ursachen für den Zusammenbruch des alten und neuen Reiches aufdecken.

Deutsches Volkstum! Dürfen wir nicht stolz darauf sein und selbstbewußt unser Haupt erheben? Wir denken an all das Schöne, das in des römischen Geschichtsschreibers Tacitus „Germania" über unsere Vorfahren steht, über ihr reines Ehe- und Familienleben, über ihren Freiheitsdrang und ihre Treue. Wir denken an den ewigen Kampf zwischen Europa und Asien, wobei die immer wieder aus Asien heranflutenden gewaltigen Völkerwogen sich an dem Widerstand germanisch-deutschen Heldentums brachen: die Hunnen und Avaren, Madjaren und Mongolen, Araber und Türken. Und als die alte griechisch-römische Kulturwelt zusammenbrach, da wurden die Germanen die Schöpfer einer neuen Kultur. Wie einsame Felspyramiden, so ragen Theoderich der Große und Karl der Große hervor aus einer Welt des Chaos und der gärenden Unordnung; welch eine Schöpferkraft bewiesen sie! Wie töricht ist doch das Geschwätz von den germanischen „Barbaren und Kulturzerstörern"! Während die Römer selbst die herrlichen Denkmäler der alten Kulturwelt verkommen ließen, weil dem entarteten Geschlecht jedes Verständnis dafür verloren gegangen war; während sie sogar die schönsten Marmorwerke zu Kalk verbrannten, um mit dem Mörtel ihre elenden Hütten zusammenzuflicken: bewunderten die Germanen mit offenen Augen, was sich ihrem staunenden Blick bot, und schon unter Theoderich begann eine neue eigenartige Bautätigkeit; ebenso unter Karl dem Großen (800). Und wie reich war das 11., 12., 13. Jahrhundert an Prachtbauten in unserer Heimat! an herrlichen Domen, Münstern und Kathedralen, an Pfalzen und Rathäusern! Wir dürfen uns durch die Bezeichnung „romanischer Baustil" nicht irre machen lassen; waren doch selbst die Kulturschöpfer der Renaissance-Zeit, mitten in Italien, germanischen Ursprungs, wie Woltmann nachgewiesen hat. Auch im religiösen Leben drang langsam die deutsche Innerlichkeit durch; während Kaiser und Papst miteinandet rangen, lenkte der Mönch von Hersfeld den Blick weg von all dem weltlichen, irdischen Streit zu dem echten Inhalt des Christentums. Deutsche Männer waren die Hauptvertreter der Mystik, die sich ganz losmachen wollte von allem Stofflichen und so eins zu werden hoffte mit der Gottheit. Und wenn man von den Entdeckern, Erfindern und Vertretern der Wissenschaft am Ende des Mittelalters und Beginne der Neuzeit redet, so sind wir stolz auf den reichen

Anteil, den das deutsche Volkstum an dem geistigen Leben hatte; ich erinnere an Gutenberg und Behaim, an Kopernikus und Kepler, an Reuchlin und Erasmus; ich erinnere ferner an Albrecht Dürer, Cranach und Holbein, weiter an die großen Künstler und Denker der Niederlande. Und die religiösen Helden der Reformationszeit, welche die ganze Welt aus den Angeln hoben! und dann die großen Denker und Dichter des 18. Jahrhunderts! Kann man irgend ein Gebiet der Kunst und Wissenschaft nennen, auf dem nicht die Deutschen an der Spitze marschierten? Wir brauchen nicht bloß an Leibnitz, Wolff und Thomasius zu denken; an Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller; an Hamann, Herder und Kant; an die großen Tonkünstler von Sebastian Bach bis zu Richard Wagner; an die Schöpfer herrlicher Gemälde, vollkommener Denkmäler und prachtvoller Bauten. Nein! nehmen Sie Medizin und Chemie, Physik und Botanik, Technik und Landwirtschaft, Geschichtsforschung und Philosophie, Mythologie und Archäologie bis zur Wissenschaft des Spatens und der Ausgrabungen: überall waren und sind die Deutschen bahnbrechende Kulturschöpfer. Und als in den letzten hundert Jahren, 1814 bis 1914, auf dem ganzen Erdenrund der großartigste wirtschaftliche Aufschwung erfolgte, wäre er ohne das Deutschtum möglich gewesen? In Rußland und Rumänien, in Italien und Ungarn, in den Balkanländern und in Japan, in allen fremden Erdteilen, ja selbst in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika waren es deutsche Techniker und Ingenieure, deutsche Bauern und Handwerker, deutsche Unternehmer und Lehrer, deutsche Ärzte und Offiziere, welche mit ihrer rastlosen Schaffenslust den Grund legten für die wirtschaftliche Entwicklung und Blüte.

Welch eine Kraftentfaltung!

Aber leider gilt für kein Volk das alte, abgedroschene Wort „Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten" mehr als für uns. Unsere Vorzüge waren und sind zugleich die Quelle unserer Fehler; aus derselben Wurzel wuchsen unsere Stärke und unsere Schwäche.

Seit 2000 Jahren wird mit Recht die Treue der Germanen gerühmt; die Kaiser in Rom und in Konstantinopel konnten sich nirgends so sicher fühlen, wie unter dem Schutz der germanischen Leibwächter. Aber das Wort „fides", das Tacitus gebraucht, heißt nicht nur Treue, sondern auch Vertrauen, und das Vertrauen entartete zur Vertrauensseligkeit; wie oft hat die uns geschadet! Wir dürfen behaupten, daß die Vertrauensseligkeit, welche unsere Regierung gegenüber den äußeren und inneren Feinden, und welche die führenden, „maßgebenden" Kreise unseres Volkes zu Bethmann-Hollweg hatten, daß diese Vertrauensseligkeit die Hauptschuld trägt an unserm heutigen Unglück. Vom Kaiser an abwärts wollte man keine Gefahr sehen; man log sich selbst etwas vor, indem man von den „Kinderkrankheiten" und der kommenden „Mauserung" der Sozialdemokratie

sprach, von dem „Kurialstil" der Päpstlichen, von der „Staatstreue" der Juden, von den „Jungenstreichen" der Franzosen, von den „Extratouren" der Italiener, von den „traditionellen Beziehungen" zu Rußland, und indem man die warnenden Männer, die getreuen Eckarts und Einharts, „Schwarzseher" und „Bierbankpolitiker" schimpfte. Hätte man doch mehr Mißtrauen gehabt! Zu spät klagte am 13. Januar 1919 der jetzige Minister des Äußern, Graf Rantzau: „In der Masse des Volkes beginnt der Gedanke aufzudämmern, die Alliierten hätten die Wilsonschen Punkte, nach denen Deutschland als freies Volk unter den Völkern leben soll, nur angenommen, um Deutschland erst wehrlos zu machen und dann zu vergewaltigen." Zu spät!

Dazu wurde die vielgerühmte Treue immer wieder zur Untreue gegen uns selbst, gegen das eigene Volkstum. Sie kennen aus dem Nibelungenlied den tragischen Konflikt, in den der wackere Markgraf Rüdiger gerät; mit dem Herzen steht er auf Seiten seiner germanisch-deutschen Volksgenossen, zumal er vor wenigen Tagen seine Tochter mit dem jungen Burgunderkönig Giselher verlobt hat. Aber er hat dem Hunnenkönig Etzel die Mannentreue geschworen, und so muß er gegen seine eigenen Freunde und Verwandten das Schwert ziehen. Heute noch sind wir aufs tiefste erschüttert, wenn wir die schreckliche Seelenqual des tapferen Helden mit erleben. — Und ist es nicht in der Gegenwart genau so allüberall? Der Deutsche stellt die Treue gegen den fremden Staat, dessen Bürger er geworden ist, höher als die Treue gegen das eigene Volkstum; Staatsverband steht ihm höher als Volksverband. Alle anderen Völker handeln umgekehrt. Im vorigen Jahre erschien ein ausgezeichnetes Buch von Gillhoff: „Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer". Da sehen wir, wie ein armer Bursche aus dem elendesten Häuschen eines Mecklenburger Dorfes in Amerika durch seinen Fleiß ein wohlhabender Gutsbesitzer wird; aber diese Kulturträger hören in der 2. oder 3. Generation auf, Deutsche zu sein.

Und unser vielgepriesener Idealismus! Er hat die herrlichsten Blüten getrieben, wenn wir auf dem Boden unseres deutschen Volkstums und des lauteren Christentums blieben. Aber wie oft haben wir uns von internationalen Wahnideen blenden und täuschen lassen! Die ganze Tragik der mittelalterlichen Geschichte ist darauf zurückzuführen. Ebenso war es in der neuesten Zeit; welch eine Summe von Elend ist aus der Weltenliebe erwachsen, die E. M. Arndt unser größtes Übel nennt! Die schwarzen, roten und goldenen Demokraten, die Völkerrechtsfanatiker und Pazifisten, die Menschheitsapostel und Propheten einer Kulturgemeinschaft stellten ihre internationalen Ziele über das eigene Volkstum; welche Verwirrung der Geister hat der Völkerbund-Gedanke gebracht! — Und weil der Internationalismus zur Ausländerei entartete, über die Bismarck so scharfe Worte gesprochen hat, schmiedeten wir uns selbst immer von neuem Ketten der Fremdherrschaft. Im Mittelalter war es die römische, im 16. und

17. Jahrhundert die spanische, dann die französische, heute die angelsächsisch-welsch-jüdische Fremdherrschaft; wir standen schon vor 1914 unter ihr. Können wir uns wundern, daß die Nachbarvölker über das „Volk der Denker und Dichter" spotten?

Und unser Freiheitsdrang! Es ist etwas Eigentümliches um die germanisch-deutsche Freiheit; ohne Zweifel verdanken wir ihr die besten Kulturgüter. Richard Wagner sagte mit Recht, daß wir Deutschen allein imstande seien, eine Sache um ihrer selbst willen zu treiben; kein Volk der Welt steht allen Fragen und Problemen des Lebens so frei und ungebunden gegenüber wie wir. Dabei ist unsere Freiheit nicht aggressiv; wenn man uns in Ruhe läßt, stören wir die anderen auch nicht; niemand ist so duldsam. Schon im 6. Jahrhundert schüttelte der fromme Bischof Gregor von Tours bedenklich den Kopf, als ein gotischer Ketzer in der katholischen Kirche seinen Gottesdienst verrichtete, weil er auf einer Gesandtschaftsreise beim heiligen Osterfest keine Kirche seiner eigenen Konfession besuchen konnte. Und die tolerante Gesinnung, die dieser Gote im Gespräch mit ihm zum Ausdruck brachte, war dem welschen Bischof so unfaßlich, daß er in seinem Geschichtswerk ausführlich darüber berichtete. — Duldsamkeit! gewiß etwas Schönes! Aber sind wir nicht immer darin zu weit gegangen? bei allen religiösen, politischen und völkischen Fragen? Haben wir nicht selbst unsere Feinde gestärkt? Wir möchten doch wünschen, daß um das Jahr 500 Theoderich der Große gegen das welsche Bastardgeschlecht nicht so duldsam gewesen wäre; dann hätte vielleicht das Heldenvolk der Ostgoten nicht den Untergang gefunden. Wir möchten doch wünschen, daß, um eines von den vielen Beispielen aus dem 16. und 17. Jahrhundert anzuführen, die Bürger von Donauwörth nicht so duldsam gewesen wären; ihre Toleranz war mit schuld am 30jährigen Krieg. Wir möchten doch wünschen, daß in den letzten Jahrzehnten die Deutschen in der Ost-, Nord-, West- und Südmark unnachsichtiger, unduldsamer, rücksichtsloser gewesen wären gegen die anmaßenden Polen, Tschechen, Madjaren, Slowenen, Welschen und Dänen; auch gegen die Römlinge, die Sozialdemokraten und die Juden; dann stünde es besser um uns. Es spricht ja ganze Bände für unsere Michelei, daß die Aufrichtung des polnischen Staates die einzige positive Leistung der deutschen Regierung war während der vier siegreichen Kriegsjahre. Und die Wirkung? Draußen und drinnen hat jede Konzession nur dazu gedient, den Haß gegen das Deutschtum, besonders gegen das Preußentum und die evangelische Kirche zu steigern.

Und während wir die anderen schonten und stärkten, war unser Freiheitsdrang zugleich die traurige Ursache innerer Zerrissenheit und Zersplitterung. Vor 1900 Jahren zog der römische Kaiser Tiberius seine Truppen aus Deutschland zurück mit der spöttischen Begründung: Man brauche gegen die Germanen keine Heere zu schicken; wenn man sie sich selber überließe, schlügen sie sich in innerem Hader gegenseitig tot. Und einige Jahrzehnte später betete Tacitus zu den Göttern: „Möchte bei den Germanen ewig fortdauern ihr gegenseitiger Haß! Denn wenn

es uns einmal schlecht gehen sollte, kann uns das Schicksal keinen stärkeren Bundesgenossen schenken, als die innere Zwietracht der Germanen". Fürwahr! unsere Zwietracht war und ist von jeher der beste Bundesgenosse der äußeren Feinde. Welch ein Unfug ist in den letzten Jahren mit dem schönen Kaiserwort getrieben: „Ich kenne keine Parteien, sondern nur Deutsche!" In Wahrheit war es bei der unglückseligen Reichstagsmehrheit bis in die Kreise der Nationalliberalen hinein genau umgekehrt; sie kannten keine gemeinsamen, sondern nur Partei-Interessen.

Freiheit! Im letzten Grunde war die entartete Freiheit 1250, 1648, 1806 die Ursache für den Zusammenbruch, und ebenso hat uns 1918 das Übermaß der Freiheit den Umsturz gebracht. Ich habe es schon seit Jahrzehnten nicht verstehen können, wie verständige Menschen noch immer mehr liberale Forderungen stellten; das deutsche Volk hatte nicht zu wenig, sondern zu viel Freiheit.

II.

So neigen wir Deutschen von Natur zu einer einseitigen Entwicklung:
zu einer starken Betonung unserer Freiheiten und Rechte;
zur Vielheit, Mannigfaltigkeit und Zersplitterung;
zu einer Überschätzung der Kultur und der kirchlichen Fragen;
zu einer weitgehenden Toleranz gegen alles Fremde.

Das Preußentum[1]) schien berufen zu sein, die notwendige Ergänzung zum Deutschtum zu bilden:

1. Nach dem Zusammenbruch durch den 30jährigen Krieg (1648) konnte die Rettung nur erfolgen, indem wir mit Gewalt in die entgegengesetzte Richtung hineingezwungen wurden, und das haben die großen Hohenzollern des 17. und 18. Jahrhunderts mit den Mitteln ihres absoluten Regiments getan:

der Große Kurfürst 1640—1688,
Friedrich Wilhelm I. 1713—1740,
Friedrich II. der Große 1740—1786.

Dem preußischen Zwang verdanken wir heute noch das Beste, das wir haben.

Freilich schien die Entwicklung zunächst in entgegengesetzter Richtung einseitig zu werden. Die Freiheit wurde gebändigt und die Stände zu ihren Pflichten erzogen, zur Unterordnung unter das Ganze. Was die Hohenzollern besaßen und erwarben, war eine Vielheit von deutschen Kleinstaaten; sie ruhten nicht, bis sie eine Einheit daraus geschaffen hatten mit starker Zentralgewalt. Vor allem aber wurde durch ihre eifrige Fürsorge Brandenburg-Preußen zu einem starken, festgefügten Militär- und Polizeistaat; auch das gesamte Wirtschaftsleben bevormundeten sie in weitestem Maße.

---

[1]) Vgl. H. Heinrich, „Preußentum und Demokratie". Hamburg, Deutsch-nationale Verlagsanstalt.

Dabei übten aber diese unumschränkten Hohenzollern eine strenge Selbstbeschränkung; ihr Herrschen war ein Dienen, die Pflicht ihre Lust, Fortschritt ihr Lebensprinzip. Unermüdlich arbeiteten sie an der Verbesserung der drei starken Säulen ihres Staates: des Heerwesens, der Finanzen und der Verwaltung. Daneben förderten sie alle Gebiete des wirtschaftlichen Lebens, legten Kanäle an, eroberten durch die Austrocknung des Oder- und Warthebruchs große Gebiete für die Landwirtschaft, und Friedrich II. zog allein 300000 Kolonisten in sein Land. Allmählich wurde Preußen aus einem Polizeistaat ein Rechtsstaat. Im Osten haben diese Hohenzollern alten deutschen Volksboden wieder gewonnen. Auch vernachlässigten sie keineswegs die Kulturaufgaben; schon damals wurde das preußische Schulwesen vorbildlich.

Und die Freiheit und Gleichheit? War wirklich der damalige preußische Militär- und Polizeistaat das unfreieste unter allen Ländern? Das wird zwar mit Absicht bis zum heutigen Tage immer wieder behauptet; aber das Gegenteil ist der Fall:

Die besten Männer der französischen Aufklärung haben es bezeugt, daß in dem Staate Friedrichs des Großen alles bereits vorhanden war, was sie für Frankreich heiß ersehnten. In Preußen erfreuten sich alle Untertanen der größten Denk- und Glaubensfreiheit; in Preußen gab es einen Rechtsschutz für Leben, Ehre und Eigentum der Menschen, wie er nirgends in der Welt größer gefunden werden konnte; in Preußen hatte der Merkantilismus nicht zu einer Vernachlässigung der Landwirtschaft geführt, wie in Frankreich; in Preußen gab es eine vernünftige Verwaltung, ein geordnetes Finanzwesen, allgemeine Volksschulbildung.

Und die Gleichheit? Man kann von einer Sozialmonarchie der Hohenzollern sprechen: nicht nur ordneten sie alle Sonderinteressen dem Wohl des Ganzen unter, sondern traten auch jederzeit für die „kleinen Leute" ein. Ja, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. haben bereits die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Erbuntertänigkeit angebahnt. Auf den königlichen Domänen erhielten die Bauern ihren Hof als erblichen Besitz, und für die übrigen Bauern wurde die Zahl der Tage herabgesetzt, an denen sie für ihren Gutsherrn dienen mußten.

2. Die Jahre 1806/07 brachten einen neuen, doppelten Zusammenbruch:

des Preußischen Königreichs und
des alten Deutschen Reichs.

Wem verdanken wir den Wiederaufbau? Dem Preußentum. Wir sind stolz auf die Wiedergeburt Preußens, die unmittelbar nach dem Frieden zu Tilsit (1807) begann. Stein und Scharnhorst waren sich bewußt, daß sie zunächst zu den starken Grundlagen zurückkehren müßten. Dann aber folgte ein bemerkenswerter Fortschritt. Nach dem 30jährigen Krieg hatte sich der Staat der Hohenzollern einseitig entwickelt; sie betonten

gegenüber der Freiheit die Gebundenheit,
gegenüber den Sonderwünschen das Wohl des Ganzen,

gegenüber der Vielheit die Einheit,
gegenüber den Rechten die Pflichten.

Der Fortschritt, der 1807 begann, bestand darin, daß ein Ausgleich gefunden wurde zwischen Rechten und Pflichten, Vielheit und Einheit, Freiheit und Gebundenheit; vor allem aber zwischen Preußentum und Deutschtum, zwischen Potsdam und Weimar, zwischen Macht- und Kulturpolitik.

Das kleine ostelbische Preußen wurde der letzte Hort für das Deutschtum; die Besten und Kühnsten aus allen Stämmen des Vaterlandes, die letzten Deutschen sammelten sich unter den schwarz-weißen Fahnen. Mitten in der schlimmsten Zeit der Not erfolgte eine Erneuerung des gesamten Schulwesens von der Volksschule bis zur Universität. Befreiung und Selbsttätigkeit brachten Stein in die Verwaltung, Scharnhorst in das Heer, Humboldt in die Schule.

Zu derselben Zeit, besonders während der Freiheitskriege (1813—1815) erwachte die Sehnsucht nach einem neuen Deutschen Reich. Jahrzehntelang waren starke Kräfte eifrig bemüht, die Entstehung eines Deutschen Reiches unter preußischer Führung zu hintertreiben; man kann wohl behaupten, daß kein Versuch unterblieben ist, um eine andere Lösung zu finden; auch wurde der preußische Staat sich selber in den Jahren 1815—1858 mehr und mehr untreu.

Erst als Wilhelm I. zur Regierung kam und im September 1862 Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannte, trat eine Änderung ein. Sie erkannten, daß sie zunächst das Preußentum wieder stärken müßten; sie erneuerten das Heerwesen, traten dem Streben nach Parlamentsherrschaft entgegen und trieben eine gesunde preußische Machtpolitik. Bismarck gab dem preußischen Staat einen Machtzuwachs, wie er zu keiner früheren Zeit erfolgt ist. Dann wurde er Reichsgründer, und das deutsche Volk hat niemals so große und so zahlreiche Fortschritte gesehen, wie 1862—1890 durch den „Reaktionär" Bismarck.

Ohne Reaktion gibt es keinen gesunden Fortschritt. Bismarcks Riesenverdienste bestanden zunächst darin, daß er uns aus Romantik und Sentimentalität, aus Michelei und Passivität, aus ästhetischer Überschwenglichkeit und demokratisch-pseudoliberalen Menschheitsbestrebungen zurückführte zum Preußentum, zu dem Quell der Lebenskräfte, die uns aus dem Elend des 30jährigen Kriegs emporgehoben hatten. Preußentum! das bedeutete Militarismus und Wille zur Macht. Preußentum! das bedeutete Pflichtbewußtsein und Unterordnung der Teile unter das Ganze. Preußentum! das bedeutete politischen Egoismus und die starke soziale Monarchie, die in ihrer Pflichterfüllung vorbildlich war. Für eine Zeit von über 50 Jahren liegt das politische Leben Bismarcks klar vor unseren Augen, von 1847—1898, und die Grundzüge sind von Anfang an dieselben geblieben. Als ein Herold des Preußentums tritt uns Bismarck gleich 1848 entgegen: „Das Gold der Frankfurter Krone soll nicht durch Einschmelzen der Preußischen Krone gewonnen werden." Er war empört über die

Nachgiebigkeit Friedrich Wilhelms IV. den Demokraten gegenüber und wagte es, der Majestät zuzurufen: „Die Stimmung war sehr gut; aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingeimpft worden, ist sie schlecht geworden. Das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt." Und im nächsten Jahre sagte er im Abgeordnetenhaus: „Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß es das letzte Mal sein möge, daß die Errungenschaften des Preußischen Staates mit freigebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen. . . Was uns Deutsche im Jahre 1848 gehalten hat, war gerade das spezifische Preußentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte." (Ist es heute anders?) Einige Jahre später klagte er, „daß wir unsere Kraft wie ein gutmütiger Narr dem Egoismus Österreichs hingeben, um uns schließlich von ihm bemogeln zu lassen". Wenn Bismarck von Romantik und Sentimentalität sprach, so dachte er an unsere ewig wechselnde Polenpolitik. — Ja, Bismarck war ein Reaktionär, und er mußte es sein, um uns die größten Fortschritte zu bringen. Freilich, ein deutsches Reich nach den Wünschen der internationalen Demokraten, der Schwarzen, der Roten und Goldenen, lehnte er entschieden ab, und deshalb hat er über 50 Jahre lang in schwerstem Kampf gestanden mit der Sozialdemokratie, dem Zentrum und dem Freisinn.

Und nach 1890? nach der Entlassung Bismarcks? Da wurde der preußische Staat sich selber untreu und sank immer mehr in die Zeit Friedrich Wilhelms IV. zurück. Wie ein Testament klingen die Worte, die Bismarck in den 80er Jahren an den Reichstag richtete: „M. H.! ich werde nicht oft mehr zu Ihnen sprechen können; ich bin matt; ich habe keine Lust und keine Kraft dazu und auch kein Interesse. Aber ich möchte nicht von der Bühne abtreten, ohne Ihnen dies ans Herz zu legen: Seien Sie einig und lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten; er ist augenblicklich in der Verfinsterung begriffen." Leider wurde nach seiner Entlassung der Internationalismus Trumpf.

Bismarck trieb preußisch-deutsche Machtpolitik und wußte, daß dann erst die nationale Kultur gedeihen könnte. Seine Nachfolger jagten einer internationalen Kultur nach, die ein wunderbares Gemisch war von ethischen Phrasen und nackten Händlerinteressen. Von Bismarcks „Imponderabilien" hatten sie keine blasse Ahnung; für sie besaß nur Wert, was sich in Zahlen ausdrücken ließ. Deshalb gelangten wir auch zu einer mammonistischen Staatsauffassung. Im Frühjahr 1914, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, schrieb ein Mitglied des Auswärtigen Amtes: „Die Kriege werden nicht mehr erfochten, sondern kalkuliert", und zwei Jahre vorher stand in einer Berliner Zeitung: „Deutschland gut regieren — das heißt heutzutage ein guter Rechner sein, wie Sems Nachkommen stets gewesen sind. . . Darum sind heute an den Stellen, wo unsere Geschicke gelenkt werden, Männer mit kaltem, nüchternem Wirtschaftsverstand, Rechner vonnöten.

Ob's gar so verfehlt wäre, sich die aus den Reihen der jüdischen Rasse zu holen? Ob's nicht einer der besten Regenteninstinkte Wilhelms des Instinktiven ist, immer und immer wieder, wenn er in heiklen Situationen guten Rates bedarf, die Ballin, Rathenau, Friedländer ins Schloß zu laden? . . . Unsere Kriege werden auf einem Streifen Rechenpapier geführt."

Welcher Unterschied! Bismarck unterstützte, wo er nur konnte, das nationale, arbeitende Kapital, das in Landwirtschaft und Industrie neue Werte schuf; später hatte man einseitiges Interesse für das internationale Drohnen-Kapital. Die neue Ära fing 1890 mit der Orientierung nach dem demokratischen Westen an. Alle paar Monate versicherten unsere Staatsmänner ihre Zielloſigkeit, ihr Freisein von Egoismus, ihr Verharren beim status quo, und während Bismarck davor warnte, in den Ruf äußerster Langmut zu geraten, nahmen seine Nachfolger die schlimmsten Fußtritte und Erpressungen hin, um sofort mit süßsaurer Miene eine neue „Ära der Verständigungspolitik" zu beginnen.

Und wie sehr ließen wir uns von den Feinden einseifen, ließen uns blenden durch schönklingende Wahnideen! Da hörten wir von der „internationalen Kulturgemeinschaft", von „Menschheitszielen". Wie freudig beteiligten wir uns an den „Friedenskongressen", dem „Haager Schiedsgericht", an der „Herbeiführung des ewigen Friedens"! Wie begeisterten wir uns für „Völkerverbrüderung", für „Völkerrecht"! ja immer lauter wurde in unserer eigenen Mitte der Ruf nach „Abrüstung", „Versöhnung" und „Verständigung"! Politische Kinder! Unsere Regierenden merkten nicht, daß das alles nur Trugbilder und Masken waren.

III.

Wir dürfen der Frage nach der Schuld nicht ausweichen; wenn wir die Ursachen für den entsetzlichen Zusammenbruch erkennen wollen, so müssen wir bis 1890 zurückgehen, bis zur Entlassung Bismarcks.

Der Weltkrieg kam als ein Befreier und Retter; die Augusttage 1914 waren eine Offenbarung des echten Preußentums, von dem der gesunde Kern des deutschen Volkes noch erfüllt war und das hinübergriff in das verbündete Österreich-Ungarn. Mit elementarer Gewalt drang dieses Preußentum durch: der soldatische Geist der Tapferkeit, des Gehorsams und des Pflichtgefühls, der Stolz auf unser starkes Königtum, die Opferfreudigkeit und das große Gottvertrauen. Ich bin heute noch felsenfest davon überzeugt, daß wir trotz der feindlichen Übermacht schon im Jahre 1916 zu einem siegreichen Ende gekommen wären, wenn Kaiser, Reichsregierung und Reichstag, wenn all die maßgebenden und einflußreichen Männer in Stadt und Land das heilige Feuer geschürt hätten. Aber das „Berliner Tageblatt" durfte schon 1914 erklären, „der Hauptgewinn des Krieges müsse auf innerpolitischem Gebiete liegen"; die inneren Feinde des Preußentums erstarkten, und der Krieg ist verloren gegangen, weil der kämpfenden Germania von hinten, aus den Reihen des eigenen Volkes, der Dolch in den Rücken gestoßen wurde.

Schon seit dem Ende des Jahres 1914 führten wir einen doppelten Krieg. Unter all den Lügen, die vom heuchlerischen Vielverband ausgingen, war ein einziges wahres Wort, daß er weniger das Deutschtum als das Preußentum bekämpfe, das letzte Bollwerk gegen die angelsächsisch-welsch-jüdische Geldweltherrschaft. Mit dem deutschen Aschenbrödel, dem Volk der Denker und Dichter, der Entdecker und Erfinder, die selbstlos den materiellen Gewinn ihrer Arbeit mit hündischer Demut anderen überließen, hätten die Angelsachsen sich gern vertragen; aber das Preußentum und sein Hohenzollernhaus waren ihnen verhaßt. Gegen dieses selbe Preußentum erhoben sich daheim seit 1890 die alten feindlichen Kräfte von 1848, die Widersacher Bismarcks. Der Weltkrieg 1914 bis 1918 war ein Kampf gegen Bismarck, wobei sich seine äußeren und inneren Feinde bewußt und unbewußt in die Hände arbeiteten.

Wir müssen es als das größte Unglück ansehen, daß sich Wilhelm II. weniger als preußischer König, denn als deutscher Kaiser fühlte, ja noch mehr als Weltbeglücker, der um die Freundschaft des Papstes und der Zentrumsleute, der Sozialdemokraten und Juden, der Welschen und Angelsachsen geradezu buhlte, der genau wie die mittelalterlichen Kaiser das Nächste über den fernen Zielen vernachlässigte. Die Folge war, daß in der Reichsregierung die Zahl der Männer wuchs, die vom Frankfurter, nicht vom Potsdamer Geist erfüllt waren und der preußenfeindlichen Reichstagsmehrheit die Zügel schießen ließen. Wie groß dieser Preußenhaß war, das zeigte sich im Winter 1913/14 beim Fall Zabern, als im Reichstag und in lärmenden Volksversammlungen allüberall Sturm gelaufen wurde gegen die Kommandogewalt des Kaisers, gegen den preußischen Militarismus, gegen unsere starke Monarchie. Wohl verstummten diese Stimmen im August 1914; aber während an der Front mancher Wechsel in den leitenden Stellungen eintrat, blieben in Reichsregierung und Reichstag dieselben Männer, und diese Männer, vom Reichskanzler abwärts bis zu Erzberger, Payer, Scheidemann, Liebknecht und Haase: diese Männer tragen vor der Geschichte die Schuld an dem unglücklichen Ausgang des Krieges. Nichts ist bezeichnender, als daß man 1915 mit dem hundertjährigen Geburtstag Bismarcks nichts anzufangen wußte, ebensowenig wie zwei Jahre später mit dem Reformationsfest. Natürlich! Denn in der Stille wurden die Waffen geschärft gegen Bismarck und gegen Luther. Seit Frühjahr 1917, seit dem Ausbruch der russischen Revolution, feierte der fanatische Preußenhaß wahre Orgien.

An den Namen Erzberger knüpft sich der Preußenhaß der Römlinge; namentlich in Süd- und Westdeutschland wurde gewühlt. Einer verständigen Lösung der belgischen, der elsässischen, der polnischen, litauischen, baltischen Frage arbeitete mit skrupellosen Mitteln gerade Erzberger entgegen; er zeigte auch eine rührige Geschäftigkeit in der Bekämpfung des U-Bootkrieges. Die Zukunft wird zeigen, welch eine unheimliche Rolle dieser von Bethmann-Hollweg zum Größen-

wahnsinn erzogene Römling gespielt hat, der auch in der Schweiz und Italien, in Bulgarien und Rumänien tätig war. Wohl freuten wir uns über herrliche Kundgebungen einzelner Zentrumsleute, z. B. der Abgeordneten Pfleger und Brockmann, über vortreffliche Aufsätze der „Kölnischen Volkszeitung"; aber wer die Geschichte der letzten hundert Jahre kennt, weiß, daß im Zentrum zuletzt immer Demokraten vom Schlage Erzbergers durchdringen. Heute tritt die „Kölnische Volkszeitung" warm für Erzberger ein

Ein doppelter Krieg! Denken Sie an den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen! Unsere Truppen haben ihn mit großen Blutverlusten in Galizien und Serbien, in Rumänien und Italien gerettet. Trotzdem war in Wien die Furcht vor einem siegreichen Preußen größer als der Siegeswille: genau so, wie zur Zeit des großen Kurfürsten, der sich im Krieg gegen Ludwig XIV. fortwährend durch die Wiener Politik gehemmt sah, der 1678 von seinem Habsburgischen Bundesgenossen im Stich gelassen und um den Lohn seiner Siege gebracht wurde. Genau so, wie während der Freiheitskriege 1813—15, wo man in Wien eifersüchtig war auf die preußischen Siege und nur den einen Gedanken hatte, den preußischen Bundesgenossen nicht mächtig werden zu lassen. Unglaublich war schon vor dem jetzigen Weltkrieg in Österreich-Ungarn der fanatische Preußenhaß nicht nur bei den Tschechen, Polen, Madjaren, Slowenen, sondern auch in den klerikalen deutschen Kreisen, und dieser Preußenhaß bekam nach dem Tode des Kaisers Franz Josef die Oberhand; ich erinnere an die Parmabriefe, an die Polenpolitik und an die heimlichen Verhandlungen mit dem besiegten Rumänenkönig.

In unserem eigenen Land war der Preußenhaß der Kitt, der die in so vielen Punkten sich feindlich gegenüberstehenden Parteien schwarz-rot-gold zusammenhielt, der auch die Polen, Welfen, Dänen und elsässischen Französlinge mit ihnen vereinte. Der Preußenhaß brachte es fertig, daß der deutsche Reichstag seinem Schöpfer, dem Fürsten Bismarck, einen Glückwunsch zu seinem 80jährigen Geburtstag verweigerte. Der Preußenhaß trieb täglich seine Giftblüten nicht nur in den sozialdemokratischen Blättern, sondern auch im „Berliner Tageblatt" und der „Frankfurter Zeitung", besonders in den Zerrbildern, welche die Witzblätter von unseren Offizieren und Junkern, von den Ostelbiern und den verdientesten Pionieren unserer Industrie verbreiteten.

Kann man sich etwas Wahnwitzigeres denken, als daß mitten im Krieg der Kampf um das preußische Wahlrecht entfacht wurde, obwohl die Tätigkeit des Abgeordneten- und Herrenhauses nicht den geringsten Anlaß zur Klage gegeben hatte? Seit dem Frühjahr 1917, seit der russischen Revolution, kam der Stein ins Rollen; seitdem wurde von der Reichstagsmehrheit eine unerhörte Erpresserpolitik getrieben. Zu unserem größten Schmerz sahen wir, wie eine Partei nach der anderen umfiel: zuerst die Mehrheitssozialisten, Demokraten und Linksliberalen, dann das Zentrum, zuletzt auch die Reichstags-Nationalliberalen.

Ich beneide Kaiser Wilhelm II. nicht um die Rolle, die er für alle Zukunft in den Geschichtswerken spielen wird. Dann mag manches späterhin zurücktreten; von dem großen Weltkrieg, in dem auf beiden Seiten 8—10 Millionen Streiter standen und in den fast die ganze Welt, alle fünf Erdteile hineingezogen wurden, davon wird man reden, solange es Menschen gibt. Vielleicht wird sich auch die Sage des Stoffes bemächtigen und in dichterischer Freiheit manches verschieben; dann wird die Gestalt Bismarcks in den Kampf selbst hineinragen. Wie Achill im Trojanischen Krieg steht er seitwärts; denn der Oberkönig hat ihn als „alten Trotzkopf" tödlich beleidigt. Wohl rufen die Besten und Edelsten, in den Tagen der höchsten Not, nach Bismarcks Hilfe, der uns allein retten könnte, und er ist auch gerne bereit. Aber in wahnsinniger Verblendung ruft der Oberkönig gerade die erbittertsten, offenen und geheimen Gegner Bismarcks an seine Seite, und im Sachsenwald, so erzählt die Sage, wurde Bismarck, ein zweiter Siegfried, nicht von äußeren Feinden, sondern von Männern des eigenen Volkes heimtückisch erschlagen.

Ja, hätten wir im Weltkrieg einen preußischen König gehabt! einen preußisch denkenden Reichskanzler, der imstande gewesen, zu regieren, zu leiten, zu zwingen! Voll Verzweiflung habe ich im Herbst 1917 ins Hauptquartier geschrieben: Mit hundert zuverlässigen Soldaten könne jetzt noch der ganze Spuk verscheucht werden; bald sei es zu spät!

Und dann kamen die unseligen Tage des Oktober und November 1918 Wir stehen augenblicklich ganz unter dem Eindruck der Enthüllungen über die Vorgänge in Spaa, über die schamlosen Lügen, mit denen man den Kaiser und den Kronprinzen täuschte, über den teuflischen Betrug, mit dem man das deutsche Volk hinterging. Fanatischer Preußenhaß! Bismarckhaß! Ebert, Scheidemann, Erzberger und wie all die ehrenwerten Herren heißen, konnten es ja nicht abwarten, bis sie das verhaßte Preußentum wehrlos gemacht hatten. Von der Furcht getrieben, ihr Teufelswerk könnte vielleicht im letzten Augenblick noch gestört werden, nahmen sie ohne Bedenken die schmachvollsten Waffenstillstandsbedingungen an; sie schlugen uns die letzten Waffen aus der Hand, stellten den U-Bootkrieg ein, vernichteten unser stolzes Heer, ließen in der Eile Heeresgerät im Werte von vielen Millionen zurück, lieferten unsere Lokomotiven und Eisenbahnwagen aus, dachten nicht an Sicherungen für unsere Gefangenen und für unsere Ernährung. Nur ein Gedanke war in ihnen lebendig: der fanatische Preußenhaß! Dieser Haß ließ den Zehngebote-Hoffmann Kultusminister werden; dieser Haß treibt heute in Köln, in München und Wien seine Giftblüten. Dieser Haß macht das „Berliner Tageblatt" zum Bundesgenossen der Unabhängigen Sozialisten und Spartakisten, sodaß der sozialdemokratische Abg. Dr. Lensch sagen konnte, die Gründung eines selbständigen Organs der unabhängigen Sozialdemokratie sei überflüssig, da ihre Parteiinteressen im „Berliner Tageblatt" ausreichende Vertretung finden.

IV.

Kann es uns zweifelhaft sein, was wir jetzt zu tun haben, wir, die wir alles Undeutsche und Nichtdeutsche ablehnen?

„Umlernen, umdenken! Neuorientierung!" war das Schlagwort. Als ich vor drei Jahren mein Buch „Der Unterschied" veröffentlichte, da war der Abschnitt, der vom Umlernen handelte, der einzige größere Teil, der von der Zensur gestrichen wurde. Natürlich! denn ich hatte es gewagt, an den Fall Zabern zu erinnern und zu schreiben: all die Leute, die sich daran beteiligt, müßten umlernen, nämlich alle Internationalen und Demokraten, Pazifisten und Völkerrechtsfanatiker. Dagegen brauchten all die Männer und all die Verbände nicht umzulernen, die während der letzten Jahrzehnte, trotz Hohn und Spott, trotz des lauten Vorwurfes der Rückständigkeit, die Grundlagen zu erhalten und zu stärken suchten, auf denen wir nach jahrhundertelanger Schmach groß, mächtig und einig geworden waren, den preußischen Militarismus, die starke Monarchie und die nationale Kultur.

Preußentum und Deutschtum! beides gehört zusammen, und augenblicklich bedürfen wir mehr als je des Preußentums. Wir wollen uns nicht durch Schlagworte irre machen lassen; ohne Reaktion hat es noch niemals einen gesunden Fortschritt gegeben. Die Revolution mit ihren heutigen Irrungen und Wirrungen ist die Frucht einer verkehrten Politik, die 1890 begann. Und wie man nach dem Zusammenbruch 1806/07 an Friedrich den Großen anknüpfte (natürlich ohne die Zeit mechanisch um 20 Jahre zurückstellen zu wollen), so müssen wir uns wieder zu Bismarck zurückfinden; ja, es kommt mir so vor, daß wir noch preußischer werden müßten als Bismarck, der, im Gefühl seiner Kraft, Zugeständnisse an die Internationalen, Fremdstämmigen und Demokraten gemacht hat, die uns verderblich geworden sind.

Aber da höre ich die Stimme der Resignation: „Es hilft ja doch nichts!" Weh uns, wenn alle so denken! Wer so spricht, der hat keine Ahnung von der Macht der Idee. Wohl war vor 100 Jahren die Zahl der bewußten Deutschen klein, und sie erfuhren harte und grausame Verfolgungen; trotzdem haben sie ihren Bismarck gefunden. Und Bismarck selbst stand Jahre lang einsam und allein; auch später hatte er nur 10—15 Jahre, auf der Höhe seiner äußeren Erfolge, eine Reichstagsmehrheit hinter sich; während der letzten 12 Jahre mußte er wiederum alles in heißem Kampfe erringen.

Die Macht der Idee! Haben Sie schon einmal über das Pfingstwunder nachgedacht? Da sehen Sie die Macht der Idee, die Macht des bergeversetzenden Glaubens. Auch damals waren, wie es schien, alle Hoffnungen und Wünsche zusammengebrochen. Aber nach wenigen Wochen trat eine Erneuerung ein; da offenbarte sich dem kleinen Häuflein der Getreuen der Beginn einer neuen Zeit; da leuchtete, wie wir in der Apostelgeschichte lesen, die Flamme der Begeisterung

auf ihren Häuptern. So muß es auch heute sein. — Aber immer äfft der Teufel die göttlichen Handlungen nach; er sendet falsche Propheten und Apostel, welche die Köpfe mit Trugbildern und Wahnideen verwirren. Die Geschichte erzählt uns von geistigen Epidemien, wo eine Wahnidee pestartig ganze Völker ergreift, wo der Teufel in Gestalt des Rattenfängers von Hameln mit verführerischen Sirenenklängen die Menschen ins Verderben lockt. Welches Unheil hat seit 1500 Jahren das Trugbild einer einheitlichen Christen-Menschheit, einer Kulturgemeinschaft, eines „Gottesstaates" gebracht! und nicht minder gefährlich ist seit 130 Jahren der Ruf nach „Freiheit und Gleichheit, Völkerverbrüderung und Selbstbestimmung" geworden. Sicherlich (das ist meine felsenfeste Überzeugung) liegt eine Hauptursache unseres Zusammenbruchs darin, daß seit Bismarcks Entlassung, seit 1890, und besonders während des Weltkriegs, nur falsche Ideale verbreitet wurden. Die drei international-demokratischen Parteien verfolgten klare, feste Ziele; das Zentrum wußte genau, was es wollte; ebenso die Sozialdemokraten, die Juden, Polen, Welfen. Und wenn wir auch ihre Ideale verwarfen, so mußten wir doch sehen, daß ihre Wirkung auf die Massen zunahm. Woher kam das? weil keine anderen Ideale entgegengestellt wurden; weil man über die paar Alldeutschen und über alle, die noch religiösen, politischen und völkischen Idealismus in sich trugen und pflegten, mit mitleidigem Achselzucken zur Tagesordnung überging, weil unsere Fürsten, unsere Regierenden und Maßgebenden „saturiert" waren und kein höheres Ideal kannten, als den erbärmlichen status quo. Genau so, wie die Königin Luise nach Preußens Zusammenbruch (1806/07) an ihren Vater schrieb: „Wir waren eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen."

Das muß anders werden! Wir müssen hungern und dürsten nach echtem Idealismus. „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden," so spricht Jesus, „was wollte ich lieber, denn es brennete schon". Ein Feuer, das zu gleicher Zeit alles Falsche von Grund aus vertilgt und alles Wahre belebt!

Es wird auch anders! den Glauben wollen wir uns nicht rauben lassen. Wenn wir nicht aus eigenem Entschluß zu einer gesunden Erneuerung kommen, so wird uns die bittere Not dazu führen und erziehen. Wir halten den Glauben an eine göttliche Weltordnung fest, an eine göttliche Weltordnung, welche die Großmacht des Götzen Mammon und seiner Gemahlin, der Lüge, nicht dauernd triumphieren läßt, sondern zerschmettert. Schon können wir von einem Bankerott der Demokratie und des Sozialismus sprechen. Die Wahrheit muß durchdringen.

Aber Gott hilft uns nur, wenn wir arbeiten; unsere Aufgabe ist es, das Feuer der Begeisterung zu entfachen, zu nähren und zu schüren für wahre, echte Ideale. Die nationalpolitischen Ideale liegen in der Vergangenheit und in der Zukunft. Erst müssen wir den Weg zurückfinden zu Bismarck, zu Friedrich dem Großen, zum Großen Kurfürsten, zu den Machtgrundlagen, zum Preußentum,

und darauf wollen wir ein Alldeutschtum aufbauen. Seien Sie überzeugt: die Begeisterung einer Minderheit siegt allemal, auch wenn wir vielleicht die Ernte unserer Aussaat nicht mehr erleben. Aber mit den nationalpolitischen Zielen muß sich ein starker religiöser Glaube verbinden. Dazu gehört ein gewisser Radikalismus; wenn wir lieben, müssen wir auch hassen können und etwas von dem heiligen Zorn Jesu in uns aufnehmen. Wir dürfen es nicht allen recht machen wollen, wie eine hiesige Zeitung, die, wenn sie vortreffliche Ausführungen gegen die Linksparteien gebracht hat, sich verpflichtet fühlt, auch dem Abgeordneten von Kardorff eins zu versetzen.

Scheidemann mag sich beruhigen: An Gewalt denken wir nicht, sondern vertrauen auf die Macht der Idee. Möge das Pfingstfeuer Sie alle ergreifen, daß Sie ausrufen: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden und zeugen sollten von dem, was wir als wahr erkannt haben und was für unseres Volkes Erneuerung notwendig ist"; daß Sie mit Luther sprechen: „Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's; aber zwingen, mit Gewalt drängen will ich niemand. Die Kraft der Idee wird allein wirken".

Radikalismus! Kein Paktieren! Mutig und hocherhobenen Hauptes sagen wir den Gewaltigen dieser Welt: „Ich kann nicht anders!" um sofort demütig und bescheiden hinzuzufügen: „Gott helfe uns! Gott gebe uns Kraft! Amen!"

Matthias Grünewald [1]).

Von Wilhelm Kotzde, Neuhäuser b. Kirchzarten (Schwarzwald).

Es mögen in Deutschland wenige sein, denen es Kummer bereitet, daß uns mit dem drohenden Verlust des Elsaß auch der Isenheimer Altar in Kolmar verloren gehen soll. Was gilt auch ein Werk der Kunst, da Millionen blühender Menschen zu Grunde gingen, da unsere Jugend von 1914 der Rasen deckt und der Nachwuchs von 1918 und 19 den Rest von Deutschland zu Schanden schlägt! Und doch! Ich will es nicht verhehlen: Weil ich den Gram um die deutsche Seele trage, die allein uns bleiben könnte, nachdem uns alles geraubt und zerschmettert wurde, was unser Volk einst groß und herrlich machte, darum sorge ich besonders um jenes gewaltige Werk des Matthias Grünewald, das mir einst zur höchsten Offenbarung wurde, die ich je erlebte. Wir sind leider seit der Renaissance dahin gekommen, daß die Kunst uns mehr oder minder zur Befriedigung unserer Schaulust dient, also ein Gegenstand des Luxus wird, innerste

[1]) Wer einen gewissen Anhalt gewinnen will, dem empfehle ich die Grünewald-Mappe des Verlages A. E. Seemann; sie enthält farbige unzerstückelte Wiedergaben.

Herzensangelegenheit ist sie wenig Deutschen mehr, womit wir uns die stärkste Quelle innerer Kräfte verschüttet haben und ein glaubensleeres Volk wurden, das so elend zusammenbrechen konnte wie wir 1918. Die Kunde von Landgraf Friedrich von Thüringen klingt uns heute so verwunderlich, daß wir sie nicht mehr verstehen und der Reiseführer sie als ein Kuriosum erzählt: Im Jahre 1322 führten Ortsgeistliche in Eisenach das Spiel von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen auf. Als die Ausgeschlossenen Maria und alle Heiligen vergebens um die Öffnung der Paradiesestür anriefen, ward der Landgraf so erregt und in seinem Gewissen geängstet, daß ihn nach fünf Tagen der Schlagfluß traf und er fortan dumpf dahinsiechte. Hier haben wir ein Beispiel, wie den Menschen der Gotik die Kunst kein Spiel und Schaustück, sondern ein Erlebnis war, in dem die Schauer Gottes sie trafen. Mit dieser Seelenkraft müssen wir uns rüsten, wenn wir vor das Werk des Meister Grünewald treten.

Über dem Leben und dem Namen Matthias Grünewalds liegt eine Tragik, wie sie nur im deutschen Volke, dem gegen seine Helden und Propheten und damit sich selbst treuloseſten unter allen Völkern, möglich ist. Und er gehörte doch zu den Größten unter allen, wir müssen ihn einem Dante, Michelangelo, Shakespeare, Bach und Beethoven gleichsetzen. Schon sein Leben war karg. Er, dem ein Himmel- und Höllenfeuer zugleich die Seele brannte, fand keine linde Frauenhand, die Balsam auf seine Wunden gelegt hätte; es wird uns berichtet, daß er übel verheiratet gewesen, eine der wenigen Tatsachen, die uns von dem Leben unseres größten Malers bekannt sind. Und doch bedarf kein Mann des verstehenden und weckenden Weibes wie der Künstler, der vom Urborn alles Lebens trinken muß. Und dieser Meister, welcher sich als eine der höchsten Offenbarungen des deutschen, also nordischen Menschen empfinden mußte, erlebte es, daß ein fremder, der südliche Geist mit dem Humanismus sich in sein Volk einschlich, daß dieser Geist seine Nebel um die Schaffenden unter den Zeitgenossen legte und sie alle, den Meister Albrecht Dürer nicht ausgenommen, beirrte, ja von sich selbst abfallen ließ. Mit lähmender Feindseligkeit kroch der fremde Geist in alle Poren des deutschen Kunstschaffens und zerstörte es in wenigen Jahrzehnten, sodaß von seiner Herrlichkeit nichts übrig blieb. Einer nur blieb sich und dem Geiste seines Volkes treu, einer führte in unerhörtem Heldentum den unerbittlichen Kampf, der in seinem Werke nachhallt, einer blieb der Gotiker, da sie alle Humanisten wurden, Matthias Grünewald. Er war neben Martin Luther der größte Charakter seiner Zeit. Wie muß das Schwanken und die Untreue um ihn her ihn gequält und erbittert haben, wie hat es ihn zur höchsten Wildheit gesteigert, ihn, der doch so zart und innig war wie niemand vor ihm und um ihn! Das deutsche Volk hat ihm seine Treue damit gedankt, daß es ihn vergaß, so vollkommen vergaß, daß man selbst seine Hauptwerke anderen Künstlern, bald Dürer, bald Cranach und noch anderen zuschrieb. Zu Lebzeiten schon war die

Verkennung arg. Melanchthon, der Schwächliche, der wahre Größe nie verstand, auch bei Luther nicht, sagt in seiner Rhetorik, Dürer habe den großen, Matthias aber den mittleren Stil, während er Cranach allerdings noch geringer einschätzt. Nun zerfiel unter dem Einfluß des Humanismus, nicht der Reformation, unsere so wunderbar hohe Kultur, in welcher die aus dem Glauben geborene Kunst der Mittelpunkt war — es war ihr der Nährboden des Volksgeistes entzogen worden. Die heimatlos gewordene und damit bald wurzellos werdende Kunst mußte sich zu den Fürsten flüchten, die aber das Welsche bevorzugten. Ein minderwertiger Italiener wie Barbari stand an deutschen Fürstenhöfen in hohem Ansehen. Es war ein völliger Zusammenbruch unserer Kultur, welchem der deutscher Machtstellung folgen mußte, ganz wie in unseren Tagen. Die Deutschgebliebenen wie Grünewald wurden in die Ecke geschoben. Wie muß seine Seele wund gewesen sein! Je größer eine Seele, desto größer auch die Pein, die sie leidet.

Die deutschen Humanisten, und das waren alle Gelehrten und Geschichtsschreiber der Zeit, hatten nun soviel anderes zu tun, daß sie uns nicht einmal Aufzeichnungen über die großen Künstler der Gotik hinterließen. Aus Rechnungen und ähnlichem muß man heut die dürftigen Nachrichten über sie zusammensuchen. So kommt es, daß wir weder Geburts- noch Todesjahr Grünewalds, weder seine Heimat, noch den Ort seines Sterbens kennen. Wenn er einmal bei Sandrart „Matthäus von Aschaffenburg" genannt wird, so ist das zunächst nur in Beziehung zu dem zeitweiligen Ort seines Schaffens zu bringen. Franz Bock, dem man ein besonderes Verständnis und eine glückliche Hand für Grünewald zugestehen muß und dem ich manche sachliche Angabe verdanke, vermutet, daß Nürnberg des Meisters Heimat sei, ob mit Recht, wird man vielleicht nie sagen können. Jedenfalls sind der Oberrhein, Mainz und Aschaffenburg die Hauptstätten seines Schaffens, und das ist das Entscheidende. Schließlich verdanken wir das Wenige, das wir über ihn wissen, auch nur einem Zufall. Der Maler und Schriftsteller Joachim von Sandrart, weniger Künstler als humanistischer Gelehrter, dem ein Schwächling wie Guido Reei der „höchste Gipfel der Vollkommenheit" ist, erhielt in seiner Kindheit um 1620 Nachrichten über Grünewald durch den damals schon hochbetagten Frankfurter Maler Philipp Uffenbach, dessen einstiger Lehrer Hans Grimmer bei Grünewald gelernt hatte. Der Alte besaß ein Buch mit Zeichnungen des Meisters, das nachher verschollen ist. Durch Sandrart erfahren wir auch von Bildern im Mainzer Dom, die, von den Schweden fortgeschleppt, in der Ostsee untergegangen sind, und manchen anderen heut nicht mehr vorhandenen. Nach Grünewald kamen ja der Bauernkrieg und der Dreißigjährige Krieg mit ihren grauenhaften Verwüstungen. Wir wollen hoffen, daß uns nicht eine gleiche Zeit bevorsteht.

Hin und wieder gab es später Fürsten, die den Wunsch hatten, den Isenheimer Altar zu erwerben, so der Hohenzoller Friedrich Wilhelm, der Große

Kurfürst, der das für seine Zeit überraschend große Wort sprach: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ Als er zum Schutz des Elsaß gegen Frankreich zu Felde lag, lernte er das Werk Grünewalds kennen und schätzen. Wie sehr aber die Schätzung Grünewalds durch des Großen Kurfürsten Zeitgenossen Sandrart ein Zufall war, mag man daran erkennen, daß dieser deutsche Meister ersten Ranges wie Tilman Riemenschneider und Michael Pacher nicht einmal nennt. Eins der größten Werke Grünewalds, der Altar von Tauberbischofsheim, dessen Tafeln jetzt in Karlsruhe sind, ward von der betreffenden Kirche noch vor wenigen Jahrzehnten einem Handwerker an Zahlungsstatt gegeben. Von diesem kaufte es 1877 (!) ein Kasseler Sammler, der es dem Berliner Museum anbot. Dieses schlug die Gelegenheit aus, obwohl es keinen Grünewald besaß. So konnte das Andenken unseres größten Malers vor die Hunde gehen! Wie aber könnte man je wieder eine deutsche Kultur ohne unsere großen Meister aufbauen, aus deren Seele allein sie doch geboren wurde!

Der Abt Jean d'Orliac (ein Fremder!) des Klosters Isenheim im Elsaß (man findet den kunstgeschichtlich so bedeutsamen Namen weder im Meyerschen Reiseführer noch im Lexikon) gab dem am Oberrhein tätigen Grünewald den Auftrag zu dem großen Altar, welcher den Chor der Kirche schmücken sollte. Es war einer der herrlichsten Raumgedanken der Gotik, wie man diesen Chor baute, nach außen nur mit den Mitteln des Baumeisters, oft aufs reichste mit Strebepfeilern und -bögen, mit Wimpergen und Fialen, innen den Raum gestaltend durch Hochaltar, Chorgestühl und Dreisitz, welch letzterer sich an die Rückwand des Lettners oder eines hohen, den Chor abschließenden Gitters lehnte. Im Ulmer Münster hatten wir einst, ehe der Altar von roher Hand zerstört ward, eine vollendete Lösung des Raumgedankens, von der Meisterhand Jörg Syrlins des Älteren. Im Freiburger Münster, dessen Hochaltar von Hans Baldung Grien stammt, können wir die Raumgestaltung noch heut beinahe erkennen. Vom Isenheimer Altar sind nur noch Reste vorhanden, diese allerdings herrlich und gewaltig. Wir sind gewöhnt, die Werke der Gotik an den Wänden der Museen zu sehen, wohin allenfalls noch Staffeleibilder passen möchten. Die alten Meister haben ihre Werke aber immer wunderbar in den Raum gefügt; an ihrer ursprünglichen Stelle, als wohl abgemessenes Glied eines Ganzen, in der ihnen zustehenden Beleuchtung sollte man sie sehen können, um ihren ganzen Zauber empfinden zu können. Im „Huldigungszimmer“ des Rathauses zu Goslar ist uns eine solche Gelegenheit geboten, dort wird sich niemand dem tiefen Eindruck entziehen können, obwohl die Malereien nicht einmal ersten Ranges sind.

Der Isenheimer Altar war nun ein Wandelaltar, wie man sie damals gewöhnlich hatte. An festlichen Tagen wurden die Flügel geöffnet, und dann enthüllten sich Wunder, vor denen der fromme Schauer wohl in Verzückung geraten mochte. Wer nun aber vor den geschlossenen Altar Grünewalds trat, den

empfing eine Bußpredigt, wie sie gleich gewaltig und erschütternd nie vorher und nachher gehalten sein dürfte. Ganz ruhig noch klingt es in den beiden festen Flügeln auf, und wir mögen bewundernd vor der Kunst, dem Können des Meisters stehen. Da erhebt sich Antonius auf dem spätgotischen Sockel, ein Greis, der viel geduldet, aber überwunden hat. Ihn ficht es nicht mehr an, daß ein vor Niedertracht fauchendes Teufelchen die Butzenscheiben einschlägt und ihn aus giftigem Gemüt bedroht. Uns aber erscheint es staunenswert, wie die runden Scheiben fallen, mit welch sicherem Blick das gesehen und gemalt ist. Hier schon will uns scheinen, was wir auf anderen Tafeln dann bestätigt finden, daß Grünewalds Auge, seine Kraft zu sehen alles überragt, was wir sonst irgendwo finden. Und dann erkennen wir in diesem schmalen Bild den Maler, dem die ganze Welt aus dem Lichte entsteht, wie später seinem künstlerischen Nachfahren Rembrandt. Sie beide reine und große Offenbarungen des nordischen Menschen, die im tiefsten Gegensatz zum Menschen des Südens stehen. Aus Licht und Schatten werden hier Raum und Mensch, aus dem Lichte wird die Farbe; hier prangt das tiefste, satteste Rot, im Widerspiel von Licht und Schatten geschaffen, dort aber wird es vom blendenden Licht verzehrt und wird fast zum Weiß. Wir ahnen hier, wie das Licht der Quell aller Erscheinungen ist.

Seelisch erregter schon ist das andere Flügelbild, der heilige Sebastian. Das brennende Rot seines Gewandes schreit uns das ganze Weh dieses Mannes ins Herz, der da vor der Säule steht und von Pfeilen durchbohrt wird. Wie sich dieses zackige Laub von der Säule löst, erkennen wir die Bewegtheit des Malers, der diesen Sebastian schuf. In dem Antlitz will man das Grünewalds sehen; ich glaube wohl, mit Recht. Nicht nur die Züge, auch das Alter mögen stimmen, selbst die Wendung des Kopfes. Wie der Heilige wehrlos den Pfeilen seiner Peiniger ausgesetzt war, so litt die unendlich zart besaitete Seele dieses Künstlers täglich unter dem Weh, das ihm die stachlige Welt zufügte, und er sehnte sich nach jener Krone des Friedens, endloser Seligkeit, welche die schwebenden Engel dort vom leuchtenden Himmel niedertragen. Dann möchte er wohl wunschlos durch die grünen Gefilde gehen, welche unter jenem Himmel liegen.

Wir haben Auge und Ohr vor allem sonst geschlossen und nur dem Aufklang gelauscht, den wir aus diesen Flügeln vernahmen. Wer das erste Mal vor den Altar tritt, wird dazu nicht im Stande sein. Ihn werden das große Mittel- und das Staffelbild, die eine Einheit bilden, überwältigen und zerschmettern. Etwas Ungeheures stürmt auf ihn, gegen das keine Wappnung der Seele hilft. Wie mögen die Mönche von Isenheim diese „Kreuzigung" ertragen haben! Ob sie davortraten, wenn das Licht der Kerzen mit den Schatten der Nacht kämpfte, wenn der Schein des Sonnenlichtes wider diese Farben und Gestalten drang, es muß ihnen die Seele aufgewühlt und ganz zerrissen haben. Wer könnte anders denn auf die Kniee fallen und in Ängsten rufen: „Gott, sei

mir Sünder gnädig!" Es wird nicht leicht, vor diesem Bilde seine Gedanken zu ordnen und Bericht von dem zu geben, was da ist. Eine unendlich düstere Landschaft, aus der auch das letzte Licht noch verschwinden will, denn sein Quell, Christus, der Gottsohn, ist eben verschieden und verläßt diese bange, geängstete Welt. Und da leuchtet nun ein furchtbares Holz grell in dieses dunkle Land hinein. Daran hängt der zermarterte Leib des Gottsohnes, der alle unsere Last auf sich genommen hat. Es genügen nun keinerlei Worte um zu sagen, wie dieser Leib unter den entsetzensvollen Qualen entgöttlicht, entmenschlicht wurde. Wie man überhaupt das Gefühl der Ohnmacht hat, wenn man anderen sagen soll, was man gesehen, empfunden hat, als man vor diesem Werke stand. Dieser riesige, in den Stunden wahnsinnigen Schmerzes unförmig gewordene, blutüberströmte, von der Farbe des Verfalls überzogene Körper mit den furchtbar in diese Nacht hinauf gespreizten Fingern, er ist ein einziger Schrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" Und doch ist in dieser Nacht des Grauens noch ein Licht um den Verschiedenen und die um ihn im Seelenkrampf sich Windenden. Da steht auch, nicht so gewaltig wie der Gekreuzigte, aber immer noch übermenschlich groß der Täufer Johannes. Wie sein riesenhafter Finger in die Finsternis starrt, zu jenem am Marterholz: „Siehe, das ist Gottes Lamm!", das schneidet schmerzhaft in die Seele. Es mag dieses, wie manches andere, auf den Wiedergaben in den verschiedenen Mappen unnatürlich, unbeholfen erscheinen, wenn man vor dem Werke selber steht, dann weiß man, daß es vollkommener Ausdruck wahrsten Erlebens ist. Und da ist nun mit der ganzen milden Innigkeit, die nur dem großen Künstler eigen ist, das Lamm gemalt, in seiner zarten Weiße, das sein junges Blut in den goldenen Kelch vergießt. Man vergleiche dieses Blut mit dem geronnenen, dem schmerzgequälten Körper des Heilandes entflossenen Blut, es ist alles in dieser Schöpfung letzter Ausdruck eines zutiefst Empfundenen. Und da liegt nun in wildestem, nicht begreifendem Jammer auf den Knien Magdalena, ganz dicht am Stamm des Kreuzes. Wie hier die Farbe in Haar und Gewand Ausdrucksmittel seelischer Bewegung ist, das ist wohl selten wieder in der Malerei erreicht. Es ist nichts Herkommen, nichts Überlieferung bei Grünewald, es ist alles in großer Seele selbst erlebt. Dann diese gespreizten Finger der gefalteten Hände. Was in der Gestalt des Sebastian schon zu erkennen war, gewinnt hier wieder Form, die Hände als Ausdruck der Seele. Es war dem Meister nichts verschlossen oder verborgen, alle Tore ins Seelenland hatte er in heißestem Mühen aufgerissen. Mutterschmerz! Maria im weißen Trauergewand sinkt in den Arm des Jüngers, den Jesus lieb hatte. Ihr ist das Blut zum Herzen zurückgetreten, der Tod hat sich darauf gesetzt, sie sieht, sie hört und fühlt ihn nicht mehr. Nur ihre Augen brennen noch mit heißen Höllenqualen durch die geschlossenen Lider. Und Johannes im roten Mantel, der in furchtbarer, vollendeter Harmonie zum Weiß ihres

Trauerkleides steht, muß zu allem, was seine Seele zerriß, auch noch ihre Ohnmacht tragen. Wer in sein Angesicht und auf sein strähniges Haar schaut, fragt, ob dieser Körper nicht zerbrechen wird. Dieses Kreuzigungsbild ist ein Schrei von Golgatha, der durch die Welt hingellt, daß alles erstarrt. Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte, die unserer bis vor kurzem leichtfertigen Welt unbegreiflich waren, erhellen sich uns davor. Wir stehen erschüttert und finden nicht weiter. Bis der Blick dann endlich abwärts gleitet und zu neuen Qualen und Schauern zugleich ob solcher Offenbarung aus Tiefen auf dem Staffelbild, der Predella, haften bleibt. Entsetzlich starr und lang steht hier in unbarmherziger Wagerechte der rote Sarkophag, der den Leichnam des Gemarterten verschlingen soll. Gespenstisch steigen einige Bäume auf, im fahlen Morgenlicht liegt dahinter das Land wie nach einer Sintflut. Dieser Leib Christi ist von allen Qualen zerschlagen, der Schmerz ist aus; aber auch das Leben auf immer dahin. Der Jünger und Maria können nicht mehr weiter im Seelenweh, nur Magdalena bricht in neuer Verzweiflung aus. Voll Qualen steht der Andächtige vor solchem Altar und doch von Schauern der Seligkeit überrieselt. Tut sich nicht Gott selber in solchem Werke kund, stehen wir nicht hier vor seinem Hochsitz?

An den Marienfesten nun ward der Altar aufgetan. Alle Schreckniſſe verschwanden, und eine Fülle der Lieblichkeit, rauschender Freude erschien den Andächtigen, daß es wiederum nicht auszusagen ist: Das Engelskonzert vor der seligen Mutter Maria. Auf den Flügeln aber zur Linken und zur Rechten der Wunder höchste: die Verkündigung und die Auferstehung. In der Verkündigung sehen wir eine gotische Kapelle, erfüllt von flimmerndem Lichte. In diesem Lichte schwirrt die Taube, selbst wieder ein Quell des Lichtes. Wie das ineinander geht! Und wie im Lichte sich der Raum vertieft! Wie das alles im Rausch von Farben liegt! Wie auch anders hätte der Künstler diese lichtdämmernde Stunde, in der das höchste Wunder geschah, ahnen lassen sollen! Ein heißer Atem trieb die Gestalt des Engels in den heiligen Raum, Wonnen rauschen in seinen Flügeln auf — mit bebender Hand, mit unbeirrter Sicherheit hat der Maler den Pinsel geführt. Maria, die Jungfrau im goldenen Haar, schließt die Augen. Wie groß ist die Stunde, da ahnende Träume eine Erfüllung finden sollen, kühner und höher denn jeder Traum! Über dem Bogen das Rankenwerk läßt uns, wie beim jüngern Syrlin und Tilman Riemenschneider eine Entwicklung voll größter Verheißung ahnen, die danach so jäh abgeschnitten und heut kaum erst wieder aufgenommen ward. Franz Bock sieht in Grünewald den Vater des Barocks; ich glaube, daß ohne die erstickende Renaissance die Entwicklung freier, wahrer und tiefer gegangen wäre.

Und nun das Mittelbild! Ich weiß einen andern Künstler, der mitten in höchstes Grausen und den Sturm der Elemente tiefste Innigkeit und Lieblichkeit zu setzen wußte: Beethoven. Nur den Großen, den Ewigen ist das gegeben. „Maria

mit dem Kinde"; dieses Thema ist von jedem Maler der Gotik mehr als einmal gemalt worden — wohl nie aber hat einer dieses Maß von Seligkeit zu geben vermocht. Droben in glühenden Lichtwolken, selbst die Quelle des Lichtes der Welt, thront Gottvater. Das Licht flutet von ihm aus, und in den Strahlen schweben, flirren die Engel, selbst Geschöpfe dieses Lichtes, auf und nieder. Wie das alles gemalt ist, wie die Landschaft dahintersteht, es ist ein Wunder anzuschauen — hier schon beginnt das größte Erlebnis aufzubrechen, das dem Menschen beschieden sein kann, das Erleben Gottes. Maria sitzt dicht vor einer Kapelle, welche in die gott- und lichterfüllte Landschaft hinaus offen ist. In reichsten Formen ist sie gehalten, überall treibt, knospet und blüht der Wein. Glück und Freude über das göttliche Kind sind so groß, daß es nichts Totes mehr geben kann. Die Steinfiguren der Propheten selbst gewinnen Leben. Noch ist die Form der Gotik gewahrt; aber wir ahnen das Werden neuer Formen, in denen doch das Leben der Gotik bleiben soll. In und neben der Kapelle nun der Chor der Engel. Wer das unendlich liebliche alte Lied „Vom Himmel hoch, o Englein kommt" mit seinem „Eia, susanni" einmal gehört hat, wird daran denken.

„Kommt, singt und klingt, kommt, pfeifet und trombt!
Kommt ohne Instrumenten nit,
Bringt Lauten, Harfen, Geigen mit!
Hier muß die Musik himmlisch sein,
Weil dies ein himmlisch Kindelein.
Die Stimmen müssen lieblich gehn
Und Tag und Nacht nicht stille stehn.
Singt Fried' den Menschen weit und breit,
Gott Preis und Ehr in Ewigkeit!
Halleluja! Von Jesus singt und Maria!"

Man scheut sich, vor diesem Werk von Technik zu sprechen, weil man es damit entweihen möchte, und muß es doch. Dem Karminrot in Mariens Gewand, das im Licht alle Übergänge bis zum Weiß aufzeigt, steht das Weiß im Gewand des Engels mit dem Cello gegenüber. „Diese Gestalt ist rein malerisch vielleicht das Genialste, was Grünewald gemacht hat . . . denn es ist mit allen Zeitgenossen, auch den Italienern, weit vorauseilender Intuition ein malerisches Problem gelöst, das erst in der modernen französischen Malerei der Impressionisten allgemeine und grundlegende Bedeutung erlangt hat. Das hellschimmernde Weiß des Gewandes ist im hellen Licht in alle Farben des Regenbogens aufgelöst, die auf die Flügel, das hellblonde Haar, das Gesicht reflektieren . . . Ja, Grünewald ist so kühn, dieselbe Farbenzerlegung mit anderem Valeur unmittelbar daneben in dem Engel mit der Bratsche zu wiederholen. Beide werfen farbige Reflexe auf den dritten Geiger, ein grüngoldig und violett leuchtendes Fabelwesen." Die Farbenglut setzt sich von Engel- zu Engelskopf in immer neuen überraschenden Spiegelungen fort bis zu einem blauen Lichtkreis aus tiefem Dunkel, auch dieser

noch mit Engeln gefüllt, er ist nach all dem Weiß, Gelb und Rot eine optische Notwendigkeit. Doch wer hat diese Lichtbrechungen bis auf Grünewald je gesehen? Und aus der Kapelle in gelb und rotem Strahlenkranz sich neigend, zwischen Himmel und Erde, zwischen Engel und Mensch, die anima fidelis der Mystiker, die christliche Seele. Die Kinder mögen es nicht, wenn ein Märchen endet; vor diesem Bilde werden wir zu Kindern, die des Schauens nicht satt werden.

Zu den Schauern und dem Jubel der Menschwerdung die „Auferstehung". Wer das so malen konnte, muß tief in Gottes Brunnen geschaut und den Höchsten selbst vernommen haben. Noch heut nach zwölf Jahren überwältigt mich die Erinnerung des ersten Sehens. Vor diesem Bilde muß man gläubig werden. Aus menschlichem Dichten und Trachten ließ sich dieser auferstehende Christus nicht malen. Ich wünschte nun, es sähe niemand eine Wiedergabe, die doch alles mangeln lassen muß, ein jeder aber das Werk Grünewalds selbst. Es ist nicht zu sagen, wie dieser Christus auffährt, ganz Licht geworden, das sich zu seinem Quell, zum Vater zurückwendet. Wer diese vier Kriegsknechte fallen sieht, wird an die Macht und göttliche Majestät der flammenden Erscheinung glauben. Dieser entsetzliche Sarkophag des Staffelbildes hat seine Schrecken verloren. Das Leichentuch aber glüht in allen Farben auf und wird zum königlichen Mantel. Es ist alles aus dem Licht geboren, was da ist; und dieses Licht ist Christus. Die Auferstehungstafel erscheint mir als das Höchste, was Grünewald gemalt hat. Es ist wahrhaft etwas Jenseitiges in ihr.

Wurde der Altar nun ganz geöffnet, so sah man in der Mitte Schnitzwerk. Die deutschen Künstler der Gotik kennen nicht die kostbaren Stoffe der Griechen, nicht Gold und Elfenbein, sie begnügen sich mit Eichen- und Lindenholz, das aber gerade ihren Absichten, die auf den Ausdruck reicher Seelenbewegung zielen, wunderbar entgegenkommt. Bemalung in leuchtenden Farben gab den Glanz dazu. Es ist darum gestritten worden, ob Grünewald auch der Schöpfer des Schnitzwerks ist. Ich glaube es. Im Rankenwerk, das leider unvollständig ist, scheint er mir nicht so bedeutend wie die beiden Syrlin und Riemenschneider. Die Figuren aber gehören zum Besten, was die deutsche Holzbildhauerei geschaffen hat. Wie das ganze Innenwerk des Altars der Verherrlichung des heiligen Antonius, des Klosters Schutzpatron, gewidmet war, so sehen wir in der Mitte in köstlich schönem Sessel den Heiligen, ein prachtvoll deutscher Typus. Zu beiden Seiten sieht man den heiligen Augustinus und den heiligen Hieronymus, beide von ihrem Innern verzehrte Menschen, Apostel einer neuen Lehre, welche diese satte, faule Welt umwandeln will. Zu Füßen des Augustinus kniet Jean d'Orliac, der den Auftrag zu diesem Altar gab. Wann finden sich Deutsche, die sich einen solchen Namen machen! Wer ist so groß, daß er einen Grünewald als Mensch und Künstler erträgt! Oder ertrug d'Orliac ihn nicht, daß der Künstler die Arbeit unterbrach und erst unter Guersi vollendete?

In der geöffneten Staffel sieht man, ebenfalls als Schnitzwerk, Christus und die Apostel. Beredt wie auf Grünewalds Bildern die Sprache der Hände. Von ihnen zu den oberen Figuren aber eine Entwicklung, die sich erklärt, wenn sie, wie Bock angibt, um zwanzig Jahre früher entstanden als jene.

Auf den beiden Flügeln wieder Gemälde: „Antonius besucht den Einsiedler Paulus" und die „Versuchung des Antonius". Auf beiden zieht uns zuerst die Landschaft an mit ihren Bergen und Wolken. Daß der Lichtmaler Grünewald auch ein Maler der Wolken war, die das Licht tragen, spiegeln und verzehren, darf uns nicht überraschen. Man schaue die einzelnen Tafeln darauf an, wie der Meister auch die Wolken zum Träger des Seelischen gemacht hat. Wie in die klare Größe der Landschaft das Gespenstische, Schauerliche starrt, mag man in der „Versuchung" ersehen. Die Unholde auf diesem Bild sind so fürchterlich und entsetzlich, dabei mit einer so unglaublichen Kraft der Phantasie erfunden, daß Grünewald auch auf diesem eigensten Gebiet des nordischen Menschen als unerreichter Meister dasteht. Auch hier ein Farbenrausch, ein dämonischer Zauber des Lichtes. Diese Tafel wirkt ganz als Umkehrung der Madonna und des Engelskonzertes. Der Schöpfer verfügt wahrhaft über alle Töne menschlichen Empfindens und läßt sie in einer Reinheit und Unmittelbarkeit erklingen, daß wir ihn als einen Gipfelpunkt empfinden müssen. Er wagt es auch, in der anderen Antoniustafel nordische und südliche Landschaft zusammenzustellen, und erreicht es, sie zu einer Einheit zu verbinden. Wie hinter den Felsen des Vordergrundes auf dieser Tafel die weißen Berge aufsteigen, das ist so feierlich, als erhöbe sich dort die Gralsburg oder Walhall.

Der ganze Umfang künstlerischen Vermögens erscheint im Isenheimer Altar erschlossen, und doch, wenn wir auf das weitere Schaffen Grünewalds blicken, so finden wir immer neue Erweiterungen. Manches Bild ist verloren gegangen. Die „Verklärung Jesu", als ihm Moses und Elias in den Wolken erschienen, ein Werk, das einst in Frankfurt hing, mag dem Andächtigen selige Wunder enthüllt haben. Ein anderes aus dem Mainzer Dom, das einen blinden Einsiedler zeigte, der von zwei Leitbuben über den zugefrorenen Rhein geführt und auf dem Eis von Mördern erschlagen wird, hat, wie der Einsiedler auf dem schreienden Knaben lag, wohl — Sandrart deutet es an — das höchste Entsetzen, ein schauerliches Verhalten der Natur zum Ausdruck gebracht. Aber manches ist uns doch erhalten und neuerdings als das Eigentum Grünewalds erkannt worden. So überaus lebendige und ausdrucksvolle Holzbüsten im Straßburger Marxstift; zwei Tafeln mit den Heiligen Lorenz und Cyriakus im Städtischen Museum zu Frankfurt a. M.; das „Jüngste Gericht" im Germanischen Museum zu Nürnberg; ebenfalls ein jüngstes Gericht im Museum zu Aachen; eine leider zerschnittene und verstümmelte „Beweinung Christi durch die Mutter" in der Stiftskirche zu Aschaffenburg; eine Tafel aus dem Altarwerk der Maria-Schnee-

kapelle in Aschaffenburg, jetzt im Colombischlößchen in Freiburg i. Br.; die „Unterredung der Heiligen Mauritius und Erasmus“ aus der Stiftskirche in Halle a. d. S., jetzt in der Pinakothek in München; in der Karlsruher Kunsthalle die „Kreuztragung“ und „Kreuzigung“ aus Tauberbischofsheim; in Stuppach im Württembergischen eine Madonna im Blumengefild, die nach der Wiedergabe zu urteilen, überaus lieblich sein muß. Dazu eine Anzahl Handzeichnungen, besonders im Berliner Kupferstichkabinett, aber auch in der Wiener Albertina.

Man kann Dürer und Grünewald, den Zeichner und den Maler, diese beiden Pole und Gipfelpunkte, schwer aneinander messen und miteinander vergleichen. Freuen wir uns, daß wir sie beide haben! Aber setzen wir Matthias Grünewald endlich in seine Rechte im Volksbewußtsein ein, die ihm seit 400 Jahren vorenthalten werden! Er zeigt uns den Weg, den die deutsche Kunst kraft ihrer nordischen Art beschreiten wird, wenn sie frei von allen fremden Fesseln ist, wenn sie sich auf trotzige Männlichkeit besinnt, Zeitströmungen verachtet, weder welsch noch sonstwas, sondern allein deutsch ist.

Erheben wir aber auch Verwahrung, daß der Isenheimer Altar, eins unserer höchsten Volksheiligtümer, den Franzosen ausgeliefert wird! Wir würden damit ein Stück unseres Selbst, soweit es göttlich ist, verlieren. Luthers Bibel, Goethes „Faust“ und Beethovens Neunte wollten wir auch nicht hingeben. Solche Schöpfungen machen es uns erst wert, Deutsche zu sein.

Was sollen wir tun?

„Freie Bahn dem Tüchtigen!“ so hört man jetzt oft sagen; doch ist das wirklich die neue Parole? Ist das wirklich das Zeichen, unter dem wir siegen werden, — war das früher nicht auch schon so?

Mit Tüchtigkeit und Fleiß bauten auch jene, die am Babylonischen Turm schafften; aber sie sprachen verschiedene Sprachen, sie konnten einander nicht mehr verstehen, das Werk kam ins Stocken, — der Turm stürzte ein. —

Auch wir sprachen verschiedene Sprachen vor dem Kriege. Der einzige Weg, der zu einer Verständigung, zu einer Abwendung des Zusammensturzes hätte führen können: Der Weg über die Jugend, die allein imstande ist, fremde Sprachen zu erlernen, wurde zu spät beschritten, wenn man überhaupt sagen kann, daß er beschritten worden ist, — und dennoch bin ich auch heute noch, da wir mehr denn je verschiedene Sprachen zu sprechen scheinen, nach wie vor der Überzeugung, daß nur das Verständnis für fremde Eigenart, nur der ernste und heilige Wille, fremde Sorgen zu verstehen und zu teilen, uns zu neuem Glück und neuem Segen führen kann.

Das Tröstliche dieser Überzeugung ist, daß der Einzelne nicht ratlos und tatlos beiseite zu stehen braucht, wartend der in Nebel gehüllten Tat, die getan werden soll, um das Vaterland zu retten, sondern daß einem jeden ein bescheidener Teil an dem großen Werke zugewiesen ist: Auf Millionen einzelner schlanker Grundpfeiler muß das Bauwerk des neuen Deutschen Reiches sich erheben.

Mit Spannung und Sehnsucht sind unsere Augen auf die Arbeiten der Nationalversammlung gerichtet. Was sie im besten Falle leisten kann, ist aber doch nur ein Dachbau, der Bau eines

Daches, das in der Luft schwebt, nachdem die Stürme der letzten Monate alles niedergerissen haben, was stützenden Mauern vergleichbar: Ehrfurcht, Gehorsam und Disziplin.

Ehrfurcht vor Recht und Gesetz, — Gehorsam, der gebührt dem Sohn, der Jugend, dem der Führung Bedürftigen gegenüber dem Vater, dem Alter, dem zur Führung Tüchtigen, — Disziplin im höchsten Sinne des kategorischen Imperativs, im Sinne der freiwilligen und stolzen Einfügung in das große Arbeits-System der Welt.

Wenn ich sage: die Stürme der letzten Monate haben die stützenden Mauern niedergerissen, so möchte ich, um gerecht zu sein, hinzufügen: die Vorkriegszeit hat nicht das geeignete Mittel gefunden, diese Mauern sturmfest zu machen.

Der Krieg wäre von uns gewonnen worden, wenn er mit der zur Friedenszeit ausgebildeten Armee hätte ausgefochten werden können, — er war verloren, als man auf solche Kräfte zurückgreifen mußte, die der Bildungsmittel nicht mehr teilhaftig geworden waren, über welche die Friedensarmee verfügte.

Es werden die Zeiten kommen, da die gesamte deutsche Welt erkennen wird, daß die Stärke des jetzt in weiten Kreisen zum Opfer ausersehenen und verhetzten deutschen Friedensoffiziers nicht in dem Gehorsam bestand, den er forderte, sondern in dem Gehorsam, den er leistete, in der Disziplin, die ihn beseelte, in der selbstverständlichen Selbstzucht, die ihn in den Tod geführt hat.

Ob so bald Zeiten kommen werden, die uns zu der Erkenntnis führen, daß wir eine allgemeine Wehrpflicht brauchen, wird vielleicht weniger von unserer Erkenntnis, daß wir eine solche Wehrpflicht schon als Bildungsmittel für unsere Jugend nicht entbehren können, abhängen, wie von der Haltung unserer Feinde.

Eins aber sollten wir klar erkennen: daß eine Lücke auszufüllen ist, eine Lücke, die schon in der Vorkriegszeit vorhanden war: die Lücke in Gestalt mangelnder Jugendfürsorge. Ob und inwieweit die Schule im Sinne echter Jugendfürsorge ihre Pflicht getan hat, soll hier dahingestellt bleiben; zweifellos versäumt haben Staat und Gesellschaft ihre Pflicht, indem sie die Jugend zwischen dem 14. Jahr und dem militärdienstpflichtigen Alter (mit Ausnahme des Fortbildungsschulunterrichts, der im Sinne einer Jugendfürsorge, wie ich sie verstehe, nicht in Betracht kommt) sich selbst überließ.

Während des Krieges ist viel von „Aufklärung" die Rede gewesen, viel vergebliche Versuche sind in dieser Richtung gemacht worden. Und warum vergeblich? Weil man fremde Sprachen sprach, und weil man in fremder Sprache nicht aufklären kann.

Die Zeit, da man fremde Sprachen erlernen kann, ist die Jugend. Vielleicht bringt der erhoffte Zukunftsstaat die Zeit, da wir alle die gleiche Sprache sprechen. Solange das nicht der Fall ist, muß der „Aufklärende" immer ein „Lernender" bleiben, das Aufklären immer nur ein „sich Verständigen", aufgebaut auf gemeinsames „Erleben".

Monatelang habe ich vor dem Kriege mit „meinen Jungens" in gemeinsamer Arbeit mit Hacke, Spaten und Kippwagen den Grund zu unserem Jugendheim gegraben, an die tausend Kubikmeter Erdbewegungen gemacht, Wege gebaut, Bäume gepflanzt und Spielplätze hergerichtet. Ich habe sie nicht „aufgeklärt", sondern habe mit ihnen etwas „erlebt", habe von ihnen gelernt, und sie haben an mir gehangen, weil sie fühlten, daß es mir Herzenssache war. Wir haben zusammen gespielt und gelesen und diskutiert. Nicht der Ältere hatte Recht, weil er der „Ältere" war, nicht auf Axiome und anerkannte Autoritätsgrundsätze wurde aufgebaut, sondern aus dem Ideenkreis und dem Lebensboden des einzelnen Jungen tasteten sich suchend junge Triebe nach der Sonne besserer und reinerer Welterkenntnis, junge Triebe, denen es nur hier und da eine Stütze zu geben galt.

All' „meine Jungens" sind brave Soldaten geworden, gar mancher liegt unter fremder Erde, andere drücken mir jetzt traurig und verständnisvoll die Hand. Sie wissen zwar nicht recht, was sie aus der neuen Zeit machen sollen, aber sie haben alle die Überzeugung: So kann es nicht bleiben. Diese Hände gilt es zu fassen und zu halten. Überall strecken sie sich hilfesuchend aus, überall tasten junge Triebe nach einer Stütze, und da sollten wir nicht wissen, was wir zu tun haben? v. H.

Nachdenkliches zur Bevölkerungspolitik. Was hülfe es? . . .

Es gibt gewisse Themen, die werden, sobald sie „aktuell" sind, von allen, die sich nur einigermaßen dazu berufen fühlen, solange behandelt, bis ein anderes an der Reihe ist. Das ist für jene sozusagen eine Art „Sport". Es scheint mir, als rechneten diese Leute auch das Thema von Geburtenrückgang und Bevölkerungspolitik dazu. Jedenfalls habe ich da verschiedentlich von solchen gelesen oder gehört, deren Beruf ich in diesem Falle ganz entschieden anzweifeln müßte, denn sie haben praktisch nichts für die Bevölkerungspolitik getan, sie haben nämlich — keine Kinder.

Denn die wirksamste Bekämpfung des Geburtenrückgangs geschieht nicht durch Reden. Darum müßte man eigentlich erst jeden, der zu dieser Frage in bejahendem Sinne das Wort ergreift, fragen: Hast du deine Liebe und deinen Willen zum Kind bereits dadurch bezeugt, daß du auch selbst Kinder hast. Und wieviel?

Hier heißt es eben: Liebe haben und — Opfer bringen. Ohne dies geht es nicht. So fang bei dir selbst an.

Ich weiß schon, was mir entgegnet wird. Ich kann und darf keine Kinder haben, denn ich kann sie nicht standesgemäß erziehen. Es ist auch keine Zeit, jetzt Kinder zu ernähren. Aber ich will durch Unterstützen dieser Bestrebungen das Kinder-haben erleichtern, bez. ermöglichen.

Ja, es ist nicht leicht, Kinder zu ernähren und zu erziehen. Aber das ist kein Grund, jetzt keine Kinder zu haben und damit warten zu wollen, bis die Verhältnisse sich gebessert haben.

Natürlich ist es recht, alle die Bewegungen zu fördern und zu unterstützen, die dazu angetan sind, die Geburtenzahl mittelbar zu heben. Aber: Erziehungsbeihilfen und soziales Besoldungssystem, Steuererleichterung, Siedelungsbestrebungen u. ä. m., das sind nur Mittel zum Zweck, wenn auch gewiß bedeutende. Das, was immer die Hauptsache bleibt, heißt: Freude am Kind haben und den Willen zum Kinde. Heißt auch, Bereit sein, Opfer zu bringen! Heißt darum: Schmerzen tragen und Entbehrungen auf sich nehmen. Schmerzen tragen für die Mutter! Denn heute scheuen, ja fürchten sich nicht wenige Frauen, wenn sie es vielleicht auch einmal durchmachen, vor den unausbleiblichen Schmerzen der Mutterschaft. Entbehrungen im wesentlichen für den Ernährer! Denn er wird manche Bequemlichkeit und manchen sogenannten Genuß aufgeben müssen, um besser für die Kinder sorgen zu können. Wer aber den Willen hat, sagt: Dennoch!

Es liegt eben nicht alle Hilfe bei Staat und Gesamtheit, sondern bei dem sittlichen und völkischen Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen. Darum: erst dann, wenn wir bei uns selbst anfangen, den Willen zum Kind und die Freude am Kind zu stärken, und bereit sind, Schmerzen und Not zu überwinden, ist uns geholfen. Und darnach sollte man diejenigen fragen, die so klug über „Bevölkerungspolitik" reden. Habt ihr euch selbst überwunden? Habt ihr — Kinder?

Wer die nicht hätte, sollte darüber nicht reden oder schreiben. Mit schönen Reden und Aufsätzen ist da nichts getan, wenn hinter der Forderung nicht die völkisch-sittliche Persönlichkeit steht, die bereits dem Volke gegeben hat, was des Volkes ist.

Darum erwirb die Berechtigung, in Fragen der Bevölkerungspolitik als Lehrender und Fordernder aufzutreten, erst durch die Tat! Sonst verdeckst du deine Blöße nur mit Worten.

Was hülfe das? . . W. Kluge.

*

Innenkolonisation.

Von hochgeschätzter Seite erhielten wir folgende Entgegnung:

Im 2. Heft des „Volkswart" findet sich ein Aufsatz „Der Ernst der Zeit und ihr Gebot" von Oberbürgermeister Maß-Görlitz. Dieser enthält auf Seite 35 bis 37 auch einige Ausführungen über Ansiedlung und Verteilung des Grundbesitzes, denen man im allgemeinen zwar zustimmen kann, die aber doch zu sehr schematisieren und zu dem Schluß führen, daß der Verfasser mit den praktischen Verhältnissen der Landwirtschaft nicht völlig vertraut ist. Auch zeigen die Berechnungen auf Seite 36 einige Unstimmigkeiten, auf die hingewiesen werden muß. Von den zweiten 1000 Morgen sollen 50 v.H. abgegeben werden und darüber hinaus für jede weiteren 100 Morgen 5 v.H. mehr. Der

Verfasser erläutert das an einem Beispiel von 2200 Morgen, sodaß also von den die ersten 1000 Morgen übersteigenden 1200 Morgen 60 vH. also 720 Morgen abzugeben wären. Dieser Besitzer behielte also von seinen 2200 Morgen nur 1480 Morgen. Dahingegen behält der Besitzer eines Gutes von nur 2000 Morgen, da er von den zweiten 1000 Morgen nur 50 vH. abzugeben brauchte, 1500 Morgen, also 20 mehr als der andere. Somit würde ein Besitzer von 2600 Morgen, wobei dann der höchste Prozentsatz von 80 vH. eintreten würde, von seinem Gute von 2600 Morgen 1280 Morgen abgeben, sodaß ihm nur noch 1320 Morgen verbleiben würden. Es müßte doch so sein, daß der höhere Prozentsatz immer nur von den weiteren 100 Morgen erhoben werden sollte, sodaß z. B. von einem Gute von 2200 Morgen von den ersten 100 Morgen 50 vH., den folgenden 100 Morgen 55 Morgen und von den zweiten 100 Morgen 60 Morgen abzugeben wären. Nun ist aber eine Steigerung von 100 zu 100 Morgen zweifellos viel zu eng. Eine weitere Steigerung von 5 vH. könnte man doch nur höchstens ungefähr für jede weiteren 500 Morgen in Ansatz bringen. Man kann aber überhaupt nicht so schematisch vorgehen, sondern muß die örtlichen und die Bodenverhältnisse berücksichtigen. In der Hallenser und Magdeburger usw. Börde, wo die Güter über 1000 Morgen selten sind und ein Gut von 990 Morgen schon einen sehr großen Besitz bedeutet, würde ja gar nichts geändert werden. Außerdem stellt sich der Verfasser den Bau der Gebäude viel zu einfach vor, wenn er Bauernstellen von 20 bis 30 Morgen schaffen will. Wo will er unter heutigen Verhältnissen die Gebäude und das dazu nötige Geld hernehmen? Der Satz Ende S. 36: „Oft werden vorhandene Bauten benutzt oder umgebaut werden können", klingt mit Verlaub zu sagen naiv. Das wird nicht oft, sondern nur sehr selten möglich sein können. Doch das sind alles akademische Erörterungen. Die Sache wird letzten Endes immer an der Geldfrage scheitern, wenn man nicht dem Großgrundbesitz das Land einfach ohne Entschädigung wegnehmen will, und selbst dann werden noch die Gebäude- und Aufteilungskosten die größten Schwierigkeiten machen.

Besprechungen.

Müller-Lyer, Dr. F. Die Entwicklungsstufen der Menschheit. Band 1, 1910: Der Sinn des Lebens; IV u. 290 S., geb. 5 M. Band 2, 1908: Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts; XVI u. 370 S., geb. 8 M. Band 3, 1911: Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft; geb. 2,60 M. Band 4, 1912: Die Familie VI u. 364 S., geb. 6 M. Verlag von J. F. Lehmann in München.

Das vorliegende Werk ist in reformerischen Zeitschriften häufig angezeigt und von einem Teil der Besprecher stark gelobt worden. Umfang, zuversichtliche Form der Darstellung und sehr reichliche Heranziehung mannigfacher Werke spannen die Erwartung tatsächlich recht hoch. Leider ist die Erfüllung nicht dementsprechend. Ein Kant wird von dem Verfasser als „Alleszermalmer" völlig mißverstanden, ebenso Schopenhauer; das Ergebnis gelangt über Comte und Kropotkin nicht wesentlich hinaus.

Die gröbsten Fehler der „Kulturzoologen" und anderer Aufklärer vermeidet Müller, und seiner Darstellung wie Kritik läßt sich gelegentlich eine geraume Strecke folgen. Aber die eigentlichen Grundlagen der Kultur, nämlich Rasse und Volkstum, sind von ihm in ihrem Werte gänzlich verkannt. Nach ihm ist Kultur: „Die Summe aller Fortschritte und Errungenschaften, die sich die menschliche Gesellschaft seit ihren ersten Anfängen zugeeignet hat." Hier fehlt den Worten „Fortschritt" und „menschliche Gesellschaft" jede Bestimmung, und das Ganze ist haltlos, weil wir von den „ersten Anfängen" schlechterdings nichts wissen. Der Verfasser kennt dafür nur die leere Behauptung (I, 47): „anfänglich waren die Menschenvereinigungen noch ganz ähnlich den Tiergesellschaften." Er läßt sie gar in Urwäldern hausen, die geschichtlich allenthalben den Rückschritt bedingen. Zivilisation dagegen ist für ihn „die dritte Kulturepoche, die des staatlichen Lebens, die auf die Barbarei folgte, so wie diese auf die Wildheit gefolgt war."

Schon hieraus wird der Kundige erkennen, in welcher Art die „Entwickelungsstufen" bestimmt werden. Von den wirklichen Ergebnissen vorgeschichtlicher und kulturgeschichtlicher Forschung

ist dem Verfasser nahezu nichts bekannt. Als Fortschrittsziele gelten dem Verfasser (I, 156): „Regelung der Bevölkerungszahl", „Reduzierung der Funktionen der Familie auf die der Fortpflanzung", Beseitigung des Zufalls der Geburt, völlige Emanzipation der Frau, Aufhebung der Selbständigkeit der Staaten durch Schaffung eines Welt-Völkerbundes und zwangsmäßige Schiedsgerichte, Aufhebung der Jenseits-Religion durch ein weltliches Christenvolkstum. Herr Müller wird in den Kreisen, die auch nur ein wenig die Kräfte der Rasse und des Volkstumes anerkennen, mit diesen weltbürgerlich-sozialdemokratischen Ansichten kein Glück haben. Was er uns predigt, ist die Zersetzung aller organisch-völkischen Kräfte. Wer sein Werk selber lesen will, möge zunächst den einleitenden Band zur Hand nehmen. Er weiß dann rasch, wes Geistes Kind er vor sich hat. Dr. H. W.

Adolf Bartels. Weltliteratur. Eine Übersicht, zugleich ein Führer durch Reclams Universalbibliothek, Zweiter Teil: Fremdländische Dichtung. (344 S.) Nr. 6008—10. Geh. 1,50 M., geb. 2,40 M.

Die Deutschen mit verwirrtem und verwischtem nationalen Instinkte geben leider Gottes jedem fremden Tausendkünstler, ja, jeder fremden Reklamegröße bei uns sofort eine Heimstätte, und dies auf Kosten der Kinder des Hauses. Mehr literarischen Nationalstolz! rufen wir Deutschvölkischen daher. Erhebt energisch das unserem Wesen Gemäße, lehnt das ihm Widersprechende ab! Als Richtschnur dient uns das von Adolf Bartels anderswo gesprochene Wort: „Goethe . . . würde betont haben, daß man nur die fremden Größen dem eigenen Volke zuzuführen braucht, durch die man selber wirklich etwas werden kann. Die bloße Kenntnis von den fremden Literaturen mögen die erhalten, die dazu durch Sprachkennerschaft berufen sind, leben aber soll bei uns nur, was wir nicht selber haben und als unsere notwendige Ergänzung empfinden, was menschlich so hoch steht, daß auch wir darin untergehen können. In diesem Sinne wollen wir auch die Vermittler der Literaturen der verschiedenen Völker bleiben, aber hinfort nicht mehr vergessen, den Fremden zuerst zu zeigen, was wir selber sind Denn nur das Beste und das Besonderste eines jeden Volkes, das, was aus seinem tiefsten Wesen kommt, ist Weltliteratur und kann allen etwas sein, nicht das, was allen gemeinschaftlich ist." Mit diesen Gedanken treten wir dem eine ungeheure Menge von Stoff übersichtlich darbietenden, handlichen Buche näher, das sicher raschen Absatz finden wird. Einer Empfehlung bedarf das Werk nicht. Es genügt darauf hinzuweisen, daß sein Verfasser der Schöpfer der monumentalen, dreibändigen „Einführung in die Weltliteratur im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes" (München, Calwey 1913) ist. Walter Loose.

Denkmäler deutscher Geschichte. Neu herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dr. Ludwig Wilser. — 1. Band: Plutarchs Leben des Marius. 100 Seiten. Preis geheftet 1,20 M., geb. 2 M. Verlag Th. Weicher, Leipzig.

Kenntnis und Verständnis der Vorzeit ist heute nicht nur für den Geschichtsforscher, sondern für jeden vaterlandsliebenden Volksgenossen ein unbedingtes Erfordernis, und so wird auch die Zahl derer immer größer, die selbst aus den Quellen schöpfen, sich ein eigenes Urteil bilden wollen, ohne das Gängelband einseitiger oder in überlebten Anschauungen befangener Darstellung. Ihnen wird in der hier angezeigten volkstümlichen Sammlung der ältesten Urkunden deutscher Geschichte ein Hilfsmittel zur Hand gegeben, das zuverlässig, in sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung, die wichtigsten Berichte der griechischen und römischen Schriftsteller, in denen unsere älteste Geschichte vom Kimbernzuge bis zum Hunnensturm, also nach landläufiger Anschauung vom Anfang der deutschen Geschichte bis zur Völkerwanderung, überliefert ist, darbietet.

Eröffnet wird die Reihe, die nach und nach etwa 25 Bändchen umfassen soll, durch das Leben des Marius, des großen Kimbernsiegers und „3. Gründers Roms", in der Darstellung des Plutarch, ergänzt jedoch durch die ältesten Nachrichten über die von Marius bekämpften Völkerschaften aus dem leider nur in wenigen Bruchstücken erhaltenen Reiseberichte des griechischen Seefahrers Pytheas, sowie die betreffenden Ab-

schnitte aus Strabon, Livius, Diodor, Appian und Dion. Die Wiedergabe ist sinngetreu, in reiner flüssiger Sprache, desgl. verdienen die zahlreichen Anmerkungen, die für die Erkenntnis des wahren Zusammenhanges wertvoll sind, hervorgehoben zu werden. — Der mäßige Preis (auch die künftigen Bändchen werden bei 5—6 Bogen Umfang nur 1 M., geb. 2 M. kosten) ermöglicht es selbst dem nur über bescheidene Mittel Verfügenden, diese für unsere Geschichte grundlegende Urkundensammlung seiner Hausbücherei einzuverleiben. Möchte sie Freunde gewinnen, wie die erst vor wenigen Jahren erschienene und heute bereits in vierter starker Auflage vorliegende „Germania" desselben Herausgebers sie gefunden hat. Gerhard Krügel.

Das Litauen-Buch. Eine Auslese aus der Zeitung der 10. Armee. Druck und Verlag: Zeitung der 10. Armee.

Es ist leider nicht angegeben, was der stattliche, fast 250 Seiten starke und wohl mehr als 150 vorzügliche Abbildungen enthaltende Quartband kostet, auch ist mir nicht bekannt, wo jetzt die Ausgabe des Werkes erfolgen mag. Aber das prächtige Buch ist es wohl wert, daß der geneigte Leser sich dieserhalb einmal an den früheren Schriftleiter der genannten Armeezeitung, Herrn Oberingenieur Hans Urbach, Berlin NW 21, Dreyseſtr. 4, wendet. Für ehemalige Oberost-Kämpfer gibt es eine schönere Erinnerungsgabe schlechterdings nicht. Doch auch für uns anderen, die wir weder das Land noch seine Bewohner noch sein Volkstum noch seine Denkwürdigkeiten noch sein Glauben und Dichten aus eigener Anschauung kennen, enthält das Buch eine Fülle des Anziehenden, nicht sowohl in der Vermittlung der Kunde fremder Art, als vielmehr in einer Bereicherung unseres Wissens von der eigenen. So gestatten beispielsweise diese altlitauischen, noch heute in Resten fortlebenden Sonnenfeste und Sonnenlieder wichtige Rückschlüsse auf unsere altarische Religion, wie die Vorzeit in jenen Gebieten auch deutliche Spuren nordischer Kultur hinterlassen hat. Und in der Folge stoßen wir ständig auf deutsche Kultureinflüsse, die sich Jahrhunderte hindurch immer wieder geltend machen, und immer aus gleichem Grunde: Es ist der Deutsche, der für dieses Land Anreger und Bringer ist, Träger der neuen Wirtschaftsform, des auf Ausfuhr gerichteten Handels, der Verbindung von Handwerk und großagrarischer Wirtschaft, des landwirtschaftlichen Musterbetriebes, der Industrie. Fürwahr, ein gut Teil deutscher Arbeit steckte in diesem Lande schon, ehe der Vormarsch der deutschen Heere es uns erschloß. Nun hat die Revolution auch dieses alles vernichtet. Gerhard Krügel.

*

Zusammenschluß der nationalen Lehrerschaft.

Dem Vorgange anderer Parteien folgend, haben sich in Berlin nun auch die der Deutschnationalen Volkspartei angehörenden oder sich doch zu deren Grundsätzen bekennenden Lehrer und Lehrerinnen aller Schulgattungen zu zielbewußter vaterländischer Arbeit vereinigt. Ein Reichsausschuß ist im Werden. Wir begrüßen diesen Zusammenschluß auf das freudigste. Er wird zu erweisen haben, daß Volk, Religion und Vaterland auch im neuen Deutschland noch in den Herzen zahlloser Jugendbildner lebendige Kräfte sind, trotz dem vorlauten Gebaren sozialdemokratischer Überläufer. Zu bedauern bleibt freilich, daß eine einheitliche Zusammenfassung der gesamten vaterländisch gesinnten Lehrerschaft nicht mehr möglich war, nachdem bereits die der Deutschen Volkspartei angehörenden Lehrer sich auf dem einengenden Boden der Partei zusammengeschlossen hatten. Doch wird nur Einigkeit aller im gleichen Sinne Strebenden uns aus dem Chaos der Zusammenbrüche wieder heraufführen. Aber wie die Dinge nun einmal liegen (und gerade deswegen!), sollte kein deutschnationaler Lehrer zögern, der neuen Vereinigung beizutreten. Beiträge werden nicht erhoben. Die Arbeit der Vereinigung wird von einem Ausschuß geleitet, der sich aus Lehrkräften aller Schulgattungen zusammensetzt. Beitrittserklärungen nimmt der berufsständische Reichsausschuß der Deutschnationalen Volkspartei, Charlottenburg 2, Joachimsthaler Str. 7/8, entgegen. Vor allem seien alle diejenigen um baldige Aufgabe ihrer Anschrift gebeten, die zugleich bereit wären, das Amt eines werbenden Vertrauensmannes zu übernehmen. K.

Neuestes vom völkischen Büchertisch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorsteher der Deutschen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutschbundes).

Deutsches Land und Volk.

Bonwetsch, Gerh.: Gesch. d. deutschen Kolonien a. d. Wolga. 132 S. 3.20

+Schäfer, Dietr.: Sprachenkarte d. deutschen Ostmarken. 2.20

+Wutte, M.: Deutsche und Slowenen in Kärnthen. Hrsg. v. Gesch.-Ver. f. Kärnthen. 19 S. 3.60

Führende Deutsche.

Ludwig, K.: Bismarcks Glaubensleben. 68 S. 1.50

Otto, Berth.: Fürst Bismarcks Lebenswerke. Den Kindern u. d. Volke erzählt. 94 S. Geb. 2.—

Schmiz, E.: Richard Wagner. 138 S. 1.50

Deutsche Politik.

+Dänell, E.: Hat Dänemark e. Anspruch auf Nordschleswig? 32 S. 1.20

Junius Alter: Das Deutsche Reich auf d. Wege z. geschichtl. Episode. E. Studie Bethmann-Hollweg'scher Politik in Skizzen und Umrissen. 83 S. 3.—

+Kolonien. D. gr. Kurfürsten afrikanische. Verf. v. gr. Generalstab „Abt. Kriegsgesch." 98 S. 1.25

Schiemann, Thdr.: Wie die Presse unserer Feinde den Krieg vorbereitet und erzwungen hat. 25 S. 1.—

Deutsche Kultur- und Weltanschauung.

Colsmann, W.: Alldeutschtum und deutsche Kultur. Eine Schicksalsfrage des deutschen Volkes. 45 S. 1.20

Eucken, Rud.: Deutsche Freiheit! Ein Weckruf. 36 S. 1.—

Schemann, L.: Gobineau u. d. deutsche Kultur. 172 S. Geb. 3.—

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Carl, Rob.: Internationales Händlertum in d. deutschen Weltwirtschaft. 32 S. 1.50

+Gerdes, H.: Geschichte d. deutsch. Bauernstandes. 128 S. 1.20

Deutsche Kunst.

+Stassen, Franz: Deutscher Glaube. 6 Tafeln m. Federzeichnungen. 8.25

+— — Jesus. 6 Tafeln m. Federzeichnungen. 8.25

+Ubbelohde, A.: Deutsche Volkslieder. 6 Orig.-Zeichnungen (auf 6 Tafeln). 1.80

Völkische Unterhaltungsschriften.

Braun, Reinh.: Es ist e. Licht. Erzählungen. 88 S. 1.—

— — D. Seele siegt! Betrachtungen z. Weltkrieg. 5. Aufl. 47 S. —.80

+— — Deutschlands Jugend in großer Zeit. Ein Buch vom Weltkriege für jung und alt. 128 S. Geb. 4.50

+Gutberlet, H.: Das große Erleben. Ged. aus d. Weltkrieg. Umschlagzeichnung von Fr. Stassen. 50 S. 3.—

König, Eberh.: Gevatter Tod. E. Märchen v. d. Menschheit. 114 S. 2.—

— — Dietrich v. Bern. Bühnendichtung in 2 Abenden. 1. Abend: Sibich. 280 S. 4.—

— — Treue u. Schläue. 48 S. —.75

Kotzde, W.: Frau Harke. D. Roman einer Landschaft. 215 S. 4.—

Müller: Aus Rußland entflohen, in Rumänien gefangen. M. Einl. v. Gen.-Feldmarschall v. Mackensen. 203 S. 2.40

Müller-Eberhart, W.: E. Königs Tragödie. 2. Aufl. 150 S. Geb. 5.40

+Stille, G.: Dörpkinner. Roman. 239 S. Geb. 5.—

mit + Abbildungen. + mit Karten. Preise in Mark.

Alle oben angezeigten Bücher besorgt pünktlich und postfrei die Kanzlei des Deutschbundes, Gotha.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Klein, A.: D. neue Weltimperium. (Polit. anthrop. Monatsschrift, März 1919.)

Liebig, H. v.: Polit. Betrachtung., Schwindel. (Deutschlands Erneuerung, Febr./März 1919.)

Sautter: Zur Aufrichtung. (Hammer, 15. Jan. 1919.)

Schäfer, Dietr.: Des Vaterlandes Not. (Deutschlands Erneuerung, Febr. 1919.)

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Below, G. v.: Sinn u. Bedeutung d. deutschen Zusammenbruchs. (Deutschlands Erneuerung, Febr. 1919.)

Bremm, J.: D. Revolution i. psycholog. Beleuchtung. (Soziale Kultur, Heft 1/3, 1919.)

Dehn, P.: Die falsche Rechnung [der Sozialdemokratie]. (Alldeutsch. Blätter, 8. Febr. 1919.)

Einheitsfront, Die — gegen die Sozialdemokratie. (Deutsche Wacht, Bonn, 19. Jan. 1919.)

Lulves, J.: Deutsche und Polen i. d. östlichen ProvinzenPreußens. (DeutscheRevue, Dez. 1918.)

Osten! Rettet d. deutschen — (Deutsche Wacht, Bonn, 12. Jan. 1919.)

Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

Baltenlandes. D. Zukunft des — (Deutschlands Erneuerung, März 1919.)

Gr.: Ein Reichsamt f. Grenz- und Auslandsdeutschtum. (D. Thürmer, März 1919.)

Stackelberg, Ed. v.: Farmer über See oder Bauer i. d. Heimat? (Zeitschr. d. deutschen Landwirtschaftsrates, Febr. 1919.)

V. D. H.: Um Volkstum und Muttersprache [Forderungen der Deutschen in Ungarn.] (Von der Heide, Okt./Dez. 1918.)

Deutsche Kultur u. Weltanschauung.

Cromelin, A.: Göthe u. Bismarck, d. Staatskünstler. (Bayreuth. Bl., 1./3. Stück, 1919.)

Haiser, Fr.: D. Widerspruch d. neuzeitlichen Entwicklung. (Deutschlands Erneuerung, Jan. u. Febr. 1919.)

Kiefl, F.: Die Krisis d. deutsch. Protestantismus. (Hochland, Febr. 1919.)

Klocke, E.: Rich. Wagners Nibelungenring u. Parsifal in Beziehung zu Im. Kants Kritik. (Bayreuther Blätter, 1./3. Stück, 1919.)

Noack, Friedr.: Deutsche Güter u. Schöpfungen i. Rom. (Deutsche Revue, Febr. 1919.)

Roderich-Stollheim, F.: Was d. Deutsche sich nicht denken kann. (Hammer, 15. Febr. 1919.)

Seeberg, R.: Politik u. Moral. (Deutsche Revue, Jan. 1919.)

Wätien: Die deutsche Hochschule im Zivilgefangenlager Lofthouse-Park bei Wakefield. (Deutsche Revue, Nov. 1918.)

Zeit, D. neue — (D. Wartburg, Wien, Dez. 1918.)

Rassenfragen.

Kämpf, C. Th.: Moral und Rasse. (Polit. anthropol. Monatshefte, Jan. 1919.)

Piech, Alfr.: Slaventum und Judentum. (Deutschlands Erneuerung, Febr./März 1919.)

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Fritsch, Th.: Die Moral des Spartakus. (Hammer, 1. Febr. 1919.)

Nationalversammlungswahlen, Die — und das deutsche Wirtschaftsleben. (Deutsche Wacht, Bonn, 12. Jan. 1919.)

Roderich-Stoltheim, F.: Revolutions-Betrachtungen. (Hammer, 1. Febr. 1919.)

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Hlawna, Fr.: Peter Rosegger, d. Schulapostel. (D. getreue Eckart, Dez. 1918.)

Passarge, K.: Das französ. Sprachgebiet in Elsaß-Lothringen. (Deutsche Revue, Nov. 1918.)

T., Dr.: Über Bedeutung und Zulässigkeit der Mitarbeit a. d. volksfremden Presse. (D. Wartburg, Wien, Jan. 1919.)

Wugk, Fr.: Die romantische Bewegung. (Thürmer, Dez. 1918.)

Deutsche Kunst.

Hilf, M.: Pflegt deutsche Kunst! (Deutschlands Erneuerung, März 1919.)

Holstein, G.: Franz Stassen, der Deutsche. (Bayreuther Blätter, 1./3. Stück, 1919.)

Fidus: Wirklichkeitskunst. (Thürmer, März 1919.)

Storck, K.: Sozialismus und Kunst. (Ebenda, Febr. 1919.)

— —: Düren a. Nothelfer. (Ebenda, März 1919.)

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceстr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 5 | Mai 1919

Der Jammer der deutschen Geschichte[1]).

Von Adolf Bartels.

Wenn auch das böse Scherrsche Wort: „Die Geschichte lehrt nur, daß sie nichts lehrt“ für die Massen und ihre Führer ihre Geltung haben mag, für uns Denkende, bewußt zu unserem Volkstum Schwörende und mit ihm und seinem Schicksal unlöslich Verwachsene kommt es nicht in Betracht, und man glaube doch nur nicht, uns mit dem üblichen Gewäsch über die Alldeutschen abtun zu können. Was beispielsweise mich persönlich anlangt: ich habe die deutsche Not, die sich durch die ganze deutsche Geschichte hinzieht, von Jugend auf empfunden, ich habe früh geschworen, meinem Volke zu leben, für mein Volk zu arbeiten, und ich habe es — ohne mich zu rühmen, sage ich das — unter den schwersten Entbehrungen und den schlimmsten Anfechtungen, ja Beschimpfungen durchgeführt, Alldeutscher aber im gewöhnlichen Sinne des Wortes bin ich, trotzdem ich jetzt mehrere Jahre dem Alldeutschen Verbande angehöre, nie gewesen, die Geltung des Deutschtums auf der Welt, die der Verband anstrebt, entspricht, obgleich ich auch sie für notwendig halte, noch lange nicht meinem Ideal des Deutschtums. Dies Ideal aber ist mir aus der genauen Kenntnis der deutschen Geschichte und Literatur erwachsen, ist ein Erzeugnis der deutschen Not, die ich seelisch mit erlebt und immer wieder mit erlebe. Ja, ich empfinde es noch immer als Jammer, wenn Hermann der Cherusker, der Sieger in der Teutoburger Schlacht und Befreier Deutschlands von der Römerherrschaft, von seinen eigenen Verwandten ermordet wird, und Thusnelda, seine Gattin, den Triumphzug des Germanicus schmücken muß. Ich habe es noch immer nicht verwunden, daß die herrlichsten Germanenstämme im Verlaufe der Völkerwanderung zu grunde gehen oder den

[1]) Aus „Deutsch sein ist alles“, Sis-Verlag, Zeitz, Preis 60 Pf.

Völkerdünger für die Romanen abgeben. Die Merowingerwirtschaft erweckt mir bis auf diesen Tag Ekel, und ich habe es Karl dem Großen niemals verziehen, daß er bei Verden 4500 Sachsen besten Blutes hinschlachten ließ. Auch in der in manchem Betracht so herrlichen mittelalterlichen Kaisergeschichte — der römische Kaiser deutscher Nation war ja etwas wie der Herr der Welt — sehe ich immer noch die Schatten, sehe sich Bruder gegen Bruder und Sohn gegen den Vater empören, stehe mit Heinrich IV. barfuß und im Büßergewand vor den Toren von Canossa und flüchte mit ihm vor dem kaltherzigen, rücksichtslosen Sohn. Auch die Geschichte der Hohenstaufen mit der Blüte ritterlicher Kultur erlebe ich immer wieder, und ich wünschte wohl, daß ein großer Dichter sie uns in einer stolzen Dramenreihe vor die Augen und die Seele gestellt statt des Geschäftsdramatikers Raupach. Ist es nicht tragisch, wenn Friedrich Barbarossa von seinem Jugendfreund Heinrich dem Löwen im Stich gelassen und dann bei Legnano besiegt wird, wenn Heinrich VI., eine Napoleon-Natur, mit 32 Jahren plötzlich dahinstirbt, wenn Philipp von Schwaben von Otto von Wittelsbach ermordet wird, wenn Friedrich II. in dem langen Kampfe mit dem Papsttum zuletzt doch erliegt, wenn sein Enkel Konradin auf Befehl des grausamen Karl von Anjou auf dem Marktplatze von Neapel hingerichtet wird? All dies Schreckliche wäre kaum möglich gewesen, wenn das ganze deutsche Volk treu zu seinen Fürsten gehalten hätte, aber so groß die Treue im einzelnen immer war — auch Konradin stand ja nicht allein auf dem Schafott —, die Machtgier der Teilfürsten fiel den Herrschern je länger, desto häufiger in den Rücken, und das herrliche alte Reich verfiel mehr und mehr. Soll ich an die traurige Zeit des Interregnums, an die von unaufhörlichen inneren Kämpfen durchtobte Ausgangsperiode des Mittelalters erinnern? Adolf von Nassau fällt im Kampfe gegen Albrecht von Österreich, dieser wird ermordet, Ludwig von Bayern und Friedrich der Schöne von Österreich kämpfen bei Mühldorf, und wenn dann unter den Luxemburgern und ersten Habsburgern die Kämpfe mit Gegenkaisern auch allmählich aufhören, die kaiserliche Macht ist doch in stetigem Sinken, schon wird seit Friedrich III. der Herr des heiligen römischen Reiches deutscher Nation fast zum Torenspott. — Selbstverständlich übersehe ich nicht, daß neben dem Verfall im ausgehenden Mittelalter auch ein Aufschwung vorhanden ist, daß sich tüchtige Fürsten neben den schlechten zeigen, und daß das Bürgertum Macht gewinnt und eine neue Kultur bringt. Aber die beginnende deutsche Not ist doch unverkennbar: Schon erblickt man die Herrscher der inzwischen zu voller Einigkeit gelangten anderen europäischen Völker, die französischen vor allem, lauernd, ob nicht die Zwietracht im Reiche die Mehrung der eigenen Macht möglich mache. Und die Zeit kommt: Schon Karl V. hat ununterbrochen mit Frankreichs Königen zu kämpfen, denen aus dem nun durch die Reformation erst recht zerklüfteten deutschen Lande bereits Fürsten als Helfershelfer zuziehen, die ihre Kriege zu einem guten Teil mit

deutschen Söldnern führen können, und nur zwei Menschenalter nach seinem Tod beginnt der Dreißigjährige Krieg, der so etwas wie ein Untergang Deutschlands ist, ein Jammer obnegleichen, denn die deutsche Zwietracht hat ihn verschuldet, Deutsche vor allem verwüsten ihr Vaterland, alle Fremden spielen sich in ihm als Herren auf und reißen zum Schlusse wertvolle Provinzen von ihm ab. Ein Wunder, daß sich das deutsche Volk doch wieder erhebt, daß es sich sogar die Grundlage einer neuen Kultur zu schaffen vermag, daß nun endlich auch das Nationalgefühl im Deutschen allmählich erwacht! Aber noch volle anderthalb Jahrhunderte vergehen, ehe der deutsche Jammer zu Ende geht: Ludwig XIV. darf ungestraft seine Raubkriege gegen das deutsche Reich führen, hat sogar deutsche Bundesgenossen, Friedrich der Große wird auf Anstiften der Habsburger von ganz Europa überfallen, Napoleon I. zertrümmert das alte Reich und bringt ganz Deutschland, dessen geistige Kultur eben damals die Höhe erreicht, unter den stärksten Druck. Von dem befreien uns die Befreiungskriege, aber noch immer können die Deutschen den Weg zur Einigkeit nicht finden, und Österreich muß erst durch einen Bruderkrieg ausgeschieden werden, ehe endlich im großen Kriege mit Frankreich die Neugründung des Reiches erfolgt. Kaum ein Volk der Welt hat eine so schwere, so trübe Geschichte wie wir Deutschen, und wir haben leider immer noch nicht genug aus ihr gelernt — „die Geschichte lehrt nur, daß sie nichts lehrt". Ich las dieser Tage wieder in Arndts „Geist der Zeit" und traf da auf die folgende Stelle: „Und ihr Deutschen, geliebte Landsleute und Brüder, bei deren Erinnerung mein Herz oft in Stolz sich erhob, jetzt in Wehmut versinkt, zu euch spreche ich ein ernstes und letztes Wort, das Testament meines brechenden Herzens, die letzte Stimme einer unendlichen Liebe. Der Hohn der Sieger, die Verachtung der Fremden, der Vorwurf der Feigheit und Nichtswürdigkeit, die Anklage der tiefsten Ehrlosigkeit, selbst unsrer eignen Männer und Schriftsteller Verdammung, die ich so oft mit Verzweiflung vernehmen muß, zerreißen mir das wunde Herz. Ihr seid nicht mehr die Alten, nicht mehr die Gewaltigen, auch euch hat die allmächtige Zeit zum Nichtigen abgeschliffen; aber ihr seid ebenso stark, ebenso gut, ebenso tapfer als eure Tadler und Verhöhner. Nur Eintracht mangelt euch, nur ein großes Männerherz fehlt euch, das euch aus der Not emporheben, begeistern und zu unsterblichen Mühen für das zerfleischte Vaterland führen könnte. Daß kein gemeinschaftliches Gefühl, keine tiefe Liebe für das Vaterland, kein Verein der Stärke und Begeisterung unter euch ist; daß ihr eure eignen Brüder in Schlachten mordetet; daß ihr nach Indien und Afrika verkauft wurdet, daran waret ihr unschuldig. Aber die Zeit ist gekommen, wo ihr begreifen lernen müsset, was ihr waret, was ihr nicht mehr sein dürft, und was ihr künftig sein sollt. Ist euer Ohr taub für die warnende Stimme der Zeit, für das Jammergeschrei eures zerrissenen Vaterlandes, für die Klage der Freiheit, welche Sklaverei fürchtet, so verachte ich euch auf das tiefste und werde mich selbst

und eure Sprache und die Stelle, wo ich geboren bin, zu vergessen suchen." Ach, das könnte auch noch heute geschrieben sein. Das große Männerherz, Bismarck, ist zwar dagewesen, aber wie hat man ihm auch mitgespielt! Man lese nur die bekannte Stelle in seiner Rede vom 24. Januar 1882: „Meine Herren, was fesselt mich denn überhaupt noch an diesen Platz, wenn es nicht das Gefühl der Diensttreue und des Vertreters des Königs und der königlichen Rechte ist? Viel Vergnügen ist dabei nicht. Ich habe in früheren Zeiten meinen Dienst gerne und mit Passion und mit Hoffnung getan; die Hoffnungen haben sich zum großen Teil nicht verwirklicht. Ich war damals gesund, ich bin jetzt krank; ich war jung, ich bin jetzt alt — und was hält mich hier? Ist es denn ein Vergnügen, hier zu stehen wie der „Auff" (Uhu) vor der Krähenhütte, nach dem die Vögel stoßen und stechen, und der außer stande ist, sich frei zu wehren gegen persönliche Injurien und Verhöhnungen, die in wohlverklausulierte zweistündige Reden eingeflochten sind, gegen unartikulierte Unterbrechungen sich zu verteidigen? Ein Vergnügen ist das wahrhaftig nicht. Wenn ich im Dienste des Königs nicht wäre, und wenn mich der König heute in Gnaden entlassen würde, so würde ich von Ihnen, meine Herren, mit Vergnügen und auf Nimmerwiedersehen Abschied nehmen." Wer könnte dies ohne tiefste Ergriffenheit lesen? Und dann die Verabschiedung Bismarcks, die Felix Dahn das „Armin"-Epigramm 1890:

Sie haben ihn ermordet aus Undank und aus Neid:
Warum? Er war der größte Germane seiner Zeit

abpreßte, und die Weigerung des Reichstages, ihn zu seinem 80. Geburtstage zu beglückwünschen! Wahrlich, man hat seine liebe Not, ein gut Teil deutscher Volksgenossen zu ertragen. Es war auch lange vorauszusehen, daß die große Probe des Weltkriegs kommen müsse: Der große Riß, der durch das deutsche Volk hindurchging, und den ich schon 1906 deutlich aufgezeigt habe wie dann später auch den deutschen Verfall, konnte unseren Feinden unmöglich verborgen bleiben — und hat sie ihr Vertrauen, daß die deutsche Kraft zusammenbrechen werde, getäuscht? Unzweifelhaft, sie hat sich auch bewährt, wir könnten immer noch sagen: „Deutsch sein ist alles", wenn die meisten Deutschen eben nur Deutsche, weiter nichts als Deutsche sein wollten.

Deutscher Michel! Folgende beschämende Meldung ging eben durch die sog. deutsche Presse:

Das neue Werk von Maeterlinck, „Der fremde Gast", erscheint in diesen Tagen in deutscher Übersetzung im Wiener Verlag von Hugo Heller.

Haben die Herren, die da das neueste Ei des französisch schreibenden Blamen gleich voll gewinnsüchtiger Betulichkeit begackern, es schon vergessen, wie dieser als Dichter stark überschätzte Herr M. unser deutsches Volk während des Krieges herabgesetzt und begeifert hat? Hoffentlich geben die deutschen Leser dem geschäftstüchtigen Verleger die gebührende Antwort und erfüllen ihrerseits den Wunsch des Dichters: nie wieder von Deutschen gelesen und beachtet zu werden!

Parteipolitik und Weltanschauung.

Von Willy Kohl, Leipzig.

Unter die Zielpunkte, die in den Programmen der politischen Parteien ständig wiederkehren, fällt vor allem der Begriff des nationalen Staates. Eigentlich sollte das eine Selbstverständlichkeit sein, denn es ist schlechterdings unverständlich, wie es in einer Staatsgemeinschaft Menschen geben kann, die die Wurzeln dieser Gemeinschaft verleugnen. Das Wesen einer richtigen Staatsgemeinschaft ist ja eben das, daß sich Menschen in ihr zusammengeschlossen haben, die ihrem inneren und äußeren Wesen nach zusammengehören. Der Volksgeist, wenn wir diese innere Zusammengehörigkeit so nennen wollen, ist jedem Menschen so natürlich und angeboren, daß man sich ihm nur bewußt und willentlich entziehen kann, und nur dieses völkische Empfinden ist es, was ein Staatsgebilde zusammenkittet. Darum kann man auch die Verneinung desselben durch die Sozialdemokratie keineswegs, wie vielleicht andere Programmpunkte dieser Partei, mit Verhetzung entschuldigen, sondern es ist reine Gedankenlosigkeit und Stumpfheit, die aus Haß gegen die Mitbürger selbst der Stimme des Blutes nicht mehr Gehör schenken will.

Wenn sich nun jetzt für den Wiederaufbau des Deutschen Reiches eine deutschnationale Partei gebildet hat, so besagt das, daß nach ihrer Ansicht die anderen Parteien nicht auf diesem Boden stehen. Von der Sozialdemokratie wissen wir, daß sie sich auf den internationalen Standpunkt stellt; sie wird also für ihren Teil diese besondere Betonung des Nationalen mit hervorgerufen haben.

Bedeutsamer aber ist, daß auch bürgerliche Parteien, vor allem die deutschdemokratische, wenn schon uneingestanden, nicht wirklich national gerichtet sind. Die demokratische Partei betont allerdings, daß ihre Mitglieder nicht minder national gesinnt seien als die der deutsch-nationalen Partei. Wir wollen den guten Glauben zugeben. Prüft man aber das Programm dieser Partei und zieht die Auslegungen, die es durch seine Vertreter erfahren hat, heran, so zeigt es Ablehnung alles Überlieferten, also all der im Laufe der Geschichte erworbenen nationalen Güter, weitestgehende Sozialisierung und Gleichmachung, Verwischung der Unterschiede der Nationalitäten und übertriebene Wertschätzung des Auslandes, oder, bestimmt gefaßt: die Absicht, das allgemein Weltbürgerliche dem besonderen Deutschen voranzusetzen. So ist die demokratische Partei ganz naturgemäß das Sammelbecken aller derer geworden, die für einen Verständigungsfrieden gewesen sind. Nun, die Ereignisse haben gezeigt, wie falsch diese Politik war.

Doch nicht das zu erweisen, war meine Absicht. Das wird die Geschichtsschreibung einer späteren Zeit viel besser tun. Sondern ich will zeigen, daß die oben angeführten Programmpunkte der demokratischen Partei gegenüber der deutschnationalen Partei eine grundsätzliche Verschiedenheit der Weltanschauungen darstellen.

Man macht der Deutsch-nationalen Volkspartei vielfach den Vorwurf, daß

sie die alte konservative Partei sei. Abgesehen davon, daß das nicht richtig ist — schon allein die um das zehnfache größere Mitgliederzahl erweist die Falschheit der Behauptung —, ist es vielmehr ihre Weltanschauung, die man bekämpft. Die jüngste Gegenwart beweist uns, wie leicht das Niederreißen, wie schwer das Aufbauen ist. Es ist im Leben des Einzelnen wie eines Volkes sehr, sehr schwer, ganz von vorn anzufangen, und die Geschichte lehrt, daß solche vollkommen neuen Schöpfungen nie von Dauer sind. Es gibt in der Entwicklung der Menschheit keine Sprünge, sondern eins baut auf dem andern auf, eins entspringt aus dem andern. So gibt es auch im Staatenleben nur langsame Weiterbildung, Umformung des Bestehenden, Neueinrichtung, aber keinen Neuanfang. Die wenigen Monate seit Ausbruch der Revolution sollten doch jedem Einsichtigen bewiesen haben, daß es so nicht geht: Denn wenn die Verhältnisse des „neuen, freiheitlichen" Deutschland nicht bald anders werden, ist Deutschland auf dem Grunde des Abgrundes, in den es hinunterstürzt, angelangt und wird nie mehr sich herausarbeiten können. Es ist dabei sehr billig, diesen Mißerfolg der neuen Regierungsform der alten Regierung in die Schuhe zu schieben; da man bewußt sich losmachte von dem Alten, hätte man ja die Möglichkeit gehabt, die Verhältnisse nach neuen Ideen zu meistern.

Aber es ist eben nicht das erstemal, daß überstürzte Neugestaltungen Schiffbruch erlitten. Ich erinnere nur an die Reformen Kaiser Josephs II. von Österreich. Das war ein Herrscher, der vom besten Willen beseelt war und seinem Volke nur Gutes bringen wollte. In bewußter Nichtachtung des Überlieferten wollte er Neues schaffen; aber er erreichte nichts — im Gegenteil! Die Reaktion setzte mit Macht ein, und statt Geistesfreiheit bekam das Land böseste Geistesknechtung. Das Gegenbeispiel bietet uns Luthers Reformation. Diese wäre nie zu dem Erfolge gekommen, den sie errungen hat, wenn nicht Luther weise an Althergebrachtes angeknüpft und sich fast ängstlich gehütet hätte, die alten Formen zu zerbrechen, vielmehr sich bemühte, sie mit neuem Inhalt zu füllen. Er hatte Ehrfurcht vor dem Alten und schöpfte daraus Kraft, Neues zu formen, und das war das ganze Geheimnis seines Erfolges, der langsam zu einer Umgestaltung und Neuformung führte. Denn davon, daß die Zeit damals reif war für Neuerungen und manches der Neugestaltung bedurfte, braucht ebensowenig geredet zu werden wie davon, daß auch in unserm Staatsleben vieles krank und überlebt war.

Es ist also nur unsere Schuldigkeit, Althergebrachtes nicht einfach über den Haufen zu werfen, sondern es anzuerkennen als das, was es ist: Ein Stein in dem großen, nie zu vollendenden Bau der Menschheit. Und wenn wir nun studieren, wie seit Jahrtausenden ein Stein auf den andern gelegt worden ist, eine Wand nach der andern aufgeführt, sollten wir Nachgeborenen nicht davon lernen können? Geschichte und Überlieferung sind keine leeren Gebilde und vollends keine Schreckgespinste, als die sie die Demokratie so gern hinstellt (Reaktion!),

sondern tief in uns wurzelnde, nicht wegzuleugnende Größen, deren Nichtachtung sich rächen muß, deren Beachtung dagegen reichste Frucht trägt. Aber das Gefühl der Ehrfurcht, der Achtung gegenüber dem Alten ist unserer Zeit abhanden gekommen, und nicht zuletzt der Jugend.

Da gilt es wieder Autoritäten aufzurichten, nicht in starrem Zwange; doch muß das Recht zu einer selbständigen Stellungnahme ihnen gegenüber, das Recht zu Urteil und Kritik erst erworben, ja erkämpft werden — es ist das Vorrecht sittlicher Reife. Aber das ist das furchtbar Schwere dieser traurigen Zeit, daß entsetzlichste Unreife die Macht in Händen hat.

Es gilt das Lutherwort in die Tat umzusetzen: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.

Das ist rechtes Herrenmenschentum, und das gilt es zu erringen. Damit sind aber die Forderungen unserer nach links orientierten Parteien nicht in Deckung zu bringen.

Gleich nach dem Umsturz wurde das Wort Obrigkeitsstaat geprägt, mit dem man das Verwerfliche des alten Systems dartun wollte. Was meint man damit? Doch offenbar, daß der alte Staat das vorgestellt und betätigt hat, was er seinem Wesen nach sein mußte. Man treibt also die Forderung nach Freiheit so weit, daß man dem Staat sein Wesenselement zum Vorwurf macht. Wir hätten es gewiß nicht erst zu erleben brauchen, schon die einfache Überlegung hätte uns sagen müssen, wie unsinnig ein Staat ist, dem seine Bürger den Gehorsam aufkündigen. Aber es liegt in der Richtung der Weltanschauung jener Partei, die nichts mehr wissen will von übergeordneten Gewalten, sondern des Wahnes lebt, daß jeder kraft der guten, in ihm schlummernden Triebe schon seine Pflicht am Staate voll und ganz erfüllen werde. Das ist ein Idealismus, dessen Undurchführbarkeit jedem klar sein muß, der im Menschen noch den Menschen sieht.

Und was will man an die Stelle dieses Obrigkeitsstaates setzen? Den sozialen Staat, den man durch allgemeine Sozialisierung schaffen will. Was früher der Staatsbürger aus eigenem Ermessen und freiem Pflichtgefühl für die Allgemeinheit tat, soll künftig von ihm erzwungen werden. Wer früher in dem stolzen Bewußtsein, etwas zu wagen, aus eigener Kraft zu gestalten, ein freier Mensch gewesen, der wird im sozialistischen Staate bestenfalls der bestellte Leiter des Unternehmens sein, all denen gleich, die an dem geistigen Aufbau der Sache nicht den geringsten Teil haben. Es ist ein schwerer sittlicher Schade, den die allgemeine Sozialisierung im Gefolge haben muß (wobei wir der wirtschaftlichen Rückschläge hier nicht einmal Erwähnung tun können): Wem nicht mehr eigener Lohn und Ruhm winkt, dem ist die Schwungkraft des Geistes genommen, und er wird niemals mehr als gerade seine Pflicht tun. Die Sozialisierung droht uns zu unfreien Menschen zu machen, sie lähmt jeden Unternehmungsgeist, macht

stumpf und gleichgültig und nimmt dem Menschen das, was ihn auszeichnet und erst zum Menschen macht: das Streben, den Zug nach der Höhe.

In derselben Richtung liegt das Problem des gleichen Wahlrechtes. Gewiß soll es in einem Staatswesen, wo jeder an seinem Platze für das Ganze schafft, keine Klassenherrschaft geben; aber die Frage nach der Größe des Einflusses, den der Einzelne auf den Staat haben soll, darf doch nicht nur nach dem Gesichtspunkte der bloßen Zugehörigkeit zum Staate entschieden werden. Wie es vielmehr recht und billig ist, daß jeder nach seinem Vermögen zu den Lasten des Staates beiträgt, so ist die Forderung ebenso berechtigt, daß jeder entsprechend der Größe seiner Verpflichtung Rechte erhält: Also nicht gleiches Wahlrecht in dem Sinne, daß der Vagabund von der Landstraße in seiner Stimme dasselbe Gewicht hat wie der Kaufmann, dessen Tüchtigkeit und Pflichtgefühl möglicherweise die Versorgung Tausender von Menschen anvertraut ist. Gleiches Wahlrecht kann nur heißen: Gleiche Rechte bei gleichen Leistungen.

Derselbe Geist des Gleichmachens, der Entwertung und Entwürdigung des Einzelmenschen ist es auch, der dem Internationalismus das Wort redet. Es erscheint ein wahnwitziges Unterfangen, die naturgegebene Verschiedenheit der Völker verneinen und aufgeben zu wollen. Gewiß wird die Annäherung der Völker mehr und mehr zunehmen (schon infolge des zunehmenden Ausbaues der Verkehrsmittel), und das „Alle Menschen werden Brüder" soll stets das ideale Ziel der Menschheit bleiben. Aber man soll nicht glauben, es damit zu erreichen, daß man die Völker in einen Bund zusammenpreßt, der auf Rechtsbegriffen aufgebaut ist, die doch immer nur der Staat festsetzen wird, der die Macht hat. Der Krieg und nicht minder sein trauriges Nachspiel sollte doch selbst dem vertrauensseligsten Deutschen bewiesen haben, daß immer noch das Recht des Starken gilt. Flaggenbetrug, U-Boot-Fallen, Hungerblockade — bedarf es noch mehr Beispiele, um zu zeigen, welche klaftertiefen Abgründe z. B. zwischen deutschem und englischem Geiste liegen, und klarzumachen, daß von einer Überbrückung allein aus unserm Willen zur Versöhnung heraus keine Rede sein kann? So sehr alle völkerbeglückenden Gedanken uns Deutschen liegen — die ganze deutsche Geschichte stellt sich ja als ein Sorgen und Mühen für andere dar —, so sollten wir doch nachgerade gelernt haben, daß wir mit diesen Gedanken allein stehen, und daß die anderen Völker hier immer nur so weit mitgehen, als es dem eigenen Vorteil gut ist. Wollten wir Deutschen doch endlich in unseren Beziehungen zum Auslande Wirklichkeitspolitiker werden und als obersten Grundsatz bekennen: Alles, was nicht deutsch ist, ist unser Feind. Es hat jedes Volk seine Eigenart, die vielleicht schon bedingt ist durch die Art und Lage seiner Heimat; auf jeden Fall aber bestimmt diese Heimat die Politik des betreffenden Volkes. Und darum darf eine gesunde Politik rücksichtslos nur das eine kennen: das Wohl des eigenen Volkes.

Aber diese Erkenntnis fehlt unserm Volke leider auch jetzt noch nach diesem Kriege mit seinen furchtbaren Erfahrungen und Erlebnissen. Und die Schuld daran tragen die Parteien, die, in dem Wahngedanken ihres Weltbürgertums befangen, immer die Augen abgewandt hielten von all dem Ungeheuerlichen, das uns als Volk angetan worden ist, vielmehr immer wieder die „Loyalität" der Feinde betonten, indes sie die eigene Schuld — wenn hier überhaupt von einer solchen geredet werden kann — umso mehr herausstrichen und uns durch dieses unwürdige und unkluge Verhalten alle Verantwortung aufluden.

Was soll man dazu sagen, wenn ein angesehener Führer der Deutsch-demokratischen Partei noch vor kurzem in öffentlicher Versammlung erklärte: „Die Idee der Menschlichkeit, Verbrüderung und Schiedsgerichte sei im Auslande schon viel entwickelter gewesen als bei uns!" Es ist ein Verbrechen, unser Volk jetzt immer noch seinen Feinden hintanzusetzen, wo diese die Hungerblockade verschärften, statt sie zu mildern, wo sie uns die unmenschlichsten Waffenstillstandsbedingungen auferlegten, uns umso sicherer den schmachvollsten Gewaltfrieden diktieren zu können, wo sie unsere wehrlosen Gefangenen wider alles Völkerrecht zurückhalten und in erbärmlichster Weise ausnutzen. Und was erreicht man mit diesem unwürdigen Spiel? Es ist doch nun einmal so in der Welt: Je mehr sich einer gefallen läßt, desto schlechter wird er behandelt — ein einfacher Satz, den jeder am eigenen Leibe erproben kann. Und im Völkerleben, das viel härter und rücksichtsloser ist, ja seiner Natur nach sein muß, soll dieser Satz nicht bestehen? Müssen wir nicht gerade jetzt unsern ganzen Stolz daransetzen, wenn es sein muß, auch in Ehren unterzugehen? Aber die Verblendung aller derer, die im Internationalismus das wahre Heil sehen, geht ja so weit, daß sie einem Volk überhaupt die Möglichkeit absprechen, für seine Ehre zu sterben. Indes beweist die Geschichte es uns in jedem Jahrhundert, wie verhängnisvoll uns Deutschen unser Weltbürgertum geworden ist. Wir sind seit tausend Jahren der Turnierplatz für ganz Europa gewesen, unsere Lage inmitten Europas drängte ja dazu, und wir werden deshalb auch stets ein Heer haben müssen. Und das Heer wird nach wie vor den Schlußstein der Volkserziehung bilden müssen: jeder für alle, alle für jeden. Das Heer ist für Deutschland Lebensbedingung, und man wird dem konservativen Militarismus noch so viel Böses nachsagen mögen, er allein hat Deutschland so lange dem Ansturm standhalten lassen, er war die hohe Schule des Pflichtgefühls, und seine Erhaltung — abzüglich seiner Mängel — wird allein Deutschland wieder groß machen können.

Darum müssen wir auch von dem drohenden Völkerbunde fordern, daß nicht nach vorgefaßten Meinungen, sondern allein nach den besonderen Verhältnissen seines Landes die Stellung eines Volkes im Bunde festgelegt wird: Wir wollen nicht aufgehen in einem Völkerchaos, sondern unserer eigenen Art gemäß in nationalem Selbstbewußtsein neben die anderen Völker treten. Hier soll nun die

Geschichte uns sagen, was für Fehler gemacht worden sind, sie soll uns aber auch zeigen, wo unsere wahren Aufgaben liegen: Im Deutschtum. Wie wir vom einzelnen verlangen, daß er eine fest geschlossene Persönlichkeit wird, so müssen wir das auch von unserem Volke fordern: also Weiterbildung dessen, was unsere Vorfahren vor vierzig Jahren schufen, zu einem wirklich deutschen Reiche.

Nur Mangel an geschichtlicher Einsicht kann unsern Zusammenbruch auf eine Verschuldigung des alten Systems schlechtweg zurückführen, da Deutschland im Gegenteil durch den unvergleichlichen Aufschwung, den es in den letzten vierzig Jahren unter der Herrschaft der Hohenzollern genommen hatte, einsam wie ein Wunderbau aufragte in der Völkerwelt. Nein, wenn man einst in ruhigerer Zeit die Geschichte des Krieges schreiben wird, so wird sich deutlicher noch als jetzt herausstellen, wie die Schuld sich nicht an die Staats- und Regierungsform, sondern immer nur an einzelne Personen kettet. Und da kommen wir um schwere Anklagen nicht herum. Pflichtversäumnis, Eigennutz, Habsucht, Grausamkeit, Lieblosigkeit gegenüber den Volksgenossen — wer könnte all die Verfehlungen aufzählen, wer sagen, wie groß die Schar der Schuldigen ist? Wie hat es geschehen können, daß solche Verderbtheit, die wir verächtlichen Blickes sonst nur in Rußland für möglich hielten, bei uns einreißen konnte, und zwar von den alleroberſten Schichten an bis hinab zur Masse? Da kann nur eine Schuld des Volkes vorliegen, das seine Pflicht an seinen Volksgenossen nicht getan hat. Die Pflicht des Volkes an seinen Gliedern heißt aber immer nur: Erziehung! Unsere Volkserziehung ist vollkommen zusammengebrochen, und das glänzende Gebäude, an dessen Pracht wir uns alle freuten, hat sich als hohle, prangende Form erwiesen, ohne innere Festigkeit und Stärke. Da war alles auf Bildung des Intellekts zugeschnitten, und dabei verarmte unser inneres Leben immer mehr. Herzensbildung war ein Begriff, den unsere Jugend kaum mehr kannte. Schon lange vor dem Kriege konnten wir uns der Tatsache nicht mehr verschließen, daß Gefühlsroheit, entsprungen aus krassester Selbstsucht und kalter Genußsucht — man nannte das die Freiheit des Sichauslebens —, in erschreckender Weise zunahmen. Dürfen wir uns da noch wundern über den Mangel an Persönlichkeiten in unserem Volke? Wir haben keine erzogen!

Und damit kommen wir zum Zielpunkt unserer Ausführungen. Wir haben Schlaglichter geworfen auf Äußerungen der Parteipolitik und dabei im allgemeinen den Liberalismus dem Konservativismus gegenübergestellt als die Ausflüsse zwei verschiedener Weltanschauungen. Wohl haben beide dieselben Ziele, nämlich: das Volk zum Glück und zur Zufriedenheit zu führen. Aber die Wege zu diesem Ziele sind grundverschieden. Dort wird an der Spitze als leitender Grundsatz das freie Recht der Persönlichkeit aufgestellt, hier als bestimmende Größe, in die sich alles eingliedert, die Gemeinschaft, der Staat erklärt. Wenn man nun auch nicht so weit gehen darf, daß man das Recht auf Persönlichkeit, wie es geschehen

ist, als den Inbegriff des Anarchismus hinstellt, so kann, ja muß der übertriebene Individualismus dazu führen, wenn er nicht seinen Ausgleich erhält durch eine genügende Betonung des Standpunktes, der sich seiner Pflichten gegenüber den Mitmenschen bewußt bleibt. Und diesen muß man betonen, wenn man nicht dem Staate seinen inneren Sinn nehmen will. Der Staat ist der Wille zur Gemeinschaft, und dieser Wille stellt Anforderungen an die Glieder der Gemeinschaft, die letzten Endes im innersten Wesen des Menschen begründet sind: Wir sind nie ganz glücklich, wenn wir unser Leben nur nach unseren persönlichen Wünschen gestalten, sondern erst dann, wenn wir das Bewußtsein haben, unsern Platz in der Welt recht auszufüllen. Es gilt also, wenn wir die Ursachen des jetzigen Zusammenbruches beseitigen wollen, die Seelen der Jugend mit diesen Gedanken zu füllen. Der Krieg hätte es tun müssen, da er ja im tiefsten Sinne das „Alle für Einen" uns nahebrachte. Aber da er zu sehr und in ständig steigendem Maße auf den Selbsterhaltungstrieb des Menschen eingestellt wurde, so hat er nicht nur nichts gebessert, sondern das kümmerliche Pflänzchen Persönlichkeitskultur, das wir hatten, ganz zerstört. So gilt es, neu anzufangen, auf Wegen, die unsere großen Volkserzieher vergangener Zeiten, ein Luther, Kant, Fichte u. a. uns vorgezeigt haben. Dann werden wir wahrhaft freie Persönlichkeiten heranziehen, Persönlichkeiten, die sich nicht des Hergebrachten schämen, vielmehr es in sich weiter entwickeln und zur Reife bringen.

Helden und Heldenverehrung.

Unter diesem Titel hat der edle Schotte und Freund der Deutschen, Thomas Carlyle, ein Buch geschrieben, das auch in einer vorzüglichen deutschen Übertragung zu haben und jedem Deutschen (nach dem Lutherschen Ausdruck) „gut und nützlich zu lesen" ist.

In England, dem Lande, das für Helden und Heldenverehrung, soweit es sich um seine eigenen Helden handelt, immer viel Sinn gehabt, hat das Buch von Anfang an großen Eindruck gemacht, gehört es bis heute zu den meistgelesenen Büchern Carlyles und der englischen Literatur überhaupt — in Deutschland hat die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienene deutsche Ausgabe bezeichnenderweise lange Zeit wenig Beachtung gefunden, erst vierzig Jahre später konnte eine Neuauflage erscheinen, der dann allerdings noch weitere gefolgt sind: etwas mehr Sinn für Helden und Heldenverehrung war im neuen Deutschen Reich, im Volke Bismarcks und Wilhelms I., allmählich doch aufgekommen.

Auch für Carlyle steht es fest, daß die allgemeine Geschichte, die Geschichte dessen, was die Menschen in der Welt vollbracht haben, im Grunde die Geschichte der großen Menschen, die hier wirksam gewesen sind, ist. „Sie waren die Führer der Menschen, diese Großen, die Bildner, Muster, und in einem weiteren Sinne die Schöpfer von allem, was die Gesamtheit der Menschen überhaupt zu Stande gebracht hat." Und mit Carlyle werden wir auch darin übereinstimmen, „daß wir keinen großen Menschen betrachten können, ohne Gewinn von ihm zu ziehen", daß er „der lebendige Lichtborn ist, welchem nahe zu sein, gut und erquicklich ist". Und man kann auch gerade heute wieder seinen Wunsch nur teilen, daß es gelingen möchte, nur einigermaßen die Bedeutung der Heldennatur zu eröffnen.

Nicht von Carlyles Buch und seinen Helden soll hier die Rede sein, sondern wir wollen von „Helden und Heldenverehrung" sprechen, wie es uns heute gemäß ist, wie wir es gebrauchen

können in unserer „entgötterten" Zeit. Es ist in der Tat heute wieder und gerade heute wieder ein recht zeitgemäßes Kapitel, dies: „Helden und Heldenverehrung"!

Im ersten Anfang des Krieges und noch lange während des Krieges schien es, als nähmen Helden und Heldenverehrung auch bei uns wieder den gebührenden Platz ein. Aber auch dieser schöne hoffnungsvolle Gewinn der ersten Kriegszeit ging, wie so mancher andere, mehr und mehr verloren, und jetzt, nach dem Zusammenbruch, im „neuen" Deutschland scheint man bei uns wieder glücklich so weit zu sein, von Helden und Heldenverehrung nichts mehr wissen zu wollen.

Nun steht es uns von vornherein fest: ohne Helden und Heldenverehrung gibt es kein großes Volk, kann kein Volk bestehen, muß es untergehen. Ohne Helden und Heldenverehrung ist kein Volk hoch gekommen: Männer, d. h. Helden, machen die Geschichte, wie Treitschke kurz und treffend sagt. Jedes gesunde, kraftvolle, aufstrebende Volk hat Helden gehabt und Heldenverehrung gekannt, unsere ganze alte Dichtung ist Heldendichtung, Heldenverehrung. Völker, die auf ihre Geschichte, auf ihre Zukunft nicht verzichten wollen und keine Helden haben, machen sich welche, und wären es selbst nur Theaterhelden, wie der Boulanger der Franzosen nach dem siebziger Krieg. Die Begriffe können sich auch so verwirren, daß ein Volk seine wahren Helden, die noch mitten unter ihm leben, nicht mehr gelten läßt, nicht mehr verehrt, sich dafür Leute zu Helden macht, als Helden verehrt, die nur als traurige, kranke oder verbrecherische Menschen angesehen werden können, wie wir es nun bei uns erlebt: ein Hindenburg ist für viele nicht mehr der Held, der höchsten Verehrung würdig — ein Liebknecht und eine Rosa Luxemburg wurden die Helden des Volkes, als „Helden des Volkes" gefeiert! Und selbst als wir noch nicht ein an Leib und Seele geschlagenes, armes, krankes Volk waren, als wir noch im Glanz unserer Siege wandelten, konnte ein Mann wie Rathenau nicht nur vom „Berliner Tageblatt" neben, eigentlich über Hindenburg gestellt werden, sondern auch ein ehemaliger deutscher Jugendbildner deutschen Geblütes konnte in seinem „Volkserzieher" (einem Blatt „für deutsche Heimat und Religion"!) in einem überschwänglichen Artikel von ihm schreiben: es gibt keinen Größeren in ganz Europa! — Helden und Heldenverehrung im Deutschland des großen Weltkrieges mit all seinen wirklichen Helden!

Für Helden und Heldenverehrung ist einmal wieder schlechte Zeit in Deutschland, in dem Volk, das einen mehr als vierjährigen Heldenkampf, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, hinter sich hat. Es ist, als sei dies Volk durch diesen übermenschlichen Heldenkampf bis auf den Grund erschöpft, als habe es durch den Verlust so vielen und besten Blutes und durch den Zusammenbruch seiner alten Macht und Größe unheilbaren Schaden an Leib und Seele erlitten. Kaum spricht es noch von den Helden und Heldentaten des Krieges, dafür sucht es sich selbst in den Staub zu ziehen, sich zu demütigen und verächtlich zu machen vor sich selbst und vor dem Feind, vor aller Welt. Es ist ein kleines Volk, das seine Helden nicht ehrt, hat einst der alte Kaiser gesagt.

Helden und Heldenverehrung müssen wir wieder kennen lernen, sollen wir nicht ganz untergehen im grauen Elend dieser Zeit.

Und dazu muß auch die Jugend uns helfen, müssen wir der Jugend helfen! Die Jugend ist die Zukunft, sie muß uns wieder emporreißen! Die Jugend hat noch ein Herz für Helden und Heldenverehrung, sie kann sich noch begeistern für alles wahrhaft Große. Der Jugend und uns selbst müssen wir mehr als je unsere Helden nahe bringen, die großen Helden unserer Geschichte, besonders der letzten, uns am meisten angehenden Jahrhunderte: einen großen Kurfürsten, einen Friedrich den Großen, die Helden der Befreiungskriege! Keiner, der uns besser diese Helden kennen lehrt, uns in Verehrung echten Heldentums erglühen läßt als Treitschke im ersten Bande seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert"! Da tritt, ob auch in knappen Strichen, der große Kurfürst als „der größte Deutsche seiner Tage" vor uns hin, wie er als ein Fürst fast ohne Land „mit einem Stecken und einer Schleuder" den Kampf aufnimmt mit den Feinden seines kleinen Volkes und seines großen deutschen Vaterlandes, er, der zuerst nach langer trüber Zeit den Deutschen

wieder etwas wie Nationalgefühl gab, es jedem zurief im deutschen Land: Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Da sehen wir in ausführlicherem Bilde Friedrich den Großen, den Helden der Pflicht und der Schlachten, leibhaftig vor uns stehen, wir sehen das Bild eines Helden, desgleichen Deutschland seit den Tagen des „Löwen aus Mitternacht" nicht mehr gesehen, und der doch mehr war als Gustav Adolf, der vor allem ein Deutscher war, zu dem die ganze Nation bewundernd emporblickte, wie er in stolzer Freiheit mitten durch die großen Mächte seinen Weg schritt und die Deutschen zwang, wieder an die Wunder des Heldentums zu glauben. Auch wir fühlen uns da, wie seine Zeitgenossen, an Herz und Nieren gepackt und erschüttert von dem Anblick echter Menschengröße, und wir begreifen wohl, wie auch die sonst auf Preußen ganz und gar nicht gut zu sprechenden Deutschen draußen „im Reich" — wie Goethe von seinen Frankfurtern sagt — „fritzisch" gesinnt waren, wie der Schwabe Schubart sang: „Da griff ich ungestüm die goldne Harfe, darein zu stürmen Friedrichs Lob", und der Preuße Gleim: „Laßt uns Deutsche sein und bleiben!" Und wenn wir gerade heute wieder mit verhaltenem Atem lauschen, wie der unzähmbare Mann sieben Jahre lang jahraus, jahrein sich des Verderbens erwehrte, „durchhielt" bis zuletzt, dann erkennen wir den echten Helden, für den es nur eines gibt: siegen oder untergehen!

Und dann die Zeit des Niederbruchs und der Erhebung Preußens — wie weiß uns Treitschke die zu malen: all das Heldische, das sich in dieser Zeit offenbart! Wie richten wir uns gerade heute wieder auf an der heldenhaften Verteidigung der kleinen hinterpommerschen Feste Kolberg, an den Namen der beiden tapferen Verteidiger Nettelbeck und Gneisenau, an den Namen Schill und Blücher — wie hebt sich an ihnen auch heute noch und gerade heute wieder die gedrückte Seele empor! Mit klopfendem Herzen lesen wir, wie damals alles, was nur ein ehrliebendes Volk zu verzweifeltem Entschluß entflammen kann: Schmerz und Reue, Haß und Stolz, in tausenden tapferen Gemütern gärte, bis endlich alles, was preußisch war, sich vereinigte in dem leidenschaftlichen Verlangen nach Vergeltung, nach Rache! Wir erheben uns wieder in unseren dunklen Tagen an der stolzen Erhebung des halbzertrümmerten Staates, an dieser wunderbaren Erhebung nach dem so tiefen Fall, an diesen mächtigen Charakteren, diesen begeisterten Herzen, die sich um die alten ruhmgekrönten Fahnen sammelten, an dieser unabsehbaren Schar der Besten und Kühnsten aus allen Stämmen Deutschlands. Und dieser Befreiungskampf selbst, die größte kriegerische Leistung, die die Geschichte kennt — das muß man bei Treitschke Seite um Seite lesen im vierten Abschnitt des ersten Buches: ein einziges Hohesliedauf preußisches Heldentum! Überhaupt: Treitschke, besonders der erste Band seiner deutschen Geschichte — da lernen wir immer wieder stolz sein auf unser altes Preußen, stolz sein, ein Preuße zu sein, da lernen wir die alten Preußenhelden kennen, lernen wir „Helden" kennen und „Heldenverehrung"!

Und nun die Helden der Bismarckschen Zeit — er Bismarck selbst vor allem! In seinen „Gedanken und Erinnerungen", in seinen Briefen an Braut und Gattin, an Schwester und Schwager, in Dietrich Schäfers „Bismarck" und Erich Marcks Bismarckaufsätzen in seinen „Männer und Zeiten" — da lernen wir den Mann, den großen Menschen, den Helden kennen! Und der neben ihm stand, der alte König und Kaiser — auch er ein Held: wir brauchen nur zu lesen, was der treue Diener seines alten Herrn in seinen „Gedanken und Erinnerungen" immer wieder von ihm erzählt, was er in dem vorletzten Kapitel „Kaiser Wilhelm I." über ihn sagt! Zwei Helden stehen hier vor uns, der Kaiser und sein Kanzler, deren die Welt nicht viele gesehen, an denen sich unser Herz immer wieder erhebt zu wahrhafter Heldenverehrung!

Und wollen wir weiter zurückgreifen in Deutschlands Vergangenheit, uns erheben an mannigfachem großen und kleinen deutschen Heldentum, so nehmen wir Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zur Hand. Da finden wir die Spuren des Heldentums überall, da lernen wir glauben an die unverwüstliche Kraft deutschen Heldentums! —

Und endlich der große Heldenkampf unseres Volkes, den wir selbst miterlebt! Der bleibt

doch bestehen trotz allem, was wir seitdem erlebt! Der Held dieses Krieges, Hindenburg, wandelt doch noch unter uns! Ein Held, an dessen kriegerischen Taten und an dessen echt deutscher Art wir uns doch immer noch erheben können, dessen Bild uns keine Verunglimpfung trüben kann! Und noch so mancher andere neben ihm! Und die Helden aus der großen Masse des Kriegsvolkes zu Lande und zu Wasser, von denen uns so manches gute kleine Buch unserer Kriegsliteratur, meist von ihnen selbst erzählt, Kunde gibt, sind doch auch nicht umsonst dagewesen! Und unsere Jugend, besonders von den höheren und den hohen Schulen, die zu den Fahnen strömte, die sich dem Tode fast mit Gewalt in die Arme drängte, unsere jungen Freiwilligenregimenter, die mit dem Liede „Deutschland, Deutschland über alles!" auf den Lippen stürmend sich niedermähen ließen — die vergessen wir doch nie und nimmer, die lassen uns doch auch Helden und Heldenverehrung kennen lernen! Und was Walter Flex uns von dem „Wanderer zwischen beiden Welten" erzählt — solch schlichtes Heldentum hat doch hundertfach unter unseren Kämpfern gelebt, wenn auch nie etwas davon verlautet ist, kein Buch davon kündet!

Helden und Heldenverehrung — die Helden haben wir, möge es uns an der Heldenverehrung nicht fehlen! Wohl dem Volke, das Helden hat, das Heldenverehrung haben kann! Wehe dem Volke, das keine Helden hat, keine Heldenverehrung haben kann — dreimal wehe dem Volk, das Helden hat, aber keine Heldenverehrung kennt! Es ist ein kleines Volk, das seine Helden nicht ehrt. Ein Volk, das seine Helden nicht ehrt, verurteilt sich selbst zum Tode, so manches Beispiel aus der Geschichte, das Schicksal der Griechen und Karthager lehrt es uns.

Helden und Heldenverehrung — armes Volk, das sie nicht kennt, nicht wert seiner Helden, nur wert, ausgestrichen zu werden aus dem Buch der Geschichte!

Helden und Heldenverehrung — die wenigstens soll uns kein noch so unglückliches Ende des Krieges und kein noch so demütigender Frieden nehmen!

Albert Klein,
Mar.-Ob.-Pfr., Konf.-Rat.

Nach der Flut[1]).

Als ich 1917 in diesen Blättern Rathenaus Buch „Von kommenden Dingen" besprach, stellte ich fest, daß er kein Verständnis für das Deutschtum und eine sehr mangelhafte geschichtliche Bildung habe. Wenn er nun inzwischen einiges hinzugelernt hätte, würde ich das gerne anerkennen. Aber mir scheint, das Lob, welches seinem Buche von unkritischen Geistern in hohem Maße zuteil ward, hat Rathenaus Eigendünkel noch mehr gestärkt. In seiner Abneigung gegen unser Volkstum geht er jetzt so weit, daß er die Frage stellt: „Gibt es überhaupt einen deutschen Geist?" Anscheinend ist ihm aber noch rechtzeitig eingefallen, daß doch Luther, Goethe und die Helden der Befreiungskriege einen unzweifelhaft deutschen Charakter an sich trugen. Denn er erklärt nun: „Seit dem Ende der großen Volksumschichtung, die in Deutschland die alte Oberschicht durchbrach, seit fast hundert Jahren, hat es einen deutschen Geist nicht mehr gegeben. Es gab deutsche Forschung, Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Staatsorganisation und daneben ein breites, aber untiefes, einheitloses und machtloses Leben des Gedankens und der Kunst. Die Erbschaft unserer Großen haben wir verwaltet, nicht vermehrt. Ob das neue deutsche Volk eines neuen deutschen Geistes fähig ist? Davon hängt es ab, ob uns ein nationales Leben beschieden bleibt". Diese Art von Geschichtsbetrachtung ist in ihrer Einfachheit verblüffend. Wenn Dichter vom Range Mörikes, Hebbels oder Kellers, wenn Maler wie Schwind und Böcklin, wenn Musiker wie Schubert, Brahms, Wagner nur als Nachempfinder gelten sollen, wenn selbst das Genie Bismarck nicht deutscher Eigenwuchs heißen soll, dann sind freilich die Herren Heinrich Heine, Berthold Auerbach, Anton Rubinstein, Max Liebermann, Eduard von Simson große Geister! Wir wissen natürlich, daß seit 1870 ein allmählicher Rückgang unserer Volkskraft und eine Schwächung unserer nationalen Kultur eingetreten ist. Aber Rathenau wird sich hüten die Ursachen davon näher zu erörtern. Sein phrasenhaftes Buch „Von kommenden Dingen"

[1]) Walther Rathenau, Nach der Flut, Berlin, S. Fischer 1919.

hat 65 Auflagen erlebt! Die ihm geistesverwandten Blätter, das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung", gehören zu den gelesensten wie schon vor dem Kriege. David und Dernburg sind berühmte Namen. Der alljüdische Geist dringt immer weiter vor. Rafft sich das deutsche Volk nicht endlich auf, dann wird man in 20 Jahren Rathenaus Frage „Gibt es einen deutschen Geist?" mit „Nein" beantworten müssen. Dr. Ludwig Lorenz.

*

Haben die Feinde nicht auch treffliche Eigenschaften [1]),

um die wir sie beneiden müssen? Freilich! leider besteht unsere vielbeklagte Ausländerei hauptsächlich darin, daß wir das Falsche von den anderen annehmen; daß wir die Masken für echt halten, die sie tragen; den Trugbildern und Wahnideen nachjagen, mit denen sie uns täuschen; daß wir uns von ihrem Händlergeist verseuchen lassen. Ach, daß wir doch lieber ihre guten Eigenschaften nachahmten! ich meine ihren gesunden politischen Egoismus, ihren Nationalstolz, das starke Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Alle Nachbarvölker ringsum stellten ihr Volkstum über Staat und Kirche, über Partei- und Klassen-Interessen; das gab ihnen eine starke Stoßkraft, und die Folge war, daß in den Grenzgebieten das Deutschtum vor den Welschen und Polen, Tschechen und Madjaren zurückwich. Die Welschen in der Westschweiz, die Wallonen in Belgien bekannten sich laut als Franzosen; schon lange vor dem Krieg betonten sie in lärmenden Kundgebungen ihre Zugehörigkeit zur großen französischen Nation und wünschten geradezu, annektiert zu werden. Aber die Deutschen? Wie gering war doch das Gefühl der völkischen Zusammengehörigkeit zwischen den Deutschen Mitteleuropas! Sie stellten Staat und Kirche, Partei- und Klasseninteresse über ihr Volkstum. Alle anderen hatten eine Irredenta: die Italiener und Franzosen, Tschechen und Polen, Rumänen und Bulgaren, Serben, Griechen und Dänen; sie beanspruchten als „Recht", ihre Volksgenossen jenseits der Grenze für den eigenen Volksstaat zu gewinnen. Nur wir Deutschen durften keine Irredenta haben. — Meisterhaft verstanden es die Welschen, Angelsachsen und Slawen, sogar die internationalen Ideen für ihr Volkstum fruchtbar zu machen.

Damit hängt eine andere Eigenschaft der Feinde zusammen, um die wir sie beneiden; ich meine ihr größeres Verständnis für die äußere Politik. Alle inneren Streitfragen treten bei ihnen zurück, sobald äußere Gefahren drohen; darin stehen die Franzosen geradezu vorbildlich da:

Eine schlimmere innere Zerrissenheit und Selbstzerfleischung der Franzosen kann man sich doch kaum denken, als zur Zeit der großen Revolution 1789 ff. Aber als die Österreicher und Preußen in ihr Land einrückten, da erwachte das Gefühl der völkischen Zusammengehörigkeit; obwohl der Staat aus tausend Wunden blutete, wurden große Volksheere aus dem Boden gestampft, und es begann eine Zeit glorreichster kriegerischer Erfolge.

Und 1870? In wenigen Wochen war die Heeresmacht Frankreichs außer Gefecht gesetzt, Bazaine in Metz eingeschlossen, Napoleon III. in Sedan gefangen. Aber da fing der Krieg erst an; mit wunderbarer Tatkraft schufen die Franzosen, nach Absetzung ihres Kaisers, große neue Heere, die uns noch manche Schwierigkeiten bereiteten.

Wie geschlossen und würdig hat sich das französische Volk während des Weltkriegs 1914 ff. gezeigt, obwohl der Feind über vier Jahre lang in ihrem Lande war und sogar ihre Hauptstadt beschoß. Müssen wir Deutschen nicht vor Scham vergehen? Die Tatsache, daß wir ringsum von Feinden eingeschlossen waren und mit dem Hungertode bedroht wurden, hat unsere Reichstagsmehrheit nicht abgehalten, eine wachsende Zahl innerer Streitfragen hervorzuzerren. Durch den inneren Zank und Streit sind wir zu Fall gekommen.

Fremdherrschaft: Die „Weltenliebe", die Ausländerei und die Neigung, uns lieber gegenseitig zu zerfleischen, als gemeinsam die Waffen gegen die äußeren Feinde zu tragen, haben uns seit 2000 Jahren immer von neuem in eine Art von Fremdherrschaft gebracht: in eine römische,

[1]) Aus dem Werke: Wenn ich Kultusminister wäre! Von Prof. Dr. H. Wolf. Verlag Th. Weicher, Leipzig. 112 S., Preis 4 M.

spanische, französische. Heute droht die dreifache Fremdherrschaft der Welschen, Angelsachsen und Juden.

Wenn ich Kultusminister wäre, so würde ich einen hohen Preis aussetzen für die beste Arbeit, wie die Geschichte der Juden auf unseren Schulen behandelt werden soll. Jedenfalls ist sie so wichtig, daß sie nicht einfach totgeschwiegen werden darf. Auch geht es nicht an, daß auf sämtlichen deutschen Schulen das Märchen von dem „auserwählten Volk" verbreitet und das Judentum verherrlicht wird; das Alte Testament ist zwar reich an religiösem Inhalt, aber als Quelle für die nationalpolitische Geschichte nicht brauchbar.

*

Die Arbeit der Persönlichkeit.

Wie konnte unser Volk so ganz verderben? Weil es falschen Führern folgte. Und warum konnten diese die Menge nach sich reißen? Weil die anderen, die Edlen, die Reinen, die Deutschen, deren wir genug hatten, in der Dunkelheit gehalten wurden. Das Judentum wußte, warum es ihnen den Brotkorb höher hängte. Es weiß auch, warum es heut ausgerechnet die Schwerindustrie und den großen Grundbesitz „sozialisieren" will, nicht aber den jüdischen Geld- und Warenhandel. Dann wird niemand mehr da sein, dessen deutsche Arbeit Unterstützung findet. Es versteht das System der Knechtung eines Volkes ausgezeichnet, man beraubt es eben seiner Führer. Der Deutsche aber hat noch nicht begriffen, welche Gefahr darin liegt. Wenn unser Volk gerettet werden soll, darf man nicht warten, daß ein deus ex machina erscheint. Es sind genug Männer da, die durch ihre Arbeit gezeigt haben, daß sie zu Führern des Volkes berufen sind, daß sie vor allem den deutschen Geist neu aufbauen können. Wer gibt ihnen die Mittel, daß sie wirken können? Die stärksten Persönlichkeiten, von denen die kräftigste Wirkung ausginge, können sich am wenigsten in Vereinsfesseln fügen. Sie soll man suchen und von den lähmenden Fesseln des Alltags freimachen.

Meister Harlung.

*

Gebt deutsche Vornamen!

Zu den Anregungen in Heft 1, S. 29—30, wird uns ergänzend geschrieben:

Der Name Ursula ist nicht deutsch, sondern lateinisch, nämlich die Kleinform von ursa = Bärin. Germanisch heißt der Bär bero, bern, z. B. Bernhard = bärenstark. Man begegnet merkwürdig oft — besonders in romantischen Erzählungen werden sie einem nur zu gern versetzt — der Ansicht, Namen wie Ursula, Barbara, Brigitta, ja Sibylla seien urdeutsch!

Urdeutsch dagegen ist der Name Else — außer wo er bewußt als Zusammenkürzung des hebräischen Elisabeth beabsichtigt ist, von dem es sogar die geschmacklose Kürzung Elsbeth gibt! Der germanische Name Else findet sich nämlich bei unserem Volke lange vor Auftreten des hebräischen Elisabeth für Wassergottheiten u. ä. und scheint mit der gleichlautenden Form zusammenzuhängen, die in manchen Gegenden für den Erlenbaum bz. -strauch gebräuchlich ist, der ja auch gern am Wasser wächst.

Auch der Name Franz ist germanischen Ursprungs, nur in dieser Form verwälscht. Deutsch muß er Frank lauten, genau so gut wie man richtig sprechen und schreiben muß: Kimbern, Kelten, Skythen, Makedonier, Thraker, Daker, Phöniker usw. statt Zimbern, Mazedonier usw. Ähnlich wie Otto die Kurz- und Koseform aller mit Ot- beginnenden Namen (z. B. Otfried, Otger oder Ottokar — angelsächs. Edgar usw.) ist, ist Frank die Kurzform aller mit frank- beginnenden, z. B. Frankobert. Es würde sich empfehlen, wenn die Behörden, z. B. Standesämter, nur die vollen Vornamen aufnähmen, z. B. Ottokar, Konrad, Hildegard, Gertrud; die an sich oft wunderhübschen Kurz- und Koseformen, wie von den genannten Otto, Kurt (Kunz, Kuno), Hilde, Trude, gehören im Grunde nur in den engeren Kreis der Sippe und Freundschaft, woselbst sie sich ja auch von frühester Kindheit an von ganz allein zu bilden pflegen. In einer amtlichen Unterschrift wirkt aber eine kindliche Kurz- oder Koseform leicht ein bißchen lächerlich, besonders wenn ihr Inhaber eine starke Persönlichkeit ist, also Friedrich dann, statt Fritz!

D. K. Bernhardi.

Volksbücher zur Deutschkunde.

Nach dem Zusammenbruche in vielfachem Sinne steht mit jedem Tage die Notwendigkeit unerbittlicher vor uns: neu aufzubauen, unsere Kultur neu und gesund in die Höhe zu führen. Aber wie schwer ist das! Wir sind, als Volksganzes genommen, erschüttert bis zur Unselbständigkeit und Unsicherheit. Nur wenige sind sich über das Wesen klar, in dem die Fortentwicklung verlaufen muß, soll sie Erfolg und Gedeihen aufweisen. Selbstbesinnung ist darum das Erste, was uns nottut. Damit müssen wir den Anfang machen.

Die „Volksbücher zur Deutschkunde“[1]), stellen sich in diesen Dienst. Deutsche Art, die wachstumskräftig und unerschöpflich vom ersten Auftreten der deutschen Stämme an bis zur Gegenwart herauf unser Volksschicksal und unsere Kultur geschaffen hat, soll aus der Vermischung mit anderen Elementen herausgehoben und dem Blicke dargeboten werden. Fünf Hefte liegen bisher vor. Sie sind verschieden an Inhalt und Art je nach Stoff und Verfasser. Aber das haben sie gemeinsam: sie umgehen die Phrase, schöpfen aus dem Tatsächlichen in rein wissenschaftlicher Sachkenntnis und stellen es einfach und leicht faßlich dar. Die schlichten Bändchen bergen Schätze und Werte, die man nicht vermutet, zumal man über „Deutschkunde“ oft in einem Tone reden hört, der vielen die bedeutungsschwere Sache verleidet.

Über die einzelnen Volksbücher sei kurz das gesagt:

Nr. 1. Professor Alfred Götze, Wege des Geistes in der Sprache. (Preis 1.25 M.)

Der Verfasser ist der berühmte Sprachforscher Götze, Mitarbeiter am „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm und an Friedrich Kluges „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“. Das verbürgt die glänzende Wissenschaftlichkeit des Inhalts. Die Riesenfülle des Stoffes, — die Adern sollen aufgedeckt werden, in denen das schöpferische Leben unserer Muttersprache vorwärtspulst, — wird an der Hand treffender, gut anschaulicher Beispiele auf die typischen Formen der Sprachwandlung zusammengedrängt. Und das Ziel wird vollständig erreicht: die falsche Vorstellung, die der Laie von der Starrheit und unbedingten Korrektheit der deutschen Gegenwartssprache hat, löst sich auf in die Überzeugung, daß jedes Wort ein feines plastisches Gebilde ist, das mit Notwendigkeit aus dem Kulturzustande herauswächst und von den Gegenden und Geschlechtern nach ihren Anschauungen umprägt und verändert wird. Dabei, das Unbewegte ins Bewegte umgesetzt zu haben, bleibt das Büchlein stehen; den Gegenstand vollständig zu behandeln, muß es sich versagen. Dafür weist es den Weg in die größere und schwierigere Fachliteratur. Es stellt also eine leicht gangbare Brücke dar, auf der man schnell und gut vom äußerlichen Sprachgebrauch in die innerliche Sprachbetrachtung und das Wissen vom ununterbrochenen Sprachwerden gelangt. Es wäre gut, das Buch reiferen Schülern zu empfehlen, die an seiner reizvollen Darstellung gewiß Freude finden und den Anregungen, die es gibt, darum umso williger nachgehen werden. Freilich müßte es ein wirkliches Volksbuch werden, d. h. in alle Schichten der Bevölkerung dringen. Interesse für seine Frage ist wohl bei denkenden Laien genügend vorhanden; und das Interesse festzuhalten und nachhaltig zu vertiefen, vermag es gar zu gut.

Nr. 2. Dr. Alois Bernt, der deutsche Humanismus und die deutsche Bildung. (Preis 1.25 M.)

Prachtvoll tritt das zweite Heft dem ersten zur Seite. Es behandelt eines der wichtigsten Bildungsprobleme unseres Volkes: „jenes große Einströmen der klassischen Kultur auf die deutsche, die sich in wiederholten großen Wellen auf unsere Bildung ergoß, deren größte die deutsche Renaissance oder der Humanismus ist.“

In knappen meisterhaften Zügen gibt der Verfasser ein Bild von der deutschen Kultur des Mittelalters mit seiner religiösen Zwangsgebundenheit und der Standeskultur des Rittertums. Wahrhaft deutsches Wesen offenbart sich nur in der Gotik des 13. bis 15. Jahrhunderts. Da schlägt im 14. Jahrhundert, wie zuerst Konrad Burdach aufgedeckt hat, eine Renaissancewelle aus Italien herüber. Erneut dringt der Humanismus als aufbauende und weiterbildende, aber auch zerstörende Kraft dann im 15. Jahr-

[1]) Herausgegeben von Walther Hofstaetter im Schulwissenschaftlichen Verlag A. Haase, Leipzig.

hundert nach Deutschland. Das wirtschaftlich hochstehende, aber in der Bildung rückständige deutsche Volk war zum Empfangen reif. An den Universitäten und in der Gelehrtenstube wird der neue Geist heimisch, der sich nun in der gebildeten Oberschicht festsetzt, das eigentliche Volksleben in seiner Tiefe aber unberührt läßt. Läßt sich bis zum 16. Jahrhundert von der Entwicklung des deutschen Geistes dem Humanismus so ein ganz bestimmter Anteil zuweisen, so sind doch auch Schatten sichtbar, die er auf deutsche Kultur und deutsches Geistesleben wirft. Er reißt eine Kluft auf zwischen dem Volke und der gebildeten Klasse. Das Können des deutschen Humanismus endet in Nachahmung und Spiel. Die aufwühlende Kraft der deutschen Reformation schwächte den Humanismus ab zur „Schulwissenschaft vom Altertum". In der Nachahmungspoesie des 17. Jahrhunderts und in den Sprachgesellschaften wirkt der Humanismus dann nach und wandelt sich auf seine Weise mit um in das pathetische Barock. Das 18. Jahrhundert bringt den Rationalismus und den Pietismus, bis darauf der Humanismus unter der Hand der Klassiker so hoch auf den Gipfel deutschen Geistes hinaufgestellt wurde, wie man es nie hätte ahnen können. Das klassische Ideal von der „reinen Menschlichkeit" geht darauf in der Form der Gymnasien fest und dauernd in das deutsche Bildungswesen über.

Nr. 3. Heinrich Schmid-Kugelbach, Deutsche Frömmigkeit. (Preis 1.25 M.)

Zuerst trägt das Buch die goldschwere Masse der Volksäußerungen zusammen, aus denen wir das religiöse Empfinden des Deutschen erschließen können: religiöser Volksbrauch auf dem Lande, der Naturgottesdienst der alten Deutschen, das Naturgefühl der lebenden Generation, alte und neue deutsche Dichtung, die Mystik, die klassische Dichtung, die deutsche Malerei — vor allem Albrecht Dürers! — und die deutsche Musik.

In allem dokumentiert sich die deutsche Religion als Gefühl, das letzten Endes nicht verstandesmäßig beschrieben werden kann. Schleiermacher hat es am treffendsten bezeichnet.

Im täglichen Leben offenbart es sich in der Wonne der erhabenen Stille, die der Deutsche immer wieder begehrt und auch poetisch verklärt, in dem Trotz, in der Grundkraft seiner Innerlichkeit, die alle Angriffe der denkenden Vernunft zurückweist und mit religiöser Inbrunst den Kampf gegen die Schäden der Welt sucht, und in der Ehrfurcht, die der Deutsche so recht aus dem Herzen heraus zu empfinden vermag. Aus seinem eigensten Wesen heraus ist es dem deutschen religiösen Gefühl möglich gewesen, den Glauben und die Sittlichkeit Jesu zu apperzipieren.

Tiefer als in diesem bescheidenen Buche kann das deutsche Volkswesen nicht erfaßt werden. Verhelfe es auch wirklich zu der Vertiefung, die uns allen jetzt so bitter nötig ist!

Nr. 4. Dr. Wilhelm Ganzenmüller, Deutsches Wesen im ersten Jahrtausend. (Preis 1.25 M.)

Ein Stück deutscher Geschichte, klar dargestellt und klar umgrenzt, wird in den Rahmen der Betrachtung gespannt, damit man daraus unverfälscht und unentstellt die Kräfte erkennt, die an der Geschichte des deutschen Volkes am Werke sind und aus ihnen begeistert und sicher zur Tat kommt. Mit außerordentlicher historischer Kenntnis werden diese Teile im einzelnen behandelt: Herkommen, Kultur und Sitte der Germanen in der Urzeit; die Unruhen und Verschiebungen in der Völkerwanderungszeit; Germanentum und Christentum in ihren ersten Beziehungen zu einander; die Entfaltung unter den Karolingern; politische und Kulturgeschichte im zehnten Jahrhundert.

Immer greifen die Darlegungen auf die historisch aufgearbeiteten Einzeltatsachen zurück, gewinnen daraus aber so weitreichende Zusammenfassungen und Ergebnisse, daß es sich niemals um eine trockene Wissensübermittlung, sondern durchweg um eine fruchtbare Verlebendigung des Wissens um die deutsche Vergangenheit handelt.

Nr. 5. Dr. Emil Lehmann, Deutsches Volkstum auf Vorposten. (Preis 1.25 M.)

In mancher Hinsicht einfacher und anspruchsloser und im Ganzen doch nicht minder reichhaltig und wertvoll reiht sich das fünfte Buch an die vorhergehenden. Es schildert das Deutschtum auf Vorposten, jene Inseln deutscher Kultur, die, vom Mutterlande losgesprengt, weit draußen im fremden Völkermeere liegen. Soweit der historische Ursprung des Kolonistengebietes zu erkennen ist, wird er dargestellt. Sodann aber

liegt dem Verfasser daran, ein anschauliches Bild von der heutigen Kulturform zu geben, in der die fernen Pioniere unseres Stammes arbeiten und sich vergnügen. Siedlungsform, Sprache, Sage, Sitte, Tracht, Geistesart, — alle Eigenschaften der Volksgruppe werden farbig in ein Bild gebracht, das uns vor allem eins erkennen läßt: daß diese Leute, Mann und Weib, draußen in der Fremde heute noch unsere Volksgenossen sind, mit uns einer Herkunft, eines Blutes und eines Charakters.

Dr. Fritz Vögel.

*

Was ein „Deutscher“ schreibt.

Herr Alfred Fried, Führer der Pazifisten, von manchem Deutschen als Prophet einer neuen, besseren Welt bestaunt, schrieb in der „Friedenswarte“: „In Paris fand gestern unter größter Glanzentfaltung das Fest zur Feier der Wiedererlangung der beiden Provinzen statt. Vor der seit 48 Jahren mit Trauerkränzen umgebenen Straßburgstatue stand die Rednertribühne. Ich beneide die Franzosen um dieses Erlebnis. Im Grund meines Herzens feiere ich mit ihnen. Man muß ein ganz bornierter Patriotarde (!) sein, um den Sieg einer Idee, die Erfüllung einer schon fast verloren geglaubten Hoffnung nicht rein menschlich mitzuempfinden. Ich fühle mit ihnen, ein Schauer der Erregung durchzittert mich bei der bloßen Vorstellung dieses Erlebnisses. Wie mag es erst jenen ergehen, die mit dabei sein können! Ich bin nur von Trauer erfüllt darüber, daß soviel Blut fließen, soviel Glück vernichtet werden mußte, um den Franzosen das nie vergessene Land wiederzugeben“.

Merkwürdige Zeitgenossen umgeben uns. Sie behaupten, daß sie uns das Heil bringen. Was wird in dieser Zeit nicht alles behauptet und geglaubt? Elsaß und Lothringen sind uns geraubt worden, als unser Volkskörper aus vielen Wunden blutend und krank darniederlag. Der Vorgang wiederholt sich heute, da wir im gleichen Zustand sind. Den Raubinstinkten dieses „Pazifisten“ macht diese Räubertat Freude, was ganz natürlich ist. Aus dem Blut und den Tränen, die Deutschland seit fünf Jahren vergoß und noch vergießt, wird eine „Idee“ aufsteigen, eine Hoffnung, die heißt: Wiedererlangung des Elsaß und Lothringens. Deutschland wird wieder von einem großen Traum bewegt. Er wird einst in Erfüllung gehen; aber dann wird sich kein Jude finden, den ein „Schauer der Erregung bei der bloßen Vorstellung dieses Erlebnisses durchzittert“. Auch natürlich; der Franzose steht dem Juden rassisch immerhin näher als der Deutsche.

*

Der Untertan.

Heinrich Mann läßt im Verlag Kurt Wolff in Leipzig ein Buch „Der Untertan“ erscheinen. Der Verleger eines Gustav Meyrink macht die entsprechende Reklame. Da sieht man an Anschlagsäulen eine in die Augen fallende Zeichnung: Ein Altar mit brennenden Kerzen, darauf ein riesiger Helm, in dem man den Gardes-du-Korps-Helm unseres einstigen Kaisers erkennt. Ein Man kniet vor dem Altar, den Zylinder neben sich. Ein in Demut ersterbender, entmannter Mann — der Deutsche, nicht wahr, Herr Kurt Wolff? Wer empfindet nicht die ganze giftige Niedertracht dieser Zeichnung? Aber so wurden in Deutschland alle Güter unseres Volkes seit Jahrzehnten zerstört, und der Deutsche ließ es sich gefallen, er betete diese verfluchte Lügenhaftigkeit an, die uns das Mark in den Knochen zerfressen hat. Und Gustav Meyrink (der vom Kunstwart Bestaunte!), Heinrich Mann und ähnliche Leute wurden die Apostel der Deutschen. Ist es ein Wunder, daß unser Volk heut fieberkrank ist? Dichter aber wie Eberhard König, Wilhelm Kotzde, Friedrich Lienhard, die uns geben, was unseren Vorfahren groß und heilig war, gelten nur einer engen Gemeinde etwas. Wann wird sich unser Volk zu seinen Führern finden?

*

Anmerkung.

In den nächsten Heften des „Deutschen Volkswarts“ werden zu der Frage unserer nationalen Wiedergeburt u. a. das Wort nehmen: Universitätsprofessor Dr. Friedrich Lezius, Exzellenz General d. Inf. Ed. v. Liebert, Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Gustav Roethe, Universitätsprof. Dr. Ferd. Jak. Schmidt.

Trauert nicht, handelt!

Über das Deutsche Reich ist die Landestrauer verhängt worden, und mich will bedünken, als kommt man auch damit, wie mit so vielem, reichlich zu spät. Schon lange — seit Jahren — war es an der Zeit, Spiel und Tanz zu verbieten, denn es war des deutschen Volkes unwürdig, in der Heimat Feste zu feiern und öffentliche Lustbarkeiten abzuhalten, während sich draußen die Besten der Nation verbluteten. Ein Volk, das um „Sein oder Nichtsein" kämpft, das, von beutegierigen Feinden dicht umstellt, dem Hungertode preisgegeben werden soll, das muß durch Gesetze zur Vernunft gebracht werden, wenn ihm die nötige Einsicht fehlt.

Und nun herrscht Landestrauer. Trauern heißt: sich beugen unter ein Leid, das unabwendbar ist. Wir hätten trauern sollen nach dem 9. November, als das heilige, deutsche Reich zu Grabe getragen wurde, als alles starb, was wir geliebt und bewundert hatten. Als die Pfosten der Brücke brachen, die unser stolzes, ruhmreiches Herrschergeschlecht der Hohenzollern trug, da trauerten in Wahrheit Hunderttausende im tiefsten Herzen, denn sie begruben ihr Heiligstes, den Glauben an die glorreiche Zukunft des Vaterlandes.

Und als die Zertrümmerung unseres herrlichen Heeres, das einzig in der Welt dastand, begann, als unsere stolze Flotte, das Lebenswerk Wilhelms II., in Stücke ging, da blutete jedes echte, deutsche Herz vor Jammer und Schmerz, und tiefste Trauer senkte sich auf jede Seele, die deutsch und treu fühlte.

Damals wäre der Zeitpunkt gewesen, eine nationale Trauer anzulegen um das Hohe, Herrliche, das wir verloren haben. Heute aber sollten wir unseren Feinden keine Trauer, sondern unseren deutschen Stolz, unsere ungebrochene deutsche Ehre zeigen, heute sollen wir es vor Empörung hinausschreien in alle Welt: lieber tot als ehrlos, lieber sterben als in Knechtschaft leben! Millionenfach muß unser Schrei hinausgellen bis in die fernsten Zonen, auf daß er nicht ungehört verhalle!

In Millionen Herzen ist endlich die Erkenntnis aufgedämmert, daß blinder, wütender Haß uns vertilgen will, daß unser völliger Untergang besiegelt werden soll. Alle diejenigen, die in läppischer Sorglosigkeit auf den Verständigungsfrieden hofften, sie werden jetzt endlich eingesehen haben, daß unsere Feinde gar nicht daran denken, Gerechtigkeit zu üben, daß es ihnen einzig und allein darum zu tun ist, uns zu vernichten!

Trauern heißt auch: resignieren. Aber das sollen und wollen wir nicht! Bäumt euch auf! Der Geist der Väter lebt noch in euch! Unsere Helden dürfen nicht umsonst für uns gestorben sein! Denkt an 1813! Seid der Ahnen würdig! Schreit es hinaus wieder und immer wieder, bis zu den Sternen hinauf dringe euer Ruf! Er darf nicht ungehört verhallen! Und gehen wir auch jetzt durch tiefste Tiefen, Gott ist gerecht, ein Rächer wird uns erstehen! Das Erwachen ist da — nun seid Deutsche! Laßt die Fackeln lodern! In jede Seele tragt den Brand, hämmert es in jedes Herz: lieber tot, als Knecht! Trauert nicht, sondern handelt! Trauer bindet die Hände, lähmt die Spannkraft und macht müde und kraftlos. Aber gerade jetzt brauchen wir Kraft und Stärke, dem Feinde zu zeigen, daß wir viel aber nicht alles ertragen können! Nun macht es wahr, was ihr in Jahrzehnten des köstlichen Friedens gesungen habt: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!" und „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" — Zu ruhig warst Du, lieb Vaterland, zu sicher der Treue Deiner Söhne. Denn als draußen die graue Mauer granitenfest und unbezwinglich stand, da gärte es im Innern, da waren sie am Werke, die Maulwürfe, die das Fundament des stolzen Gebäudes unterwühlten, das seit Jahrhunderten den Stürmen standgehalten. Nun liegt es in Trümmern. — Aber auch auf Trümmern läßt sich aufbauen. — „Neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Die Glocken, die uns keinen Frieden einläuten durften, sie sollen jetzt ihre ehernen Stimmen ertönen lassen, sie sollen Sturm läuten und ihr „Wachet auf!" hinausrufen, daß es sich vereine mit dem Schrei des Abscheus und der Empörung aus Millionen deutscher Herzen!

Darum noch einmal: Trauert nicht, handelt! Zeigt, daß ihr Deutsche seid! Lita Wolff.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceſtr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Baltland.

Haſſel, H.: Wirtſchaftl. Aufgaben im Baltikum. 36 S. 2.—

Kurland i. d. Vergangenheit u. Gegenwart. Bd. 2. 10. Aufl. 84 S. 1.40

Führende Deutſche.

Eckart, Rud.: Luthers Mitarbeiter am Werk d. Reformation, in Lebensbildern u. Anekdoten. 67 S. —.96

Schreiner, Ernſt: Ganze wetterfeſte Männer. 252 S. Geb. 4.—

Vorländer, K.: Kant als Deutſcher. 61 S. 1.50

Deutſche Politik.

Freytag-Loringhoven, Frhr.: Politik u. Kriegführung. 261 S. Geb. 11.50

Frymann, D.: Wenn ich der Kaiſer wär! Polit. Wahrheiten u. Notwendigkeiten. [Neudruck.] 286 S. Geb. 6.—

Hammann, O.: Vorgeſchichte d. Weltkriegs-Erinnerungen aus den Jahren 1897—1906. 172 S. Geb. 4.50

Hotzel, C.: Blutweihe. Gedanken üb. deutſche Zukunft. 86 S. Geb. 4. —

* Kaindl, R. Friedr.: Böhmen. Zur Einführung i. d. böhm. Frage. 138 S. Geb. 2.85

Langemann, L.: D. deutſch. Zuſammenbruch u. d. Judentum. 73 S. 1.50

Deutſche Kultur- und Weltanſchauung.

Fichte, Joh. Gottl.: Predigten. Hrsg. u. m. Einleitung: Fichte, der Prediger von Pfr. Runge. 75 S. 3.—

Götz, W.: Das Weſen d. deutſchen Kultur. 51 S. 1.50

Thumb, Fr.: D. deutſchen Propheten. Ahnungen u. Mahnungen f. Deutſchland am Scheidewege. 48 S. 1.—

Uhlig, C.: Ich glaube an Deutſchland wie an Gott! Predigt am 1. Aug. 1918. 13 S. 1.—

Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Heinen, A.: Mammonismus u. ſeine Überwindung. E. ſozial.-eth. Studie. 119 S. 1.60

Metz, W.: Gewinnbringende Milliarden od. d. Löſung d. ſozial. Frage n. d. Kriege. 55 S. 1.10

* Würtz, H.: Sieghafte Lebenskämpfer. Mit Geleitwort von Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. v. Harnack. 259 S. 3.—

Deutſche Erziehung und Schule.

* Paulſen, Frdr.: D. deutſche Bildungsweſen u. ſ. geſchichtl. Entwicklung. 196 S. Geb. 2.85

Schmidt, F. J.: D. Entchriſtlichung d. Schule. E. Proteſt. 15 S. —.75

Siebe, Joſefine: D. Welt im Kinderköpfchen. 39 S. 1.40

Völkiſche Unterhaltungsſchriften.

* Bley, Fritz: Von wehrhaftem Raubwild. 7 Tiergeſchichten mit 16 Tierphotographien. 260 S. Geb. 7.—

* Droſte, G.: Slusobr un anner eernſte un vergnögte Vertellſels un Riemels. 110 S. Geb. 7.—

* Hoffmann, B.: Führer durch unſere Vogelwelt z. Beobachten u. Beſtimmen d. häufigſt. Arten durch Auge u. Ohr. 214 S. Geb. 7.70

mit * Abbildungen. * mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Die schwere Zeit, die wir Deutschen jetzt zu durchleben haben, hat aber auch in vielen deutschen Männern das Deutschbewußtsein in erfreulichster Weise geweckt und ihnen den Drang ins Herz gelegt, ihre Gedanken und völkischen Erkenntnisse in Zeitschriften möglichst weiten Kreisen mitzuteilen und so ein neues Erwachen des gesamten Volkes vorzubereiten. Nur wenn das ganze deutsche Volk von den unendlichen Werten des Geistes und der Kultur, die einzig im Deutschtum begründet sind, überzeugt ist, können wir auf eine Wandlung der trüben Zeitläufte zum Besseren, auf Stärkung des deutschen Gedankens, auf dauernde Erhaltung unserer uralten, herrlichen deutschen Kultur hoffen. Darum sind unsere völkischen Zeitschriften, obwohl sie wegen Unruhen, Papiernot und anderer Umstände jetzt oft nur seltener, d. h. in größeren Zeitabständen erscheinen können, doch wertvollste Fundgruben für Arbeiten, in denen echt deutschgesinnte Männer, jeder von seinem bestimmten Gebiete aus, sowohl allgemeine Belange des Deutschtums, als dessen jetzige Nöte, deren Ursachen und die Wege zu ihrer Behebung aufweisen.

Einen Überblick über diese Erscheinungen will die ständige Abteilung „Aus völkischen Zeitschriften" im „Deutschen Volkswarte" bringen. Auf diesem engen Raum von meist nur einer Seite kann aber unmöglich Alles erschöpft werden, auch ist es für einen einzelnen nicht möglich, selbst beständig alle erscheinenden Zeitschriften gründlich durchzusehen, manche sind ihm oft auch nicht im rechten Augenblicke zugänglich. Ein wirkliches Erschöpfen erfordert das Zusammenarbeiten mehrerer; nur so kann ein möglichst vollständiger Überblick über alles in irgend einer Weise Wertvolle gegeben nnd nichts übersehen werden und verborgen bleiben. Andererseits führen Zeitschriften-Aufsätze ein kurzes Leben; auch dem, der ernst wissenschaftlich forscht, kann gerade in älteren Jahrgängen von Zeitschriften viel Wertvolles entgehen oder dauernd unzugänglich bleiben. Diesem Übel kann auch unsere Zeitschriften-Schau nicht gründlich abhelfen; und doch gibt es einen Weg, dieses Vergessenwerden oder mit der Zeit gänzliche Verschwinden wertvollen völkischen Stoffes zu verhindern. Dies ist der folgende:

Die „Deutsche Nationalbücherei" zu Gotha legt jetzt einen nach verschiedenen Gebieten geordneten Zettel-Katalog an, der aus sämtlichen Zeitschriften alles für die Deutschwissenschaft, für den deutschen Gedanken Wertvolle verzeichnet, möglichst auch mit Angabe, in welcher öffentlichen Bücherei die betreffende Zeitschrift dauernd aufbewahrt wird, sodaß die Arbeiten stets wieder aufgefunden werden können. Dieser Zettel-Katalog soll für alle Zukunft fortgesetzt werden, und es sollen, so weit erreichbar, auch die älteren Jahrgänge von Zeitschriften, sei es von noch erscheinenden, sei es von solchen, die nicht mehr bestehen, in diesem Kataloge verzeichnet und zugänglich erhalten bleiben. Jeder Deutsche, der ernstlich auf einem Gebiete der Deutschforschung arbeiten will, kann dann auf Anfrage bei der Deutschen Nationalbücherei ein Verzeichnis aller für ihn in Betracht kommenden Zeitschriften-Aufsätze und der Orte, wo er sie einsehen oder entleihen kann, erhalten. Ein zweiter Zettel-Katalog soll dann die dem Deutschtum feindlichen, oder schädlichen und zu bekämpfenden Aufsätze anderer Zeitschriften nachweisen.

Diese Arbeit ist nicht nur möglich, sondern auch dringend geboten; sie bedarf aber eines großen Stabes von Mitarbeitern. Darum ergeht der Ruf an alle, denen es ernst ist um deutsches Wesen und deutsche Kultur, sich mit mir, dem Leiter der „Deutschen Nationalbücherei" zu Gotha in Verbindung zu setzen und mir mitzuteilen, welche Zeitschriften er ständig liest, und daß er bereit sei, mir regelmäßig in bestimmten Zeitabschnitten ein Verzeichnis der von ihm gefundenen wertvollen Aufsätze zuzusenden. Mit größter Freude würde ich es ferner begrüßen, wenn die Betreffenden sich auch bereit erklärten, auch ältere Zeitschriften-Jahrgänge, sei es in der eigenen oder einer ihnen erreichbaren öffentlichen Bücherei, daraufhin durchzuarbeiten. So nur kann der Zettel-Katalog in der Deutschen Nationalbücherei wirklich umfassend werden und seine Aufgabe, allen für den deutschen Gedanken Eintretenden und Arbeitenden den nötigen Arbeits-Stoff und die geistigen Waffen zum Kampfe für unser Volkstum und unsere Kultur zu liefern, voll erfüllen.

Mögen sich recht viele zu solcher vaterländischer Arbeit, deren Segen gewiß nicht ausbleibt, bereit erklären und mich in dieser Sammlung unterstützen. Allen künftigen Mitarbeitern im voraus herzlichen Dank und treudeutschen Gruß

Prof. Dr. R. Frhr. v. Lichtenberg,
Gotha, Moltkestraße 40.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang . Heft 6 Juni 1919

Wer, wenn das Vaterland in Not ist, einen anderen Gedanken als dessen Rettung fühlt, ist nicht wert, in einem freien Staate zu leben.

Friedrich Maximilian v. Klinger.

Das Deutsche Reich im Jahre 1919.

Von General d. Inf. z. D. von Liebert, Berlin.

In seinem berühmten Roman „Auch Einer" macht der Tübinger Ästhetiker Friedrich Vischer die eigenartige Bemerkung: „Sehen Sie, die Deutschen können das Glück und die Größe nicht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben — das Deutsche Reich — und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden." Diese Worte sind vor mehr als fünfzig Jahren geschrieben, und wie genau entsprechen sie der heutigen Zeit, sie halten dem heutigen Geschlecht den Spiegel vor.

Gar nahe liegt ein Vergleich der Gegenwart mit der Zeit von 1806 bis 13. Damals hieß es in Berlin: „Der König hat eine Bataille verloren", das geschlagene preußische Heer eilte in fluchtartigem Rückzuge bis hinter die Oder. An der Weichsel bot Graudenz den ersten Widerstand, später Gneisenau in Colberg, Graf Götzen in den schlesischen Festungen. Preußische Truppen kämpften mit den Russen vereint bei Eylau, Heilsberg und Friedland. Der Friede von Tilsit war tief demütigend, aber das gesamte deutsche Volk stand geschlossen hinter seinem Könige. Es gab keine Meuterei in Armee noch Marine, keine Soldatenräte, keine Bolschewisten, keine jüdischen Volksverhetzer. Unmittelbar nach dem Friedensschluß begann die Erneuerung der Wehrmacht, der inneren Verwaltung,

der Finanzen, vor allem die geistige und sittliche Erhebung, die von den drei Universitäten Königsberg, Breslau und später von Berlin ausging. In aller Stille ward ein neuer Staat geschaffen.

Heute ward das deutsche Volksheer nach $4^1/_2$ jährigem Kampfe von hinten ermordet, wie der blonde Siegfried vom schwarzen Hagen hinterrücks erstochen wurde. Die Verüber dieser Meintat blieben die Herren der Lage, sie sind Gebieter über Land und Leute, Männer, der Regierungskunst fremd, haben die höchsten Ämter inne, sie haben keinen Anstand genommen, die für Deutschland vernichtenden Waffenstillstandsbedingungen zu unterzeichnen. Die nach dem nur für die Sozialdemokratie zugeschnittenen Wahlrecht gewählte Nationalversammlung hat von der dem Bürgertum zugefallenen Mehrheit keinen Gebrauch zu machen gewußt, sondern sich der willensstärksten Partei unterworfen. Auch von diesem Parlament ist kein Heil zu erwarten. Wir befinden uns in einer sozialistischen Republik, die sich aus selbständigen, vorläufig nicht einmal in ihren Grenzen festgelegten Gliedstaaten zusammensetzt und Deutsch-Österreich als solchen Gliedstaat in ihren Verband aufzunehmen wünscht. Über dem Ganzen schwebt eine Regierung ohne Willenskraft und Initiative, die bislang von den extremen Unabhängigen beherrscht wird und dieser gefährlichen Richtung dauernd nachgibt, ohne Heer und Flotte, ohne Verkehrsmittel, ohne die Kraft, Arbeit und Produktion wieder in normalen Betrieb zu setzen, ohne Kredit, tief verschuldet durch immer neue Ausgabe wertloser Papiergeldes, aber überreich an Staats- und Stadt-, Zentral- und Arbeiter-, Soldaten- und Kasernenräten!

Das tapfere deutsche Heer, der Stolz unseres Volkes, ist von innen zermürbt und aufgelöst, von außen zerschlagen worden. In der Zeit der höchsten Not, wo alle Nachbarn nach deutschem Volksboden die gierigen Hände ausstrecken, wo der blutige Aufruhr im Innern des Landes tobt, steht Deutschland ohne Armee da und ist auf Freiwilligen-Anwerbung angewiesen, um sich seiner Haut zu wehren. Die allgemeine Wehrpflicht ist im Lande ihres Ursprungs unmöglich geworden, seitdem der streikende Arbeiter zum streikenden Soldaten wurde, und die einst unüberwindlichen Truppen kampfmüde die Waffen niederlegen und die Hände hochheben. Die Kriegsflotte ist dem Feinde übergeben, die Schiffe der Handelsflotte sind ausgeliefert. Deutschland steht, nachdem es einer Welt in Waffen getrotzt und den größten Krieg der Weltgeschichte bis nahe an das Ende siegreich geführt, waffen- und machtlos seinen Feinden preisgegeben, — durch eigene Schuld, durch Verrat und Zuchtlosigkeit des eigenen Volkes. Wie es um unsere Wehrmacht steht, lehrt die Tatsache, daß am 7. April die kommunistische Regierung in München ausgerufen wurde, am 1. Mai aber erst die Reichsregierung genügend Streitkräfte bereit hatte, um die Stadt zu befreien. Bei jedem Bürgerkriege aber gilt als erste Erfahrungsregel, so schnell und so kräftig wie möglich aufzutreten; dann wird am wenigsten Blut vergossen (siehe Bonaparte

am 13. Vendemiaire, Cavaignac im Juni 1848, Mac Mahon in Paris 1871). Friedrich der Große sagte: „Verhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente." Die Wahrheit dieses Satzes muß das kürzlich noch als erste Kriegsmacht der Welt gepriesene Deutsche Reich in empörender Weise bei den Friedens-„Verhandlungen" in Versailles erleben, nachdem es sich selbst entwaffnet hat.

Von Reichsfinanzen ist überhaupt nicht mehr zu sprechen, sondern nur noch von Reichsschulden. Auch ein Rechenkünstler wie Herr Dernburg wird dies Knäuel nicht lösen. Zu den ungeheueren durch Kriegsanleihen entstandenen Schulden treten jetzt die Verschwenderwirtschaft der Republik, der Soldatenräte, die Vernichtung unsagbarer Werte durch unaufhörliche Revolutionen und Straßenkämpfe und das Ausfallen der regelmäßig schaffenden Arbeit infolge der zur Gewohnheit werdenden Massenstreiks. Man kann nur von einem Milliardentaumel oder -wahnsinn sprechen, der die Menschheit befallen hat, und von dem noch keine Heilung abzusehen ist. Diese an sich schon heillosen Zustände werden gegenwärtig gesteigert durch Kriegsentschädigungsansprüche der Alliierten von 20 d. h. 50 Milliarden Mark, ein Objekt, das trotz der schwindelnden Höhe von der deutschen Regierung bei den Waffenstillstandsverhandlungen im Prinzip anstandslos anerkannt worden ist. Dabei soll diese Riesensumme nur als Abschlagszahlung zu betrachten sein.

Das parlamentarische Leben wird von der stärksten Partei, der Sozialdemokratie, beherrscht, da das Bürgertum sich nicht zu einigen vermochte und zwei große bürgerliche Parteien sofort einen Pakt mit der Sozialdemokratie schlossen, um an den Ministersesseln in Reich und Staat beteiligt zu werden. Man kann es nicht anders bezeichnen als einen Verrat am Bürgertum; denn nur durch dies Verhalten ist die Herrschaft der Sozialdemokratie begründet, während das Bürgertum die Mehrheit für sich hat. Die Reichsregierung ist machtlos, sie scheint den äußeren Feinden nicht zu wehren und die inneren Feinde gewähren zu lassen. Die ganze Provinz Posen hat sie dem Reiche entreißen lassen, und die Aufstände, Putsche, Revolutionen, bewaffneten Streiks, die Unterbrechung des Bahnverkehrs sind nicht aufzuzählen; von den Massenverbrechen gegen das Eigentum gar nicht zu reden. Die Regierung ist zumeist ratlos, sie erhebt Proteste, sie legt Verwahrung ein, sie bittet schön, aber es folgen keine Taten. Und ist irgend ein blutiger Aufstand niedergeschlagen, so läßt man die Rädelsführer entwischen, so daß dieselben Verbrecher an einer anderen Stelle von neuem Unheil stiften. Anstatt einen doppelten Arbeitstag anzusetzen, führte man einen Nationalfeiertag ein, dem das Bürgertum ganz fremd gegenübersteht.

Ende März ward in der Philharmonie von Herrn Direktor Wulle ein Vortrag über den Zusammenbruch der Sozialdemokratie gehalten. Es wurde der Zusammenbruch in wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht, in der inneren und äußeren Politik nachgewiesen. Seitdem sind wieder mehrere Monate hingegangen, nichts

ist besser geworden, alles schlimmer. Dasselbe System ist noch an der Herrschaft, das deutsche Volk läßt es sich gefallen, es hat die Regierung, die es verdient. Es kennt nur noch das eine Motto: Panem et circenses! Es streikt und tanzt, ein Bild rührender Selbstgenügsamkeit.

Bei Walter v. d. Vogelweide findet sich ein Gedicht, das merkwürdig genau unsere Zustände wiedergibt:

Die Hohen und die Niedern.

Wo der Hohe niedersteigt,
Wo man dem Niedern Sitze zeigt
Im hohen Rat, da ist der Hof entehret.
Wie riet ein unberatner Mann
Wohl, was er weder weiß, noch kann.
Soll er mir heilen, was mich nicht beschweret?
Was stehen die Hohen vor den Kemenaten?
Die Niedern sollen jetzt das Reich beraten.
Wo denen nun die Kunst gebricht zu ehrlichem Gefecht,
Da schlagen sie sich durch mit eitel Lügen:
Das lehren sie die Fürsten und Betrügen.
Die stören unser Glaubensheil und brechen unser Recht:
So steht es um die Krone schlimm und um die Kirche schlecht.

Diese Verse sind um das Jahr 1200, nicht etwa 1919 gedichtet. Man muß aber beim Lesen an den Schneider Merges in Braunschweig, den Schneider Kirchhof in Dresden und andere politische Größen unserer Zeit denken. Vielleicht erinnert man sich auch der vier Zuchthäusler, die als Führer des bewaffneten Aufstandes in Offenbach fielen oder der seltsamen Helden, die München drei Wochen lang „regierten" und die Stadt zum Narrenhaus stempelten.

Wie beschämend ist es für das deutsche Bürgertum, daß die Revolution über seinen Kopf weggeschritten ist und es eine so hilflos passive Rolle dabei gespielt hat! Wie sehr haben sich alle, die wir für dies Volk zu arbeiten uns bemühten, in seiner Einschätzung geirrt! Es steht leider nicht nur in der Stärke des Nationalgefühls — dieser Mangel war weltbekannt —, sondern auch in moralischer Beziehung weit hinter anderen Nationen zurück, wie der furchtbare Zusammenbruch dargetan hat. Treue, Ehrlichkeit, Vaterlandsliebe sind verschwunden; Verrat, Geldgier, unsinnige Vergnügungssucht, Gleichgültigkeit gegen das Geschick der deutschen Nation sind an ihre Stelle getreten. Nicht der politische, sondern der moralische Zusammenbruch hat uns die Verachtung der ganzen Welt eingetragen. Daß wir Deutschen selbst von Tschechen, Polen, Rumänen und Italienern verachtet werden, ist eine neue Erscheinung. So herrlich weit haben wir es gebracht.

Das deutsche Volk hat der auswärtigen Politik gegenüber sich stets gleichgültig verhalten, es hat immer seinen inneren Streitigkeiten und Zänkereien gelebt. Es hat schwere Katastrophen durchlebt und bereits drei Teilungen Deutschlands — 1450, 1648 und 1806 hinter sich —; die vierte, vor der es jetzt steht, ist

jedoch die schwerste, da sie auf die Bismarcksche Machtepoche folgt und Land und Volk von der Sonnenhöhe wirtschaftlicher und politischer Vollentwicklung jäh hinabstürzt. Der Sturz ist um so verhängnisvoller, als er nur durch eigene moralische Schuld erfolgt. Auch Frankreich hat 1870 im Kriege die Republik ausgerufen und seinen Kaiser ins Ausland getrieben, aber es hat nicht seine Armee und Flotte aufgelöst, sondern im Gegenteil eine neue Armee aus dem Nichts geschaffen. Deshalb ist Frankreich mit vollen Ehren aus dem Kriege hervorgegangen, während Deutschland als ehrloser Helot unter den Nationen dasteht und sich von den übermütigen Siegern alles bieten lassen muß. Es liegt politisch, moralisch, finanziell, sozial zerbrochen am Boden. Man muß bis zum dritten punischen Kriege (146 vor Chr.) zurückgreifen, um ein Beispiel zu finden, daß dem Besiegten die Friedensbedingungen und die Grenzen ohne Verhandlungen diktiert wurden.

Über diese Bedingungen ist nichts zu sagen, als daß sie ungeheuerlich sind, die Entwicklung Deutschlands unnatürlich einschnüren und verhindern, den politischen und wirtschaftlichen Aufschwung auf Dauer ausschließen. Auf die einzelnen Punkte braucht man hier nicht einzugehen. Die einzig mögliche Antwort auf das Machwerk vom 7. Mai wäre eine stolze Ablehnung und die Abreise der deutschen Bevollmächtigten gewesen, aber dazu ist die Regierung zu schwach. So wird denn über die Schmach und den dauernden wirtschaftlichen Ruin Deutschlands „verhandelt". Das deutsche Volk aber wiederholt in immer erneuten Protestversammlungen den Ruf: Lieber tot als Sklav!

Werfen wir nach dieser traurigen Übersicht noch einen Blick auf die inneren Verhältnisse, so ergibt sich am deutschen Volke die volle Wahrheit der Gobineauschen Prophezeiung am Schlusse seines großen Rassewerkes. Wir sehen die Tatsachen sich vor unseren Augen vollziehen. Niemand hat wohl geahnt, daß die Weltgeschichte gerade wiederum das deutsche Volk der Vernichtung preisgeben würde, um ihre Lehren beweiskräftig zu erhärten: „Die lateinisch-slavische Welt der minderwerten Rassen überwältigt im Bunde mit dem amerikanischen Völkerchaos die germanische Welt, weil diese, in sich durch Judentum und Sozialdemokratie, durch Kosmopolitismus und Jesuitentum zernagt, sich von den guten Elementen losgesagt, Kaiser und Fürstentum über Bord geworfen und sich der Herrschaft der Massen überantwortet hat." Deutschland stellt heute genau das Bild dar, wie es Gobineau am Schluß seines „Amadis" entwirft: Die Helden der Edelrasse liegen erschlagen auf der Wahlstatt, die Vertreter des Völkerchaos, die Mischlinge, die breite Mittelmäßigkeit triumphieren; damit ist der Untergang des Germanentums besiegelt.

Der Druck der breiten geistlosen Masse gibt sich deutlich kund in dem Beiseiteschieben der gebildeten Stände, der studierten Berufe. Die Ärzte werden durch die Krankenkassen drangsaliert, die Juristen sollen durch Laienschöffen ersetzt

werden (600 Richterstellen sind trotz der großen Zahl anstellungsuchender Assessoren unbesetzt), die Theologen sind nur noch geduldet, die nationalgesinnten Lehrer stehen auf dem Aussterbeetat. In den hohen Staatsämtern befinden sich Laien und kleine Leute. Die Regierungskunst mit der notwendigen Erfahrung und Menschenkenntnis gilt als eins der zu beseitigenden Übel des alten Regimes. Heute werden die Stellen der Verwaltungsbeamten nur nach der Parteizugehörigkeit vergeben. Im Falle die betreffende Persönlichkeit für den verliehenen Posten nicht ausreicht, wird ihr ein Fachbeamter beigegeben. Das nennt man sparsame republikanische Wirtschaft.

Es wird bereits in den Gymnasien die Jugend vor dem Beziehen der Universität gewarnt, das Studium lohne nicht mehr. Die humanistische Bildung verfällt der Mißachtung, die vier Fakultäten bieten keine Stellungen mehr für den Nachwuchs der gebildeten Stände. Nur Handel, Bankfach, Technik, Industrie geben noch Brot und Lebensstellung. So wird der junge Deutsche durch die Not der Zeit der materialistischen Richtung zugeführt, die unser Volksleben mit Beschlag belegt. Für Kunst und Wissenschaft werden in dem neuen ausgepowerten Staate ebenso wenig Geldmittel vorhanden sein wie für die nationalen Güter: Heer und Flotte.

Die Zustände, denen wir entgegengehen, können gar nicht schwarz genug geschildert werden. Feldmarschall v. Woyrsch hat sie kürzlich in einem schlesischen Blatt kernig und scharf umrissen. Und wer vermag nur eine Andeutung zu geben, daß irgendwo ein Beginn zur Hebung, Besserung, Erneuerung zu bemerken wäre. Bislang wird der Abgrund, in dem wir versinken, täglich tiefer, der finanzielle und wirtschaftliche Zusammenbruch immer trostloser. Wenn das deutsche Volk nicht zu Grunde gehen will, muß es sich entschließen, einen Diktator zu berufen, der mit gewaltiger Kraft durchgreift, jeden Streik unterdrückt, die Arbeitslosenentschädigung abschafft und Arbeitszwang durchsetzt, die gefährlichen Ausländer aufgreift, alle befreiten Verbrecher wieder festsetzt und so wieder Ordnung und Achtung vor dem Gesetz in deutschen Landen herstellt. Wie dankbar würde ein solcher Mann an der Spitze des Reichs vom Volke begrüßt werden! Bis zu seinem Erscheinen ist leider nur der tiefste Pessimismus berechtigt. Wir müssen uns mit der Rolle abfinden, zu einem Helotenvolke herabgedrückt zu sein, das dem Auslande Frondienste zu leisten hat.

Da wir als großes Volk aber uns nicht selbst aufgeben können, so müssen wir nach einem Punkt suchen, an dem der Hebel anzusetzen ist, der unser tief gesunkenes, demoralisiertes Volk wieder in den Normalzustand hinaufschnellen könnte. Diesen Punkt finden wir nicht im heutigen verwahrlosten Geschlecht, wir müssen ihn in der Jugend suchen und uns bemühen, ein neues, anders geartetes und wieder Idealen zustrebendes Geschlecht heranzuziehen. Sollte es der Sozialdemokratie wirklich gelingen, den Schulunterricht in materialistische

Richtung zu drängen, Religion und vaterländische Geschichte zu verbannen, so fällt dem Elternhause die Pflicht zu, die Kinder und ihre geistige Entwicklnng eindringlicher als bisher zu überwachen, den richtigen Lesestoff für sie auszuwählen und sich viel und ernst mit ihnen zu beschäftigen. Martin Luther, Treitschke, Einhart, Felix Dahn, Wildenbruch, Gustav Freytag, Fontane, Polenz sind die zu empfehlenden geistigen Führer, die Eltern und Kinder in der Zeit nationaler Not und Trübsal aufzurichten vermögen. Der Gedanke, daß eine große Nation mit zweitausendjähriger Geschichte nicht untergehen kann, sondern ihren Tag der Wiederaufrichtung und der Rache an ihren selbstsüchtigen Feinden haben muß, drängt sich von selbst auf.

In derselben Gedankenverbindung müssen unsere Beziehungen zu unseren deutschösterreichischen Brüdern in völkischer und politischer Beziehung, sowie zum Auslandsdeutschtum geregelt und gepflegt werden. Alle Deutschen auf dem Erdenrund haben sich als eine große Familie zu betrachten. Die Gesetzgebung des Reiches wird eine systematische Bevölkerungs-, Siedlungs- und Wanderungspolitik in deutschvölkischem Sinne ins Leben rufen müssen, wenn unser Volk aus den Trümmern des Weltkrieges zu neuem Leben erstehen soll. Endlich darf nicht die rassische Auslese vergessen werden, die überall bestrebt ist, nur aus den rassisch reinblütigen, reindeutschen Familien die Tüchtigsten auszuwählen, diese durch gute Erziehung und Bildung zu fördern und so den Deutschen in Deutschland die verlorene Führung in Politik, Amt, Universität, Literatur, Theater und vor allem in der Presse wieder zu verschaffen. Nur auf dem Wege harter, ernster Arbeit und nationaler Selbstbesinnung ist es möglich, allmählich wieder die uns gebührende Stellung unter den Weltvölkern zu erringen, die uns im Jahre des Unheils 1919 so schmachvoll entrissen wurde.

Zum Schlusse sei in dem Augenblick, wo die deutschen Offiziere „abgeschafft" werden, ein Wort Nietzsches angeführt: „Die Zukunft der deutschen Kultur ruht auf den Söhnen der preußischen Offiziere. Bauernblut ist noch das beste in Deutschland, und der märkische und preußische Adel und der Bauer gewisser norddeutscher Gegenden enthält gegenwärtig die männlichsten Naturen; und daß die männlichsten Naturen herrschen, ist in der Ordnung".

Die Hohenzollern-Bilder und die deutsche Treue.

Von Gustav Roethe, Charlottenburg.

Als vor einigen Wochen die Nachricht durch die Zeitungen lief, verschiedene Gemeindeverwaltungen von Groß-Berlin hätten beschlossen, die Hohenzollern- und Feldherren-Bilder aus den städtischen Schulräumen zu entfernen, den Schulen ihre an unsere große Geschichte anknüpfenden Namen zu nehmen, und was wir da sonst von demokratischen Unwürdigkeiten zu hören bekamen, da konnte uns das im Grunde nicht überraschen; es waren die notwendigen Früchte unserer kläglichen Revolution, Früchte, die uns nur darum so bitter schmecken, weil wir die Deutschen höher eingeschätzt hatten und uns noch immer nicht daran gewöhnen können, unser Volk auf dem sittlichen Tiefstand zu sehen, auf dem es angelangt zu sein scheint. Aber was wollen diese häßlichen Treulosigkeiten sagen im Vergleich zu dem Furchtbaren, was uns die jüngsten Tage zuzumuten drohen? Fast scheint es kleinlich, bei jenen verhältnismäßig geringfügigen Dingen zu verweilen, da der kümmerliche Rest deutscher Treue und deutschen Ehrgefühls, der etwa noch vorhanden ist, auf ganz andere Proben gestellt werden soll.

Die Versailler Friedensbedingungen sind ein wahrhaft teuflisches Machwerk. Nicht genug, daß sie unser armes Vaterland und Volk materiell, in seiner Bewegungsfreiheit, in seiner Macht, selbst in seiner geistigen Selbständigkeit vollständig lahm legen wollen und mit raffinierter Grausamkeit jeden Quell zu verstopfen suchen, der unsere nationale Kraft künftig wieder einmal tränken könnte; unsere Gegner wissen ganz genau, daß ihnen das alles nichts helfen würde, wenn sie uns nicht von innen heraus auflösen, wenn sie nicht das Rückgrat deutscher Ehre zerbrechen. Und so enthält jenes Friedens-Dokument eine Bedingung, die darauf abzielt, unsere eigene Selbstachtung so bis aufs Letzte zu zertrümmern, daß ein Aufstieg aus solcher Erniedrigung nicht mehr möglich scheint. Nicht einmal die unerhörte Zumutung, Deutschland sollte die alleinige Schuld des Krieges auf sich nehmen, ist das Schlimmste, obgleich uns auch damit eine bewußte Unwahrheit zugemutet wird, von der die Entente am besten weiß, was für eine faustdicke Lüge das wäre. Tausendmal schlimmer ist das Verlangen, daß wir unsere ausgezeichneten Feldherren dem Haß unserer Feinde ausliefern sollen, dieselben Feldherren, denen wir vor kurzem noch zujubelten, und die uns gerettet hätten, wenn wir uns nicht selbst aufgaben. Und auch damit nicht genug: wir sollen unseren Kaiser der Rachgier der wilden Bestien preisgeben, die in Versailles darauf lauern, an dem edlen Monarchen ihr Mütchen zu kühlen, den sie hassen, weil er unser Kaiser war, weil sich ihnen in ihm die Größe des alten stolzen Deutschlands einst verkörpert hatte.

Als der sächsische Dichter des „Heiland“ in seiner volkstümlichen Dichtung, die dem frischbekehrten Sachsenvolke das Evangelium, vor allem die Taten und

Leiden Christi näher bringen sollte, erzählend die Stelle erreicht hatte, wo Christus inmitten seiner Jünger von den Verfolgern gefangen genommen wird, da stockt er. Seinem germanischen Herzen fällt es schwer zu berichten, wie die Gefolgsleute tatenlos zusahen, daß man ihren Heereskönig, ihren geliebten Herrn fortschleppte. Germanischem Empfinden widersprach das aufs härteste. Der Gefolgsmann hat die Pflicht, tausendmal eher sein eigenes Leben zu opfern, als daß er die Vergewaltigung des Herrn zuließe. So windet sich der Dichter, er beruft sich darauf, daß Christi Gefangennahme vom Schicksal nun einmal bestimmt gewesen sei. Aber man fühlt es durch, die Begründung genügt dem Dichter selbst nicht; deutsche Treue sollte stärker sein selbst als Schicksalswille. Und der Sänger atmet geradezu auf, als er berichten darf, wie Petrus das Schwert zieht und dem Malchus das Ohr blutig schlägt. Aus der harmlosen Bibelstelle wird hier eine kriegerische Heldentat gemacht. Das war einst echtes deutsches Empfinden. Und jetzt sollen wir nicht nur zulassen, daß unser Herr und Kaiser den ungerechtesten Richtern zum Opfer falle, sondern wir sollen uns bis zur äußersten Erbärmlichkeit besudeln, indem wir selbst bei diesem Unrecht mitwirken? O, unsere Feinde wissen warum! Solche seelische Verschmutzung frißt weiter und würde, käme es wirklich dazu, wie ein zersetzendes Geschwür jedes nationale Ehrgefühl für immer in uns vernichten.

Einst bewunderte der Römer die deutsche Treue, deren wilde Leidenschaft ihn fast erschreckte. Noch in diesem Kriege sprachen wir gern und stolz von der Nibelungentreue, richteten uns auf an ihrer tragischen Größe. Ist sie uns wirklich in wenigen Monden ganz verloren gegangen, diese alte, große Germanentugend der Treue? Es handelt sich nicht nur darum, daß wir unserem Kaiser das bescheidene Restchen Treue wahren, ihn vor dem frevelhaften Übermut unserer Feinde zu schützen, auf daß er nicht gemißhandelt werde, weil er unser Kaiser war. Es handelt sich vor allem auch um die Treue gegen uns selbst, um die Treue zu unserer deutschen Idee, um jene heilige Ehrfurcht vor uns selbst, in der Goethe, als er seine pädagogischen Grundgedanken aufstellte, geradezu die Höhe der sittlichen Erziehung sah. Ein Volk, das diese Ehrfurcht vor sich selbst aufgibt, verdient zu Grunde zu gehen.

Wie lange ist es her, da huldigte das deutsche Volk so gut wie ausnahmslos diesem selben Monarchen. Und wir, die wir hier versammelt sind, wir fühlen in tiefster Seele, daß wir durch die Bande des Herzens, durch geschichtliche Erkenntnis, durch heilige Überzeugung und ehrwürdige Traditionen mit der Monarchie der Hohenzollern unlöslich verwachsen sind. Wollen wir das verleugnen? Wir haben es mit Schmerz und Ekel erlebt, wie viele, denen sonst die verehrenden Worte vor dem Throne so glatt von den Lippen flossen, jetzt auf einmal ihr demokratisches oder gar rotes Herz entdeckt haben. Bewahren wir uns den Bekennermut, der mit der Selbstachtung unlöslich verbunden ist. Schenkendorffs

schönes Lied, mehr und mehr schwillt es uns in diesen Tagen der Untreue heran zum heiligen Gelöbnis: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!"

Kaiser Wilhelm II. ist dem furchtbaren Schicksal dieses Krieges nicht gewachsen gewesen, das räumen wir ein. Er hat es nicht verstanden, den rechten, starken, geistes- und willensmächtigen Berater zu finden und an seine Seite zu ziehen. Und die Hohenzollern sind ein feinnerviges Geschlecht gewesen, kein grobdrähtiger Soldatenschlag, sondern von einer Genialität, deren grandiose Vorzüge zuweilen die Kehrseite einer Schwächeanwandlung zeitigen konnten. Aus dem Leben des großen Friedrich, selbst des tapferen ersten Hohenzollern-Kaisers kennen wir solche Stunden des Zagens. Freilich, sie gingen schnell vorüber und wichen gesteigerter Willenskraft, zähester Ausdauer. Aber nie ist früher ein Hohenzoller unter einen so jähen Druck gestellt worden, wie es Wilhelm II. durch Schicksal und Verrat in jenen verhängnisvollen Novembertagen widerfuhr. Wer möchte es wagen, da zu verurteilen? Nur beklagen dürfen wir den Kaiser und uns, und wir denken in dieser Stunde der hohen Verdienste, die er während einer langen Regierung, in der wir sehr glücklich waren, um sein Volk sich erwarb. Wie recht er hatte, auf eine starke Flotte zu dringen, nie ist uns das klarer gewesen, als in diesem Augenblick, da wir auf unabsehbare Zeit vom Meere ganz verdrängt werden sollen. Und mir ist es zumal ein Bedürfnis aus eigenster Erfahrung zu bezeugen, welch ehrliches, echtes Verhältnis zur Wissenschaft, welche eifrige Fürsorge für sie Kaiser Wilhelm II. betätigt hat. Ein moderner Mensch, der von demokratischen Neigungen vielleicht mehr besaß, als es für ihn und uns gut war, ein warmherziger Freund des friedlichen Austausches und Verkehrs der Völker, den er mit allen Mitteln, vielleicht sogar allzu eifrig begünstigt hat; der aufrichtigste Förderer der Völkerfreundschaft, der kein höheres Ziel kannte, denn als Friedenskaiser in der Geschichte fort zu leben. Wäre ihm das Glück widerfahren, eine Woche vor Kriegsausbruch zu sterben, seine Regierung stünde in unserer Geschichte da im hellsten Sonnenscheine, wir würden an sie wie an eine Zeit ungetrübten Glückes zurückdenken und das Ausland würde sich darin überbieten, ihn zu preisen. Und dieser selbe friedfertige, gütige, weiche Mann, dessen nachgiebige Friedensliebe gerade die Franzosen früher oft genug verspottet haben, er muß es erleben, daß er jetzt als ein Attila und Nero, als der fanatische Träger wilder Kriegsgier und Kriegsverrohung von gewissenlos lügenden Feinden gebrandmarkt wird. Tief beschämt es uns, daß auch Deutsche so niedrig denken, diese internationale Verleumdung mattherzig zu dulden oder gar weiter zu tragen. Wilhelm II. hat es unleugbar verstanden, dem machtvoll aufstrebenden neuen Reich einen Zuschnitt großen Stils zu geben. Gewiß, ich gestehe, mir war die schlichtere Art seines Großvaters und Bismarcks lieber. Es wäre dennoch ein empörendes Unrecht, zu verkennen, daß unser Kaiser dem Reiche ein höchst würdiger, gerade im Ausland uns viel geneideter Führer durch ein glänzendes, aufsteigendes

Vierteljahrhundert gewesen ist. Schande dem Deutschen, der das zu vergessen vermag!

Aber die Herren Stadtverordneten, die die Schulräume von Hohenzollernbildern befreien wollen, beschränken sich nicht auf die Büste des letzten Kaisers, auch Wilhelm I. soll weichen. Dieser gütige Greis, den niemand vergessen kann, dem das hohe Glück zuteil ward, in sein Vaterauge zu schauen. Diese wundervolle Verkörperung menschlich bescheidener Güte und hoher königlicher Festigkeit; uns Älteren, die wir jung waren unter ihm, ist er der König geblieben. Nie aber war er größer als damals, da er in ruhiger pflichtgemäßer Sicherheit seinen gewaltigen Kanzler festhielt gegen die törichte Anmaßung von Parlamentsmehrheiten. Was für ein Segen von ihnen zu erwarten ist, das sollten wir schon aus der Geschichte Bismarcks gelernt haben. Aber über alle Kämpfe jener Zeit hinweg vereinigte uns die Liebe zu dem edlen, weisen, milden Fürsten. Und sein gütiges Antlitz sollen unsere Knaben und Mädchen nicht mehr in der Schule schauen? Er erneuerte das innige Verhältnis von König und Volk, das sein minder starker und bedeutender Vater Friedrich Wilhelm III. einst erleben durfte seit den Tagen der großen Not, die ihn mit seinen Preußen aufs engste zusammenhämmerte. Denn das war die Größe jener Jahre, in denen die Berliner Universität erstand, in denen sich das Volk zusammenraffte zur Abschüttelung der Fremdherrschaft; die ungeheure Not schloß König und Volk immer enger aneinander. So war es des preußischen Volkes würdig. Voll Scham senken wir den Blick, wenn wir daran denken, daß wir in den Tagen der großen Not, verführt durch die verlogenen Lockungen unserer Feinde, unserem König die Treue brachen. Jetzt ernten wir die Folgen, die wir verdienen. 1813 hat uns die Treue gerettet, 1918 und 1919 hat uns die Untreue den Feinden preisgegeben. Und das von Rechts wegen!

Vor kurzem hat irgend ein Minister oder sonst ein Vertreter des neuen Systems eine Ansprache gehalten, in der er seinen Hörern vordeklamierte, als echter Demokrat müsse er daran glauben, daß alles Gute aus dem Volke komme und nicht durch die Fürsten. Die Geschichte spricht anders, und jenes Gerede kennzeichnet so recht die Mischung von Halbbildung und Doktrinarismus, die jetzt bei uns das große Wort zu führen sich erdreistet. Wer imstande ist, die schöpferischen Kräfte zu beurteilen, der weiß, daß es der Einzelne und nicht das „Volk" ist, was die Geschichte macht, und wenn an irgend einer Stelle diese Erkenntnis sich schlagend belegen läßt, so ist das die Geschichte der Hohenzollern. Wann hätte die Welt ein Herrscher-Geschlecht von gleich schöpferischer Kraft geschaut? Die Hohenzollern haben ihre Preußen zur Arbeit, zur Ordnung, zum Staatsgefühl und zur Kultur erzogen. Vom ersten Markgrafen an haben sie daran gearbeitet, den Adel, die Kirche und die anderen Einzelgänger dem Staatsgedanken einzugliedern und unterzuordnen. Selbständige Menschen von bewundernswerter Mannigfaltigkeit, nicht nur Krieger, nicht Denker und Dichter,

nicht Staatsmänner, aber von allem etwas, und wenigstens einmal hat diese für ein Fürstengeschlecht vorbildliche Mischung sich zur denkbar höchsten Synthese erhoben. Ein ernstes Geschlecht, oft melancholischen Einschlags, das seine Aufgaben niemals leicht nahm, voll stäten Pflichtgefühls, das an Gewissensfragen schwer trug; nicht immer glücklich in der Wahl der Berater, aber von so starker Eigenart, daß sich unter ihnen ganz erstaunlich wenig Nieten finden. Zumal in den letzten Jahrhunderten haben wir einen unerhörten Reichtum von Männern des allererſten Ranges auf unserem Throne geschaut. Gerade in unseren Tagen denken wir mit demütiger Ehrfurcht des Großen Kurfürsten, der in seinem kleinen Ländchen jene erfolgreiche Weltmachts-Politik trieb und treiben durfte, die der Zukunft unseres Vaterlandes die Bahn wies. Schweres war auch ihm nicht erspart, und von seinen Lippen floß jener finstre Wunsch, der uns allen jetzt leise durch die Seele schwingt: „exoriare aliquis!“. Und auf den glänzenden ersten König, der Preußens Geistesleben einen großen Rahmen steckte, folgte jener einfache derbe Monarch, den man eine Zeit lang wie eine Lustspielfigur glaubte ansehen zu dürfen, der sich aber für uns Nachlebende aus der beredten Sprache der Akten zu einer historischen Persönlichkeit höchsten Ranges, von einheitlicher Größe entwickelt hat, Friedrich Wilhelm I., der Schöpfer des Preußischen Heeres, dem wir zu dieser Stunde nachtrauern, der Schöpfer des Preußischen Beamtentums, dessen tüchtige Reste bisher den zerfallenden Staat immer noch notdürftig zusammen gehalten haben. Gewiß, der Soldatenkönig erzog seine Bürger, wenn es sein mußte, auch einmal mit einem wohlgemeinten Stockschlage: aber er war, mögen wir seine Mittel etwas gröblich finden, trotzdem ein weitschauender großer Volkserzieher. Und ihm ward eine Stunde beschieden, da er den erhabenen Leitgedanken des Hohenzollern-Hauses, daß der König seines Staates erster Diener ist, in wahrhaft tragischer Größe bewähren durfte. Ich meine die Stunde, da er, wie Abraham den Isaak, seinen eigenen geliebten Sohn auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer zu bringen gewillt war. In dieser furchtbaren Stunde reifte der junge Friedrich heran zu der menschlichen Größe, die es ihm vergönnte, auf den Grundlagen, die sein gewaltiger Vater gelegt hatte, jenen herrlichen Staat zu errichten, dessen Untergang uns Preußen vielleicht noch tiefer in die Seele schnitt, als das Sinken des Reiches. Gerade als Preußenkönig hat der große Friedrich den Deutschen — ihnen allen — Lebensgefühl und Lebensgehalt gegeben. Er hat seinem Staate Schlesien und Westpreußen und Stücke der Rheinlande erworben oder verteidigend erhalten, die jetzt von dem Staatskörper, dem sie mit allen Fasern verwachsen sind, durch brutale Gewalt widerrechtlich losgerissen werden sollen. Der Reichtum dieses genialen Fürsten wehrt den Versuchen jeder andeutenden Würdigung. War der Sieger von Roßbach, der große, alle Wandlungen der Europäischen Politik beherrschende Staatsmann doch zugleich lange Jahre der eigentliche Leiter der Akademie der Wissenschaften,

der geistreiche Causeur von Sanssouci, ein hochbegabter Dichter und Musiker. Alles, was er angreift, hat Teil an dem Stil der großen Persönlichkeit, und er war, wie das wiederum eine alte Hohenzollern-Tugend ist, im Grunde ein Mann der Freiheit, trotz seines Krückstocks; er dürstete nach freien Menschen, und unter ihm durfte jedermann auf seine Fasson selig werden. Aber alles hat er dem Staate untergeordnet, vor allem sein eigenes Glück. Für sich hat er auf Glück niemals Anspruch erhoben, ein Einsamer erfüllt er schonungslos gegen sich selbst seine königliche Pflicht. Das ergreifende Wort, das wir an unseren alten Herrn knüpfen: „Ich habe keine Zeit müde zu sein", ganz ähnlich hat es schon der greise, große König gesprochen. Mir wurde erzählt, daß einige beflissene Schulen bereits beginnen, das Bild Friedrichs des Großen im Schulunterricht zu streichen oder es wohl gar nach der frechen Karikatur umzuzeichnen, wie sie der gewandte, aber gewissenlose Sozialist Mehring entworfen hat. Mögen sie nur! Der alte Fritz ist diesen Erbärmlichen doch viel zu groß. Er wird leben, wenn der demokratische Spuk unserer Tage längst einer unrühmlichen Vergangenheit angehört.

Man will die Hohenzollern-Bilder nicht vernichten, sondern sie fein säuberlich in der Rumpelkammer aufbewahren, und einige pietätvolle Stadtverwaltungen beabsichtigen sogar, ihnen leidlich ehrenvolle Plätze neben anderen berühmten Deutschen in einer Art Museum einzuräumen, in dem nur Wilhelm II. nicht unterkommen darf. Aber aus der Schule müssen sie heraus, denn unsere Sozialdemokratie fürchtet die Macht dieser geschichtlichen Erinnerungen über junge Seelen. Und was den Hohenzollern widerfährt, darf auch Bismarck und Moltke und Roon nicht erspart werden, geschweige denn Hindenburg oder gar Ludendorff, der ebenso Herrn Wilson mißfällt, wie unserer heutigen Regierung. Hat man wirklich den Tag von Tannenberg schon vergessen? Wie atmete damals Berlin jubelnd auf, Berlin, das der Erfolge im Westen nicht froh werden konnte, da der furchtbare Druck der östlichen Gefahr über uns lag! Wie jauchzten wir dem neuen Namen Hindenburg zu, und wie froh begrüßten wir alle ohne Ausnahme den Sieger von Lüttich an der Seite des führenden Feldherrn! Jetzt hat man im Osten Berlins die Hindenburg-Schule ihres Taufpaten beraubt. Aber wir lasen erfreut, daß wenigstens die Jugend sich dagegen tapfer gesträubt hat. Auf das gesunde Herz der Jugend müssen wir ja hoffen, da leider Gottes in den erwachsenen Deutschen Ehrgefühl und Dankbarkeit erloschen scheint. Wie wäre es sonst begreiflich, daß der Magistrat von Berlin, der es bis vor kurzem so trefflich verstand, die Hohenzollern zu feiern, denen Berlin alles verdankt, wie wäre es sonst begreiflich, daß jener selbe Magistrat dem niedrigen Beschluß seiner Stadtverordnetenmehrheit sich bereitwillig fügte? Ein entschlossener Protest wäre würdiger und vielleicht sogar klüger gewesen. Ich fürchte, der Herr Oberbürgermeister hat durch seine Zustimmung weder links noch rechts an Respekt gewonnen.

Denn die Geschichte läßt sich nicht aus der Welt schaffen. In ihr leben die Hohenzollern weiter; solche Erbärmlichkeiten sind nur geeignet, ihr Bild zu verklären. Gerade in der Seele deutscher Jungen, die das Herz noch auf dem rechten Fleck haben und nicht in feiger Wandelbarkeit vor den „Konjunkturen" zu Kreuze kriechen. Was ist denn mit der Entfernung der Bilder gewonnen? Spricht doch der Ruhm, die Herrlichkeit, die Schaffenskraft, die Güte der Hohenzollern überall in Berlin und in Preußen und in Deutschland zu unserm Volke. Will man auch die Denkmäler entfernen, die der stolze Schmuck unserer historischen Straßen sind? Will man Rauchs Meisterwerk auch in ein Museum verbannen? Denn vor einfacher Zerstörung ist es wohl durch seinen „Kunstwert" geschützt, der angeblich auch von der Sozialdemokratie respektiert werden soll. Und zerstört nur die Denkmäler! Die Schlösser sprechen von den Hohenzollern, mögen sie jetzt auch den unwürdigsten Bewohnern anheimfallen. Die Straßen und Kanäle zeugen von der Kulturtätigkeit der Hohenzollern. Wo in Preußen wäre denn ein Fleck, an dem nicht irgendwo das Wirken dieses wundervollen Geschlechts zutage träte? Wütet nur gegen die Namen und die Taten, sucht sie nur aus dem Unterricht und vielleicht sogar aus den Büchern zu verbannen, die Geschichte läßt ihrer nicht spotten. Fünfhundert Jahre der segensreichsten Hohenzollern-Geschichte werden nicht in fünf Monaten ausgelöscht oder in fünf Jahren oder selbst in fünfzig: — doch so lange kann diese demokratische Verirrung Deutschlands unmöglich dauern.

Die Entente wußte ganz genau, was sie tat, als sie mit allen Mitteln der Verleumdung, der Bestechung, des Moralpathos, der Lockung gegen die Monarchie zu Felde zog. Sie wußte, daß sie damit in das Herz deutscher Kraft traf. War die Monarchie gefallen, so lag das Deutsche Reich am Boden. Das Mittel hat sich bewährt. Die dumme demokratische Delila hat dem deutschen Simson mit der internationalen Scheere, deren eine Schneide sozialistisch, die andere jüdisch geschärft war, den königlichen Haarschmuck abgeschnitten; jetzt ist er geblendet oder verblendet und wird in der Mühle unter den Peitschenhieben seiner Feinde elenden Frondienst leisten. Aber die biblische Erzählung ist damit nicht am Ende. Die stärkenden Haare wachsen dem Helden dennoch wieder, und die Stunde wird kommen, da das wiederkehrende Kaisertum unser armes Volk aus seinem Elend wieder aufreißt zu nationalem Fühlen und Handeln. Wehe dann den Philistern draußen und drinnen, die heute laut und leise über uns Deutsche triumphieren!

Die Geschichte ist eine große Macht für den, der von ihr zu lernen, der sich an ihr zu stärken weiß. Es ist wunderbar, was die geschichtliche Erinnerung für ein Volk bedeuten kann. Gestalten, die rettungslos vergessen scheinen, wenn ihnen innere Größe, wenn ihnen ein fruchtbarer Gedanke inne wohnt, sie tauchen immer wieder von neuem auf und können Generationen führen, von denen sie

um Jahrhunderte, ja, um Jahrtausende getrennt sind. Da hat einmal ein kleiner niederdeutscher Gaufürst sich gegen eine weit überlegene von Westen hereindringende Weltmacht zur Wehr gesetzt. Es gelingt ihm durch Mut und List ein vorgeschobenes weit überlegenes Heer zu beseitigen; aber, als er dann versucht, ganze Arbeit zu tun, sein Volk zu vollem Siege zu führen, da vernichtet Verrat, innerer Zwist, Feigheit und Friedseligkeit seine große Absicht, ja, er fällt der Eifersucht seiner Landsleute zum Opfer. Und sie vergessen ihn. Vergessen ihn ganz. Jahrhunderte gehen dahin, die nie etwas von ihm und seinen Taten gehört haben. Da taucht anderthalb Jahrtausend später irgendwo in einem Kloster eine lateinische Handschrift auf, in der ein berühmter römischer Geschichtsschreiber von jenem Fürsten erzählt. Nur wenig. Aber darunter die Worte „liberator haud dubie Germaniae", „ohne Zweifel der Befreier Germaniens", und diese Formel wirkt wie ein belebendes Zauberwort. Arminius, der Cherusker-Fürst, steht auf einmal in frischer Jugendkraft und im vollen Waffenschmuck inmitten seines Volkes. Er übernimmt eine geistige Führung zum nationalen Stolze, er beherrscht das Nationalgefühl des 17. Jahrhunderts, er gießt noch Möser und Klopstock, ja Heinrich von Kleist deutsche Zuversicht in die Adern. Und wenn das dem vergessenen kleinen Fürsten aus dem Anfang des ersten christlichen Jahrhunderts noch gelang, wie ganz anders werden der große Friedrich und Bismarck kämpfen gegen unsere äußeren und inneren Feinde! Mögen die Sozialisten ihre Bilder und ihre Namen aus der Schule bannen, die Helden spotten der lächerlichen Mittel gemeiner Seelen. Die Sozialdemokratie stiert mit blödem Blick in die Zukunft. Sie darf es kaum wagen, der deutschen Gegenwart ins Auge zu schauen, die sie ins Elend gestürzt hat, und sie fürchtet mit Recht die Geschichte, denn das ist eine strenge Urteilssprecherin. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", das wissen auch unsere Feinde. Deutschland soll freiwillig seine Schuld am Kriege bekennen, eben darum weil die Herren Clemenceau und Lloyd George und Wilson hoffen, dadurch dem gerechten Urteil der Geschichte ein Schnippchen zu schlagen. Daumenschrauben der Hungerfolter werden uns angelegt, auf daß wir bekennen, was wir nicht bekennen dürfen, ohne bewußt zu lügen. Das wird ihnen alles nichts helfen, die Geschichte wird ihres Richteramts dennoch walten, auch über unser Volk.

Unsere Geschichte ist zugleich unser Gewissen. Können wir vor ihrem Stuhl bestehen? Wir können es nur, wenn wir unsere wirkliche Schuld uns rückhaltlos gestehen. Nicht an dem Kriege tragen wir Deutschen die Schuld; er ist uns in kalter Berechnung aufgezwungen worden, weil wir den andern zu stark, zu zukunftsreich waren. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir unser Glück nicht vertrugen. Die guten Tage sind den Deutschen nie gut bekommen. Möge uns die furchtbare Not der Zeit von dem Materialismus, dem wir zu verfallen drohten und der den fruchtbaren Nährboden für das Gift der Sozialdemokratie

hergab, in harter Zucht wieder zu jener idealen Gesinnung zurückführen, die einst die Größe unseres Volkes ausmachte. Unsere größte Schuld aber bleibt die grauenhafte Untreue, die das deutsche Volk im Herbst 1918 gegen sich selbst und seine große Vergangenheit frevelnd verübte. Diese Schuld muß uns zu jeder Stunde qualvoll in der Seele brennen. Ich wiederhole, es war uns sehr gut gegangen, uns allen. Der wundervolle Aufstieg, der seit 1860 sich in unserem Volke und Staate vollzog, wer könnte ihn je vergessen? Alle Kreise unserer Bevölkerung haben daran vollen Anteil gehabt; lasen wir doch noch in den letzten Tagen, daß selbst die jetzige deutsche Regierung dem Ausland gegenüber unsere Arbeiter-Versicherung als vorbildlich hingestellt hat. Wem danken wir denn diese Arbeiter-Versicherung? Bismarck und dem alten Kaiser und nicht etwa der Sozialdemokratie! Auch sie war gute, uneigennützige, geniale Hohenzollernarbeit, die jedem das Seine zudachte.

Die Untreue hat uns verdorben, die Treue allein kann uns retten. Kehren wir zurück zu den großen Kräften unserer Vergangenheit: zur deutschen Treue, deutschen Tapferkeit, deutschen Frömmigkeit, zum deutschen Fleiß und stärken wir unsere Kräfte an der klaren Sprache der Geschichte! Dann brauchen wir nicht zu verzagen. Ein kleines Würzelchen, das im magersten Erdreich sich festklammerte, hat schon Felsen gesprengt, wenn es gesund und fest war. Reißt man die Hohenzollern-Bilder aus den Schulen, so sollen sie dafür das Elternhaus schmücken, und jeder, der den Namen eines Deutschen verdient, sorge dafür, daß trotz allem das Bild unserer großen Staatsmänner und Feldherren in der deutschen Jugend fortlebe. Wir wollen nun und nimmer vergessen, welchen Segen die Hohenzollern unserem Volke gebracht haben. Wir geloben dafür zu sorgen, daß es auch unsere Kinder und Enkel nicht vergessen. So erheben wir Einspruch gegen die Entfernung der Hohenzollern-Bilder aus der Schule, erheben empörten Einspruch gegen die entehrende Zumutung, als könnten wir Deutschen unseren Kaiser seinen Feinden preisgeben. Und wir vertrauen: dereinst wird unserem armen, verblendeten Volke die Binde von den Augen fallen und es wird wieder erkennen, wer seine wahren Wohltäter gewesen sind. Bis diese Stunde erschienen ist, geloben wir zu bekennen, unbeirrt durch den Druck der Zeit, und wiederum schwören wir mit Schenkendorff:

„Ich will mein Wort nicht brechen
und Buben werden gleich.
Will predigen und sprechen
vom Kaiser und vom Reich!"

Die Entwicklung des Menschen zur Freiheit.

Von Rittmeister a. D. Jürgen von Ramin, Berlin-Nikolassee.

Wir Menschen gleichen oft einem Wanderer, der auf beschwerlicher Straße mühsam einherkeucht und doch stets nur die Beschwerden und Gefahren in seiner unmittelbaren Nähe sieht, nicht aber ein fernes Ziel. Da kann es denn wohl geschehen, daß den Wanderer die Kräfte verlassen, denn den festen Willen, alle Beschwerden und Gefahren zu überwinden, kann uns nur der Gedanke an ein erstrebenswertes und erreichbares Ziel verleihen. Das Leben des Menschen ist eine Entwicklung, und wenn wir Weg und Ziel für unser Leben finden wollen, dann müssen wir uns darüber klar sein, daß jede Entwicklung bestimmten, unerschütterlichen Gesetzen unterworfen ist. Gleichgültig, ob man diese Gesetze Naturgesetze oder göttliche Gesetze nennt, ihr Vorhandensein kann niemand bestreiten, und es ist eine Tatsache, daß keines Menschen Willen und keines Menschen Macht an diesen Gesetzen auch nur ein Jota ändern kann, es ist eine Tatsache, daß wir hilflose Sklaven dieser Gesetze bleiben, wenn wir sie nicht zu erforschen und zu erkennen suchen, wenn wir sie nicht benutzen, indem wir sie befolgen.

Unter diesen Gesichtspunkten möchte ich die Entwicklung des Menschen zur Freiheit betrachten.

Aus dem tiefsten, innersten Wesen des Menschen erwächst der Wunsch nach einem möglichst hohen Grade persönlicher Freiheit, und dieser Wunsch ist heilig, denn die Sehnsucht nach Freiheit, nach Erlösung hat den Menschen aufwärts geführt, hat unsere gesamte Zivilisation und Kultur geschaffen. In etwas anderer Form kann man diesen Wunsch ausdrücken, indem man sagt, daß der Mensch wünscht, das tun zu können, was er will, das erreichen zu können, was er beabsichtigt und erstrebt. Allzuleicht wird aber vergessen, daß zwischen dem Willen und der Tat, zwischen der Absicht und dem Vollbringen ein Wort steht, das Wort „Können". Wir können durchaus nicht ohne weiteres das tun, was wir wollen, selbst wenn uns kein Mensch hindert, wir können nicht ohne weiteres reiten, Geige spielen, bauen, schneidern, zimmern usw., sondern wir müssen alle diese Tätigkeiten erlernen, ehe wir sie ausüben können. Es ist sogar so, daß wir jede Tätigkeit, die von unserm bewußten Willen abhängig ist, erlernen müssen, ehe wir sie ausüben können, müssen wir doch stehen, gehen und sprechen lernen. Der Weg zur Freiheit, der Weg dahin, daß wir tun können, was wir wollen, daß wir erreichen können, was wir beabsichtigen und erstreben, geht also allein über die Schulung.

Wie vollzieht sich nun die Schulung? Es gibt Menschen, die sagen: „Alles, was ich kann, verdanke ich der eigenen Kraft"! Solche Menschen muß man darauf hinweisen, daß auch sie am Schürzenbande ihrer Mutter laufen lernten, daß auch sie vom Munde ihrer Mutter sprechen lernten, daß auch sie aufwuchsen,

täglich und stündlich beschenkt von den Gaben einer Kultur, die sie nicht geschaffen haben. Wenn wir von den Gaben dieser Kultur einmal nur die Sprache herausgreifen. Die Sprache ist nicht das Erzeugnis der Arbeit eines Einzelnen, sondern das Erzeugnis der Arbeit aller Generationen seit Bestehen des Volkes, und in dieser Sprache werden uns alle Begriffe und Vorstellungen, auf denen sich unser Wissen, unsere Erkenntnis gründen, fertig vorgesetzt, in dieser Sprache werden uns alle Mitteilungen gemacht, von denen wir lernen, sind alle Bücher geschrieben, aus denen wir unser Wissen schöpfen. Man stelle sich einmal vor, was aus einem Kinde werden würde, das man aufwachsen lassen würde ohne je mit ihm zu sprechen, ohne es je in etwas zu unterrichten, und man wird wissen, daß wir uns aus eigener Kraft nur unwesentlich über eine tierische Entwicklungsstufe zu erheben vermöchten. Die Schulung vollzieht sich also immer so, daß wir etwas lernen, was andere bereits wissen, was andere bereits können und erfahren haben.

Einen jungen Menschen, der etwas lernen will, oder wie es wohl meist zunächst der Fall sein wird, etwas lernen soll, nennen wir Schüler oder Lehrling, den, der ihn unterrichtet, Lehrer oder Meister. Der Meister, um einmal bei dieser Bezeichnung zu bleiben, gibt dem Lehrling eine Reihe von Anweisungen und Vorschriften, die dieser erlernen und befolgen muß. Die Vorschriften entstammen nun aber auch nicht dem eigenen Geiste des Meisters, sondern der Meister lehrt im wesentlichen nur, was er einst gelernt hat. Die Vorschriften entstammen einer allgemein verbreiteten und allgemein gültigen Überlieferung. Solche allgemeingültigen Vorschriften bezeichnen wir mit dem Worte Gesetz. Der Lehrling wird also einem schulenden Gesetze unterworfen.

Es wird nötig sein, hier etwas zu verweilen, denn meist fassen wir den Begriff „Gesetz" viel enger, als es der eigentlichen Bedeutung des Wortes entspricht. Tatsächlich gibt es für jedes einzelne Gebiet menschlicher Betätigung einen schier unerschöpflichen Schatz von Erfahrungen und Erkenntnissen, der seinen Niederschlag findet in einer umfassenden Menge von Grundsätzen, Anleitungen und Vorschriften für unser zweckmäßiges und gutes Handeln. Ob ich Handwerker oder Bauer, Beamter oder Künstler werden will, stets muß ich in die Lehre gehen, stets finde ich ein schulendes Gesetz vor.

Nun wird jeder Vernünftige leicht einsehen, daß eine positive Leistung auf keinem Gebiete möglich ist ohne Schulung und ohne schulendes Gesetz. Nicht so allgemein verbreitet ist indessen die Erkenntnis, daß wir das schulende Gesetz niemals, unter keinen Umständen und auf keinem Gebiete entbehren können. So ist z. B. eine Schulung der Menschen im Zusammenleben miteinander unumgänglich notwendig, und ohne ein klares, umfassendes, allgemein anerkanntes Sittengesetz, dessen Vertreter die Kirche sein sollte, ohne das Bürgerliche Gesetzbuch und das Strafgesetzbuch, die den Menschen mit mehr oder weniger sanftem Drucke auf das hinweisen, was nötig ist, um ein Zusammenleben und Zusammenarbeiten

zu ermöglichen, würden bald die übelsten Triebe in immer breiteren Kreisen des Volkes erwachen. Das Wort scheint etwas stark, und doch läßt sich seine Wahrheit leider nur allzu leicht beweisen. Ich erinnere an das erschreckende Schwinden der Bürgertugenden in unserm deutschem Volke seit dem am 9. November erfolgten Umsturze der schon lange von den Zerstörern unterwühlten Gesetze, ich erinnere an das Anwachsen brutalster Raubinstinkte in immer breiteren Kreisen unsres Volkes, ich erinnere daran, daß der schamlose Wunsch, Werte, Rechte, Einfluß oder Stellungen zu gewinnen, ohne daß ein sittliches Recht dazu aus der persönlichen Leistung erwuchs, sich bis in die sogenannten „höchsten Kreise" geschlichen hat. Wem das noch nicht zum Beweise genügen sollte, wer etwa meint, Leute mit derartigen Wünschen und Instinkten hätten schon immer verbrecherische Anlagen gehabt, dem will ich ein anderes, unwiderlegliches Beispiel entgegenhalten.

Solange das militärische Gesetz noch bestand, solange die ganze Summe von Vorschriften und Bestimmungen noch Gültigkeit hatte, die den deutschen Mann zum Soldaten erziehen sollten, so lange hatte der deutsche Soldat alle militärischen Tugenden. Er war treu, tapfer, kameradschaftlich und aufopferungsfähig. Ich selber habe einer Division angehört, die alle diese Tugenden stets bewiesen hatte und stets bewies bis zuletzt. Ja, bis zuletzt, bis das militärische Gesetz jede Wirksamkeit verloren hatte, denn in dem Augenblicke, wo das Gesetz zusammengebrochen war, waren auch die militärischen Tugenden verschwunden. Ich hab's erlebt, daß deutsche Soldaten massenhaft ihre Waffen verkauften an die Todfeinde ihrer Kameraden um schnöden Gewinstes willen. Ich hab's erlebt, daß deutsche Truppenteile sich feige weigerten, ihren in schwerstem Kampfe stehenden Kameraden zu Hilfe zu kommen. Ich hab's erlebt, daß ganze Divisionen in feiger Flucht zur Grenze eilten und ihre weiter in Feindesland stehenden Kameraden schmählich im Stiche ließen. Ich hab's erlebt, daß eine ganze Heeresgruppe in einem Sumpfe von Schande und Not versank. O mein Volk, mein deutsches Volk, wann wirst du endlich erkennen, daß die Tugenden nicht irgend wie vom Himmel fallen, sondern das Erzeugnis einer straffen und beständigen Schulung sind, wann wirst du endlich erkennen, daß der einzige Weg zu Glück und Freiheit über Schulung und Gesetz führt, wann wirst du endlich die Lügenpropheten zum Teufel jagen, die dir immer wieder die Zucht-, Plan- und Gesetzlosigkeit anstatt der Freiheit anpreisen!

Denn wir müssen uns darüber klar sein, daß das schulende Gesetz dem Lehrling anfangs wie ein fremder, unbequemer Herr gegenübersteht, dessen Vorschriften unverständlich und schwer zu befolgen sind. Erst allmählich, im Laufe einer fortgesetzten Schulung kann der Lehrling erkennen, daß lediglich das Gesetz ihn zu zweckmäßigem, gutem und erfolgreichem Handeln befähigt, und so wird aus dem unbequemen Herrn ein zuverlässiger und lieber Freund und Ratgeber,

dessen Anweisungen man gerne und aus eigenem Antriebe befolgt. Kommt der Lehrling nicht so weit, so ist er niemals einer positiven Leistung fähig, nie wird er erreichen, was er will, nie wird ihm das Glück der Erfüllung zuteil, und er bleibt ein Stümper, ein Sklave des Geschehens. Diesem Schicksal aber liefert den Lehrling jeder aus, der ihn aufhetzt, sich dem Zwange des schulenden Gesetzes zu entziehen, der ihm vorredet, er sei doch frei, und der Zwang sei unwürdig. Solch gewissenloser Hetzer verbaut dem Lehrling in Wahrheit den einzigen Weg zur Freiheit.

Durch fortgesetzte Schulung wird aus dem Lehrling ein Geselle, und schließlich kann und weiß der Geselle alles, was sein Meister weiß. Sucht er dann nicht einen neuen Meister, der mehr kann und weiß als der erste Lehrer, so ist die Schulung beendet und wird künftig vom Leben selbst übernommen.

Leider ist nun aber überhaupt die Möglichkeit, einen Menschen durch Schulung zu fördern, durchaus nicht unbegrenzt, sondern wird bedingt von den Fähigkeiten des Lernenden. In dieser Beziehung werden zwei grundlegende Wahrheiten von zwei guten, alten Sprichwörtern ausgesprochen. Das eine heißt: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", und will uns sagen, daß es dem Menschen unmöglich ist, auf allen, ja auch nur auf mehreren Gebieten die wirkliche Meisterschaft zu erwerben. Wer sich nicht beschränken und seinen Fähigkeiten entsprechend bescheiden kann, wer bald dies, bald jenes versucht, der wird es nirgends zu positiven Leistungen bringen, wird nie das Glück erfüllten Strebens kennen lernen. Das andere Sprichwort heißt: „Schuster bleib bei deinen Leisten", und will uns sagen, daß der Mensch sich nur auf Gebieten betätigen soll, für die seine Fähigkeiten und seine Schulung ausreichen, wenn er nicht sich und anderen schaden will.

Wir dürfen nämlich unsre Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß die Fähigkeiten der meisten Menschen zwar ausreichen, um die Meisterschaft auf einem einfachen Betätigungsgebiete zu erringen, daß aber die Meister immer seltener werden, je höhere Anforderungen der Beruf an die Fähigkeiten, besonders an die geistigen Fähigkeiten, stellt. Fast alle können meisterhaft graben, pflügen, säen, Holz hauen usw. lernen, seltener sind schon die, welche meisterhaft schmieden, zimmern, schneidern oder sonst ein Handwerk ausüben lernen, noch seltener sind die Meister auf den Gebieten höherer Technik, und es gibt nur wenig Menschen, die es auf einem rein geistigen, wissenschaftlichen Betätigungsgebiete zu einer wahrhaft beherrschenden Meisterschaft bringen. Wieviel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie stets daran dächten, daß nur eine Tätigkeit, die wir meisterhaft ausüben, unserm Sehnen nach Erfüllung unsres Strebens, unserm Sehnen nach Freiheit Befriedigung gewähren kann. Jeder weiß oder kann es sich vorstellen, wie unglücklich sich der Stümper auf einem feurigen und edlen Pferde fühlt, der Meister aber kann bei der Ausübung dieser einfachen körperlichen Tätigkeit ein solches Glück empfinden, daß Menschen gesagt haben: „Das

höchste Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde!" Wieviele, die heute in einer freudlosen Tretmühle arbeiten, die Sklaven ihres Berufs sind, würden glücklicher und freier sein, wenn sie ihren Beruf nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten gewählt hätten.

Es wäre nun allerdings töricht, wenn wir nicht daran dächten, daß der Beruf den Menschen nicht nur glücklich machen, sondern auch ernähren soll, und da erinnere ich an etwas, das ich bereits betonte. Die Gesetzlosigkeit weckt und fördert die übelsten Triebe. Auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens hat sich mehr und mehr der Grundsatz Bahn gebrochen, daß man das freie Spiel der Kräfte durch gesetzliche Eingriffe möglichst wenig stören dürfe. Infolge dieses schönen Grundsatzes ist es möglich geworden, daß eine kleine Clique von Spekulanten die gesamte werteschaffende Arbeit des Volkes in ihren Dienst zwang. Es ist möglich geworden, daß ein kleiner Klüngel von menschlichen Raubtieren, die niemals selbst einen Wert geschaffen haben, ungeheure Gewinne aus der Arbeit anderer zog. Es ist möglich geworden, daß wir Sklaven des internationalen Geldsacks wurden. Ein schlagkräftigerer Beweis für die Behauptung, daß die Gesetzlosigkeit niemals zur Freiheit, sondern immer zur Sklaverei führt, läßt sich kaum denken.

Nun sollte man meinen, daß die gesamten Werteschaffer sich zusammentun würden zur Abwehr dieser menschlichen Raubtiere. O nein, — so ist es keineswegs. Im Gegenteil ist es den Spekulanten gelungen, mit Hilfe einer beherrschenden, feilen und verlogenen Presse, mit Hilfe törichter oder gewissenloser Hetzer und Agitatoren die Werteschaffer in zwei sich gegenseitig bekämpfende Parteien, in Bürger und Arbeiter zu spalten. Ja, noch mehr! Es ist den menschlichen Raubtieren gelungen, ein anderes Raubsystem anstatt des mammonistischen Wuchersystems populär zu machen, das kommunistische Raubsystem. Denn wahrlich, für den, der arbeiten kann und will, ist es doch verteufelt gleichgültig, ob menschliche Raubtiere ihm die Werte, die er schafft, fortnehmen durch Wucher, oder ob dieselben Raubtiere als „Beamte" eines kommunistischen Staatswesens auftreten und den Werteschaffer „enteignen".

Hätten Regierung und Volksvertretung sich nicht von den Freiheitsphrasen, die auch hier den Deckmantel für die Gesetz-, Zucht- und Planlosigkeit abgeben mußten, betören und einschüchtern lassen, hätten in Regierung und Volksvertretung nicht entweder Mitläufer und bestochene Werkzeuge der Spekulanten gesessen oder Leute mit einem Horizont wie ein Schnapsglas, hätten Regierung und Volksvertretung ihrer höchsten Pflicht entsprechend rechtzeitig zugleich mit einer umfassenden Aufklärung und Schulung des Volkes Gesetze geschaffen, welche den Werteschaffer schützten und Spekulation und Wucher ausschalteten, die heutigen katastrophalen Zustände wären uns erspart geblieben.

Nun können natürlich die Gesetze, nach denen ein Volk lebt, wirkt und sich entwickelt, nicht ewig unverändert bleiben, wenn sie nicht zur toten, starren, alles

Leben erstickenden Formel werden sollen. Sie müssen aus dem Volke heraus und mit dem Volke wachsen, müssen in ständigem, lebendigem und lebenspendendem Zusammenhange mit der Entwicklung des Volkes stehen. Da erhebt sich nun die Frage, wer die Gesetze ändern soll, und die Antwort scheint einfach. Der soll sie ändern, der sie verbessern kann.

Ehe ich zu dieser Frage weiter Stellung nehme, möchte ich kurz feststellen, wie man überhaupt etwas verbessern kann. Eine Verbesserung ist nur möglich durch eine organische, schöpferische Entwicklung und Ausgestaltung des Vorhandenen. Ein Beispiel wird die Sache einwandfrei erklären. Jemand hat sich über den Fernsprecher geärgert und will ihn verbessern. Was muß er tun? Er muß sich zunächst eine beherrschende Kenntnis alles dessen aneignen, was auf diesem Gebiete bisher geleistet wurde, und dann unter Anknüpfung an die vorhandene Fernsprechtechnik seine Verbesserung einführen. Wenn der Mann sagen würde: „Der Fernsprecher taugt nichts, also zerschlagt ihn, zertrampelt ihn, fort mit ihm!“ ja, dann würde er eben keine Verbesserung einführen, sondern eine fernsprecherlose Zeit. Wer also die Gesetze seines Volkes auf irgend einem Gebiete verbessern will, der muß zunächst sich eine beherrschende Kenntnis des betreffenden Gebietes aneignen und dann unter Anknüpfung an die vorhandenen Gesetze seine Verbesserung einführen. Würde er sagen: „Das Gesetz taugt nichts, also fort mit ihm, zerstört es, beseitigt es!“ so würde er keine Verbesserung einführen, sondern eine gesetzlose Zeit mit all ihren entsetzlichen Folgen.

Für den, der die Gesetze seines Volkes verbessern will, genügt indessen ein bloßes Wissen noch nicht. Es genügt nicht, daß er in seinem Schädel eine wohlgeordnete Kartei aufbewahrt, deren Schubfächer er nach Bedarf öffnet. Er muß die Kraft besitzen, sich das Ganze bildhaft vorzustellen, so daß er die lebendigen Zusammenhänge, den organischen Aufbau erkennen kann, mit einem Worte, er muß künstlerischen Blick besitzen. Ja, künstlerische Kraft und Phantasie im höchsten Grade muß der besitzen, der, über die höchste Höhe der bisher erreichten Erkenntnis hinauswachsend, die Gesetze seines Volkes wahrhaft erfüllen, wahrhaft verbessern und vervollkommnen will. Es ist durchaus abwegig, sich einzubilden, die schöpferische, künstlerische Kraft des Menschen könnte sich nur auf den Gebieten betätigen, die wir heute unter dem Begriffe Kunst zusammenfassen. Wer in der Lage ist, aus sich heraus etwas Vollkommneres zu schaffen als alles Vorhandene, der ist in Wahrheit ein Künstler, ganz gleich, auf welchem Gebiete er sich betätigt. Solche wahrhaftigen Meister und Künstler sind die berufenen, gottgesandten Führer auf dem Wege zur Freiheit. Sie sind es, deren Geist dem Gesetze immer wieder neues Leben einhaucht, sie sind es, welche die Erkenntnis des Gesetzes in lebendige Tat umsetzen, sie sind die Bahnbrecher der Wahrheit, die Schöpfer vollkommnerer Zustände, und wehe dem Volke, das diese seine Besten, seine Helden, seine Erlöser nicht erkennt und anerkennt, indem es ihnen folgt.

Der Idealzustand wäre es, wenn an der Spitze jedes menschlichen Betätigungsgebietes ein solch gottgesandter Meister und Künstler stehen würde, der das betreffende Gebiet mit seinem schaffenden Geiste organisierte, führte und förderte; aber wie weit, wie unendlich weit sind die Völker zu allen Zeiten von diesem Idealzustande entfernt gewesen, wie unendlich weit ist unser deutsches Volk heute von ihm entfernt. Die Schuld daran, daß die Menschen von dem einzigen Wege zu Freiheit und Glück immer wieder abirren, daß die Menschen zu allen Zeiten ihre Besten, ihre Erlöser mißverstehen und verfolgen, trägt ein übles Gezücht von Freiheitsfeinden und Zerstörern. Man kann diese Freiheitsfeinde in zwei Gruppen einteilen. Zur ersten Gruppe gehören alle die, welche das Gesetz zur starren, toten Formel machen, alle die, welche irgendeinen starren, toten Zustand, irgendeinen Grundsatz, eine Erkenntnis als den Gipfelpunkt der erreichbaren Vollkommenheit bezeichnen, selbst wenn die lebendige Entwicklung entweder längst darüber hinausschritt oder aber im schärfsten Gegensatze zu der „alleinseligmachenden Wahrheit" steht. Solche Formelmenschen und Dogmatiker sind entweder Leute, die infolge der bestehenden Zustände und Gesetze irgendeine besondere Machtstellung, eine Pfründe besitzen, welche sie nicht verlieren wollen, oder dünkelhafte und törichte Fanatiker, deren Hirn irgendeine wirklichkeitsfremde Wahrheit ausbrütete, und die nun stets bereit sind, die Wirklichkeit „zur höheren Ehre ihres Dogmas" kurz und klein zu schlagen, und schließlich gehören noch die vielen Spießbürger und selbstgefälligen Pharisäer dazu, die zu dumm sind, um eine Vervollkommnungsmöglichkeit zu erkennen und deswegen den bestehenden Zustand für den besten halten. Im Kampfe gegen solche engbrüstigen Formelmenschen und Dogmatiker, gegen solche Spießbürger und Pharisäer sind viele Erlöser umgekommen, denn Formel und Freiheit, Dogma und Vervollkommnung sind Gegensätze, die einander ausschließen. Vervollkommnung bedeutet organische, ständig aufsteigende Entwicklung, das Dogma aber läßt die lebendige Entwicklung entweder zur Mumie erstarren oder zerstört in fanatischem „Glaubenseifer" alle Entwicklungskeime.

Wir Deutschen sind eigentlich keine Dogmatiker, dazu ist unser Freiheitswillen viel zu wahrhaftig und zu mächtig, und wenn wir so oft sagen, ex oriente lux, aus dem Osten das Licht, so könnten wir mit demselben Rechte oder besser behaupten, aus dem Osten kam das Dogma. Die orientalischen oder besser die semitischen Völker sind die eigentlichen Träger und Verfechter starrer Formeln und Dogmen. Ich erinnere an die entsetzlichen Raubkriege, welche die semitischen Araber „zur höheren Ehre ihres Dogmas" bis an die Pforten der germanischen Welt trugen. Ich erinnere an die entsetzlichen Religionskriege der christlichen Völker, an die jede lebendige Enwicklung, jeden wissenschaftlichen Fortschritt lähmende Macht der christlichen Dogmen, denn wenn wir offen und mutig sind, dann müssen wir zugeben, daß die Dogmen der christlichen Religion semitischen Ursprungs sind. Ich erinnere daran, daß die entwicklungs- und freiheitsfeindlichen

Dogmen der Bolschewiken, der Kommunisten, der Sozialdemokraten und ebenso das starre Dogma der Konservativen von Juden geschaffen wurden. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß es nur ein Dogma gibt, welches die Freiheit nicht nur nicht gefährdet, sondern sogar allein gewährleistet, und dies Dogma läßt sich in einem Worte zusammenfassen, dem Worte „Vervollkommnung"!

Die andere Gruppe von Freiheitsfeinden sind die eigentlichen Gesetzeszerstörer, die Gesetzesschänder und -verächter. Das sind Menschen, die einen maßlosen Dünkel, eine maßlose Machtgier mit einem sehr geringen Maße schöpferischer Fähigkeiten vereinen. Nun hebt aber das Gesetz jeden auf den Platz, der dem Grade seiner schöpferischen Fähigkeiten entspricht, und selbst ein schlechtes Gesetz gewährleistet in dieser Beziehung immer noch eine gewisse Auswahl. Der Platz, der ihren Fähigkeiten entsprechen würde, genügt indessen dem Dünkel und der Machtgier der Zerstörer nicht annähernd, und da sie bald erkennen, daß das Gesetz sie hindert, ihrem Wunsche entsprechend emporzukommen, so beginnen sie, das Gesetz und alle, die zur Erhaltung und Vervollkommnung des Gesetzes beitragen, zu hassen. Sie beginnen, im Namen der „Freiheit" gegen das Gesetz und seine Vertreter zu hetzen. So lange nun das Volk sich unter guten Gesetzen und unter der Führung seiner Besten kraftvoll entwickelt, finden die Hetzer keinen Anhang. Ist aber die Gesetzgebung eine mangelhafte, werden die Gesetze nicht verbessert, sondern verböser, oder steht das Volk womöglich noch unter dem schweren Drucke äußerer Schicksale, dann läßt sich die große Masse der Lehrlinge betören. Hat dann die Regierung nicht den Mut und die Kraft, Wandel zu schaffen und den Kampf mit rücksichtsloser Energie zu führen, sitzen in der Regierung oder der gesetzgebenden Volksvertretung womöglich auch noch Zerstörer, so wird schließlich das Gesetz unter der Parole „Freiheit" umgestürzt, und die finsteren Mächte der Zerstörung steigen aus der Tiefe zur Herrschaft empor. Das arme, betrogene Volk aber erlebt unter der Führung dünkelhafter und machtgieriger, aber unfähiger Menschen keine goldene Zeit der Freiheit, sondern gerät unter eine zucht- und planlose Willkürherrschaft. Mit eherner Wucht schreiten die Tatsachen über die Phrasen der Revolutionshelden hinweg, und Tatsache ist, daß die Gesetz-, Zucht- und Planlosigkeit uns zu hilflosen Sklaven macht.

Wer die unermeßlich große Bedeutung des Gesetzes begriffen hat, der wird auch verstehen, welche Bedeutung die Gesetzgebung hat. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, daß wir in den gesetzgebenden Körperschaften Männer mit überragenden Geistesgaben, wahrhaftige Meister und Künstler haben. Der Geist wird aber niemals entdeckt oder ausgelöst durch mechanische Mittel, sondern allein durch den Mosesstab des Geistes, und unser jetziges Wahlrecht ist nichts weiter als eine völlig geistlose, mechanische Abstimmerei. Welcher Unsinn bei solcher Abstimmerei notwendig herauskommen muß, das läßt sich an einem einfachen Beispiel beweisen. Man lasse einmal 150 Schuster und einen Tischler darüber abstimmen,

wie man am besten einen Schrank macht, und es ist sicher, daß die „Mehrheit" von 150 Schustern baren Unsinn redet und allein der eine Tischler recht hat. Selbstverständlich kann bei keiner Abstimmung das an sich Wahre und Richtige herauskommen, es kann auch nicht das herauskommen, was der Klügste der Abstimmenden für richtig hält, sondern es kommt das heraus, was die Mehrzahl der Abstimmenden für richtig hält; wenn aber diese Mehrzahl auf dem betreffenden Gebiete völlig unwissend ist, so kann eben nur Unsinn herauskommen. Ein einigermaßen günstiges Ergebnis ist durch eine Abstimmung nur zu erzielen, wenn die Abstimmenden urteilsfähig, das heißt, wenn sie nicht Laien, sondern Fachleute sind.

Was sollen die Wähler nun beurteilen, wenn sie einen Kandidaten für die gesetzgebende Versammlung, für die Volksvertretung wählen? Sie sollen die Leistungen des Kandidaten beurteilen, denn selbstverständlich wollen wir doch nur Menschen mit überragender Leistung im Parlament haben. Nun ist es für den Zeitgenossen aber immer sehr schwer, die Leistungen überragender Menschen richtig zu würdigen und einzuschätzen, ganz unmöglich wird es aber, wenn der Wähler auf dem betreffenden Gebiete völliger Laie ist. Nur der Fachmann vermag überragende Leistung annähernd richtig zu beurteilen.

Diese einfachen Erwägungen hätten uns schon längst den Gedanken an ein berufsständisches Wahlrecht näher bringen müssen, wenn nicht gewisse Leute immer wieder in Wort und Schrift verkündeten, daß die Freiheit einzig und allein gewährleistet sei durch eine völlig geistlose und mechanische Abstimmerei. Sehen wir uns diese Leute doch einmal näher an, und wir werden finden, daß es dieselben sind, die uns die Gesetz-, Zucht- und Planlosigkeit anstatt der Freiheit anpreisen, daß es dieselben menschlichen Raubtiere sind, die uns als Spekulanten oder Kommunisten ausräubern, und mit ihnen in schönem Bunde die Vertreter des starren Dogmas. Und wahrlich, die Leute haben es nötig, die Urteilslosigkeit der Wählermassen zu erhalten, diese Leute haben es nötig, dafür zu sorgen, daß Lüge, Phrase und Schlagwort wirksam bleiben; denn wie sollten diese Herren sonst ihre erbärmlichen Ziele und ihre jämmerliche Unfähigkeit vor dem Volke bemänteln! Das Ergebnis der erfolgreichen Bemühungen dieser Dunkelmänner sehen wir ja in Weimar vor Augen. Wenn das, was da als „Mehrheit" regiert, wenn diese aus dünkelhaften und machtgierigen Zerstörern und aus als „Religionsstreitern" zurechtgemachten Dogmatikern und Pharisäern zusammengesetzte Mehrheit tatsächlich die Blüte deutschen Geistes wäre, dann müßten wir endgültig an unsrer Zukunft verzweifeln. Und diese Gesellschaft wird nun auf die Gesetzgebung losgelassen. Selbstverständlich kann sie das Gesetz nicht schöpferisch vervollkommnen, kann es nicht mit lebendigem, schaffendem Geiste erfüllen, sondern sie muß es verschlechtern. Das aber hat notwendig eine Erkrankung des Volkskörpers zur Folge, und ein kranker Volkskörper ist der beste Nährboden für

Parasiten und Schmarotzer. Die Parasiten und Schmarotzer handeln daher durchaus folgerichtig, wenn sie die Erkrankung des Volkskörpers mit allen Mitteln erhalten und fördern.

Diesem Klüngel von Schmarotzern und Parasiten haben wir es zu verdanken, wenn unsere Entwicklung nicht aufwärts, sondern abwärts führt, diesem Klüngel haben wir den Krieg ebenso zu verdanken wie unsere Niederlage, diesem Klüngel haben wir es zu verdanken, wenn das deutsche Volk trotz seiner mächtigen, aufstrebenden Kraft nicht zu Glück und Freiheit gelangte, sondern in einen Abgrund von Unglück, Schmach und Knechtschaft stürzte.

Wahrlich, wir sind in tiefer Not, und es gäbe keinen Weg zur Rettung, wenn das zerstörende Gift der Schmarotzer schon allen lebendigen, reinen, deutschen Geist in unserm Volke verseucht und verdorben hätte. Aber noch hat der deutsche Geist eine Stätte im Herzen manches Deutschen, noch ist er in vielen lebendig, die mit unendlichem Schmerze das Unglück ihres Volkes sehen, noch ist es möglich, die reine Flamme der Wahrheit in allen zu entzünden, die deutschen Blutes sind. Der Tag wird kommen, an dem das Feuer dieses reinen deutschen Geistes emporflammt und unser Volk von neuem läutert und adelt, der Tag wird kommen, an dem der deutsche Geist eine wahrhaft deutsche Weltanschauung gebären wird, und aus der deutschen Weltanschauung wird ein lebensvolles Gesetz erwachsen, werden Ideale erwachsen, Hochziele unseres Strebens, die rein sind vom Gifte der Zerstörer. Dann aber werden wir in Wahrheit sagen und singen dürfen: „Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand, blüh im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland!“

Vom Glauben an unser Volk.

Von Dr. Walther Hofstaetter, Dresden.

In einem vor dem Kriege weitverbreiteten Handbuch heißt es: „Der Staat ist Angelpunkt und stärkster Hebel der Volkskraft. Für uns Reichsdeutsche ist das Ideal im Verhältnis zwischen Staat und Volk erreicht: das Deutsche Reich, der Traum unserer Väter, ist der deutsche Nationalstaat. Daraus ergibt sich, daß das Deutsche Reich das doppelte Recht und die doppelte Pflicht hat, sich durchzusetzen: von Staats wie von Volkes wegen. Und das deutsche Volk hat die Pflicht, alle seine Kräfte einzusetzen für die Macht und Wohlfahrt des Reiches. Mit allen Kräften müssen wir dafür sorgen, daß ihm das höchste Gesetz staatlich politischen Handelns in Fleisch und Blut übergeht: daß der Staat Macht ist und daß es seine erste Aufgabe ist, sich als Macht durchzusetzen; und daß es im Kampf der Nationen untereinander nur die Wahl gibt, Hammer oder Ambos zu sein.“

Wie hier so wurde unwillkürlich in weiten Kreisen das Volksbewußtsein hauptsächlich auf die Macht des Deutschen Reiches gegründet. Man fühlte sich als Glied eines aufsteigenden, glänzend aufsteigenden Volkes und hatte es leicht, auf dies Volk stolz zu sein. Darüber vergaß man, den Stolz tiefer zu verankern, sodaß man nur auf die Gegenwart sah und sich auf die Mach seiner Stellung verließ.

Kein Wunder, daß nun ein Rückschlag kam. Nach Macht sieht es nun nicht mehr aus, und so leicht ist's jetzt nicht, auf sein Volk stolz zu sein — daher geben denn viele alles völkische

Selbstbewußtsein auf und rufen nach dem Völkerbund als der Verkörperung der Menschheit. Die Menschheit sei die wahre Gemeinschaft, die einzelnen Nationen seien Erscheinungsformen in der Entwicklung der Menschheit und hätten sich überlebt.

Diese Gedanken breiten sich weit aus, erschreckend weit besonders in unserer Jugend. Wie treten wir ihnen entgegen?

Es muß erst einmal klar werden, daß ein Völkerbund etwas anderes ist als ein Völkerbrei, daß ein Bund nur geschlossen werden kann zwischen Teilen, die einen eigenen, festen Willen haben, daß also Träger eines Völkerbundes nur Völker mit einem festen Willen sein können, der beruhen muß auf der Überzeugung vom eigenen Wert. Denn wer diese Überzeugung nicht hat, kann sich wohl unterordnen, aber nicht als Gleichberechtigter neben andere treten. Unser Volk kann also nur seine Aufgabe im Völkerbund, in der Menschheit erfüllen, wenn es sich einordnet im Bewußtsein, ein wertvolles Glied dieser Gesamtheit zu sein.

So zwingt uns also gerade der Gedanke an eine aufsteigende Menschheit zu dem Schluß, daß jedes Glied dieser Menschheit, jedes Volk einen eigenen Wert haben muß.

Worin beruht aber dieser Wert gerade unseres Volkes? In der äußeren Macht kann er nicht liegen, er muß tiefer zu finden sein. Wir müssen also unser Volk in seinem Werden verfolgen und daraus sein Wesen zu verstehen suchen.

So erhebt sich mehr als je die Frage nach dem Wesen des deutschen Volkes und die Bedeutung der Deutschkunde, die dieser Frage nachgeht. Denn allein mit der geschichtlichen Betrachtung vergangener Tage ist es nicht getan, wir betrachteten die Geschichte zu wissenschaftlich, die einzelnen Stufen der Entwicklung rein um ihrer selbst willen. Wir müssen mehr als je den Mut haben, alles unter die eine Frage zu stellen: Was ergibt sich daraus für die Entwicklung des deutschen Wesens, was hat sie gefördert, was hat sie gehemmt, was wirkt heute noch fort, was ist verloren und was ist überwunden? Wenn wir so fragen, dann treten manche Erscheinungen in den Hintergrund und anderes, das bisher wenig beachtet wurde, wird wichtig — aus all dem aber erwächst uns „das deutsche Wunder". Wir sehen nicht mehr so sehr das Auf und Ab der deutschen Kaisergeschichte, wir achten nicht mehr so sehr auf den Einzelverlauf von Kriegen und politischen Verwicklungen — wir sehen auf den deutschen Menschen, auf des Volkes breitere Masse und lauschen, wie sie sich entwickelt hat, wie die Seele des Deutschen sich weitete und vertiefte und wie sich sein Gemeinschaftsgefühl immer wieder in neuen Formen durchsetzte. Da sehen wir, wie sich das deutsche Bürger- und Bauerntum trotz schwerster Schicksale immer wieder hindurchgerungen hat, daß in unserem Volk eine unbesiegbare Kraft steckt, die uns zum Glauben zwingt. Und wir sehen, wie es immer wieder Größtes an Geist und Gemüt hervorgebracht hat. Damit treten die volksmäßigen Schätze unserer Dichtung mehr in den Vordergrund als bisher; damit werden aber auch unsere Dichter und Künstler noch wertvoller, als glänzendste Vertreter des Volkes und als seine Führer.

Wir müssen aber den Kreis unserer Betrachtung über das bisher übliche Maß hinaus erweitern und bewußt die deutsche bildende Kunst mit hineinziehen. Nicht als ob wir Kunstgeschichte treiben müßten, aber alles das gilt es uns zu erwerben, was in der Kunst deutsche Eigenart zeigt, und Augen wie Herz gilt es zu erziehen zum freudevollen Verständnis dieser Eigenart. In gleicher Weise müssen wir eindringen in die Musik, die ja die deutscheste aller Künste ist, und in die Welt unserer Denker.

Daneben aber tritt der unmittelbare Niederschlag volksmäßigen Denkens in unseren Sprichwörtern mit ihrer Naturnähe und ihrem Humor, ihrem Arbeitsernst und ihrer sittlichen Kraft, daneben treten die Märchen, in denen sich die gleiche Naturinnigkeit zeigt, und in denen das Gute immer wieder siegt, treten die Sagen mit ihrer Liebe für das Außergewöhnliche in der Natur und unter den Menschen, mit ihrer Freude am Heldenhaften, aber auch an der Treue im Kleinen. Und ebenso das Volkslied. Das alles atmet eine Liebe zum Alten, Ehrenfesten, Bodenständigen und zeigt, daß das Volk sich heute noch des Zusammenhangs bewußt ist mit der Natur, mit seinem Boden und mit denen, die ihn früher bebauten. Und noch tiefer erkennen

wir das, wenn wir damit Sitten und Volksbräuche zusammenstellen.

Das alles muß uns fühlen lassen, daß ein Volk nichts Zufälliges ist, sondern etwas Gewordenes, daraus müssen auch die Städter erkennen, welche Macht die Heimat ist, die in jahrhundertelanger Entwicklung unsere Väter und Vorväter getragen und innerlich zusammengeschweißt hat.

Dazu kommt dann die Erkenntnis, daß der heimatliche Boden auch die Lebensweise seiner Bewohner ergeben hat, daß auch hier nichts Willkürliches ist, daß all unser weitverzweigtes Wirtschaftsleben doch durch die Schätze auf und unter der Erde bedingt ist und daß überall die Verbindungsfäden in die Vergangenheit führen.

Das alles gibt dann auch die Grundlage, auf der wir die Frage nach dem Wesen und Charakter des Deutschen beantworten können, wenn wir die bezeichnenden Züge heraussuchen aus allen Zeiten vom Germanen bis zum Menschen der Gegenwart.

Und aus dem allen erwächst uns das Vertrauen, daß unser Volk auch heute noch Kraft haben muß, sich aus seiner Tiefe zu erheben. Mehr noch, es erwächst uns auch das Gefühl, daß wir von diesem Volk nicht los können und nicht los wollen, und damit erwächst der Wille zur Mitarbeit. Wir sehen, wie die besten Deutschen aller Zeiten um eine innere Stellung zu ihrem Volk gerungen haben und wie es sie zur Mitarbeit gedrängt hat, und wir empfangen daraus das Gefühl unserer eigenen Verpflichtung. Keiner darf fehlen, wo es gilt, Diener seines Volkes zu sein, denn dies Volk ist es wert wegen seiner sittlichen Kraft und Größe, mit der es sich das Beste seiner Art durch alle Leiden und alle Tiefen erhalten hat, in die es immer wieder geführt worden ist.

Keiner darf fehlen — und so gilt es darum zu ringen, daß von dieser sittlichen Kraft jedes Glied unseres Volkes eine Ahnung bekommt. Und das ist möglich. Denn die Wissenschaft vom deutschen Wesen ist so reich, sie wendet sich an das Gemüt des einfachen Mannes und vertieft ihm vieles, was ihm von Jugend auf lieb und teuer ist, und sie vermag auch dem tiefsten Denker immer neuen Stoff vorzulegen, immer neue Zusammenhänge aufzudecken. Denn das deutsche Wesen ist wie eine wundervolle Blume, die dem naiv Empfindenden wie dem Künstler, dem kühl beobachtenden Wissenschaftler wie dem stillen Denker etwas zu sagen hat und die das gläubige Gemüt mit ihrer Schönheit hinaushebt über den Kampf und die Not des Tages.

*

Besprechungen.

Tante Ida und die andern. Roman von Charlotte Niese. Richard Hermes' Verlag, Hamburg.

Ich habe Charlotte Niese immer für eine der besten deutschen Unterhalterinnen gehalten. Es ist zwar auch etwas in ihr, was über die Unterhaltungssphäre hinausweist, man könnte z. B. aus ihren Skizzen einen Band zusammenstellen, der den Anspruch erhöbe, scharf psychologische Kunst zu sein. Aber eben daß Charlotte Niese zuletzt doch aus ihrem Gemüte heraus schreibt, macht sie zur Unterhalterin, zur wirklich wertvollen: Sie will auch die gemütliche Teilnahme der Leser an ihrer Lebensdarstellung und richtet sie danach ein, mildert ein bißchen, übertreibt ein bißchen, je nach dem, bleibt aber zuletzt doch wahr. Das habe ich besonders stark bei diesem letzten Werke der Unterhalterin empfunden, das die Geschichte moderner Hamburger Emporkömmlinge, die sich ein großes Gut auf niedersächsischem Boden kaufen und herrschaftlich einrichten, gibt: Da ist gewiß manches auf die augenblickliche und humoristische Wirkung gestellt, und der kritische Leser schüttelt hie und da, so vor allem über den Knaben Cäsar, den Kopf. Aber im ganzen stimmt doch alles, der Roman als Ganzes hat Lebenswahrheit und ist gar kein so unwichtiger Beitrag zur Charakteristik der Zeit unmittelbar vor dem Kriege. Vor allem ist die sichere Erfassung der Menschen zu loben, die alte Tante Ida z. B. ist ein Meisterstück. Und so kommen wir denn doch zur psychologischen Kunst der Niese zurück, sie hat schon ein bißchen von Thackeray. Wer in dieser schweren Zeit nicht allzu schwere Lektüre wünscht, greife zur „Tante Ida".

Adolf Bartels.

*

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Deutſches Land und Volk.

Schäfer, Dietr.: Die Grenzen des deutſchen Volkstums. 40 S. 1.80

Führende Deutſche.

+Bismarck, Otto Fürſt v.: Gedanken u. Erinnerungen. Volks-Ausgabe, 2 Bde. 406 u. 308 S. u. ein Bildnis. Geb. 7.50

+Luther, Martin. D. Gottesſtreiter. D. Dichter u. Sänger. D. deutſche Mann. Mit zahlr. Bildern v. Franz Staſſen. 176 S. Geb. 20.—

Deutſche Politik.

Bartels, A.: Was nun? Gedanken üb. Deutſchlands nächſte Zukunft. 60 S. —.90

Deutſchland wir kommen! Stimmen aus d. geiſtig. Deutſch-Öſterreich f. d. Anſchluß an Deutſchland. 44 S. 1.25

Lieven, W.: Rußlands Zerfall u. Erneuerung d. Baltikums. 31 S. 1.80

Luckwaldt, Frdr.: Deutſchlands Anſpruch auf e. Rechtsfrieden. Geſchichtl. Betrachtungen üb. Krieg u. Waffenſtillſtand. 28 S. 1.—

Maurenbrecher, M.: Wie Völker ſich aus ihrer tiefſten Not erheben. Vortrag. 35 S. 1.25

Reventlow, Graf E.: Polit. Vorgeſchichte d. großen Krieges. 366 S. Geb. 16.50

Steinert, Herm.: D. Weichſelfrage. Danzigs u. Polens Zukunft. 64 S. 3.30

Wichtl, Frdr.: Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. E. Unterſuchung üb. Urſprung u. Endziel des Krieges. 207 S. Geb. 7.—

Deutſche Kultur- und Weltanſchauung.

Bechſtein, L.: D. Sagen d. Kyffhäuſer. 111 S. 1.—

Chamberlain, H. St.: Lebenswege meines Denkens. 421 S. Geb. 18.—

Deutſchlands Wiedergeburt durch Blut u. Eiſen. Unter Mitwirkung anderer. Hrsgegb. v. R. Ungewitter. 498 S. Geb. 8.—

Pörtner: Religion. Gedanken u. Anregungen z. geiſt. Wiederaufbau unſ. deutſchen Vaterlandes. 26 S. 1.—

Schreiner, Ernſt: Das Abendrot der Weltgeſchichte. E. Buch f. d. Menſchen unſ. Zeit. 144 S. Geb. 4.—

Deutſches Wirtſch.- u. Geſellſchaftsleben.

Arbeiterbewegung, D. deutſche — unter d. Einwirkung d. Weltkriegs. 188 S. 3.—

Freytag-Loringhoven, Frhr. v.: Was danken wir unſerm Offizierskorps? Zwei Jhdrte ſ. Geſchichte. 96 S. 4.—

Lüttke, G.: D. Vernichtung unſ. Wirtſchaftslebens durch d. Sozialiſierung. 36 S. 1.—

Deutſche Kunſt.

+Pfordten, H., Frhrr. v.: Mozart. M. e. Bildnis d. Meiſters v. Doris Stock. 150 S. Geb. 1.50

+Rembrand's Erzählungen, m. etwa 70 Abbld. Eingel. u. gewählt v. E. W. Bredt. 89 S. Geb. 2.80

Deutſche Erziehung und Schule.

Klimke, Frdr.: Schule u. Religion. Was iſt v. d. religionsloſen Schule zu halten? 84 S. 2.10

Völkiſche Unterhaltungsſchriften.

Jöde, Frdr.: D. Klaus-Groth-Liederbuch. Ausgew. u. m. neuem Lautenſatz. 19 S. Geb. 3.50

Speckmann, Diedr.: D. Heidklauſe. Erzählung aus d. Gegenwart. 224 S. Geb. 5.50

mit + Abbildungen. + mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Amerika, Warum — in d. Krieg zog. (Hammer, 15. 4. 19.)

Dumcke: Deutschlands Hoffnung. (Alldeutsche Blätter, 24. 5. 19.)

Ende? Das — (Alld. Blätter, 17. 5. 19.)

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Baltenlandes, D. Zukunft des — (Deutschlands Erneuerung, März 1919.)

Fritsch, Th.: Zur Abwehr d. Bolschewismus. (Hammer, 1. 4. 19.)

Gerber, H.: Ziel u. Aufgaben. (Jungdeutsche Stimmen, 1919. Heft 1.)

Holle, H. G.: Und darum d. Umwälzung? (Polit.-anthropol. Monatsschrift, April 1919.)

Kütz, L.: Z. Psychologie d. Revolution. (Hammer, 1. 4. 19.)

Lenhardt, E.: Schuld od. Schicksal? (Hammer, 15. 3. 19.)

Schmidt-Gibichenfels: D. mod. Krankheit d. Staats- u. Gesellschafts-Körpers. (Polit.-anthropol. Monatsschrift, Febr. 1919.)

Deutsche Kultur u. Weltanschauung.

Colsmann, W.: Religion d. Kampfes u. d. Liebe. (Deutsches Volkstum, April 1919.)

Fuchs, Fr. H.: Unsere Feldsoldaten und die Religion. (Hochland, April 1919.)

Gaupp, R.: Optimismus und Pessimismus. Gedanken z. Psychologie uns. polit. Lebens. (Deutsche Revue, Mai 1919.)

Harpf, A.: Germanisches Wesen. E. rassenseelische Untersuchung. (Polit.-anthropolog. Monatsschrift, April 1919.)

Kütz, L.: National-Aristokratie. (Hammer, 15. 4. 19.)

Schellenberg, E. L.: Das deutsche Wesen. (Thürmer, Mai 1919.)

Schubert, H.: Die Gaben der Landschaft. (Thürmer, April 1919.)

St.: Menschheitsfortschritt. (Deutsches Volkstum, April 1919.)

Rassenfragen.

Fritsch, Th.: Unsere Stellung z. Judenfrage. (Hammer, 1. 3. 19.)

Krellmann, P.: Statistisches z. Judenfrage. (Deutschlands Erneuerung, April 1919.)

Vehme-Grotenburg: Deutsche und Juden. E. Beitrag z. alljüd. Verschleierungstechnik. (Polit.-anthropol. Monatsschrift, Febr. 1919.)

Vorzeit, Deutsch-polnische — (Alld. Blätter, 24. 5. 19.)

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Gwiß, Jul. E.: Nationalökonomie u. Moral. (Soziale Kultur, April 1919.)

Irrgarten, Der — (Deutsche Wacht, Bonn, 4. 5. 19.)

Reibmayr, A.: D. biolog. Gefahren d. Reichtums. (Polit.-anthrop. Monatsschrift, Febr. bis Mai 1919.)

Tegtmeyer: Wege neudeutscher Siedelung. (Ebenda, Januar 1919.)

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Detjen, W.: Von Klaus Groth's Daseinskampf. Ungedruckte Briefe. (Niedersachsen, 1919, Heft 15/16.)

Hoops, H.: Plattdütsch in'r Karken. (Ebenda.)

Steilen, D.: Plattdütsch in'r School. (Ebenda.)

Deutsche Erziehung und Schule.

Ekkehard: D. Auswahl d. Tüchtigen. (Polit.-anthrop. Monatsschrift, Febr. 1919.)

Vonhof, R.: Muß unsere Volkshochschule völkisch sein? (Niedersachsen, 1919, Heft 15 bis 16.)

Deutsche Kunst.

Feigel, A.: Christus triumphator. E. Beitrag z. Erklärung d. Isenheimer Altars. (Hochland, April 1919.)

Huschke, K.: Karl Maria v. Webers Beziehungen z. Beethoven u. Schubert. (Deutsche Revue, Mai 1919.)

Much, H.: Geist d. Gothik. (Heimatskunst 1919, Heft 1.)

Schwindrazheim, O.: Gesichte. (Ebenda.)

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 7 | Juli 1919

Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Beruf wird es sich wieder einstellen mit nicht geahnter Gewalt, würdig seiner alten Heroen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich bestimmt, diese Erscheinung zu entwickeln, und es wird mit Riesenkraft wieder aufstehn, um sich zu behaupten. Schleiermacher.

Der Schmachfrieden.

Von Jürgen von Ramin, Nikolassee bei Berlin.

Es ist vollbracht! Das Schandwerk, geplant seit Jahrzehnten und mit teuflischer Folgerichtigkeit durchgeführt, ist gelungen, der Frieden ist unterzeichnet! In allen völkischen Kreisen, in allen deutsch-völkischen Zeitungen und Blättern kann man jetzt hören und lesen, mit welch' unauslöschlicher Schande sich unser Volk bedeckt hat, indem es diesen Frieden unterzeichnete, tatsächlich aber ist die Unterschrift nichts weiter als eine endgültige Feststellung der Ehrlosigkeit des deutschen Volkes, tatsächlich hatten wir unsere Ehre schon längst verloren, und tatsächlich ist der Ehrlose mit Recht ein Knecht und ein Sklave. Fort jetzt mit den verlogenen Redensarten von dem hohen Werte des deutschen Volkes, fort mit dem Gerede von deutscher Mannhaftigkeit und Treue, es ist Zeit, die Wahrheit zu sagen und der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Wir haben unser Schicksal voll und ganz verdient!

Welche Volksteile haben in diesem Kriege die schwersten Blutopfer gebracht? Ganz fraglos zunächst die Familien, die den Offiziersatz stellten. Diese Familien haben ihre Angehörigen vom 17. bis zum 70. Jahre ins Feld gestellt. Die aktiven Hauptleute waren bei Ausbruch des Krieges durchschnittlich 38—45 Jahre

alt, die aktiven Bataillonskommandeure hatten ein Alter von 45—55 Jahren, die Regimentskommandeure ein solches von 55—60 Jahren, und sie alle mußten ebenso vom ersten Tage an in vorderster Linie kämpfen wie die blutjungen Leutnants. Wo sind sie alle? Die Verlustlisten können Auskunft darüber geben. Wo sind alle die, die im Frieden bereits Reserveoffiziere waren? Wo sind die alten inaktiven Offiziere? Lies in den Verlustlisten, du deutsches Volk, da wirst du ihre Namen finden. Wo ist die Jugend der Familien, in denen der völkische Geist und die Liebe zum Vaterlande am meisten gepflegt wurden? Ich sehe ihn noch vor mir stehen, den Hauptmann eines aktiven Garderegiments, den letzten Überlebenden: „Alle meine Altersgenossen im Regiment habe ich sterben sehen", so sagte er, „aber schlimmer war, daß ich auch alle Söhne meiner Kameraden sterben sah!"

Du konntest es wissen, deutsches Volk, welche Stände, welche Familien in erster Linie mit ihrem Blut und ihrem Leben ihre Liebe zu dir bewiesen haben, und doch hast du glauben können, daß gerade diese Kreise aus unedlen Beweggründen zum Kriege hetzten, und doch hast du dich von Menschen, die zu feige waren, für ihr Volk zu sterben, aufhetzen lassen, die völkischgesinnten Kreise für den Auswurf der Menschheit zu halten und dementsprechend zu behandeln. Du hast todesmutige Treue mit Undank und Verrat belohnt, du hast deine Helden in den Schmutz gezerrt und dein Schicksal Zerstörern anvertraut. Trage nun das, was die Zerstörer dir bescherten, du trägst es mit Recht!

Gab es einmal eine Zeit, in der ein Gewaltiger aufstand unter dem deutschen Volke, gab es einmal eine Zeit, in der Bismarck unserem Volke schenkte, was es so lange vergebens erstrebte, die machtvolle Einheit? Ja, die Zeit hat es gegeben, aber noch während der Gewaltige atmete, fand sich eine deutsche Volksvertretung, die nichts mehr von ihm wissen wollte, die beschloß, keine Notiz mehr von dem Manne zu nehmen, dessen Wirken allein einen deutschen Reichstag ermöglicht hatte. Das ist deutsche Treue!

Gab es einmal eine Zeit, in der alle Deutschen fühlten, daß sie eines Blutes waren und deswegen füreinander einstehen mußten? Ja, die Zeit hat es gegeben, aber das deutsche Volk war zu feige, nach dem Grundsatze zu handeln: „Einer für alle und alle für einen!" Wir haben unsere Blutsbrüder der Willkür fremder Völker ausgeliefert. Das ist deutsche Treue!

Gab es einmal eine Zeit, in der Hindenburg der Abgott seines Volkes war, gab es einmal eine Zeit, in der unser Volk vertrauend zu der schlichten Größe dieses greisen Helden emporblickte? Ja, die Zeit hat es gegeben, aber das deutsche Volk hat das Heldenwerk Hindenburgs zerstört, weil es ihm die Treue nicht halten wollte, weil es lieber denen folgte, die einen feigen Verzicht empfahlen.

Gab es einmal eine Zeit, wo das deutsche Volk in Liebe und Ehrfurcht des Herrscherhauses gedachte, das Preußen groß gemacht hat und durch Preußen das

deutſche Vaterland? Gab es einen Tag, an dem ein begeiſtertes, einiges Volk ſeinem Kaiſer den Schwur leiſtete, den frechen Raubüberfall der Feinde abzuwehren und lieber zu ſterben, als der feindlichen Willkür zu weichen? Ja, den Tag hat es gegeben, aber der Kaiſer weilt verraten und verlaſſen in fremdem Lande, und ſein Volk iſt bereit, ihn den Schurken auszuliefern, gegen die es ſich einſt unter der Führung ſeines Kaiſers zu einmütiger Abwehr erhob. Das iſt deutſche Treue!

Deutſches Volk, du haſt deine toten Heldenſöhne verraten, du haſt deine größten Männer verraten von Arminius bis auf den heutigen Tag, du haſt den Geiſt verleugnet, der dieſe Helden beſeelte, du haſt deine Brüder verlaſſen in ihrer Not, du haſt deinem Kaiſer die Treue nicht gehalten, du warſt zu feige und zu wankelmütig, um ein ſtolzes, freies Volk zu ſein, trage nun das Joch der Knechtſchaft, du haſt es verdient!

Sieh dir die Leute an, um derentwillen du Verrat übteſt, ſieh dir die Männer an, die dich jetzt regieren! Zu zwei Dritteln ſind ſie nicht deines Blutes. Du warſt es nicht wert, von deinen Helden geführt zu werden, ſo haſt du denn jetzt in den blutsfremden Hetzern und Zerſtörern die Führer, die du verdienſt!

Und dennoch! Dennoch dürfen die, welche noch ein lebendiges Ehrgefühl haben, ſich nicht von dem Übermaße unſerer völkiſchen Schande zu Boden drücken laſſen, ſie dürfen ſich nicht voll Verachtung und Ekel zurückziehen, ſondern ſie müſſen weiter für ihr Volk arbeiten bis zum letzten Hauch. Nicht um des Geſindels willen, das ſich jetzt in Kneipen und Tanzſälen herumtreibt, nicht um der Lumpen willen, die das Volk jetzt als Plünderer oder durch ihre unſinnigen Lohnforderungen ausrauben, nicht um der Schurken willen, die ſich an der Not des Volkes mäſteten und nun ihre Milliarden ins Ausland brachten, nicht um der törichten, dünkelhaften oder verbrecheriſchen Leute willen, die jetzt die ſogenannte Regierung bilden, nein, einfach aus dem Grunde, weil wir nicht hier auf Erden ſind, um zu verzichten, ſondern um zu wirken, und weil wir nur in unſerem Volke und mit unſerem Volke wirken können. Wem das ſchlichte Gebot der Pflicht noch nicht die nötige Kraft zu neuer Tat verleiht, der blicke in die Augen der deutſchen Kinder, dann wird er wiſſen, was er zu tun hat, dann wird er die Kraft finden, dennoch zu lieben, zu lieben, nicht weil er Dank erwartet, ſondern weil er die Liebe als einzigen und höchſten Zweck unſeres Daſeins erkennt. Nicht eine „Liebe“, die in verſchwommener Gefühlsſeligkeit Verzicht und Duldung predigt, meine ich hier, ſondern die lebendige Schöpferliebe, welche die Vervollkommnung will, eine Liebe der Kraft und der Tat.

Dieſe Liebe, die im Einklang ſteht mit der Schöpferliebe Gottes, dieſe Liebe, n deren Namen man den Feigling feige und den Helden tapfer nennen kann, die hat uns gefehlt, und weil ſie uns fehlte, iſt es den Verrätern gelungen, unſer Volk zu entmannen und verächtlich zu machen.

Will sich etwa jemand hinstellen und dem deutschen Volke sagen, daß es kein sittliches Recht hat, zu leben, daß es der Menschheit nicht dienen kann durch sein Vorhandensein, durch seine kraftvolle Entwicklung, sondern nur dadurch, daß es von der Erde verschwindet? Nein, das wagt niemand laut zu sagen, aber in voller Erkenntnis der Tatsache, daß es in der Natur nur Fortschritt oder Rückschritt gibt, nur Wachstum oder Tod, daß ein Volk nur die Wahl hat zwischen Aufstieg und Niedergang, wagen es Menschen, vom deutschen Volke den Verzicht auf sein Wachstum zu verlangen, wagen es Deutsche, ihrem Volke im Namen der Sittlichkeit und der Liebe zu predigen, der Kampf für die aufsteigende Entwicklung des Volkes sei unsittlich und verwerflich!

Vergegenwärtigen wir uns doch einmal die Tatsachen. Jede Entwicklung muß in irgendeiner Form auf Kosten der Umwelt stattfinden. Einmal muß der wachsende Organismus die Umwelt nach Maßgabe seines Wachstums zurückdrängen, und dann muß er die Kräfte und Stoffe für seinen Aufbau aus der Umwelt entnehmen. Aus diesen Gründen ist ein ständig wachsendes Volk früher oder später gezwungen, sich einen seiner Bevölkerungszahl entsprechenden Landbesitz zu erwerben. Die Kulturvölker Westeuropas haben nun zum Teil schon lange den Entwicklungsraum, den ihr eigenes Land ihnen bot, ausgefüllt und deshalb ihre Grenzen in der Richtung des geringsten Widerstandes überflutet. Es würde hier zu weit führen, diese Entwicklung im Einzelnen zu besprechen. Ich bemerke nur, daß Frankreich sich in Zeiten deutscher Ohnmacht auf unsere Kosten entwickelt hat und erst, als das Deutsche Reich entstanden war, mit aller Kraft sein nordafrikanisches Kolonialreich schuf. Nunmehr kann Frankreich wieder in unsern Leib hineinwachsen. Tatsache ist, daß alle Völker sich neuen Entwicklungsraum geschaffen haben, allerdings in sehr verschiedenem Umfange. England, Frankreich, Rußland, Amerika, sie alle haben einen im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl vielmal größeren Landbesitz als Deutschland. Niemand fand es „unsittlich", daß diese Völker durch ihr Wachsen andere Völker zurückdrängten, nur Deutschland durfte das natürlich nicht, für die Deutschen war es bereits unsittlich, wenn sie kerndeutsches Land, das ihnen einst geraubt wurde, dem Räuber wieder abnahmen. So allein wurde es möglich, daß das deutsche Volk, trotzdem es hinsichtlich seiner Volkskraft das stärkste der Erde war, nie den ihm gebührenden Platz unter den andern Völkern einnahm, denn der ganze gewaltige Kräfteüberschuß, der eigentlich der aufsteigenden Entwicklung unseres Volkes hätte dienen müssen, ging durch Auswanderung verloren.

Die deutsche Landwirtschaft erzeugt auf der gleichen Bodenfläche das Mehrfache dessen, was in anderen Ländern geerntet wird, aber im Kriege haben wir uns überzeugt, daß wir uns mit Hilfe des uns zur Verfügung stehenden Bodens kaum oder nicht einmal ernähren und kleiden können. Von einer aufsteigenden Entwicklung mit Hilfe unserer natürlichen Kraftquellen kann demnach keine Rede

sein, und da in Deutschland alles anbaufähige Land ausgenützt wird, so würde eine Aufteilung des Großgrundbesitzes an dieser Tatsache nichts ändern. Trotzdem hat uns die Zeit vor dem Kriege eine kurze Blüte gebracht. Wir kauften Rohstoffe vom Ausland und verkauften Fertigfabrikate, wobei uns der Gewinn eine aufsteigende Entwicklung ermöglichte. Indessen krankte diese Entwicklung an zwei Schäden.

Einmal waren wir für unsere Erhaltung auf das Ausland angewiesen, und diesen Umstand hat die berechnende Niedertracht der Feinde benützt, um uns zu fällen. Die Hungerblockade ist bekannt, und an ihren entsetzlichen Folgen, die durch eine unsinnige Wirtschaft katastrophal wurden, werden wir noch lange kranken. Weniger bekannt ist, daß der deutsche Handel gezwungen war, fremde Erzeugnisse in fremden Ländern zu erraffen, und daß der Deutsche deswegen im Auslande recht unbeliebt war. Wir sollten endlich einmal das unwürdige Suchen nach den Gründen unterlassen, die es der feindlichen Lügenpresse so leicht machten, die ganze Welt in Haß gegen uns zu vereinen, und die Dinge sehen, wie sie sind.

Eine weitere unheilvolle Folge des Fehlens einer natürlichen Grundlage für die Entwicklung unseres Volkes war die, daß wir zu ununterbrochener angestrengtester Arbeit gezwungen waren, wenn wir leben wollten. Auch das mußte zu Unzuträglichkeiten führen, denn der Mensch braucht Stunden zur Muße, und er wird müde und unzufrieden, wenn sie ihm versagt bleiben. Das unheimliche Wachsen der staatsfeindlichen Sozialdemokratie war die Folge der dauernden Überspannung unserer Arbeitskraft, und wir wissen, daß auch dieser Umstand in verhängnisvollster Weise von der Niedertracht unserer Feinde benützt wurde, um unsere Vernichtung zu erreichen.

Ich erlaube mir zu bezweifeln, daß auch nur einer der „Wortführer", die heute in der Regierung sitzen, sich diese unwiderleglichen Tatsachen, so wie sie hier zusammengefaßt wurden, klargemacht hat. Die eigentlichen Leiter des gegen das deutsche Volk ersonnenen Vernichtungsplanes haben indessen fraglos klar gesehen, das lehren die Ereignisse mit erschütternder Deutlichkeit. Es ist demnach über jeden Zweifel erhaben, daß diese Leiter die Vernichtung des deutschen Volkes wollen. Herr Walter Rathenau war ja so unvorsichtig, aus der Schule zu plaudern und uns ein anschauliches Bild des Zustandes zu entwerfen, den unsere Henker für Deutschland erstreben. Trotzdem will ich auf die von unseren Henkern ausgestreuten und vom dummen deutschen Volke begierig aufgegriffenen internationalen Gedanken kurz eingehen.

Angesichts der Tatsache, daß es noch nie gelungen ist, einen Völkerbrei dauernd zu erhalten, sondern daß trotz allen Kreuzungen und Mischungen immer wieder eigenartige und durchaus von einander verschiedene Völker entstanden, angesichts der Tatsache, daß die Natur stets und immer ein unterschiedloses Gemengsel letzten Endes vernichtet und stets und immer eigenartige Organismen

und Rassen erzeugt, daß sie stets die Reinhaltung der Rasse durch Verleihung starker Gaben des Geistes und Leibes segnet, die Versumpfung der Rasse aber stets mit dem Fluche der Minderwertigkeit ahndet, kann man wohl über diejenigen, die von einem allgemeinen Völkerbrei träumen, zur Tagesordnung übergehen. Bemerkenswert ist nur, daß gerade die Vertreter einer materialistischen Weltanschauung sofort ein großes Geschrei erheben, wenn man ihnen sagt, daß ein durch wahllose Rassenkreuzung entstandener Firköter ebensowenig ein wertvolles Erzeugnis der Natur ist wie ein durch wahllose Rassenkreuzung entstandener Mensch.

Bleibt der Völkerbund. Wenn es durch den Völkerbund möglich werden könnte, jedem Volke einen seiner Bevölkerungszahl und Volkskraft entsprechenden natürlichen Entwicklungsraum zu verschaffen, ohne daß es dabei zu Kämpfen kommt, so wäre ein solcher Bund der Kulturvölker sehr zu begrüßen. Selbst der kühnste Verfechter der Völkerbundsidee wird indessen wohl nicht behaupten, daß mit einer derartigen Ordnung der Dinge in absehbarer Zeit zu rechnen ist. So, wie die Dinge liegen, und vor allem so, wie sie durch den angeblichen „Völkerbund" unserer Feinde und den „Frieden der Gerechtigkeit" nunmehr geregelt worden sind, heißt Völkerbund ein endgültiges Einschließen des deutschen Volkes in einen Entwicklungsraum, aus dem es jetzt bereits nach allen Seiten herausragt, heißt Völkerbund „Tod den Deutschen!"

Trotzdem haben angeblich deutsche Menschen die Stirn, diesen Völkerbund dem deutschen Volke als ein erstrebenswertes Ziel anzupreisen, trotzdem gibt es Schurken, die behaupten, Deutsche zu sein, und ihr Volk um dieses Völkerbundes willen verraten haben. Kommen wird der Tag, an dem diese Mörder eines großen Volkes, diese Ungeheuer, welche die lebenden und die ungeborenen Generationen der Deutschen kaltblütig zu einem schmachvollen Tode verurteilen, zur Verantwortung gezogen werden. Wahrlich, wir werden sie finden, und wenn sie in der Hölle säßen!

Wir aber, in denen der Geist wahrer Liebe noch nicht erloschen ist, wir wollen bekennen, daß ein Mensch seinen Mitmenschen nur nach Maßgabe seiner Kraft und Wirkungsmöglichkeiten dienen kann. Darum wollen wir nicht auf unsere Kraft verzichten, vielmehr wollen wir unsere Kraft vervollkommnen, damit wir starke Arbeiter werden im Weinberge Gottes. Wir wollen bekennen, daß wir unerschütterlich an der Überzeugung festhalten, jedes Volk habe eine Aufgabe hier auf Erden, die es nicht erfüllen kann durch Schwäche, Feigheit und Verzicht, sondern nur durch mannhafte Tat und kraftvollen Aufstieg. Darum wollen wir für den Aufstieg unseres Volkes kämpfen bis zum letzten Atemzuge. Wir wollen bekennen, daß wahre Liebe eine unheilvolle Entwicklung nicht schweigend duldet, das wäre ebenso feige wie lieblos, wir wollen bekennen, daß wahre Liebe eine segensreiche Entwicklung nicht nur duldet, sondern fördert mit allen Kräften

Leibes und der Seele. Darum wollen wir dafür eintreten, daß unser Volk wieder zu einem Volke edler Streiter und tatfroher Schöpfer werde. In uns und um uns wollen wir die Vervollkommnung fördern, und den Kampf für die Vervollkommnung wollen wir führen unter Nichtachtung unseres Lebens. Das geloben wir, und so wird Gott uns und unserem Volke helfen!

Die deutsche Universität Dorpat.

Von Eduard Eckhardt, Freiburg i. Br.

Die Stadt Dorpat liegt unter mehr als 58° nördlicher Breite im nördlichen estnischen Teil Livlands am schiffbaren Embach, einem Zufluß des gewaltigen Peipus-Sees, der etwa sechsmal so groß wie der Bodensee und fast ebenso groß ist wie das ganze Herzogtum Braunschweig. Der Embach ist ein häßlicher Fluß, der zwischen öden, langweiligen Ufern träge dahinfließt. Aber gerade bei Dorpat macht er eine rühmliche Ausnahme: hier bildet er ein ziemlich tief eingeschnittenes Tal, in dem sich die freundlich in das Grün zahlreicher Gärten eingebettete Stadt ausbreitet. Auf dem südlichen Ufer ist der Abhang nach der Flußseite hin besonders steil; hier wird die Stadt überragt vom Domberg, einem ausgedehnten Hügel, dem Glanzpunkt Dorpats. Auf dem Domberg liegt die Domruine, ein mächtiger Bau aus roten Backsteinen, dessen wieder ausgebauter Nordflügel die Universitätsbibliothek beherbergt; dort befinden sich auch die meisten medizinischen Anstalten der Universität. Herrliche alte Baumalleen umsäumen den Rand des Hügels und gewähren dem Beschauer von verschiedenen Standpunkten aus hübsche Ausblicke auf die unmittelbar zu seinen Füßen liegende Stadt. So wirkt Dorpat wie eine Oase landschaftlicher Anmut in dem sonst flachen Lande; die Muse deutscher Wissenschaft hat dort im fernen Nordosten eine schöne Stätte gefunden.

Schon Gustav Adolf hatte im Jahre 1632 eine Universität in Dorpat gegründet, die aber ganz bedeutungslos war und nach mancherlei Unterbrechungen 1709 endgültig einging, ohne irgendeine Lücke im geistigen Leben der baltischen Provinzen zu hinterlassen. Wirkliche Bedeutung gewann erst die Universität, die Kaiser Alexander I. im Jahre 1802 als deutsche Bildungsstätte errichtete. Sie gelangte schnell zu hoher Blüte und schwang sich zur ersten Universität in ganz Rußland auf. Bald wuchs sie über eine bloße baltische Landesuniversität hinaus: auch die Deutschen aus dem übrigen Rußland strömten zu ihr hin; in immer steigendem Maße übte sie, trotz ihrer deutschen Unterrichtssprache, auch auf Polen, Juden und Russen eine Anziehungskraft aus. Hauptsächlich war die Universität aber natürlich für die Ostseeprovinzen selbst bestimmt; für die Letten und Esten kam eine andere Universität überhaupt nicht in Betracht, und von den deutschen Balten haben ganze Geschlechter vom Urgroßvater bis zum Urenkel den Abschluß

ihrer geistigen Bildung in Dorpat empfangen. Solange der deutsche Charakter der Hochschule unangetastet blieb, ist eine Fülle von Segen für das ganze russische Reich von Dorpat ausgegangen.

Die Lehrkräfte waren natürlich nur zum Teil einheimische, zum Teil reichsdeutsche. Mit den Universitäten Deutschlands stand Dorpat in so lebhaftem Austausch, daß eine große Menge von bedeutenden reichsdeutschen Professoren zu nennen wäre, die eine Zeitlang in Dorpat tätig gewesen sind. Aber ihre Zahl ist kaum größer als die der hervorragenden Deutschbalten, die das Baltenland als Hochschullehrer dem deutschen Mutterlande zurückgegeben hat. Die Balten haben zu allen Zeiten eine Fülle geistiger Kräfte hervorgebracht, die in gar keinem Verhältnis zu ihrer geringen Zahl von nur etwa 200000 steht. Sie bilden eben nur die Oberschicht im Lande; ihr geistiger Durchschnitt steht daher weit höher als der einer entsprechenden Bevölkerungsziffer in Deutschland, die auch die ganze Unterschicht in sich schließt.

Als deutsche Universität war Dorpat der wichtigste Nährboden für die geistigen Kräfte, deren die Balten bedurften, um im Kampfe gegen die russische Übermacht ihr Deutschtum mit Erfolg behaupten zu können. Brennpunkte aller deutschen Bestrebungen waren aber von jeher die deutschen Korporationen. Hier wurde das Deutschtum zielbewußt in den Mittelpunkt des ganzen politischen Denkens gestellt; hier vor allem lernte man es, für sein Deutschtum als wertvollstes Gut stramm gegen alle Eingriffe einer feindlichen Außenwelt einzutreten.

Durch die Russifizierung der Universität zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde diese deutsche Gesinnung der baltischen Studenten nicht nur nicht ausgerottet, sondern vielfach noch vertieft. Aber, äußerlich betrachtet, bewirkte diese Russifizierung gewaltige Veränderungen. Sie machte aus der blühenden, angesehenen deutschen Hochschule schon in kurzer Zeit einen Trümmerhaufen. Es war eine unfreiwillige Ehrung des alten Dorpat, daß das nun entstehende Zerrbild einer Universität nicht mehr Dorpat hieß, sondern gewaltsam in Jurjew umgetauft wurde. Die wissenschaftlichen Leistungen der Professoren waren in diesem Jurjew Nebensache; es kam hauptsächlich auf deren russische Gesinnung an. Die Folgen dieses Vorgehens zeigten sich bald in unliebsamster Weise. Während in der deutschen Zeit stramme Zucht und Sitte unter den Studenten geherrscht hatte, trat jetzt eine arge Verwilderung und Verrohung wenigstens unter den nichtdeutschen Studenten der Universität ein.

In dieser russischen Zeit blieben nur wenige, auf Lebenszeit angestellte reichsdeutsche Professoren und einige Deutschbalten an der Universität. Die sonst überall durchgeführte Russifizierung verschonte allein die theologische Fakultät, deren Unterrichtssprache deutsch blieb.

Mit der Universität ging es nun immer mehr bergab. Eine besonders schlimme Zeit war die Revolution von 1905—06 und die Zeit des eben beendeten

Krieges. Jetzt wurde auch die theologische Fakultät und sogar der Bestand der Universität selbst bedroht, die ins Innere des Reiches verlegt werden sollte. Dann kam die Befreiung der Stadt und des ganzen nördlichen Teils des Landes von der russischen Herrschaft im Frühjahr 1918. Die Deutschbalten durften auf einmal wieder mit einem Gefühl ungeheurer Erleichterung von dem furchtbaren Druck aufatmen, der in ständiger Steigerung seit fast dreißig Jahren auf ihnen gelastet hatte. Im Sommer des gleichen Jahres tauchte dann zuerst der Plan auf, die deutsche Hochschule in Dorpat neu auferstehen zu lassen. Das bedeutete für die Balten die Erfüllung ihres schönsten Traumes, die selbst von den hoffnungsfreudigsten Optimisten ein halbes Jahr früher auch nicht entfernt erwartet worden war. Der Plan reifte immer mehr zur Verwirklichung heran. Ende August erfolgten die ersten Berufungen nach Dorpat. Es war für mich als einen Deutschbalten von Geburt ein wunderbares Gefühl der Freude, als ich am Morgen des 24. August 1918 durch ein Telegramm des AOK. 8, dem die Verwaltung des ganzen Landes unterstellt war, als Professor nach Dorpat berufen wurde. Die Berufung geschah, wie in allen übrigen Fällen, zunächst nur auf ein Semester.

Mit klopfendem Herzen betrat ich am 8. September zum ersten Male wieder Dorpater Boden, nachdem ich die Stadt als Student im Jahre 1886 verlassen und im August 1889 zuletzt bei einem flüchtigen Besuch wiedergesehen hatte. Zwar überwog die Freude darüber, als Professor in meiner alten, dem Deutschtum, wie ich hoffte, dauernd wiedergewonnenen Heimat wirken zu können; aber diese Freude wurde doch bald beeinträchtigt durch die Wahrnehmung der vielen, zum Teil wenig erfreulichen Veränderungen, die während meiner langen Abwesenheit in Dorpat vor sich gegangen waren. Vor allem hatte sich die Zahl der Deutschbalten in Dorpat offensichtlich verringert. Viele von ihnen waren verarmt; sie besaßen überhaupt nicht mehr ihre frühere tonangebende Stellung. Man hörte in der Stadt viel mehr estnisch sprechen; viele Esten waren zu Bildung und Wohlstand gelangt, eine an sich erfreuliche Veränderung, wenn sie nur nicht größtenteils auf Kosten der Deutschbalten geschehen wäre. Ferner herrschte in Dorpat eine geradezu wahnsinnige Teuerung, die in sehr unvorteilhaftem Gegensatz stand zu der früheren Billigkeit. Der gemütlich-patriarchalische Zuschnitt, der früher das Leben in Dorpat so überaus behaglich gestaltet hatte, war dahin.

Den Höhepunkt unserer ganzen Dorpater Zeit bildete die Feier der Einweihung der neuerstandenen Hochschule am Sonntag, den 15. September 1918. Sie begann mit einem weihevollen Festgottesdienst in der Universitätskirche, wobei der von den Bolschewisten vier Monate später so schändlich ermordete Universitätsprediger und Professor der praktischen Theologie Traugott Hahn die von edler Begeisterung erfüllte, erhebende und auch in der Form vollendete Festpredigt hielt. Daran schloß sich in der mit einem überlebensgroßen Bilde des

Kaisers Wilhelm II. und den Fahnen der Dorpater Korporationen schön geschmückten Aula die eigentliche Einweihungsfeier, zu der auch der preußische Kultusminister erschienen war. Die Reden, die hier gehalten wurden, waren alle auf den gleichen Ton herzlicher Freude über das Gelingen des großen Werkes gestimmt, das, wie allgemein gehofft wurde, eine bleibende Heimstätte deutscher Kultur im Baltenlande darstellen würde. Am Abend gab die Stadt Dorpat zu Ehren der Universität ein Fest, auf dem die freudige Stimmung in zahlreichen Reden ihren Gipfel erreichte. Ein deutscher Offizier, der auch Teilnehmer dieses Festes gewesen war, äußerte später, er habe noch nie eine solche Begeisterung wie bei diesem Feste erlebt und werde sie auch wohl kaum jemals wieder erleben. Den Abschluß des ganzen herrlichen Tages bildete ein allgemeiner Kommers der Festteilnehmer im „Konventsquartier" der Livonia, einer der vier alten Korporationen, mit Landesvater.

Am 17. September begannen die Vorlesungen. Ungünstig war von vornherein die Verteilung der Studenten auf die einzelnen Fakultäten. Die Zahl der Studenten betrug etwas über 1000, von denen aber fast die Hälfte Mediziner waren. Die Deutschbalten hatten sich gegen früher leider sehr vermindert; sie bildeten nur höchstens ein Drittel der gesamten Studentenschaft. Dagegen waren, als am wenigsten willkommener Bestandteil, recht viele litauische Juden und Jüdinnen vorhanden.

Im ruhigen Fortgang des Semesters wurden die reichlich dargebotenen Vorlesungen immer stärker besucht, namentlich die für Zuhörer aller Fakultäten bestimmten Gratis-Vorlesungen einiger besonders beliebter Dozenten. Schon gleich im ersten Semester hatte die nach so langer Unterbrechung wieder auferstandene deutsche Hochschule in den Herzen der ganzen deutschbaltischen Bevölkerung Dorpats tiefe Wurzeln geschlagen.

Zur Anbahnung reger persönlicher Beziehungen zwischen den Professoren und den deutschbaltischen Studenten trugen vor allem die Zusammenkünfte bei, die alle 14 Tage in einem der studentischen Konventsquartiere stattfanden. Hier bekamen die reichsdeutschen Lehrer der Hochschule besondere Gelegenheit, die trotz aller Stürme der Russenherrschaft unerschütterte kerndeutsche Gesinnung der Balten und die Eigenart der Dorpater Studentensitten kennen zu lernen, die dabei doch in keinem Punkte ihren deutschen Ursprung verleugneten.

Eine andere schöne Einrichtung aus früherer Zeit waren die deutschen Dozentenabende, die auch während der Jurjewer Unterbrechung, trotz aller Nöte und Schwierigkeiten, weiter bestanden hatten und damals nur durch Hinzuziehung außerakademischer Herren aus der gebildeten deutschen Gesellschaft in Dorpat erweitert worden waren. Sie wurden jetzt durch den Beitritt sämtlicher reichsdeutschen Dozenten mit einem Schlage zu einer bis dahin noch nie erlebten Stattlichkeit gebracht, und haben, neben dem Familienverkehr, gewiß am meisten

zu einer herzlichen gegenseitigen Annäherung von Balten und Reichsdeutschen beigetragen. Die hier gehaltenen Vorträge und die sich anschließende Aussprache gewährten reiche geistige Anregung und zeigten, daß deutsche Wissenschaft und Bildung auch im fernen Dorpat schon längst heimisch waren.

Auf alle diese verheißungsvollen Blütenansätze deutschen Wesens fiel auf einmal, wie ein Reif in der Frühlingsnacht, zu Anfang November 1918 die Revolution in Deutschland und der plötzliche Zusammenbruch der bis dahin, trotz aller strategischen Rückzüge der letzten Wochen, noch immer so stolzen deutschen Front. Die Folgen traten sofort auch im Baltenlande hervor. Das Benehmen der Esten gegen die Deutschen wurde merklich dreister. In Reval bildete sich, trotzdem auch diese Stadt noch von deutschen Truppen besetzt war, eine neue estnische Regierung, die als ihr Gebiet nicht nur das eigentliche Estland, sondern auch den ganzen nördlichen estnischen Teil von Livland beanspruchte. Dadurch, daß Dorpat zugleich der deutschen Heeresverwaltung in Riga unterstand und auch von den Esten in Reval regiert wurde, entstanden zahlreiche Kompetenzkonflikte, wobei das deutsche Armee-Ober-Kommando leider eine sehr bedauerliche Schwäche zeigte und fast regelmäßig nachgebend den Kürzeren zog. Die Reichsdeutschen in Dorpat bekamen immer mehr das Gefühl, auf einem verlorenen Posten zu stehen. Durch all das wurde aber der Größenwahn der Esten, die durchaus ihr eigenes Land für sich haben und nicht einmal mit den Letten zusammen ein alle drei Provinzen umfassendes einheitliches Gebiet bilden wollten, nur immer mehr, schließlich fast bis zur Unerträglichkeit, gesteigert.

Dazu kam die leider durchaus nicht einwandfreie Haltung der deutschen Truppen in Dorpat. Zwar haben die deutschen Soldaten sich dort eigentliche Ausschreitungen nicht zuschulden kommen lassen, aber als Frucht der deutschen Revolution bildete sich auch in Dorpat sehr überflüssigerweise ein Soldatenrat, und was viel schlimmer war, der eigentliche Zweck des deutschen Militärs in Dorpat wurde durch die Haltung der Truppen völlig vereitelt. Die Soldaten kannten auch in Dorpat nur noch eine einzige, nach über vier Jahren Krieg freilich entschuldbare Sehnsucht: nach Hause um jeden Preis. Wäre die Lage in Dorpat für die Deutschen schon damals gefährlich geworden, so hätten die deutschen Soldaten den übrigen Deutschen wohl keinen nennenswerten Schutz gegen die Ausschreitungen des estnischen Pöbels geboten. Der bedauerliche Mangel eines völkischen Stammesgefühls, das Fehlen des Bewußtseins, mit den Deutschbalten durch das gleiche Blut und die gleiche Sprache eng verknüpft zu sein, dieser die unteren Volksklassen in Deutschland kennzeichnende Mangel zeigte sich mit aller Deutlichkeit auch unter den deutschen Soldaten in Dorpat.

Als Mitte November Narwa und zu Anfang der letzten Novemberwoche auch Pleskau von den Bolschewisten besetzt worden war, gestaltete sich die Lage in Dorpat für die reichsdeutschen Professoren immer bedrohlicher. So war es be-

greiflich, daß dieselben vom AOK. 8 noch in derselben Woche die Weisung erhielten, sich zur Rückreise nach Deutschland bereitzuhalten. Mit Schmerz und einem Gefühl der Beschämung den zurückbleibenden Deutschbalten gegenüber, die wir in Todesgefahr durch entmenschte Bolschewistenhorden zurücklassen mußten, trafen wir unsere Reisevorbereitungen. Am 27. November fand die letzte Plenarsitzung der ganzen Universität statt, bei der ihr ehrwürdiger deutschbaltischer Rektor Professor Dehio, am Grabe aller seiner mit einem Schlage zertrümmerten stolzen Hoffnungen, von Tränen fast übermannt, eine überaus packende und zu Herzen gehende Abschiedsrede hielt, die den Teilnehmern an dieser denkwürdigen Versammlung gewiß für alle Zeiten unvergeßlich sein wird. Am Tage darauf fand als Abschiedsfeier für die Reichsdeutschen der letzte Dozentenabend statt; hier traten zahlreiche Redner auf, alle gleichmäßig von Trauer und Wehmut erfüllt und nur verschieden je nach Alter oder Persönlichkeit in ihrer völligen Hoffnungslosigkeit oder in den verschiedenen Abstufungen ihrer Hoffnungsfreudigkeit in Bezug auf eine deutsche Zukunft der Universität.

Wie ein glänzendes Meteor war dies eine deutsche Semester der Universität Dorpat am baltischen Himmel aufgetaucht; wie ein Meteor erlosch es in der darauf nur um so dunkleren Nacht. Und doch gilt auch für diesen kurzen und flüchtigen Traum das Wort Theodor Storms:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück."

Wenn die Ostseeprovinzen, wie zu hoffen ist, endgültig von Rußland losgelöst werden, dann erscheint mir eine Wiedereröffnung der deutschen Universität doch nicht völlig ausgeschlossen. Als Kleinstaat muß sich das Baltenland, auch wenn es einen unabhängigen Staat bildet, an ein größeres Nachbarland anlehnen. Dies Land kann, wenn es nicht Rußland ist, kaum ein anderes sein als Deutschland. Als Landeshochschule wird die Universität Dorpat weiter bestehen müssen. Das Estnische oder das Lettische als alleinige Unterrichtssprache an ihr einzuführen, ist in absehbarer Zeit unmöglich, da diese Bauernsprachen gar nicht die für wissenschaftliche Vorträge erforderlichen Ausdrücke besitzen. Da das Russische für ein nichtrussisches Dorpat ebensowenig in Betracht kommt, bleibt als einzige in Dorpat mögliche Unterrichtssprache nur noch das Deutsche übrig, neben dem das Estnische und das Lettische höchstens mit demselben Rechte zur Geltung kommen kann, wie an der Universität Helsingfors das Finnische neben dem Schwedischen.

Bisher hat sich das baltische Deutschtum nur durch seine es von der undeutschen Unterschicht bewußt absondernden Herrenstellung erhalten können. Diese beherrschende Stellung der Deutschbalten ist ja wohl für immer dahin. Bei einem demokratischen Zuschnitt des ganzen baltischen Lebens, wenn die Deutschbalten nicht mehr die Herren im Lande, sondern neben den Esten und Letten nur

höchstens gleichberechtigt sind, kann sich aber das Deutschtum in den baltischen Provinzen nur erhalten durch massenhaften Zuzug deutscher Einwanderer aus Deutschland selbst. Zu einer solchen Einwanderung lockt aber nicht nur die Billigkeit des fruchtbaren und infolge seiner sehr dünnen Bevölkerung auch reichlich vorhandenen Landes, das z. B. in Kurland zu einem Viertel des Preises zu haben ist, den das billigste Land in Ostpreußen vor dem Kriege kostete, sondern auch das Angebot der eben gestürzten lettischen Regierung, die allen freiwilligen Kämpfern aus Deutschland gegen den Bolschewismus das Recht einräumt, solches Land zu erwerben. Die estnische Regierung wird sich auf die Dauer kaum dem entziehen können, das Beispiel der lettischen nachzuahmen. Durch den eben erfolgten Sturz der letzteren hat sich die Lage noch mehr zugunsten der Deutschen verbessert. Wenn jenes Landangebot, wie wir hoffen dürfen, zahlreiche Liebhaber aus Deutschland anlockt, dann, aber auch nur dann, kann für das so furchtbar schwer geprüfte baltische Deutschtum, das aus dem Himmel der Befreiung vom Russenjoch durch die Deutschen in jähem Sturz wieder in alle Schrecknisse der bolschewistischen Hölle zurücksinken mußte, dann kann auch für dies Deutschtum noch ein neues Leben aus den Ruinen der Gegenwart erblühen. Und diese deutsche Zukunft des ganzen Landes wird dann auch der Universität Dorpat als einer deutschen Bildungsstätte zugute kommen.

Volkshochschulen.

Von Oberbürgermeister i. R. Konrad Maß, Görlitz.

Selbst auf die Gefahr hin, mit den nachfolgenden Darlegungen auf Widerspruch in den deutschvölkischen Kreisen zu stoßen, schreibe ich sie nieder, weil ich diese Bewegung, die jetzt weite Teile unseres Vaterlandes und aller Parteirichtungen ergriffen hat, als überaus wichtig für die innere Weiterentwicklung unseres Volkes ansehen möchte. Ich stütze mich dabei auf das Wort des Humanisten Sadoleto, das ich kürzlich in Jakob Burckhardts „Renaissance in Italien" las: „Wenn durch unsern Jammer", schreibt er 1527, „dem Zorn und der Strenge Gottes Genüge getan ist, wenn diese furchtbaren Strafen uns wieder den Weg öffnen zu bessern Sitten und Gesetzen, dann ist vielleicht unser Unglück nicht das größte gewesen . . . ."

Wir wollen offen bekennen: Diese Besserung tut allen Volkskreisen not, vom höchsten bis zum geringsten, und das ganze Volk muß an seiner Besserung mitarbeiten. Wer das nicht einsieht, nicht einsehen will, das sind die „Radikalen" in beiden Lagern. Besonders habe ich diesen Mangel an Einsicht auf der äußersten Linken gefunden, — eine natürliche Folge der unbestreitbaren und durchaus er-

klärlichen Tatsache, daß dort die geringere Einsicht sitzt. Und woher sollte diese Einsicht auch kommen? Es ist immer das alte Lied von der Mangelhaftigkeit unserer wenn auch noch so guten Schulerziehung, von dem völligen Mangel an Bereitschaft, mit der die Jugend ins feindliche Leben hinausgesandt wird. Und immer wieder komme ich, wie auch schon vor dem Kriege oder doch vor dem Zusammenbruch, auf die Notwendigkeit einer verstärkten erziehlichen Einwirkung. Diese soll vermehrte Einsicht bringen in die Notwendigkeiten des Tages, in die Wege, die zu betreten sind, — sie soll dann nach der geistigen Hebung auch eine sittliche Wiedergeburt bringen, die dem Volke in allen seinen Schichten so bitter not tut.

Wie sollten wir das anders erreichen als durch Erziehung? Aber diese Erziehung darf sich nicht aufdrängen, — heute weniger als je. Wir würden hohnlachend zurückgewiesen werden. Nein, wenn wir erziehen wollen, so kann es nur nach dem Grundsatze geschehen: „Durch das Volk für das Volk." Ja, durch das Volk — so demokratisch das manchem klingen mag! Wir müssen uns mit dem Volke zusammentun, mit ihm eine geistige Gemeinschaft bilden und in der Arbeit für unser gemeinsames Vaterland ein uns allen gemeinsames Ziel erblicken.

Diesem Zwecke soll die Volkshochschule dienen. Man kann da unter den jetzt vorhandenen Strömungen zwei Hauptrichtungen unterscheiden: eine „parteilose" und eine in ausgesprochen deutschvölkischem Fahrwasser segelnde. Zu dieser letzteren Art gehören die von Bruno Tanzmann in Hellerau angeregten Schulen. Es ist ja klar, daß wir alle, die wir auf bewußt völkischem Boden stehen, dieser letztgenannten Gruppe die reichsten Erfolge wünschen; — andererseits aber dürfen wir nicht verkennen, daß damit ein Wirken im Großen und ins Große ausgeschlossen ist. Das sind Schulen nicht für das ganze Volk, sondern für eine bestimmte Richtung. Auch sie sind nötig: so gut wie etwa die sozialdemokratische Partei in ihrer „Jugendpflege", in Rede- und Erörterungsabenden und noch sonst auf vielerlei Art für ihre eigenen Gedankengänge wirkt, müssen auch die Deutschvölkischen es tun, und es ist hoch erfreulich und dankbar zu begrüßen, wenn das auch durch Gründung und Unterhaltung von Volkshochschulen geschieht. Aber das eine dürfen wir nicht übersehen: Die Besucher dieser völkisch gerichteten Volkshochschulen sind doch im wesentlichen solche, die dem Deutschtum bereits gewonnen sind, nicht erst gewonnen werden sollen. An die überwiegend große Menge kommen diese Schulen gar nicht heran, — fast die gesamte Arbeiterschaft und breite Schichten des Mittelstands bleiben von ihnen unberührt. Wollen wir auch diese zu gemeinsamer Arbeit gewinnen, so müssen wir eine Stelle schaffen, die partei- und bekenntnislos ist — und das sind eben die Volkshochschulen, wie ich sie im Sinne habe und wie sie jetzt an den verschiedensten Orten sich durchzusetzen beginnen.

Wir Deutschen hatten schon vor der Staatsumwälzung das freieste Wahlrecht der Welt, — zumal in den letzten Wochen vor jenem schwarzen 9. November;

jetzt ist die demokratische Richtung noch verschärft: jeder vom 20. Lebensjahre ab, er sei Mann oder Frau, ist berechtigt, zur Wahlurne zu gehen. Ist es da nicht unser aller Pflicht und Schuldigkeit, denjenigen, deren ungeschultem Geist so große Dinge anvertraut sind, nach allen Kräften Gelegenheit zu geben, sich wenigstens die grundlegendsten Kenntnisse in politischer und wirtschaftlicher Beziehung zu verschaffen? Diese Frage stellen, heißt für mich: sie bedingungslos bejahen. Wir dürfen uns nicht mehr auf den Standpunkt stellen, daß die Allgemeinheit am besten fährt, wenn das „niedere Volk" in den Tiefen der Unbildung schlummert. Nein, je gebildeter ein Volk ist, um so freier ist es in dieses Wortes wahrstem und edelstem Sinne. Nur die wahre Freiheit der Völker — wie sie ein Friedrich, ein Bismarck, ein Treitschke erstrebten — ist von jeher ganz allein der Antrieb zum Großen gewesen. Das erst ist wahre soziale Arbeit, die nicht im Wohltun, sondern in gegenseitiger Befruchtung besteht. Ich glaube trotz allem an eine Aufwärtsentwicklung unseres Volkes, die ich auch, ganz abgesehen von den Erfahrungen dieses Weltkrieges, der auch von Mannentreue und Opfersinn, von Hilfsbereitschaft und echter Kameradschaft die leuchtendsten Bilder aufweist, aus der allgemeinen Geschichte der Menschheit folgern möchte. Vom 16. Jahrhundert an, als ein neuer Geist, der Geist des Humanismus, die Menschheit durchzog, wo nach Überwindung des mittelalterlichen Massenmenschen der Persönlichkeitsmensch der Neuzeit geboren wurde, über Schiller und Goethe, Kant und Hegel, Friedrich und Bismarck hinweg bis heute: ist's nicht ein großer Aufstieg, den wir erlebten? Die geistige Befreiung griff vom religiösen auf das politische, wissenschaftliche und wirtschaftliche Leben über. Jetzt gilt es den letzten gemeinsamen Aufstieg: den Bau eines in allem zusammenklingenden Gemeinschaftslebens. Ein hohes, ein fernes Ziel fürwahr — und tausend Jahre oder mehr mögen verrinnen, bis wir es erreichen — aber ein Ziel, so hoch und bedeutsam, hin auf ein Werk so voller Kraft und Weihe, daß es die ganze Arbeitskraft deutscher Männer und Frauen lohnt.

Ein Grund ist gelegt in all den Bildungsbestrebungen unserer Zeit; aber auch sie haben die Kluft zwischen arm und reich, zwischen hoch und niedrig, zwischen vornehm und gering nicht zu überbrücken vermocht. Sie auszugleichen, muß aber unser Ziel sein, und der Weg zu diesem Ziel ist, wie ich immer schon betont habe, soziale Arbeit: nicht bloß wirtschaftlich — das tritt jetzt mehr als je in den Hintergrund, denn jeder Beruf und Stand fordert sich, was er begehrt —, sondern vor allem geistig und seelisch.

* * *

Der Begriff „Volkshochschule", der uns besonders aus den nordischen Ländern bekannt ist, knüpft an den Namen des dänischen Volkserziehers Grundwig an, der eine Wiedergeburt nordischer Kultur durch eine allgemeine Erziehung auf völkischer Grundlage erstrebte, indem er die humanistische Überflutung der heimischen

Kultur bekämpfte. Es kam ihm dabei nicht so auf die Verbreitung von Wissen an, als vielmehr auf die Erziehung eines innerlich gefestigten Menschen, der, tief im eigenen Volksleben wurzelnd, aus ihm Kraft und Inhalt seiner Lebensarbeit zieht. Daher nicht Schulbetrieb, sondern gemeinschaftliches Leben in besonders geschaffenen Heimen! Daher Aufnahme nur jugendlicher, aber schon reifer Insassen beiderlei Geschlechts zu gemeinsamem Erleben während eines halben Jahres! Daher die Vermittlung aller Kulturgüter des eigenen Volkes über politisches und kulturliches Leben durch lebendigen Vortrag, damit die Hörer selbst einst in ihren Kreisen Führer und Berater sein mögen! Großes ist dort erreicht: 7000 junge Leute werden alljährlich auf 70 solcher Schulen mit dem Geistesleben des Volkes vom Altertum bis zur Neuzeit vertraut gemacht, sodaß fast ein Drittel der gesamten Bauernbevölkerung auf diese Weise vorgebildet ist. Landwirtschaft und Naturkunde, Rechnen, dänische Sprache, Geschichte, Erokunde und Staatsverfassung haben hier ihre Stätte ebenso wie praktische Betätigung im Gesang, Turnen und Handarbeit.

Die Erfolge sind glänzend: Die allgemeine Volksbildung im Bauernstand, aber auch die Geistes- und Herzensbildung stehen, wie Kenner rühmen, dort in ganz besonderer Blüte.

Auch in Schweden sind ähnliche Anstalten mit Erfolg eingerichtet; bei der sich allmählich vollziehenden „Industrialisierung" ist ihr eine besondere Richtung auf die in Industrie und Handwerk tätige Jugend gegeben, der nicht — wie im Bauernstande — schon eine gewisse Neigung zu Gehorsam und Unterordnung in die Wiege gelegt ist. Auch hier wird, wenn auch nicht von so trefflichen Erfolgen wie im dänischen Bauernstande, doch auch von regem geistigen Suchen und Arbeiten berichtet sowie von den Bemühungen vieler, sich den Lehrern zu fügen, die ohne Aufdringlichkeit und unauffällig ihres Amtes als Erzieher walten.

In Nordschleswig und einigen anderen Gegenden des Deutschen Reiches hat man diese Versuche gleichfalls nachgeahmt — nicht immer mit gleich gutem Erfolge, da man solche Einrichtungen natürlich nicht ohne weiteres auf einen andern Boden verpflanzen kann — und es ist auch noch nicht zu sagen, ob diese Einrichtung sich in unveränderter Gestalt für uns empfiehlt, obwohl z. B. in Hamburg von der „Deutschen Fichtegesellschaft von 1914" eine solche auf völkischer Grundlage arbeitende Volkshochschule unterhalten wird. Es würde aber jedenfalls schwer halten, zumal jetzt nach dem Kriege, wo kein Arbeiter sich der tätigen Arbeit entziehen sollte, solche Anstalten zu bevölkern — aber eine Art Ersatz zu schaffen, etwa so, daß die Hochschule nicht als eine geschlossene Anstalt, sondern zunächst nur als Vereinigungsstätte für die verschiedenen Vortragsreihen gedacht wird, das ist auch in den Städten angängig, besonders wenn man an den Besuch nicht allzu hohe Anforderungen der Vorbildung — etwa den erfolgreichen Besuch einer Volksschule — stellt.

Nötig ist aber, die beiden Bestandteile des Begriffs „Volkshochschule" fest im Auge zu behalten. Die Anstalt soll eine Hochschule sein, indem sie die Freiheit des Lernens und Lehrens betont; sie darf und soll sich nicht in den Dienst einer politischen oder religiösen, einer wirtschaftlichen oder kulturlichen Bewegung stellen — wenngleich vom Vortragenden natürlich verlangt wird, daß er seinen eigenen Standpunkt klar erkennen läßt. Und sie soll eine Volkshochschule sein, indem sie sich an die gesamte bildungshungrige Bevölkerung ohne Rücksicht auf Stand, Beruf, Alter und Geschlecht wendet. Freilich ist in erster Linie an die „Arbeiter" gedacht, deren immer mehr wachsende Freizeit würdig und in einer dem Gemeinwohl zuträglichen Weise ausgefüllt werden muß —, und weiter an die heranwachsende Jugend, um sie vor den Gefahren der Straße und Kneipe zu schützen und ihnen eine Fortsetzung und Vertiefung des auf der Volksschule oder in den Fach- und Fortbildungsschulen Gelernten zu bieten und sie so für den Wettbewerb im späteren Leben zu stärken. Doch auch jeder andere soll willkommen sein, der sich über einen bestimmten Gegenstand durch eine planvolle Vortragsreihe unterrichten will.

Die Eintrichterung von Wissensstoff genügt jedoch nicht; sie würde sogar den Vorwurf, daß diese Schulen Halb- oder Viertelbildung vermitteln und dadurch Schlagworte, Dünkel und Großmannssucht erzeugen, rechtfertigen. Vielmehr sollen die Schulen immer das Ziel der Erziehung im Auge behalten, nicht bloß Wissens-, sondern auch Willensschulen sein. Und dieser Wille muß ohne Aufdringlichkeit, wie es auch auf den dänischen Schulen geschieht, in gut völkischem Sinne beeinflußt werden. Die Schule soll deutsche Art und deutsches Wesen, nicht in feindlichem Gegensatz zu andern Ländern, aber doch in ihrer Besonderheit erkennen lassen. Sie soll durch die Kenntnis der Vergangenheit zum Verständnis der Gegenwart führen und auf die Arbeit der Zukunft vorbereiten helfen. Sie soll daher in ihren Lehrgängen alles umfassen, in denen deutsches Wesen hervortritt: Geschichte, Vorgeschichte und Sage, Kultur- und Religionsgeschichte, Kenntnis von Land und Leuten, von Recht und Gesetz, Besuch von Natur- und Kunstdenkmälern; sie soll Handel und Industrie, Handwerk und Landwirtschaft, Kunst und Wissenschaft berücksichtigen und so die geistigen Kräfte in ihren Hörern wecken und fördern. Damit wird sie, so darf man hoffen, die Hörer, die doch deutschen Blutes sind, einführen in die Welt deutscher Gedanken und Gefühle und dadurch Liebe zur engeren Heimat und als deren Folge zu Volk und Vaterland wecken. Bei der Afterkultur, die jetzt in den Städten herrscht — man denke an die großstädtischen Schaubühnen geringerer Art, an Weiberkneipen, an das Schmutz- und Schundschrifttum —, ist diese Arbeit von ganz hervorragender Wichtigkeit. Und es kommt dabei nicht darauf an, den jungen Leuten eine Meinung einzuimpfen, die der Auffassung des Lehrers entspricht, sondern sie so zu erziehen, daß sie sich einst mit Stolz als Glied des großen Ganzen fühlen, sich ihm willig unterordnen

und im Leben als treue, tüchtige Volksgenossen, als freie, reife Menschen mit eigener, selbst erkämpfter Überzeugung ihren Mann stehen. —

In Görlitz haben wir einen solchen Versuch gemacht, – und wir müssen ihn im ganzen als wohlgelungen bezeichnen. Ist auch der Bau dieser am 1. Oktober 1918 feierlich eröffneten Anstalt noch nicht ganz fertig, so bietet er doch schon ein Abbild dessen, was erstrebt wird. Im Vorlesungsverzeichnis wurden angekündigt, — wobei Professoren, Oberlehrer, Künstler, Juristen, Verwaltungsbeamte als Lehrende tätig waren, — sieben Abteilungen von Lehrgängen, und zwar im einzelnen:

I. Geschichte und Politik: (Geschichte des neuen Deutschen Reiches; die deutsche Volksvertretung einst und jetzt; Heimatgeschichte.)
II. Philosophie, Religion: (Grundzüge der Religionsphilosophie; die poetischen Bücher und Stücke der Bibel; Kindespsychologie.)
III. Literatur, Kunst: (Deutsche Literatur bis zur klassischen Zeit; Übungen zur Geschichte der Tragödie; Einführung in die griechische Kunst; deutsches Wesen in der Kunst des Mittelalters und der Neuzeit, die deutschen Musik-Klassiker des 18. und 19. Jahrhundert.)
IV. Rechts- und Finanzwesen: (Staatsrecht; Bürgerliches Gesetzbuch; Geld-, Bank- und Börsenwesen.)
V. Medizin und Verwandtes: (Bau des menschlichen Körpers; Lehre von den Geisteskrankheiten; Säuglingswesen; das Wesen der Infektionskrankheiten und ihre Verhütung.)
VI. Naturwissenschaften, Mathematik, Technik: (Astronomie; Arithmetik, besonders für das kaufmännische und gewerbliche Leben; Einführung in die Gleichstromtechnik; Grundzüge der Eisenhüttenkunde.)
VII. Sprachen: Neugriechisch, russisch, bulgarisch, türkisch.

Außer diesen je 10—12 oder 20—24 Vorlesungen umfassenden Reihen wurde noch eine Anzahl von Einzelvorträgen gehalten: die Entwicklung des Staatsgedankens in Preußen, — Schlaf und Traum — die Eiszeit in Deutschland u. a.

Geplant war außerdem eine Anzahl von Vorlesungen, die unsere künftige Ostpolitik betrafen und in das Wesen und Werden des Ostens einführen sollten: Geschichte der Türkvölker, Geschichte und Wirtschaftskunde der Ukraine, von Rumänien und Ungarn, geistige Kultur des Baltenlandes usw. — Wir hatten die Absicht, in der Art der an den Hochschulen von Königsberg und Breslau eingerichteten „Institute für Ost-Politik" eine Einrichtung zu schaffen, die jungen Leuten, die als Beamte, Techniker, Kaufleute, Landwirte oder als Fürsorgerinnen in sozialer Hilfsarbeit, Krankenpflegerinnen usw. ins Ausland gehen wollen, eine Einführung in die völker- und erdkundlichen, geschichtlichen, kulturlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes geben soll. Wir gingen eben davon aus, daß sich uns nach dem Kriege bedeutende wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten, namentlich nach dem Osten hin, erschließen würden. Der traurige Ausgang des Krieges hat diese Pläne vorläufig zurückstellen heißen. — Sonst war der Andrang zu den Vorlesungen über Erwarten groß: es sind in die Listen über 1500 Hörer eingetragen, die fast 4000 Vorträge oder Vortragsreihen belegt haben. Wenn auch die Neuheit der Einrichtung eine gewisse Anziehungskraft geübt haben wird, so fehlten uns doch auch andererseits zahlreiche Besucherklassen — namentlich die damals noch nicht aus dem Felde zurückgekehrten Arbeiter, auf die wir in Zukunft rechnen zu können hoffen. Von den Besuchern ist sonst zu erwähnen, daß bei den Vorträgen über Literatur, Kunst und Philosophie die Frauenwelt überwog, daß die staats- und rechtswissenschaftlichen Vorträge meist von Beamten und jungen Kaufleuten, die technischen Fächer von Fortbildungsschülern und auch von Arbeitern besucht waren. Die Sprachlehrgänge waren am wenigsten begehrt. Als Grundsatz ist ferner zu erwähnen, daß die Vorträge nicht unentgeltlich angenommen und auch nicht unentgeltlich geboten werden; vielmehr fließen die eingehenden Beleggelder (die Wochenstunde das ganze Halbjahr hindurch 10, für Schüler 5 Mark) unverkürzt den Lehrenden zu. —

Dies ist die eine Art von Volkshochschulen, für größere Städte geeignet. Die Anforderungen werden aber verschieden sein, je nachdem es sich um eine Handels- und Industrie- oder eine Stadt für Ruhebeamte handelt u. dgl. Wie sich diese Schwierigkeiten lösen lassen, zeigt das Vorbild von Thüringen, wo sich unter dem Vorsitz des Geheimen Kirchenrats Universitätsprofessors Dr. Weinel eine Gemeinschaft „Volkshochschule Thüringen" gebildet hat. Sie sieht je nach der verschiedenen Lage und Art der Orte außer der oben besprochenen Form noch drei weitere Formen vor: eine ländliche Schule für Landbewohner, ein Schulheim als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft; eine ländliche Halbtagsschule, die unter Umständen durch Wanderlehrgänge ersetzt werden muß; eine ländliche Schule für Industriearbeiter, die sich einige Monate zur Erholung auf dem Lande aufhalten und dabei geistige Weiterbildung finden sollen. —

Wenn hier das „Deutschvölkische" auch nicht auf Schritt und Tritt den Hörern entgegengebracht wird, so wird doch die Grundlage dafür geschaffen, daß diese sich selbst eine Lebens- und Weltanschauung erarbeiten können.

Die völkischen Aufgaben der Malerei.

Neuhäuser (Schwarzwald), im Hartung 1919.

Lieber Herr M.!

Sie fragen zweifelnd, was der Maler für den Wiederaufbau unseres Volkes tun könne. Darf ich Ihnen Gedanken darlegen, die mich seit langem bewegen und die einmal nach Ausdruck verlangen? Was in unserer Zeit so schmerzlich hervortritt, das ist der Mangel an Deutschgefühl im Volke, von oben bis unten, und das erschreckende Fehlen von schöpferischen Kräften. Unsere Schule und Wissenschaft haben uns vorzügliche, glänzende Methodiker und Analytiker erzogen, das Schöpferische im Menschen aber haben sie eher gelähmt als gefördert. Darum hatten wir in den entscheidenden Jahren unseres Volkes auf den Führerposten keine Führer, die neue Aufgaben selbstschöpferisch erfaßten und erfüllten. Daß es nicht bloß an einer Kaste lag, wie die Demokraten behaupten, lehrt uns das gänzliche Versagen der Parlamente, die sich noch viel unfähiger erwiesen als die Regierungen, und wir sehen heute schon, daß die Sozialdemokratie wahrhaft schöpferische Kräfte auch nicht aufzuweisen hat. Aber auch unsere Kaufleute, Techniker und Industriellen haben wohl hervorragende, unvergleichliche Fachleute, doch nicht einen umfassenden Geist, der aus den gewohnten Bahnen auszubrechen vermöchte und Deutschland in einen neuen Boden stellte, wo es wirklich zu wachsen vermöchte. Die Wurzel dieses Übels liegt in der vielgepriesenen Renaissance, als der eindringende Humanismus die in der Gotik sich aussprechende, im Schöpfe-

rischen gegründete, eigengewachsene deutsche Kultur, eine grünende, blühende Krone, abschnitt und auf den blutenden Stamm eine fremde, früher einmal saftstrotzende, jetzt aber doch recht eingetrocknete Kultur pfropfte. Damals drang der Geist des Zerlegens bei uns ein, der uns in der Wissenschaft nicht zu leugnende große Ergebnisse brachte, das Volk in seiner Gesamtheit aber an sich selbst irre und sein Wollen weg- und ziellos machte. Die Kunst, die als Offenbarung des Schöpferischen im Menschen vorher alle Äußerungen der deutschen Seele durchstrahlte, war plötzlich heimatlos. Nach Dürer, der noch völlig gotischer Herkunft ist, aber von der Renaissance schon beirrt wurde, scheint sie erstorben; auf dem Gebiet des Religiösen, in der unmittelbaren Verbindung mit dem Schöpfer selbst, sehen wir noch den Gottesmann Luther, den letzten gewaltigen Gotiker; hernach sind nur noch Theologen, oder besser Philologen da. Wir sind seitdem so arm und dürr geworden, daß wir nicht einmal mehr glauben, das heißt Gott erleben können. Ohne den Schöpfer aber gibt es keine schöpferische Kraft; unsere Brunnen sind verschüttet, einzig in der Musik, wohin der Humanismus mit seinem kalten Tasten schwer zu dringen vermochte, konnte die deutsche Seele sich noch wahrhaft offenbaren — Bach und Beethoven. Selbst in der dann folgenden großen Zeit der deutschen Dichtung fanden wir uns nicht ganz zum Urborn des Deutschen zurück.

Hier sehe ich nun die ungeheure Aufgabe der Kunst, die nur sie, nie aber die Wissenschaft lösen kann, daß sie uns wieder ganz deutsch macht, indem sie den verschütteten Brunnen des Schöpferischen öffnet und uns damit den Weg zum Schöpfer bahnt. Dann werden wir wieder schauen und nicht mehr tasten. Dann werden unsere in der Knospe gehemmten Kräfte aufbrechen und sich entfalten. Weil dann jede Äußerung unseres Innern ganz ungebrochen erscheint, wird das ganze Volk seine führenden Geister verstehen und ihnen folgen. Eine wahrhaft deutsche Kultur, die von der Wurzel bis zur Krone eines Wuchses ist, wird uns durchdringen und einen. Diese Kultur, deren Wurzel im Schoße Gottes ruht, wird also im Glauben gegründet sein. Und ohne den Glauben können wir nichts Großes schaffen. Als uns in diesem Kriege die ungeheuerlichste Aufgabe gestellt war, den Erdball zu überwinden, scheiterten wir an dem Verhängnis, daß der Zweifel und nicht der Glaube die bestimmende Macht in uns war. Wem ist das Volk denn in Wahrheit gefolgt — Bethmann oder Hindenburg, dem Zweifler oder dem Glaubenden? Doch Bethmann, der alles so genau ertastet hatte, aber nicht einen Funken der Kraft in sich hatte, die Gott, Schöpfer, Glaube heißt. Hindenburg aber ward von seinem Volk verlassen, es konnte nicht zu seiner Höhe des Gottschauens hinauf. Darum zerbrach es.

Suchen wir also zum Urborn unserer Kraft zurück und lassen wir das Schöpferische wieder aufbrechen, zur bestimmenden Macht im Volksleben werden! Die Schule wird dann gezwungen, sich zu wandeln und zu folgen. Nur die im

besonderen Sinn Schöpferischen, die Künstler sind dazu berufen, zu denen ich nicht nur die Dichter, Maler, Musiker, sondern auch die wahrhaften Forscher, nicht aber die Gelehrten rechne. Zwar in ihrer jetzigen Verfassung werden auch die Künstler in ihrer Mehrzahl nicht viel helfen können. Sie sind irre, der deutschen Seele fremde Wege gegangen. Unter dem Einfluß der jüdischen und sonstwie fremdrassigen Kunst, wie sie sich in Paris und anderswo sammelte, sind sie von ihren Quellen ganz abgekommen. Sie sind ihrem Volksboden ganz entfremdet und müssen erst zurückfinden. In der Gotik war die Kunst wahrhaft eine Offenbarung der deutschen Seele, heut ist sie es nicht. Wir müssen wieder in die Brunnen Gottes hineinlauschen, ehrfürchtig und demütig werden und seine Stimme vernehmen.

Welchen Weg soll der Maler im besonderen gehen? Er soll die deutsche Seele in ihrer heut selten gewordenen Reinheit erkennen, die ganz Gottes Kind ist, ihr Begehren und Flehen vernehmen. Nicht, was laut auf den Markt tritt, ist wahre Stimme unserer Volksseele, es liegt tief verborgen, in dieser Zeit so tief, daß es nur wenige hören. Auch unsere Maler müssen es lernen, die verworrenen Geräusche zu überhören, denen so viele in vergangenen Tagen nachstrebten, sonst vernehmen sie die zarte Stimme nicht. Sie müssen lernen, das Geschrei ihrer Zeit nicht mehr so wichtig zu nehmen; wenn sie aber hinhorchen, was sich in Jahrtausenden in Deutschland offenbart hat, dann werden sie finden, was wahrhaft deutsch ist; denn das Irre, Kranke, Fremde, das früher auch da war, ist vom Strom der Zeit weggespült worden. Sie werden Vorstellungen finden, Ureigentum der deutschen Seele, so groß, gewaltig, so ganz Bild, daß sie in dieser Ergriffenheit nur immer werden malen müssen, um diese wahrhaft geschauten Bilder für jedes Auge deutliche Form werden zu lassen. Der Deutsche wird aufschauen, verwundert, zweifelnd zuerst; dann aber wird er aufjauchzen vor lauter Seligkeit; denn er wird sein Ureigentum vor sich sehen, er wird an die Wahrheit dieses Ureigentums wieder glauben lernen und wird ganz deutsch sein; in diesem Augenblick wird er wiedergeboren sein. Diese Tat zu vollbringen, ist der Künstler berufen. Ist damit aber nicht alles Heil gewonnen, wenn der Deutsche wiedergeboren wird? Alles, was uns nottut, kommt damit von selbst.

Also die Gedanken und Vorstellungen, die aus der deutschen Seele geboren sind oder noch in ihr schlummern, in Bildern für jedes Auge deutlich zu machen, ist die große Aufgabe des Malers. Weil sie bisher meist äußerlich, nicht von innen heraus erfaßt wurde, ist sie in Verruf geraten. Das darf nicht abschrecken. Ich will einige Teilaufgaben nennen, die zusammen aber nicht das Ganze bedeuten, jeder wahrhaft Schöpferische wird neue hinzutun, vielleicht auch ganz andere und doch deutsche Wege gehen. Da sind die mythischen Vorstellungen. Wie viele Maler haben sie bisher Bild werden lassen? Wie viele Könner, nicht Macher, haben um die Gestalt Wodans gerungen? Vielleicht Hans Thoma

und Franz Stassen! Darf das Ringen damit erschöpft sein? Wer hat einmal Surtur mit dem Flammenschwert vor Muspelheim dargestellt? Wer hat die Aufgabe, uns Baldur in seiner strahlenden Schönheit zu geben, wirklich gelöst? Wer hat Hermoder auf dem Ritt gen Hel gemalt? Es sind malerische Aufgaben so gewaltiger Art, daß aus dem Ringen darum die höchste Kunst erwachsen müßte. Solche Bilder, ursprünglich aus der Seele unseres Volkes erwachsen, sind ihr ewiges Eigentum, werden von ihr wirklich ergriffen und einen darum, was deutsch ist. Alle die modernen Kunstbeflissenheitslehren, die wie Flitter um uns hängen, würden abfallen.

Wo ist die Gudrun, die der Dichter einst schaute, im Bilde? Wo Kriemhild? Wo Brunhild? Hans Thoma hat uns einen Siegfried gegeben; es dürfte aber gar kein Ende des Ringens um diese Gestalt sein. Sie selbst zeichneten einst einen Parsifal, der mich ergriffen hat. Warum wandten Sie sich von solcher Aufgabe wieder ab? Ich weiß keinen Maler, der Dietrich von Bern in seiner Gewalt uns schauen ließe. Wieder Eberhard König, der Dichter, der uns Hermoder gab, suchte ihn jetzt zu ergründen. Gibt es eine größere Aufgabe, als den finsteren Hagen Gestalt werden zu lassen?

Warum findet das Sehnen nach deutscher Kaiserherrlichkeit keinen Ausdruck in großen, des Stoffes würdigen Bildern? Wislicenus in Goslar reicht nicht hin, es war auch ein verfehlter Gedanke, gerade die Kaiserpfalz so auszumalen; aber gibt es nicht stärkere Kräfte für solche Aufgaben? Alfred Rethel ist ein leuchtender Wegweiser. Und Adolf Menzel löste seine Aufgabe restlos, als er der große Maler des großen Preußenkönigs ward.

Rembrandt gab uns einmal die Gestalt des Faust. Wer versucht Gleiches für den Gottfinder Luther? Ach, es gibt ja tausend Aufgaben, um den außerordentlichen Schatz unserer Volksseele auszuschöpfen.

Eine auch völkische Aufgabe haben unsere Maler im letzten Jahrhundert gelöst. Als unser Volk verstädterte und der Natur fremd wurde, dem tiefen Born seiner Kraft, haben sie ihm Blick und Liebe für die Natur durch die Landschaftsmalerei gerettet. Aber in viel höherem Maße war unsere Malerei doch einst in der gotischen Zeit Ausdruck des seelischen Ringens eines ganzen Volkes, als sie die Heilsgeschichte ihm ganz gewann. Heut ist die Aufgabe anders gestellt — wer erkennt und ergreift sie? Nur wenige Dichter, wenige Maler sind es. Es müssen viele werden, soll das Werk gelingen. Aber nichts Gewolltes darf es sein, von innen muß es quellen. Sie werden dann die Seele unseres Volkes, aus der sie schöpfen, wiederum führen. Nur die schöpferischen Kräfte können Deutschland wieder aufbauen, das zuerst als ein geistiges neu erstehen wird, um sich den Körper endlich selbst zu schaffen. Helfen Sie mit am Werk!

Mit deutschem Gruß

Ihr getreuer Wilhelm Kotzde.

Die Zeiteinteilung der Indogermanen.

Von Generalarzt Dr. Georg Wilke, Leipzig-Gohlis.

Der europäische Ursprung der Indogermanen kann heute nach den übereinstimmenden Forschungsergebnissen der vergleichenden Sprachforschung, der Anthropologie und der Archäologie als feststehende Tatsache betrachtet werden, und nur über Einzelheiten und insbesondere auch über die Kultur des indogermanischen Stammvolkes sind noch weitere klärende Untersuchungen erforderlich. Eine der anziehendsten Fragen in dieser Hinsicht bildet die nach der Zeitrechnung der Indogermanen, ein recht schwieriges Kapitel, an das man sich bisher immer nur mit einer gewissen Scheu herangewagt hat.

Sicher ist zunächst, daß man das Jahr kannte (altind. vatsás, griech. Fέτος; alban. viét; ahd. widar = „Widder", eigentl. „Jährling") und daß man in ihm drei Jahreszeiten unterschied: Winter [altind. héman-tas; lat. hiems; altbulg. zima), Frühling (altind. vasar, lat. ver, altnord. vár) und Sommer (aveſt. ham, altir. sam, ahd. sumar), während eine gemeinschaftliche Bezeichnung für Herbst fehlt, ja der Name dafür selbst noch den Germanen in taciteischer Zeit unbekannt war. Für den weiteren Ausbau der Zeitrechnung in der Urzeit dürften hauptsächlich drei Momente ausschlaggebend gewesen sein: Der mehr und mehr sich entwickelnde Ackerbau, der allmählich immer stärker werdende Handel und Verkehr und endlich der Ausbau der religiösen Anschauungen und die damit verknüpften kultischen, an bestimmte Zeiten gebundenen Feste.

Der Ackerbau, der bei den Indogermanen schon eine recht ansehnliche Höhe erreicht und der in Mitteleuropa bereits im Campignien, also sicher noch vor der Mitte des 1. Jahrzehntausend auftritt, war naturgemäß mit seinen verschiedenen Phasen: dem Pflügen, der Aussaat und der Ernte ganz und gar an das Sonnenjahr und die Jahreszeiten gebunden.

Die Länge des Sonnenjahres war zunächst nur ganz ungefähr bekannt. Doch mußte die Beobachtung, daß die Sonne von einem Mittagstiefstand im Winter allmählich zu einem Höchststand im Sommer fortschreitet und umgekehrt, daß ferner der Punkt des Sonnenauf- und Unterganges sich regelmäßig zweimal im Jahre von SO nach NO und von SW nach NW und umgekehrt verschiebt und endlich die regelmäßig wiederkehrende Ab- und Zunahme der Tageslänge mit einer zweimaligen Tag- und Nachtgleiche dazu anregen, diese Wendepunkte etwas genauer festzulegen und damit zugleich auch die Grundlage zu einer genaueren Längenbestimmung des Sonnenjahres und der einzelnen Jahreszeitabschnitte zu schaffen. Das Mittel hierzu bildete die Ausmessung der mit der Jahreszeit wechselnden Schattenlänge eines senkrecht stehenden Gegenstandes (Holzpfeiler, Menhir usw.). „So ermittelten früher auf Java die Priester die mangsa, 12 ungleich lange Zeiträume, nach denen die Feldarbeit geregelt wurde

Bei den Inka von Peru standen auf den Hügeln um Cuzko 12 Säulen, nach deren Schattenlänge zu den verschiedenen Zeiten man die Monate erkannte; auf je 8 Türmen im O und W der Stadt ermittelten die Priester die Zeit der Sonnenwende. Nach dem Schu-king der Chinesen sandte schon Kaiser Yao (2357 v. Chr.) vier Astronomen aus nach N, S, O und W, um die Örter der auf- und untergehenden Sonne und der Länge des Schattens zu beobachten" (Ginzel, Handb. der math. u. techn. Chronologie).

Daß man auch im europäischen Neolithikum schon sehr früh zu ähnlichen genaueren Bestimmungen des Sonnenjahres gelangt sein muß, beweist sehr deutlich die meist recht genaue Orientierung der großen Steinkreise und Menhirs Englands und der Bretagne, deren Axe entweder den Punkten des Sonnenauf- und Untergangs zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, häufiger aber des Sommer- und Wintersolstitium entspricht. Doch glaubt A. Devoir, unter dessen Führung ich selbst eine sehr große Zahl der bretonischen Menhirs kennen gelernt habe, auf Grund ihrer Richtungslinien noch vier weitere Zeitpunkte nachweisen zu können (8. November, 4. Februar, 6. Mai, 8. August), die nichts anderes sind „als die mittleren Zeitpunkte der vier Hauptabschnitte des landwirtschaftlichen Jahres für ein von dem unsrigen wenig abweichendes Klima".

Neben dieser hauptsächlich durch den Ackerbau veranlaßten Zeiteinteilung mußte sich aber, gleichfalls schon in sehr früher Zeit, ganz von selbst auch noch eine andere Zeiteinteilung herausbilden, nämlich nach dem Laufe des Mondes und seinen in höchstem Grade auffallenden, regelmäßig wechselnden Lichtgestalten. Man zählte die Tage, die zwischen der Wiederkehr des Vollwerdens der Mondscheibe oder zwischen dem Auftauchen der ersten dünnen Mondsichel am Abendhimmel nach Neumond liegen und gewann so ein ungefähres Maß für die Länge des synodischen Monats (zu $29^1/_2$ Tagen). Indem man dann diese Monate weiterzählte[1]), bemerkte man, daß 12 solcher Lichtmonate einem Sonnenjahr entsprechen, jedoch nicht ganz, da das Mondjahr nur $29^1/_2 \times 12 = 354$ Tage zählt, das Sonnenjahr dagegen $365^1/_4$.

Außer diesem synodischen wird man auch schon bald den siderischen Monat kennen gelernt haben, d. h. die Zeit des wirklichen Umlaufs des Mondes um die Erde, oder die Zeit, nach der der Mond am Himmel wieder die gleiche Stellung einnimmt und mit den gleichen Sternen zusammenfällt. Dies tritt nach 27 Tagen ein.

Daß die Indogermanen tatsächlich nach beiden Monaten gerechnet haben müssen, läßt sich mit großer Bestimmtheit aus der weiteren Teilung des Monats und gewissen, offensichtlich aus dem Mondlauf hergeleiteten symbolischen Zahlen

[1]) In Neuguinea macht man zu diesem Zwecke Einschnitte in einem Baum. In Neuseeland legt man den Monatszahlen entsprechend kleine Holzstücke oder Steine auf einen Haufen zusammen, und auf Neubritannien zählt man die Monate durch Verknotungen.

erschließen. Der synodische Monat führte mit seinen beiden Hauptphasen, der vollen Mondscheibe und der ersten nach dem Neumond sichtbar werdenden Mondsichel ganz von selbst zu einer Zwei- und des weiteren auch zu einer Vierteilung. Zu dieser mußten besonders die Anwohner der Nordsee gelangen, denen bei der raschen Entwicklung der Seeschiffahrt unmöglich das Zusammenfallen der Springfluten mit dem Voll- und Neumond, der Nippfluten mit dem ersten und letzten Mondviertel entgehen konnte. Und da die nordischen Seefahrer, wie die in den Küchenabfällen vorkommenden Reste nur in der Hochsee lebender Fischarten beweisen, sich schon in der Campignienzeit weit ins offene Meer hinauswagten, so werden sie zu dieser Erkenntnis jedenfalls schon damals gelangt sein. Ausdrücklich bezeugt ist die Zweiteilung außer bei den Indern und Iraniern bei den Griechen, bei denen sie jedoch wie bei den Ägyptern[1]) später durch eine 3-Dekadenrechnung verdrängt wurde. Außerdem aber begegnen wir ihr auch noch bei den Kelten und Germanen, und die Erinnerung daran lebt bis heute fort in der deutschen Wendung „Vierzehn Tage" und dem „Quinze jours" der Franzosen. Aber auch für die weitere Teilung in siebentägige Fristen liegen mancherlei Zeugnisse vor, so schon in den homerischen Gedichten, und nach einem alten Gesetz in Athen war es verboten, vor dem 7. des Monats ins Feld zu ziehen. Ebenso müssen die Germanen schon lange vor Einführung der spätrömischen siebentägigen Woche siebentägige Fristen gekannt haben, denn die Grundbedeutung unserer „Woche" ist „Wechsel", worunter doch nur der Mondwechsel (Neumond, 1. Viertel, Vollmond, letztes Viertel) verstanden worden sein kann. Endlich ergibt sich das auch noch aus der symbolischen Bedeutung der Zahl 7, die bei allen indogermanischen Völkern wiederkehrt, anderseits aber auch in der vorgeschichtlichen Kunst Mitteleuropas eine große Rolle spielt und hier in Gestalt 7speichiger Sonnenräder und 7strahliger Sternfiguren sogar schon für das Neolithikum nachweisbar ist.

Der Dreiteilung in drei neuntägige Fristen begegnen wir bei der irischen nómad und den römischen nonae oder nundinae, Wochenmärkte, die jeden 9. Tag gehalten wurden. Doch sind neuntägige Fristen in Spuren auch bei den Griechen, Slawen und Indern, außerdem auch noch bei den Semiten und namentlich Ägyptern nachweisbar. 8×9 Tage wurde nach Herodot bei den Ägyptern um die Pharaonen getrauert, und auch bei Homer begegnen wir neuntägigen Totenfeiern. Neun Nächte hält der nordische Wintergott Njördr bei Skadi im Gebirge aus; Kei verblieb neun Nächte und neun Tage ohne Schlaf; neun Tage muß nach germanischen und slawischen Sagen ein Bezauberter im Wolfsleib beharren, und jeden neunten Tag legt Phoke ihre Fischhaut ab, um dann einen Tag Mensch zu werden. Der Atharvaveda erwähnt neun Welten, und 7×7 oder 7×9 war die Zahl der erderschütternden Rudras oder Maruts

[1]) Sie findet sich bereits in Inschriften der 3. Dynastie (um 2800 v. Chr.) In Spuren kommt sie auch bei den Israeliten vor.

(Rigv. VIII 85, 8), die das Gefolge Indras bilden und ihm im Kampfe gegen Vrtra beistehen.

Und wie in der indogermanischen Mythologie, so findet sich die Neun auch in der talismanischen und sakralen Kunst des vorgeschichtlichen Mitteleuropas ungemein häufig verwendet. So namentlich als Gruppen von 9 Sonnenfiguren an den germanischen Goldgefäßen der 4. Per. der Bronzezeit (um 1100 v. Chr.) und in Form 9speichiger Sonnenräder und 9strahliger Sterne auf Gemmen des ägäischen Kulturkreises und auf bronze- und steinzeitlichen Gefäßen Mitteleuropas.

Zweifelhaft ist, ob auch die sogenannten Mondstationen, mit denen man den täglichen Aufenthaltsort des Mondes für die Dauer seiner sichtbaren Phasen kennzeichnete, gemeinindogermanischen Ursprungs sind. Quellenmäßig belegt sind sie — außer für die Chinesen und Araber — jedenfalls nur für die Perser und Inder. Die vedischen Schriften kennen vorzugsweise 27 „nakshatra", denen erst später noch ein 28. hinzugefügt wurde. Sie werden im allgemeinen durch dieselben Sterne bezeichnet, wie die arabischen „Manzil" („Herberge") und die chinesischen „Sin", sodaß ein Zusammenhang aller drei Systeme unter einander wohl so gut als sicher ist. Da aber eine Entlehnung der indischen Mondstationen von den chinesischen aus chronologischen Gründen mit Sicherheit auszuschließen ist, und anderseits auch ein babylonischer Ursprung sich nicht hat nachweisen lassen, so dürfen wir wohl sicher annehmen, daß die arischen Völker selbständig zur Aufstellung der Mondstationen gelangt sind.

Wir hatten oben gesehen, daß die Indogermanen schon vor ihrer Trennung sowohl das Sonnen- wie das Mondjahr gekannt haben müssen, die beide um 11 Tage von einander abweichen. Es mußte sich daher schon sehr bald, namentlich mit Rücksicht auf die an den Mond und die Sonne anknüpfenden, an ganz bestimmte Zeitpunkte gebundenen kultischen Feste, das Bedürfnis einstellen, beide Zeitrechnungen mit einander in Einklang zu bringen. Dazu boten sich zwei Wege.

1. Man brauchte dem 354tägigen Mondjahre nur 11 Schalttage hinzuzufügen, um die Übereinstimmung mit dem Sonnenjahr herzustellen. Diese Zahl 11 wurde dann, wie man früher allgemein angenommen hat, um sie mit der Zahl der Monate harmonisch zu gestalten, durch die 12 ersetzt, sodaß man statt eines Jahres zu 365 ein solches zu 366 Tagen erhielt. Mit dieser Hypothese hat man insbesondere die bei fast allen indogermanischen Völkern wiederkehrenden „Zwölften" zu erklären versucht. Von andrer Seite aber wird das Gewicht dieser Gründe bestritten und dagegen mit Recht geltend gemacht, „daß ein 366tägiges Jahr für die älteste indische Zeitrechnung nicht nachweisbar ist, und daß aus den Texten nirgends hervorgeht, daß die 12 Nächte im Verlaufe des Jahres oder am Ende desselben eine besondere Berücksichtigung gefunden hätten" (Ginzel I 314[1]).

[1]) In Babylonien erscheint die Neunerwoche erst zur Zeit Asurbanipals. Sie kann also nicht babylonischen Ursprungs sein.

Vor allem aber klingt es doch sehr wenig wahrscheinlich, daß man bei dem Bestreben, den Unterschied zwischen Mond- und Sonnenjahr rechnerisch auszugleichen, lediglich aus dem soeben angeführten Grunde bewußt und absichtlich einen neuen Fehler in die Rechnung eingeführt habe.

Dagegen ist in der Sammlung druidischer Schriften Barddas wiederholt von 11 „Ergänzungstagen" die Rede, die zum mindesten darauf hinweisen, daß die Druiden neben der noch zu erwähnenden Ausgleichung durch Schaltmonate diese Schaltpraxis anwendeten. Für die übrigen indogermanischen Völker liegen zwar nicht solche unmittelbaren Belege vor, wohl aber begegnen wir bei ihnen der 11 nicht selten als symbolischer Zahl. So bindet man in Württemberg den Kindern zur Verhütung von Zahnkrämpfen am 11. eines Monats 11 Uhr vormittags einen Amulettbeutel mit Eisenkraut um. Skirnir bietet der Gerd 11 goldene Äpfel, wenn sie Freys Liebe erwidere (Skirnism. 19 f.), 11 Junge hat der Lindwurm, den König Diderik der Löwe in dem gleichnamigen altdänischen Liede tötet. 11 Ströme entspringen dem Brunnen Hvergelmir, der seinerseits durch das aus dem Geweih des Hirsches Eikthyrnir herabtreufelnde Naß gespeist wird. 11 ist gewöhnlich (neben 7×7 oder 7×9) die Zahl der Maruts oder Rudras; 11×3 die der Devas (Rigveda I 45,2; III 6,9; VIII 28,1; IX 92,4), die in den drei Sphären: Himmel, Atmosphäre und Erde wohnen; und auch die Zahl der die Visvadevagruppe bildenden Gottheiten wird meist auf 11 angegeben. Und ebenso häufig läßt sich die symbolische 11 für das vorgeschichtliche Mitteleuropa belegen: 11 Goldschalen enthielt der Votivfund von Lavindsgard auf Fünen, und in anderen Goldfunden finden sich 11speichige Sonnenräder oder Gruppen von 11 Sonnenfiguren auf den Kultgefäßen dargestellt. 11strahlige Sterne und 11speichige Sonnenräder reichen weit bis in die jüngere Steinzeit zurück, der auch die später noch zu erwähnende eigentümliche Opferkultplatte von Schäßburg entstammt, die um einen Kranz von 13 verwickelten Doppelvoluten einen gleichartigen Ring von 11 Voluten aufweist.

Wir dürfen also annehmen, daß man in der indogermanischen Urzeit tatsächlich mit 11 Schalttagen rechnete. Immerhin hat auch die obenerwähnte Herleitung der „Zwölften" aus dem urzeitlichen Kalender eine gewisse Berechtigung. Denn da das Sonnenjahr nicht 365, sondern 365¼ Tage zählt und man seine wirkliche Dauer gewiß schon frühzeitig erkannt haben wird, so mußte man zum Ausgleich des bei der gewöhnlichen Schaltpraxis verbleibenden Unterschiedes alle vier Jahre 12 statt der sonst angefügten 11 Schalttage einstellen. Unrichtig war also nur die Erklärung, die man für die Einführung der Zwölften gegeben hat.

2. Der andere Weg, einen Ausgleich zwischen Mond- und Sonnenjahr zu bewirken, war der, daß man die Monate einfach so lange weiter zählte, bis Monats- und Jahresanfang ungefähr wieder zusammenfielen. Dies ist annähernd schon nach 25 oder 37 Monaten der Fall, nach denen der Unterschied nur noch 6 oder 4 Tage

beträgt. Man erhielt auf diese Weise ein (oder zwei) gewöhnliche Jahre mit 12 und ein Schaltjahr mit 13 Monaten und mußte dann die neuauftretenden Unterschiede von Fall zu Fall durch Einführung weiterer Schaltmonate ausgleichen.

(Schluß folgt.)

Von germanischer Kultur und Wirtschaft.

Von Dr. Walther Hofstaetter, Dresden.

Die Freunde deutschen Volkstums haben von jeher lebhaften Anteil gezeigt für das germanische Altertum als den Urquell unseres Lebens. Ihnen wird jetzt von Alfons Dopsch ein Geschenk von besonderem Werte zuteil, eine zusammenfassende Darstellung alles dessen, was wir über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Germanen kennen[1]).

Der eigentlichen Darstellung geht ein großer Einleitungsabschnitt voraus über die Entstehung der Kulturgeschichtstheorien im Wandel der Zeitrichtungen; er zeigt, wie abhängig von vorgefaßten Meinungen diese Theorien oft waren, wie wir geradezu oft unter Führung unserer Feinde uns haben verleiten lassen, in den Germanen zerstörungsfrohe Barbaren zu sehen, wie anderenteils neuzeitliche wirtschaftliche Anschauungen die Beurteilung der alten Quellen beeinflußt haben. Schon diese Auseinandersetzung ist reizvoll und von großer Bedeutung. Wichtiger ist für uns die eigentliche Darstellung, die uns zum Teil ein neues Bild von der Kultur der Germanen zeichnet.

Danach ist Germanien in der sogenannten Urzeit (Cäsar und Tacitus) allerdings bewaldeter gewesen als jetzt, hat auch Sümpfe und Moore gezeigt, es bot aber auch große waldfreie Zonen, die nicht erst besiedelt werden mußten. Hier finden sich nun in der Römerzeit Ansiedlungen, die schon aus der Steinzeit stammen und an manchen Stellen muß man annehmen, daß sich schon seit frühester Zeit große geschlossene Dorfanlagen erhalten haben. Waldrodungen größeren Stiles werden selten gewesen sein, schon weil das an die Waldgebiete angrenzende Steppengebiet geeignete Lebensbedingungen bot. Übrigens waren die Wälder auch keineswegs unwegsame Urwälder, wir lesen ja, daß ganze Heere hindurchziehen, und auch Thüringen, dieses Waldland, ist bereits in vorgeschichtlicher Zeit reichlich besiedelt gewesen.

Jedenfalls waren die Germanen um die Zeitwende nicht Nomaden oder Halbnomaden, wie man heute noch oft liest: der Ackerbau ist in ganz Mittel- und Nordeuropa 4—5 Jahrtausende alt, die Germanen haben auch bereits Rind und Pferd zur Feldarbeit benutzt und der Räderpflug geht vermutlich auf sie zurück. Cäsars entgegenstehende Schilderungen beweisen nichts, da er einen Ausnahmezustand von Kriegs- und Wanderungszeiten darstellt. Der normale Zustand war eine ruhige, seßhafte Lebensweise der Germanen und Wertschätzung des Getreidebaues; auch erfolgt ihre Ausbreitung nicht durch bloße Kriegszüge, sondern durch langsame, ruckweise Wanderungen mit kürzeren oder längeren Ruhepausen und Niederlassungen. Tacitus zeigt uns dann auch dauernde Zustände und ein seßhaftes Volk. Wenn neuer Boden in Besitz genommen wurde, so geschah es gemeinsam, sodaß sich der einzelne nicht willkürlich bereichern konnte, und dabei wurde der Boden verteilt je nach Zahl und Rang — also zeigt schon Tacitus einen Unterschied im Anspruch auf den Boden, zugleich aber, daß es schon damals ein Sondereigen an Grund und Boden gab. Sobald das Land verteilt war, trat die Einzelwirtschaft ein, die Annahme des Flurzwangs ist nicht mehr zu halten, noch weniger die der Feldgemeinschaft und der Markgenossenschaft. Die Mark — so erweist Dopsch später — ist nichts anderes als die Almende, das nicht vom einzelnen in Bebauung genommene Land; daran hatte jeder Anteil, je nach der Größe seines Sondereigens.

[1]) Alfons Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. I. Teil. Wien 1918. L. W. Seidel und Sohn. XI, 404 S., gr. 8°. Geheftet M. 27.

Danach ergibt sich bereits für diese frühe Zeit, daß es Grundherren gab, die ihr Grundeigentum nicht allein bestellten, sondern Halb- und Unfreien einen Teil davon gegen festen Zins übertrugen. Damit ist aber nicht gesagt, daß jeder freie Germane ein kleiner Grundherr war, der von den Abgaben der Knechte lebte, selbst aber auf der faulen Bärenhaut lag. Auch können die Frauen nicht die Hauptlast des Ackerbaues getragen haben, wie man gern behauptet, denn das widerspricht der hohen Wertschätzung der Frau. Vielmehr ist gemäß der sozialen Unterschiede anzunehmen, daß manche ihr Gut allein bebauen mußten, die übrigen aber einen Teil selbst bebauten, einen Teil verpachteten. Nur die Tapfersten und Kriegerischsten konnten als Herren leben, eben die Führer, denen nach ihrem Rang mehr Grundeigentum zufiel und die wirkliche Grundherren waren.

Diese ruhigen Verhältnisse wurden immer wieder gestört durch die lange Kette von Völkerbewegungen von 100 v. Chr. bis 600 n. Chr., die immer wieder durch mangelnde Lebensbedingungen, insbesondere Mißwachs und Übervölkerung, hervorgerufen wurden, und in die sich „die" sogenannte „Völkerwanderung" nur als ein Glied einreiht. Diese Volksbewegungen führten die Germanen und die Römer gegeneinander, und zuerst gelang es letzteren, die Germanen aufzuhalten, ja zurückzudrängen. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts aber zeigt sich bereits ein deutlicher Umschwung, die Germanen dringen vor und zwar nicht nur in großen Völkerscharen, die römisches Gebiet überschwemmen, sondern ebenso sehr durch die einzelnen Germanen, die zuerst in dienender, dann in herrschender Stellung Heer und Verwaltung der Römer durchsetzen.

Dabei haben die Germanen, und dies ist sehr wesentlich, auch in den neubesetzten Grenzgebieten nicht alles vernichtet. In sorgfältiger Behandlung aller Gebiete weist Dopsch nach, daß nirgends ein Bruch der Kulturentwicklung eintrat, die Germanen übernahmen allenthalben die römische Wirtschaftsanlage, bestellten die von den Römern und ihren Vorgängern bebauten Felder weiter und errichteten auch auf dem Boden der alten Siedlungen ihre eigenen (wenn sie auch die städtische Siedlungsweise der Römer verabscheuen) — Besiedlung und Bebauung entwickeln sich ohne jeden Einschnitt von vorrömischer über die Römerzeit und über die Besitznahme durch die Germanen weiter. Selbst für Bayern läßt sich diese ruhige Fortentwicklung nachweisen. Die Annahme, daß Odoaker alle Römer abgerufen habe und die Bayern in ein menschenleeres Gebiet kamen, ist nicht mehr zu halten. Auch hier, wie allenthalben, griffen die frühgermanische und die spätrömische Siedlung ineinander. Die römische Landverteilung kam dabei den Bedürfnissen der Germanen entgegen, denn es liegt nahe, anzunehmen, daß die Domänen der Römer zunächst den germanischen Heerführern zufielen und dann von ihnen an ihre Gefolgsleute verteilt wurden, während der Grundbesitz der einzelnen gleich von den übrigen freien Germanen übernommen wurde. Dabei fällt noch die andere Legende, daß die Römerstädte ganz zerstört worden, ja zur Weide gemacht worden seien; auch hier läßt sich eine ununterbrochene Kulturentwicklung nachweisen, sodaß wir auch weiterhin die Grundmauern alter Häuser, alte Stadtmauern und alte Straßenzüge benutzt sehen. So kann Dopsch zusammenfassen: an den wichtigsten Stellen der älteren Kulturentwicklung hat sie fortgedauert über die Zeiten der Kämpfe zwischen Germanen und Römer hinweg, überall blieben Romanen sitzen und besonders die ärmere Bevölkerung, besonders die Kleinarbeiter, von denen der Germane gut lernen konnte. Gerade auf wirtschaftlichem Gebiete wurden die Gegensätze bald überbrückt, denn die Germanen suchten sich die römische Kultur anzueignen.

Dieses Ergebnis ist für die Beurteilung der Kulturhöhe und Kulturstärke der Germanen sehr wichtig, denn es will doch etwas bedeuten, daß sie alles Gute der fremden Kultur sofort zu würdigen wissen und es übernehmen, aber nicht in der fremden Kultur aufgehen. Das wird uns verständlich, wenn wir sehen, daß auch in Nordwestdeutschland anscheinend die Mehrzahl der Ortschaften, die im 7. und 8. Jahrhundert urkundlich belegt sind, auf die vorgeschichtliche Zeit zurückgehen und daß sich auch dort bereits im 2. Jahrh. n. Chr. wichtige Verkehrswege nachweisen lassen. Also auch in diesem Gebiet, das die Römer nie besetzt hatten, eine gleich-

mäßige wirtschaftliche Entwicklung, nichts von Nomadenleben und einseitig kriegerisch gerichteter Kultur.

Und noch ein anderer Beweis für die Kulturhöhe der Germanen läßt sich erbringen: auch in der Kunst übernehmen die Germanen nicht einfach das Römische, sondern durchdringen es mit eigener Art: die Kunst auf dem gallorömischen Grenzgebiet an der Mosel zeigt ein liebevolles Eingehen auf kleinste Einzelheiten und unterscheidet sich dadurch von aller sonstigen romanischen Kunst, zeigt also schon eine Eigenart, wie sie nachher die deutsche und niederländische Kunst gegenüber der italischen auszeichnet. Und auch in der Folgezeit ergibt sich in der Weiterentwicklung der römischen Kunst auf deutschem Boden bis auf Karl den Großen kein Rückschritt, sondern eine Vorwärtsbewegung, ein deutlicher Übergang zum Neuen.

Diese Hauptergebnisse werden bestätigt und erweitert durch die Untersuchung über die Landnahme der Germanen im 5. und 6. Jahrhundert, der sich Dopsch nun zuwendet. Wir müssen es uns versagen, mit Dopsch diese Landnahme im einzelnen bei den Ostgoten, Langobarden, Westgoten, Burgunden und Franken, zu verfolgen, und heben hier nur die Hauptsache heraus. Überall kriegen die Germanen Anteil am Boden, doch werden die römischen Eigentumsverhältnisse geschont; römisches Domanialland wird Königs- oder Fiskalland. Der Germane übernimmt seinen Boden als Eigentum und bearbeitet es, daneben gibt es, wie bei den Römern, noch ungeteiltes Wald-, Weide- und Ödland, an dem der einzelne nach der Größe seines Sondereigens Anteil hat. Neben dem bäuerlichen Kleinbesitz gibt es Grundherrschaften, die dann mit Einführung des Katholizismus und der Ausbildung des Königtums zunehmen. Wichtige Orte wurden offenbar gleich besetzt; die Ansiedlung erfolgt in Einzelsiedlung oder Dörfern. Auch in der Verwaltungseinrichtung knüpfen die Germanen oft unmittelbar an die Römer an. Damit fällt die Annahme der Sippen- und Markgenossenschaft; die Gemenglage, die als Beweis dafür angeführt wurde, läßt sich schon seit der Römerzeit nachweisen und zwar bei Kleinbauernsiedlung wie bei grundherrschaftlichen Dörfern. Die Regellosigkeit der Gewanndörfer geht in diesen Gegenden also auf die Römer zurück, andernteils zeigt sich die gleiche starke Zersplitterung bei den in Thüringen eingewanderten Warnen und Angeln, bei denen kein Einfluß römischer Ordnungen angenommen werden kann. Sie ist also eine allgemeine wirtschaftliche Erscheinung, die sich aus der Fortentwicklung des Sondereigentums erklärt (Erbschaft, Tausch usw.), aber nicht die Folge einer genossenschaftlichen Siedlung. Auch bei den Sachsen zeigen sich neben den alten Flucht- und Volksburgen Edelsitze, also auch hier ist früh eine Grundherrschaft anzunehmen, zugleich aber Eigenwirtschaft. Auch bei den Sachsen zeigen sich Dörfer und Einzelhöfe, wodurch sich Meitzens Annahme erledigt, in Westfalen habe sich eine alte Siedlung keltischer Einzelhöfe erhalten.

Der letzte Teil des Buches beschäftigt sich mit der Bodenteilung und Bodenwirtschaft. Hier wird nun nochmals im einzelnen der Nachweis erbracht, daß sich die germanische Art, einen Teil des Bodens selbst zu bewirtschaften, einen Teil gegen Pacht auszutun, und daß sich auch die Gemenglage des Besitzes bereits bei den Römern findet, daß sich der Begriff der Hufe als eines Einheitsmaßes mit der römischen accepta deckt und daß die Hufeneinteilung uralt ist und ebenso bei den Ägyptern, Griechen und Kelten vorkommt. Auch für andere wirtschaftsrechtliche Bestimmungen begegnen Gegenstücke bei den Römern. So deckt sich also die germanische Wirtschaft auf römischem Boden im wesentlichen mit der römischen. Doch brachten Gefolgschaft, Lehnswesen und Ansiedlungsrecht der germanischen Könige sowie Landschenkungen einen neuen Zug in die morsch gewordene römische Welt, sodaß die Germanen, wie ein römischer Schriftsteller des 5. Jahrhunderts in Marseille schrieb, bessere Lebensbedingungen setzten, die geradezu anziehend und für die Barbaren werbend unter den Besitzern der alten römischen Kultur gewirkt haben.

Die Bedeutung der Germanen für die Kulturentwicklung liegt also darin, daß sie imstande waren, bei der Eroberung des römischen Reiches und der endgültigen Begründung ihrer neuen Staaten auf dessen Boden die alten Kulturgüter ohne weiteres zu übernehmen, sie lebens-

fähig zu erhalten, ja mit neuer Triebkraft zu erfüllen. Die Germanen haben nicht als Kulturfeinde die römische Kultur zerstört oder gar vernichtet, sondern sofort die römische Technik (zunächst freilich roher und ungelenker) gehandhabt. Wir sehen nicht den mühsamen Aufbau einer minderwertigen Kultur auf den Trümmern der alten, sondern die Germanen haben die römische Welt allmählich von innen heraus gewonnen; daß sie schließlich auch die politische Herrschaft an sich nahmen, war nur die letzte Folge einer langwährenden Wandlung.

*

An die deutsche Jugend!

In Trümmern liegt das Deutsche Reich. Finster lastet die Gegenwart auf unserem Volke, und noch fällt kein Lichtstrahl in das Dunkel dieser Tage. Aber wir wissen doch, auch auf die längste Nacht folgt ein Morgen und auf den härtesten Winter ein Frühling. Ein neues Reich muß werden! Sein Inhalt sei nicht der Staat, sondern eine Gemeinschaft, eine wahrhafte Einheit deutscher Menschen: ein deutsches Volk. An dir liegt es, deutsche Jugend, in Liebe und Verantwortung, Selbstzucht und Wahrhaftigkeit dieses Reich zu bauen! Aller jungen Deutschen Aufgabe ist es, die im deutschen Volkstum und in seinen Anlagen ruhenden Kräfte zur Blüte zu entfalten. Je tiefer wir die Wurzeln senken, desto höher wächst die Gemeinschaft über uns. So wollen wir jungen Deutschen hinauswachsen über Zersplitterung, Klassenkampf und Parteihaß! Einen Boden wollen und werden wir finden, wo Partei und Dogma nicht trennend sind, wo alle Jugend in der Schule und draußen im Leben sich brüderlich grüßt, einig in dem Willen, ein Volk, eine Volksgemeinschaft zu bilden. Das ganze junge Deutschland soll es sein! Es soll ein sichtbarer Bund erstehen aller derer, die an eine solche Zukunft glauben. Schließt den Ring und ergreift unsere Hände. Wir schließen einen Bund der Festen, der Treuen: einen Bund der Deutschen. Wir wollen einen Grundstein legen für den Bau des Domes, dessen Bauplan in uns lebt. So rufen wir die deutsche Jugend auf, Bünde, Verbände und Gemeinschaften, — gleichviel, welches weitere Streben sie alle zusammenführt — sich zu finden zur Deutschen Jugendgemeinschaft! Die bestehenden Jugendverbände und Organisationen sollen bleiben und ihre Arbeiten weiter verrichten. Wir wollen aber auch die Hunderttausende zur Mitarbeit heranziehen, die noch nicht organisiert sind. Wir wollen ein einziges junges Deutschland, eine Vereinigung aller jungen, selbstbewußt und tatenfroh Schaffenden zum Wohle des deutschen Volkes. Wer nicht mitarbeiten will an dieser Gemeinschaft, wen nicht die Sehnsucht erfüllt nach einer deutschen Wiedergeburt, den rufen wir nicht. Alle aber, die sie mit uns ersehnen, fordern wir auf, sich um uns zu scharen, damit wir mit vereinter Kraft unsern Kampf durchkämpfen. Der Gedanke der Deutschen Jugendgemeinschaft soll auf einem großen deutschen Jugendtage aus dem Wollen und Bekennen der ganzen deutschen Jugend Form und Gestalt gewinnen. Es gilt ein Weihefest der Jugend mit dem Gelübde: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." „Drum haltet fest zusammen, fest und ewig! Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle." Seid einig, einig, einig! Bis zum Zustandekommen des deutschen Jugendtages, der im kommenden Sommer stattfinden soll, gelten die vorläufig aufgestellten Richtlinien. Gleichfalls bis dahin führt ein selbständig zusammengetretenes Arbeitsamt die Vorbereitungen. Alle Vereine, Bünde, Verbände und Gemeinschaften sowie alle, die am Aufbau der Deutschen Jugendgemeinschaft helfen wollen, fordern wir auf, sich zu melden bei dem „Arbeitsamt der Deutschen Jugendgemeinschaft", Berlin SW 11, Hedemannstraße 12.

*

Das national verhärtete Zentrum.

Der Kampf des Papsttums gegen das protestantische deutsche Kaisertum.

Von Studienrat Prof. Dr. Langemann.

Erschienen im Selbstverlag. Zu beziehen durch Hubert u. Co., Göttingen, Weender Straße 69 oder durch den Buchhandel.

Ein äußerst lehrreicher Beitrag zur Klärung der Frage: Wer trägt die Schuld an dem für uns unglücklichen Ausgange des Weltkrieges?

Der Verfasser zählt zu den treuen Patrioten, die in den letzten Jahren, wo das deutsche Volk von politischen Jämmerlingen und Verbrechern dem Abgrunde entgegengeführt wurde, immer wieder die warnende Stimme erhoben. Eine der wertvollsten politischen Schriften des nämlichen Verfassers „Der deutsche Zusammenbruch und das Judentum" erregte erst jüngst in weiten Kreisen Aufsehen. Der Wunsch, unserem verratenen Volke volle Klarheit über die Ursachen seines Unglückes zu verschaffen, gab Anlaß zu der jetzt vorliegenden Studie, welche die Haltung des Zentrums während der letzten großen Phase des Weltkrieges einer kritischen Betrachtung unterzieht. Den Kenner des Wesens und der Überlieferungen der von je reichszweifelhaften Partei konnte diese Haltung freilich nicht überraschen. In seiner kurz vor Beginn des Völkerringens erschienenen „Philosophie der Kraft" kennzeichnet R. Hessen das Zentrum als „eine schon „verhärtete" Partei, bei der jede nationale Entwicklung ausgeschlossen bleibt." Eine noch deutlichere Sprache reden die markigen Aussprüche Bismarcks über das Zentrum. Schon 1873 hatte er seine Pappenheimer so weit kennen gelernt, daß er über sie das Urteil fällt: „Die Zentrumspartei in ihren Wirkungen ist eine Breschebatterie, aufgerichtet gegen den Staat. Die Regierung und Se. Majestät der König haben mit mir die Überzeugung, daß der Staat in seinen Fundamenten bedroht und gefährdet ist von zwei Parteien (Zentrum und Sozialdemokratie), die beide das Gemeinsame haben, daß sie ihre Gegnerschaft gegen die nationale Entwicklung richten, daß sie Nation und nationale Staatenbildung bekämpfen." Und ein artiges Bildchen der politischen Partei Deutschlands, die nicht im eigenen Vaterlande, sondern „ultra montes" Richtlinien und höchste Ziele ihres Handelns sucht und findet, entwirft Graf Ballestrem in seinem 1892 zu Mainz abgelegten Bekenntnisse: „Wir, das Zentrum, sind unzertrennlich vom Papst, wir betrachten uns als eine Garde Seiner Heiligkeit in Rom." Im Lichte dieser und zahlreicher ähnlicher Zeugnisse sind die Handlungen des Zentrums während der zweiten Hälfte des Weltkrieges zu werten. Sie begreifen sich ohne Weiteres und werden dennoch jedem national noch nicht völlig „verhärteten" Deutschen auf ewig ein Rätsel bleiben.

Auf den Seiten der Langemannschen Schrift ziehen gleich Schattenbildern die verhängnisvollen Ereignisse der letzten Jahre am Auge des Lesers vorbei. Der 19. Juli 1917 mit der Erzbergerschen Reichstags-Friedensentschließung ist der entscheidende Wendepunkt in der Kriegspolitik des Zentrums, dieses schließt sich nunmehr offen den internationalen Mächten von der roten und goldenen Farbe an. Arm in Arm sehen wir das edle Dioskuren-Paar Erzberger und Scheidemann hinfort wirken; es ist geeint durch das höhere Streben, der zukünftigen deutschen Größe das Grab zu schaufeln, dem Feinde den Weg zum Siege zu ebnen. Kein besseres Zeugnis des als das jenes Franzosen, der, über seine Sympathien für die deutschen Politiker und deren Parteien befragt, sich äußerte: „... Scheidemann und Erzberger arbeiten ja, als wenn sie durch Telepathie von uns geleitet wären; ich greife mich selbst manchmal an den Kopf und frage mich, ob das Wirklichkeit ist, so verrückt, so hirnverbrannt ist die Geschichte. Doch kann dabei von Sympathie gar keine Rede sein, denn diese setzt Achtung voraus, und daß wir solche Geschöpfe, deren französische oder englische Übersetzung erschossen zu werden verdiente, nicht achten können, das wird jedermann, der seine fünf Sinne beisammen hat, zugeben. Wir freuen uns ob deren Tätigkeit, weil sie die Kraft unseres größten Feindes abschwächen und unterminieren; sie sind sozusagen unsere geheimen Verbündeten, aber es gibt sogar Agenten, deren man sich bedient, denen man aber die Hand nicht reichen kann. So ist es mit Erzberger u. Ko. So sehr ich dem Mann Erfolg wünsche, so wenig kann ich ihn achten. . ."

So sehen wir den Mann von Buttenhausen in vielgeschäftigem Hin und Her, wie das Eichhörnchen Ratatosk der Edda, sich regen; er müht sich, den Strick zu drehen, der den durch Waffen unbesiegbaren deutschen Michel erdrosseln soll. Dem Rückschauenden wird ein Netz von Intrigen enthüllt, deren Mittelpunkt Rom ist; wir erhalten Maßstäbe für die Beurteilung der päpstlichen „Neutralität"; wir erkennen die Zusammenhänge zwischen päpstlicher und Zentrumspolitik

einerseits und angelsächsisch-Wilsonscher andererseits. Ein grelles Licht auf die Haltung Roms und seiner Jünger im Weltkriege wirft die Tatsache, daß schon Ende 1915 der Jesuit Vaughan in London seine berüchtigte Predigt gegen das Preußentum hielt, dessen Philosophie, Theologie und Methoden er als vom Teufel stammend darstellte. — Und diesem verruchten Preußentum, dem Horte des protestantischen deutschen Kaisertums, auf stürmisches Begehren seiner inneren und äußeren Neider endlich das Rückgrat zu brechen — mittelst Aufzwingung der „Neuorientierung" — wurde von einem verblendeten und schwachen, in den „Zwangsläufigkeiten" seiner eigenen Politik verstrickten Fürsten ein ultramontaner und jesuitenfreundlicher Nichtpreuße an die Spitze der Staatsgeschäfte berufen. —

Der Stoff läßt sich im Rahmen einer kurzen Besprechung nicht annähernd erschöpfen. Über die Zentrumspolitik der letzten Jahre hat die deutsche Geschichte der verflossenen 7 Monate, haben die Waffenstillstands- und „Friedens"-Bedingungen unserer Feinde das Urteil gesprochen. Es ist bezeichnend, daß das durch den Umsturz zunächst von der Sozialdemokratie abgedrängte Zentrum sich längst wieder zu den ehemaligen Gesinnungs- und Arbeitsgenossen heimgefunden hat. Rom und Juda im trauten Vereine mit den Leuten des 9. November, d. h. die Vertreter der heutigen deutschen „Demokratie", lenken auch in der Stunde, wo die Entente ihr Henkerwerk vollendet, Deutschlands Geschicke. Jedem, der politische Zusammenhänge erkennen, der aus den Geschehnissen der Vergangenheit die deutsche Tragödie der Gegenwart voll begreifen lernen möchte, sei die von größter Sachkenntnis zeugende, von tiefstem vaterländischem Empfinden eingegebene, mit hinreißendem Schwunge geschriebene Langemannsche Broschüre wärmstens empfohlen. Ein jeder Deutschfühlende, ob Protestant, ob staatstreuer Katholik, wird sich dem Urteile des Verfassers anschließen, daß „in dem schaurigen Drama der Deutschendämmerung die traurigste Rolle diejenigen „Deutschen" spielen, die bei der Henkerarbeit unseren Todfeinden Handlangerdienste leisteten". E. W.

*

Aus einem Briefe an eine Berlinerin.

Gotha, 12. Juni 1919.

Sehr verehrte gnädige Frau!

— — — — — — — — — —

Inzwischen möchte ich unsern sicherlich sehr reizvollen Meinungsaustausch über die uns jetzt so sehr bewegenden Fragen noch etwas fortführen. Sie haben meiner Meinung nach die Ansichten von Berlin W doch recht stark in sich aufgenommen (entschuldigen Sie meine Offenheit, aber ohne diese wäre es wohl überhaupt sinnlos, über solche Dinge zu sprechen), denn es ist das Merkmal aller Berliner „Intellektuellen", daß sie jede völkische Literatur zwar als gutgemeint, aber als unbedeutend hinstellen, falls sie dieselbe nicht einfach totschweigen. Die Richtung Berlin W läßt sich in völkischen Dingen auf einen sachlichen Kampf meist gar nicht ein. — — Ich bin auch nicht gerade anspruchslos in geistiger Hinsicht, aber ich halte das „Deutsche Volkstum" ebensowenig für „literarisch tiefstehend" wie die „Tägliche Rundschau". Die Kreise von Berlin W stehen, natürlich unter jüdischer Führung, auf dem Standpunkt, daß alles auf die Intelligenz ankomme; wir schätzen die Intelligenz selbstverständlich auch, aber höher schätzen wir den Charakter. (Schopenhauers schönes Wort führte ich wohl schon an.) So schätzen wir die der Form und der Intelligenz nach zweifellos hochzubewertenden Künstler wie z. B. d'Annunzio, Meyrink und viele andere sehr gering, aus dem einfachen Grunde, weil wir sie für Gesinnungslumpen halten, und wir achten Leute wie Bartels, Lienhard, Timm Kröger, Eberhard König, Wilhelm Kotzde, Strecker, Pastor, Löns, Ludwig Finckh, Gorch Fock — um nur ein paar zu nennen — hoch, weil sie uns gute deutsche Eigenschaften zu vertreten scheinen, wenn sie auch nicht alle den Gipfel der Kunst — der Form nach — erreichen. Der Geist ist uns eben sehr viel wichtiger als die Form und das Deutsche wichtiger als das allgemein Menschliche. Wir erkennen, daß der Weg zur Höhe nur über die Ausprägung der nationalen Eigenart hinwegführt — kulturell und politisch — und sind der Ansicht, daß vor allem die Kunst im Boden des Volkstums erwachsen muß (Dürer, Rembrandt, Bach, Beethoven, Schiller,

Kleist, Raabe, Keller usw.), ehe sie oder wenn sie für die Gesamtmenschheit Bedeutung gewinnen soll. — —

Ich halte Strecker nicht für eine Mittelmäßigkeit und berufe mich dabei auf ein Zeugnis aus dem von mir bekämpften Lager: In einer sehr bekannten Zeitschrift sind vor einigen Monaten die 15 bedeutendsten Kritiker Deutschlands aufgeführt worden, darunter befand sich ein (!) Nicht-Jude: Strecker.

Mit den Junkern haben wir gar nichts zu tun. Wir kämpfen einen Kulturkampf — deutsch gegen jüdisch-international — und wir hoffen eben doch, das Volk allmählich zu beeinflussen. Ich unterscheide nicht wie Sie eingewanderte von seit längerer Zeit ansässigen Juden. Wo wäre denn da die Grenze zu ziehen? Ich unterscheide Juden, die nach Fühlen und Denken Deutsche sind, von denen, die international-jüdisch geblieben sind. Unter den lange ansässigen Juden befinden sich die schlimmsten Schädlinge, vor allen Dingen auf kulturellem Gebiete. Wenn wir die Hände in den Schoß legen, haben wir in zehn Jahren überhaupt keine deutsche, sondern nur noch eine alljüdische Kultur in Deutschland. Sie ahnen zweifellos gar nicht die Größe des jüdischen Einflusses. Wenn ich Meyrink öfters erwähne, verwechsele ich nicht Unwesentliches mit Wesentlichem. Es kommt nicht auf seine wahre, natürlich gar nicht vorhandene Größe an, sondern auf seinen Einfluß — und der ist leider von großer Bedeutung. Was Th. Th. Heines „Bilder aus dem Familienleben" mit der Kommunalisierung der Frauen zu tun haben? Sehr einfach: Es handelt sich um den systematischen Kampf gegen die Familie (vgl. auch Meyrinks Pfarrersfrau). Das eine vielleicht der Anfang, das andere der Schlußstein!

Wie kann eine so kluge Frau die Kunst Th. Heines und Wilhelm Buschs vergleichen und den Gegensatz zwischen Satyre und Humor (das gemeinsame ist der Witz) übersehen? Satyre ist aus dem Haß oder wenigstens Widerspruch heraus, Humor aus der Liebe geboren! Größere Gegensätze wie die Familienbilder der beiden gibt es nicht! Was den Expressionismus angeht, so zeitigt er sicherlich einiges Schöne, vielleicht gerade inbezug auf Mosaik, die ja einen mehr kunstgewerblichen Charakter hat. Das Wesen des Expressionismus ist mir durchaus klar, und ich gehöre sogar zu den nicht sehr häufigen Menschen, die, wie Goethe, expressionistisch sehen können. Ich bestreite aber rassenfremden, degenerierten oder mit schmutziger Phantasie begabten Menschen, ebenso wie gänzlich unbedeutenden (Nell „Walden"-Lewin), das Recht, uns ihre grotesken, widerwärtigen oder völlig gleichgültigen Gedankenbilder vorzuführen. In Wirklichkeit sind wohl sehr viele große Maler Expressionisten — gleichzeitig Impressionisten — gewesen, nicht zum wenigsten Böcklin, Thoma, Klinger. Nein, zu dem, was der „Sturm" uns beibringen will, darf das Publikum nicht erzogen werden, sondern zu wahrer Schönheit, Natürlichkeit und Reinheit!

Wenn Sie sagen, Sie vermissen die Teilnahme geistig bedeutender Persönlichkeiten an völkischen Bestrebungen, so sind Sie über diese Bewegung eben — natürlicherweise — nicht hinreichend unterrichtet. Ich brauche wohl nur auf die Zeitschriften „Deutschlands Erneuerung" und „Deutscher Volkswart" hinzuweisen. Im übrigen können viele recht bedeutende Persönlichkeiten nicht in die Öffentlichkeit treten, weil sie sonst wirtschaftlich sofort zu Grunde gerichtet würden. Es ist ja gerade die ungeheure Macht des jüdisch-internationalen Kapitals, die den Kampf der völkisch Gesinnten so erschwert. —

Mit den besten Empfehlungen

Ihr ergebenster

. . . . . .

*

Wahre im deutschen Nationalstaat dein Hausrecht!

Sei nicht zu tolerant! Verweigere den Fremdstämmigen jedes Mitbestimmungsrecht bei deinen völkischen, politischen, kirchlichen Angelegenheiten! Dulde nicht, daß internationale Organisationen zu gefährlichen Staaten im Staate werden (Sozialdemokratie, Judentum, Papstkirche) und eine Fremdherrschaft aufrichten.

Rücksichtslose Selbstbehauptung ist deine oberste Pflicht.

(Aus: H. Wolf, Wenn ich Kultusminister wäre!)

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Deutſches Land und Volk.

Schaarſchmidt: Vom deutſchen Elſaß. 30 S. 1.—

+Straganz, W.: Mitteltirol, deutſches Gebiet. 64 S. 2.40

Deutſche Politik.

Bodelſchwingh, Fr. v.: Konſervativ u. ſozial. Vortrag. Zu Nutz u. Frommen d. Dtſchnat. V.-P. Neu hrsg. 75 S. 2.50

+Denkſchrift d. Deutſchen Mährens, unterbreitet d. Friedenstagung zu Paris. 35 S. 1.35

Grimpen: Antiſemitismus u. Chriſtentum — laſſen ſie ſich miteinander vereinigen? 102 S. 2.70

Pöſchel: D. Stimme Deutſch-Oſtafrikas. D. Engländer im Urteil unſ. oſtafr. Neger. Mit Geleitwort v. Gouv. Dr. Schnee u. Gen.-Maj. v. Lettow-Vorbeck. 63 S. 1.35

Saß, Frdr.: Großdeutſchland u. d. Meer. Neudr. e. flamm. Mahnung f. Deutſchlands Seegeltung u. Meereshoheit, geſchr. v. 77 Jahren, u. f. d. Gegenwart wert d. ſtrengſt. Beherzigung, weil beruhend auf tiefſter Wahrheit. Zwiſchen altem Büchergerümpel aufgef. im März 1918 v. Fr. v. Mammen. 23 S. 1.20

Schäfer, Dietr.: D. Reich a. Republik: Deutſchland u. Preußen. 46 S. 2.50

— —: D. Schuld am Kriege. 59 S. 2.25

Schiele: Eiſerne Ration. Naumburger Brief z. Verteid. d. wirtſch. Freiheit. 32 S. 1.—

Wilms: Deutſchtum u. Militarismus. E. Rechtfertigung Deutſchlands. 32 S. 1.20

Führende Deutſche.

+Schemann, L.: Paul de Lagarde. E. Lebens- u. Erinnerungsbild. M. 3 Bildn. u. 1 Fakſ. 426 S. Geb. 18.—

Deutſche Kunſt.

+Kehrer, H.: Matthias Grünewald. D. Wunder d. Iſenheimer Altars. Mit 52 Abb. 64 S. Geb. 2.80

+La Mara: Ludwig van Beethoven. 7. Aufl. 105 S. u. e. Bildn. Geb. 1.—

+Mörike: D. Hiſtorie v. d. ſchönen Lau. Mit 7 Bildern v. Mor. v. Schwind. 48 S. Geb. 2.—

+Schwaben, Die ſieben —. Mit 11 Holzſchn. v. Ludw. Richter. 47 S. Geb. 2.—

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

+Bartels, A.: Chriſtian Friedr. Hebbel. M. Bildnis. 128 S. Geb. 1.80

Röthe, G.: Goethes Campagne i. Frankreich 1792. E. philolog. Unterſuchung aus d. Weltkrieg. 394 S. 16.—

Der Weltkrieg.

++Ardenne, Baron v. u. H. Helmolt: D. Buch vom großen Krieg. 2. Bd. M. 228 Abb., 30 farbigen Tafeln u. e. gr. Karte. 308 S. Geb. 14.—

v. Haine: Warum hat Deutſchl. d. Weltkrieg verloren? 30 S. 1.35

+Schnee: Deutſch-Oſtafrika während d. Weltkrieges. 31 S. 1.—

Völkiſche Unterhaltungsſchriften.

Bandlow: Ut min Apteik. Humoresk. 79 S. 2.—

Kotzde: W.: D. Krone Svinthilas. 96 S. Geb. 2.—

— —: Wilh. Drömers Siegeszug. E. Lebensgeſch. 2. Aufl. 235 S. Geb. 6.—

Meinhart, R.: Nach der Heimat möcht' ich wieder. Roman. 284 S. Geb. 7.—

Ortlepp, O.: De wunnerbore Regenſchärm. Plattdütſche Märkens. 54 S. 1.—

mit + Abbildungen. + mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

v. Baudissin, Graf: Wer trägt d. Schuld am Weltkriege? (Deutschlands Erneuerung, Mai 1919.)

Fritsch, Th.: D. Völkerbund d. Furchtsamen. (Hammer, 1. 6. 19.)

Imendörfer: D. Rache d. beleidigten Völkerpsychologie (Deutsche Hochschul-Ztg., 19. 4. 19.)

Seid frei und einig! (Ebenda, 31. 5. 19.)

Wilmack, H.: Über die Auslieferung d. Kaisers. (Deutsche Revue, Juni 1919.)

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Lösener: D. Schicksal d. Posenschen Ansiedler. (Alldeutsche Blätter, 14. 6. 19.)

Sevin, L.: D. Elemente d. Parteileitung in Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft. (Akademische Blätter, Mai u. Juni 1919.)

Wache, K.: Von der Staatspflicht. (Deutsche Hochschul-Zeitung, 24. 5. 19.)

Wundt, W.: Parteien oder Stände? (Deutschlands Erneuerung, Mai 1919.)

Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

Imendörfer, B.: D. Zusammenbruch d. magyarisch. Herrschaft in Ungarn u. s. Folgen f. d. Deutschtum. (Deutschlands Erneuerung, Mai 1919.)

Ullmann: Deutschböhmen u. d. tschechische Gewaltherrschaft. (Deutsch. Volkstum, Mai 1919.)

Deutsche Kultur u. Weltanschauung.

Bard: Reif sein ist Alles. (Ideal u. Leben, März 1919.)

Claß, H.: Alldeutscher Pfingstglaube. (Alldeutsche Blätter, 7. 6. 19.)

Fischer, A.: Zum Frieden. (Protestantenblatt, 28. 6. 19.)

Fritz, G.: D. Sieg d. Judentums. Kreuzigung u. Auferstehung d. deutschen Geistes. (Alldeutsche Blätter, 5. 7. 19.)

Kessemeier: D. schöpferische Denken. (Ideal u. Leben, März 1919.)

Schwebsch, E.: Goethe u. Wagner. (Bayreuther Blätter, 4.—6. Stück, 1919.)

Wolzogen, H. v.: Ursache u. Urkraft. (Türmer, Juni 1919.)

Rassenfragen.

Dinter, A.: Enthüllung d. Judengeistes. (Ideal u. Leben, März 1919.)

Klein, A.: D. Aufkommen d. Macht d. Judentums in Deutschland. (Deutschlands Erneuerung, Mai 1919.)

Kramer, W.: D. Revolution als Rassenkampf. (Hammer, 15. 5. u. 15. 6. 19.)

M. S.: Minister Schneppenhorsts Anklage u. anderes mehr. (Münchener Beobachter, 14. 6. 19.)

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

A. B.: Deutsche Gelder deutschen Banken. (Deutsche Hochschul-Zeitung, 17. 5. 19.)

Holle, H.: Der biologische Widersinn des Kommunismus. (Polit.-anthrop. Monatsschr., Juni 1919.)

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Bartels, A.: Dingelstedt u. Heine, zwei polit. Dichter. (Politisch-anthropolog. Monatsschr., Juni 1919.)

Ginzkey, F. K.: Das zerzauste Tandaradei. Deutsche Hochschul-Zeitung, 17. 5. 19.)

Poeck, W.: Klaus Groth un sin Wark. (Deutsches Volkstum, Mai 1919.)

Winterstein: Deutsche Kulturträger in fremdem Schrifttum. (Akadem. Blätter, Mai 1919.)

Deutsche Erziehung und Schule.

Classen, W.: Was kann d. Religions-Unterricht in d. Schule bieten? (Deutsches Volkstum, Avril 1919.)

Deutsche Studentenschaft u. Judentum. (Dtsch. Hochschul-Zeitung, 19. 4. 19.)

Deutsche Kunst.

Crommelin, A.: Ein Gruß zum 6. Juni 1919. (Bayreuther Blätter, 4.—6. Stück.)

Pretzsch, P.: Siegfried Wagners „Sonnenflammen". (Bayreuther Blätter, 4.—6. Stück, 1919, Beilage.)

— —: Zur Musik Siegfried Wagners. (Ebenda.)

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceстr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 8 | August 1919

Ein offenes Wort an die Leser des „Deutschen Volkswarts".

Ist die Mythe des Nordens zur Wahrheit geworden, die Götterdämmerung über Himmel, Erde und die Menschheit hereingebrochen? Balder, der den Frieden gehütet hat, ist erschlagen von Hoder, dem Loki den verderbenbringenden Mistelzweig gegeben hatte.

Ein zweiter Charfreitag breitete seine düsteren Schleier aus, als sich die Sonne über Deutschland verfinsterte. Es war der 8. November 1918. Stürzten erneut die Gestirne vom Himmel, sank die Erde ins Meer, war das Weltende gekommen? Muß unser Geschlecht durch die feuchten, finsteren Täler der unterirdischen Hel wandern?

Ist unser Volk zum Balder geworden, wer sind dann Hoder und Loki, wer Surt, der an seines Schwertes Spitze die Sonne trägt, wer die Midgardsschlange, wer Widar und Wali?

Die blinde Kriegswut unserer Feinde, die durch Schlauheit, List und Heimtücke verführten Volksgenossen, der Bolschewismus, der an seines Schwertes Spitze die Sonne zu tragen vermeint, die Midgardsschlange des Hungers und Elendes, sie alle haben das deutsche Geschlecht in die Gefahr gebracht, in tränenfeuchte, sonnenleere, aber jammervolle Täler zu versinken.

Weltende oder Weltwende?

Fast scheint es, als sei das Ende nahe! Zerschlagen und zermürbt trägt unser Volk sein fürchterliches Geschick, unfähig, sich zu einem erlösenden Gedanken aufzuraffen. In undeutscher Feigheit verschließt es die Augen vor der nahen Gefahr und erwartet fatalistisch das kommende Schicksal: das Ende der deutschen Welt!

Woher stammt dieser Seelendruck, dieser hilflose Kleinmut unseres einst so starken, tapferen Volkes? Daß wir trotz aller gigantischen Opfer diesen langen Krieg verloren haben, ist nach den beispiellosen Heldentaten unseres dahingesunkenen Heeres, die dereinst erst in goldenen Lettern in der Geschichte erstrahlen werden, keine Schande. Wir kamen und konnten nicht heran an die schier unerschöpflichen Quellen der Kraft unserer zahlreichen Feinde. Die Schande und Schmach für unser Volk liegt darin, wie es den Krieg verloren hat. Siegfried, der Stolze, Tapfere fiel durch Mord, und diese Tat, die einem kommenden Geschlechte ebenso unfaßbar sein wird wie der Undank des jetzigen, hat die Seele des Volkes vergiftet, das Ende der deutschen Welt in nächste Nähe gerückt. Noch ist die Masse betäubt durch alles Geschehene, erschöpft durch Hunger, Elend und Trauer, verführt durch Versprechungen. Aber schon hört das lauschende Ohr den stillen, millionenfachen Seufzer, der sich der Brust des gequälten Volkes entringt, des Seufzers hoffenden Wünschens! Nach Männern sehnt es sich, die das Weltende aufhalten, aber die Weltwende bringen: eine neue Erde, ein neues Zeitalter!

Fast täglich liest man in den Zeitungen von dem 60 Millionenvolke! Gibt es unter ihnen wirklich keine Männer, die berufen sind, die gemarterte Seele ihrer Brüder und Schwestern zu erlösen, sie zu erfüllen mit all dem Edlen, Hohen und Deutschen, sie zu befähigen, wieder emporzusteigen aus diesen jammervollen Tälern?

Wer sind die Widar und Wali?

Deutsche Väter, deutsche Lehrer, deutsche Meister, ihr Prediger, Offiziere, Gelehrten, ihr deutschfühlenden Künstler, Beamten, Bauern und Arbeiter, ihr alle seid diese Männer! An der Glut in eurer Seele entzündet wieder die Seele des gefallenen deutschen Volkes! Liebe und Mitleid müssen euch erfüllen beim Anblick dieses Schwerkranken. Reißt euer Volk noch in letzter Stunde vom Ende fort und wendet seinen Weg dem neuen Land und Zeitalter zu! Ihr und nur ihr könnt und müßt aus dem Schutthaufen die deutschen Tugenden wieder zutage fördern: Vaterlandsliebe, völkischen Stolz, Mannestreue, Gehorsam, Ehrlichkeit, Sinn für Ordnung und Sparsamkeit, für Fleiß, Tüchtigkeit und Arbeit. Es wird ein schweres, langes, oft durch Undank und Enttäuschung erfülltes Ringen werden. Verzagt nicht! Noch stehen die deutschen Eichen von schweren Gewittern umtobt. Führt euer Volk aus den Tälern hinauf auf die Berge, dem Morgenrot entgegen! Arbeiten sollt ihr und nicht verzweifeln, nicht davonlaufen, sondern das Banner hochhalten, daß die Suchenden und Sehnenden sich um euch scharen können zu aufbauender Arbeit!

Den Glauben an mein Volk reißt keine Macht der Welt mir aus dem Herzen! Unsere an sich so tüchtige Nation hat der staunenden Welt gezeigt, was sie in Frieden und Krieg vermag. Sie kann und wird errettet, wird wieder gesund und lebensfähig werden, wenn edle Samariter ihr erstehen, die ihre Wunden heilen, die Geschwüre wegbrennen und das wilde Fleisch ausschneiden.

Vor allem gilt es, die deutsche Jugend, des Vaterlandes Mainuchs, zu pflegen. Ihr deutschen Frauen, hört dieses Wort!

So rufe ich aus der tiefsten Tiefe meines Herzens die deutschen Männer und Frauen auf, die so fühlen und dieselbe Liebe zu Volk und Vaterland haben wie ich, entzündet die züngelnde Flamme zum lodernden, heiligen Feuer! Jeder tue es in seinem Kreise, daheim am stillen Herd, in Schule und Werkstatt, in den Hörsälen der Universitäten und Hochschulen, in Kirchen und Kasernen, in Flur und Wald, vom Fels zum Meer, vom Rheine bis zur Memel! Nicht schematische, sondern individuelle Aufklärung muß zum nächsten Ziele die Erweckung einer glühenden Vaterlandsliebe haben. Keinesfalls darf noch mehr Haß gesät werden, als das schon geschehen ist. Diese Giftpflanze muß aus dem deutschen Gemüt wieder herausgerissen werden. Nur dann wird der Acker fähig, hundertfältige Frucht zu tragen. Bildet euch Sendboten heran, die hinausziehen in die deutschen Lande! Vergeßt auch nicht die innigen deutschen Volkslieder, die, vom Herzen kommend, zum Herzen gehen. Die Musik ist eine große Zauberin! Vor allem aber muß die deutsche Geschichte herangezogen werden, jene ewige Lehrmeisterin, die fast vergessen und begraben ist im Wirrsal unserer Zeit! An den großen Taten unserer Väter und Brüder, an den Gestalten edler Frauen wird sich unser armes, zerschlagenes Geschlecht nach und nach wieder aufrichten, in seiner Vaterlandsliebe erstarken und von neuem lernen, als Deutscher stolz zu sein!

Tretet alle ein in den „Deutschbund“ (Sitz Gotha), ihr deutschfühlenden Männer und Frauen, denen das Herz blutet beim Anblick unseres jetzigen völkischen Jammers, und werbt Gleichgesinnte zu gleichem Entschluß!

Zieht hinaus in unserer heiligen Heimat schöne Gauen, in die rauschenden Wälder, auf die Höhen! Weckt überall, wo ihr auch weilt und zu den Sehnenden sprecht, in ergreifenden Bergpredigten das Heimweh, nach dem wundervollen Lande,

„das ich einst als Knabe kannte,
das ich ach! so früh verlor. — —
Selig lauscht mein Kinderohr:
Wolke — Mutter — Heimatlieder,
Hebt den Weitverirrten wieder
Auf und gebt ihm, euch zur Seite,
Ein glückselig Heimgeleite!“

Hört alle meinen Ruf, mit voller Kraft und jeder Faser eures Herzens einzutreten für den inneren Frieden, zur Auferweckung unseres Volkes und zur Wiederbelebung des alten, deutschen Geistes! Klopft an die Herzen aller Volksgenossen, bis sie aufspringen, wie die Gräber am jüngsten Tage, und bis die Erlösten wieder jubelnd singen: „Deutschland, Deutschland über alles!“

Oberst Ernst Alfred Kaden.

Der neue Kulturkampf.

Von Arthur Boehm

Wenn wir gegen den Feind, den ich im Auge habe, kämpfen wollen, müssen wir in erster Linie, wie im Kriege, aufklären. Meine Ausführungen sollen weiter nichts sein als ein Versuch, den Gegner in seiner ganzen Gefährlichkeit zu zeigen.

Noch eine zweite Erklärung möchte ich vorausschicken: Ich muß mich bei diesem Versuche, notgedrungen, auch mit führenden, jüdischen Geistern befassen. Wenn man etwas Ungünstiges über Juden sagt, wird man meistens ohne weiteres zum bösen Antisemiten gestempelt. Ich lege daher Wert darauf, richtig verstanden zu werden: Ich kämpfe nicht gegen den einzelnen Juden oder das jüdische Volk. Der Jude ist mir gleichgültig, ich erkenne sogar seine guten Eigenschaften offen an. Die jüdische Religion lasse ich ganz außer Spiel. Für ungeheuer verderblich aber halte ich eine gewisse Wesensart oder Geistesrichtung, die man neuerdings vielfach „internationalen Händlergeist" oder auch nach dem Vorgang einer gewissen Presse gegenüber dem ausgesprochenen Deutschtum „alljüdischen Geist" nennen hört. Der Kampf gegen sie ist ebenso ein Verteidigungskampf, wie der Kampf, den der gesunde Teil der Menschheit gegen gefährliche Seuchen führen muß. Denn der Geist, der im Gegensatz zum deutschen Bemühen, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun, aus allem ein Geschäft macht, der den Idealismus als „rückständig" verlacht, für den das Wort „Schamgefühl" ein unverständlicher Begriff ist, und der leider nahe daran ist, die Seele des deutschen Volkes zu überwältigen, ist die gefährlichste Seuche, die je auf Erden wütete. Der „alljüdische" Geist ist aber nicht nur in Deutschland anzutreffen, sondern er ist in der ganzen Welt verbreitet, und — ich betone das — nicht nur Juden sind seine Träger, sondern zahllose Angehörige aller Rassen und Völker. Auch sind die idealgesinnten Menschen aller Länder seine Gegner; aber es scheint, und der Erfolg des Lügenfeldzuges gegen uns bestätigt das: er selbst hält den germanischen Geist, der ihm wohl auch am meisten entgegengesetzt ist, für seinen gefährlichsten Feind und ist mit allen Mitteln bestrebt, ihn zu verderben. — Wenn ich also vom „alljüdischen" Geist spreche, so meine ich damit nicht den jüdischen Geist schlechthin, ebensowenig wie der Jude den Deutschen meint, wenn er vom „Alldeutschen" spricht.

Es war einige Wochen nach dem Ausbruch der Revolution, als ich ein Bild von Hindenburg sah, wie er in Kassel den Vorbeimarsch der zurückkehrenden Fronttruppen abnahm. Seine Gestalt war ungebeugt, in seinem zerarbeiteten und durchfurchten Antlitz malte sich tiefster Ernst. Es war daraus zu lesen, was der Mann, in dessen Geist sich Kraft und Siegeswille eines großen Volkes wie in einem Brennpunkte vereinigt hatten, in den vergangenen Wochen an ungeheurer Tragik durchlebt hatte.

Da trat mir die leuchtendste und tragischste Gestalt unserer deutschen Sagenwelt deutlicher als jemals vor Augen: Siegfried. Ich sah, wie der Held, der sich allen überlegen gezeigt, von Hagens meuchlerischer Hand hinterrücks zu Boden gestreckt ward und Blut und Leben dahinfließen ließ.

Vielleicht verklärt das Germanentum in Siegfried seinen Befreier Hermann, der auch von der Hand der Volksgenossen fiel, vielleicht ist die Sage auch nur ein Gleichnis für den ewigen Kampf der Finsternis gegen das Licht, wie der Tod des Lichtgottes Balder durch das Geschoß des von Loki geleiteten blinden Hoder. Aber es ist, wie wenn diese tiefen Sagen, die seit Jahrtausenden in der Germanenwelt leben, nunmehr im Gange der nach unerklärlichen Gesetzen abrollenden Weltgeschichte wie eine furchtbare Prophezeiung ihre Erfüllung gefunden hätten: Das unüberwindliche Heer aus Deutschlands Söhnen, geführt vom besten deutschen Recken, sinkt, durch feige Meuchlerhand von hinten getroffen, machtlos in den Staub.

Ich bin nicht Politiker, ich beschäftige mich mit Kulturfragen. Sie erscheinen mir als die tieferen und in dem Maße grundlegenden, daß ich sagen möchte: „Zeige mir die Kultur eines Volkes, und ich will dir sagen, welche Politik es macht." Aber weil Kultur und Politik sich so nahe berühren, muß ich das politische Gebiet hin und wieder streifen und auch auf die Revolution eingehen, die ja für den Kulturforscher von nicht minder erschütternder Bedeutung ist wie für den Politiker.

In linksstehenden Zeitungen wird oft behauptet, die Revolution sei nicht gemacht worden, sie sei ganz von selbst gekommen als natürliches Ergebnis der unerhörten Zustände, in denen das Volk unter dem „fluchwürdigen" alten System geschmachtet habe. Diese Behauptung ist vom Standpunkt der betreffenden Blätter aus verständlich, aber sie ist ebenso unrichtig, wie wenn behauptet wird, ein Haus fliege von selbst in die Luft, nachdem man es sorgfältig unterminiert und die Zündschnur nebst einem Streichholze einem Verbrecher in die Hand gelegt hat. Ich will nun gewiß nicht behaupten, daß das alte System in jeder Beziehung vortrefflich gewesen wäre, im Gegenteil, es hat den Zusammenbruch redlich verdient; aber nicht, weil es so nichtswürdig und verrottet gewesen wäre, wie die Revolutionsmänner uns jetzt einreden wollen, sondern lediglich wegen seiner unglaublichen Kurzsichtigkeit und Tatenlosigkeit. Entweder hätte es den Zündstoff beseitigen, d. h. rechtzeitig die nötigen, z. T. längst versprochenen Reformen einführen müssen, oder es hätte die Zündschnur zerschneiden, d. h. die Volksvergifter unschädlich machen müssen. Am besten wäre beides gewesen, es geschah aber keines von beiden.

Unser Volk ist nicht erst jetzt moralisch erkrankt; die Krankheit war schon lange schleichend vorhanden, sie ist nur jetzt unter den furchtbaren äußeren Umständen des Krieges zum Ausbruch gekommen, und der Tieferblickende sieht nicht nur die jetzigen Krankheitserscheinungen, sondern er verfolgt wie ein guter Arzt die Wirkungen der Giftstoffe möglichst weit zurück, um daraus die richtigen Lehren für die Heilung des Kranken zu ziehen.

Aus all' dem, was ich beobachtet habe, ergibt sich für mich als Nährboden der von langer Hand vorbereiteten Revolution ein deutliches Bild von Verfallserscheinungen unserer Volksseele.

Wenn man ein feststehendes Staatsgebäude durch Revolution zu Fall bringen will, wird man naturgemäß etwa folgendermaßen verfahren:

1. Die Masse des Volkes einschließlich der Gebildeten muß für das Gift der Revolution empfänglich gemacht werden, d. h. man muß dafür sorgen, daß der größtmögliche moralische Tiefstand erreicht wird.

2. Die Grundpfeiler der bestehendenOrdnung müssen unterwühlt werden, d. h. man muß die Achtung vor Recht und Gesetz untergraben und den Sinn für Gehorsam und Ehrfurcht ausrotten. Das führt ohne weiteres zum Kampfe gegen alle diejenigen Menschen, die für die Beachtung der Gesetze, für Gehorsam sorgen oder zur Ehrfurcht erziehen, z. B. Verwaltungsbeamte, Richter, Pfarrer, Offiziere, Polizeibeamte, sowie überhaupt zur Verächtlichmachung des herrschenden Systems und seiner Einrichtungen. Das ist das Unterminieren.

3. muß dann die eigentliche Revolutionierung einsetzen, d. h. die Leute der mehr praktischen Arbeit treten auf und brennen die Zündschnur ab. Das Nähere darüber haben uns ja die Revolutionsmänner nachträglich mit wohlgefälligem Stolze erzählt.

Ich beschränke mich hier darauf zu zeigen, wie man unterminierte.

Zunächst einiges über die Presse. Ich glaube, jedes Volk hat die Presse, die es verdient. Das deutsche Volk ist zu unselbständig, um eine deutsche Presse zu haben; es hat infolgedessen eine zu 90 vH. jüdische Presse. Diese Presse, zu einem überwiegenden Teile jüdisch-freisinnig oder jüdisch-sozialdemokratisch und unter dem Einfluß der „Frankfurter Zeitung", des „Berliner Tageblatts" und des „Vorwärts" stehend, verfolgte ohne Zweifel nicht nationale, sondern jüdisch-internationale oder rein parteipolitische Ziele. Sie führte seit Jahren einen erbitterten Kampf, nicht etwa gegen den äußeren Feind, sondern gegen die staatserhaltenden Parteien im eigenen Lande. Über diesen Kampf weitere Ausführungen zu machen, würde den Rahmen meiner Darlegung überschreiten; auch herrscht darüber wohl bei allen Nationalgesinnten völlige Klarheit. Über das „Berliner Tageblatt" sagte am 26. April 1913 General von Kleist im Herrenhause folgendes: „Heutzutage ist es möglich, alles, was uns hoch und heilig ist, Kaiser, Kirche, Patriotis-

mus, alles, wenn es nur hochsteht, in frechster und schamlosester Weise herunter zu reißen. Man hat jetzt fast den Eindruck, daß in Preußen nichts mehr hoch und heilig ist, mit alleiniger Ausnahme des Judentums, woran keiner rühren darf." Neuerdings äußerte sich, bemerkenswerterweise, sogar der Jude Bernhard in der „Vossischen Zeitung" ganz ähnlich.

Besonders lehrreich ist es, wenn man sich bei den alljüdischen Zeitungen nicht nur den politischen, sondern ganz besonders den kulturellen Teil ansieht. Gerade Unterhaltungsbeilagen, „Fölljetongs", Kritiken usw. geben am sichersten Auskunft über die Beschaffenheit des wahren Händlergeistes. Die Witzbeilage des „Berliner Tageblatts", der sogenannte „Ulk", zeigt ihn in unübertrefflicher Reinkultur! (Chefredakteur Dr. Tucholsky, also wohl, dem Ursprunge nach, polnischer Jude aus Tuchel?)

Dieselbe, vielfach treffend „alljüdisch" genannte Presse hat während des Krieges viel dazu getan, den Siegeswillen im Volke zu lähmen; sie hat das Lob unserer Gegner, vor allem des Präsidenten Wilson, gesungen und den Haß gegen die monarchische Regierung geschürt. Leider waren „Berliner Tageblatt" und „Frankfurter Zeitung" — auch eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit der alten Regierung — schon seit Jahren die einzigen deutschen Zeitungen, die im Auslande überall zu haben waren. Kein Wunder, daß sie unseren Feinden die Schlagworte vom Militarismus und der Junkerherrschaft lieferten, die als besonders zugkräftige Kampfmittel im großen Lügenfeldzuge des Juden Stern, genannt Lord Northcliffe, Verwendung fanden. Daß dem Offizierstand der besondere Haß dieser Presse galt, ist selbstverständlich. Als Rückgrat der kaiserlichen Armee und der Monarchie war das Offizierkorps die gegebene Zielscheibe für die Angriffe der Umstürzler. Wahre Orgien des Hasses löste beispielsweise der Zaberner Fall bei ihnen aus. Die Offiziershetze setzte einige Monate vor der Revolution in bedeutend verschärftem Maßstabe ein und dauert jetzt noch fort, da der Offizier auch weiterhin als Hort der Reaktion angesehen wird.

Ebenso schlimm wie die Tageszeitungen wirkte ein Teil der Zeitschriften. Ich weise hier nur auf die „Zukunft" des Herrn Maximilian Harden [1]) hin, dessen bei näherer Betrachtung noch mehr widerwärtiger als lächerlicher Stil unzählige deutsche Michel derartig geblendet hat, daß sie ihn für den größten „Stilisten" unserer Zeit erklärten. Harden war während des Krieges der begeistertste Lobhudler Wilsons. Als er vom Kaiser nichts mehr zu fürchten hatte, beschimpfte er ihn in der niederträchtigsten Weise. Ich möchte diesen falschen Apostel vieler Deutschen noch näher kennzeichnen durch eine Notiz, die ich in der „Osnabrücker Zeitung" gefunden habe: „Herr Maximilian Harden erklärt in der „New-York-World", daß es im großen Interesse der künftigen Wohlfahrt der ganzen Welt liege, daß die deutsche Nation zu der Überzeugung komme, daß die frühere kaiserliche Regierung die

[1]) Eigentlich „Isidor Witkowski", also wohl, dem Ursprunge nach, polnischer Jude aus Witkow, bei Dtsch.-Krone, oder aus Witkowo?

einzige sei, die für den Krieg verantwortlich ist und es ihr klar gemacht werden müsse, welch einen Abscheu die Kulturwelt vor dem Verbrechen der deutschen Militaristen hege. Herr Harden meint, das beste Mittel sei, Deutschlands Verurteilung so wie sie in der letzten Note der Alliierten niedergelegt ist (d. h. also wohl in der unerhörten Mantelnote, Anm. d. Verf.) in Millionen Exemplaren drucken und diese bis in die kleinsten Gehöfte von Deutschland verbreiten zu lassen."

Noch verderblicher als diese Zeitschriften haben die „alljüdischen" Witzblätter gewirkt, in gebildeten Kreisen vor allen Dingen „Simplizissimus", „Lustige Blätter", „Ulk". Etwa um 1900 herum brachte der „Simplizissimus" eine längere Reihe von „Bildern aus dem Familienleben" von Th. Th. Heine, die anscheinend das Familienleben lächerlich zu machen suchten. Durch sie wurde ich zum ersten Male auf den Geist, von dem hier die Rede ist, aufmerksam gemacht. In keiner anderen Zeitschrift fand sich ein so ausgesuchtes Bestreben, jede Autorität zu untergraben und dem Volke die Ehrfurcht aus dem Herzen zu reißen, wie im „Simplizissimus". Ich erinnere nur an die Gemeinheiten, die sich das Blatt während des Herero-Feldzuges gegen die Offiziere erlaubte. Die vollkommene Verblödung der Offiziere wurde meist durch die unwahrscheinlichsten Aussprüche, unter der Überschrift: „Wahres Geschichtchen", gekennzeichnet. Es ist ein trauriges Zeichen für die Blindheit und den Mangel an Stolz der besseren Teile unseres Volkes, daß der „Simplizissimus" nicht offen abgelehnt wurde; sogar Offiziere haben ihn gehalten und an ihm mitgearbeitet. Von den bösartigen Wirkungen des „Simplizissimus" in der Schweiz berichtete die Leipziger Halbmonatsschrift „Deutscher Kampf" vor etwa 15 Jahren folgendes: „In den ausländischen Witzblättern wird der Offizier ausschließlich als Schwerenöter charakterisiert, der „Simplizissimus" dagegen stempelt das deutsche Offizierkorps zu einer Bande von Idioten. Es herrscht bei den Deutschen im Auslande eine Erbitterung gegen den „Simplizissimus", von der man sich im Inlande keinen Begriff machen kann. Mühsam hält der deutsche Kaufmann im Auslande den deutschen Namen in Ehren, und da kommt jede Woche der „Simplizissimus" und zerrt ihn in den Kot. Einzig und allein der „Simplizissimus" hat in der Schweiz eine deutschfeindliche Stimmung eezeugt." — In den „Lustigen Blättern" und im „Ulk" herrscht ein ganz ähnlicher Geist, nur stehen beide Blätter in künstlerischer Hinsicht unendlich viel tiefer. Man sehe sich z. B. die „Zabern-Nummer" der „Lustigen Blätter" an! Oder die überaus lehrreiche Zeichnung „Pro . . und contra Tango", auf der die „modernen" Mächte wie Italien, Spanien begeistert der Göttin (?) des Tango (einer kitschig gezeichneten Kokotte) huldigen, während die „rückständigen" Mächte, Deutschland, der Vatikan, Rußland, mit drohenden Gebärden davorstehen [1]). Man sieht auch hier, wie politische und kulturelle Zersetzungsbestrebungen sich berühren. Den

[1]) Nr. 52 des XXVIII. Jahrgangs.

„Ulk", der sich anscheinend die Bekämpfung der Offiziere, Junker, „Schwerindustriellen" und „Alldeutschen" zur Hauptaufgabe macht und sie in jeder Nummer mit der Jauche seines Spottes überschüttet, habe ich ja schon erwähnt. Ein gutes Schlaglicht auf seine Bestrebungen wirft folgender „Witz": „Ihr Herr Vater ist wohl in seinen Lebensgewohnheiten sehr konservativ? Allerdings! Seit er aus dem Großen Generalstab ausgeschieden ist, besucht er regelmäßig die anderen Berliner Spielklubs."

Was die sogenannte „schöne" Literatur anbetrifft, so ist es für unseren Kulturverfall bezeichnend, daß Werke grausigen, mystischen oder rein erotischen Inhalts besonders erfolgreich waren, wie überhaupt alle Werke, in denen den niederen Instinkten des großen Bildungspöbels weitgehende Zugeständnisse gemacht werden. Selbstverständlich besorgt die Kritik das ihrige. Schriftsteller, die einen ausgesprochen deutschen oder gar deutschvölkischen Standpunkt vertreten, können sich nur mühsam über Wasser halten; von der „alljüdischen" Presse werden sie entweder totgeschwiegen oder nach Kräften herabgesetzt. Wenn doch Einzelne sich durchsetzen wie Bartels, Burte, Finckh, Freytag, König, Kotzde, Kröger, Liliencron, Lienhard, Löns, Raabe, Rosegger, Stegemann, Storm, Wildenbruch, so verdanken sie es, neben ihrer besonderen Begabung, wohl auch der tatkräftigen Empfehlung der gut deutschen Presse. Auch „Deutschbund", „Fichtegesellschaft" und andere Stellen sind eifrig bemüht, echt deutsche Schriftsteller in ihrem schweren Kampfe zu unterstützen.

In einem großen Teile der modernen Literatur ist der Kampf gegen Autorität und Ehrfurcht klar zu erkennen. Unsere alten Begriffe von Treue, Selbstlosigkeit und Vaterlandsliebe erscheinen dem alljüdischen Schriftsteller veraltet, ja lächerlich. Vielfach wird mit voller Offenheit gegen die Stützen des Staates gekämpft. Nicht zum wenigsten auch richten sich die Angriffe gegen den Kernpunkt unserer Volkskraft, gegen das Familienleben. Einige kennzeichnende Stellen möchte ich, so sehr sie auch unser Feingefühl verletzen, anführen; sie stammen aus den satirischen Novellen von Meyrink[1]), dem Verfasser von „Der Golem" und „Das grüne Gesicht":

„Das verdunstete Gehirn". Der Amerikaner Hiram Witt kann auf künstlichem Wege Menschen und sogar selbständig denkende Gehirne herstellen. Es geht ihm aber wirtschaftlich schlecht, denn — – „was sollte man in deutschsprechenden Ländern mit selbständig denkenden Gehirnen?"

Eines Tages besucht ihn der Hauptmann Fritz Edler von Zechprell und will den von Hiram Witt hergestellten Menschen zum Militär einziehen. Bei der Gelegenheit setzt der Hauptmann seinen Helm auf eines der selbständig denkenden Gehirne. Als er dann den Helm aufhebt, ist das Gehirn verschwunden.

„Das Gehirn, das sich darunter befunden, war nicht mehr vorhanden, und an seiner Stelle lag — ein Maul!

Ja, ja, ein Maul.

Ein schiefes Maul mit eckig aufwärts gebogenem Schnurrbart (!).

Hiram Witt starrte entsetzt auf den Teller. Ein wüster Hexentanz begann in seinem Schädel.

---

[1]) Nach Zimmermann: „G. Meyrink und seine Freunde".

So schnell also verwandelt der Einfluß eines Helmes ein Gehirn in ein Maul!"

Hirams Verstand verwirrt sich ob dieses Erlebnisses. Man muß ihn ins Irrenhaus stecken. —

Die Novelle endigt:

„— an stillen Sonntagen kann man ihn singen hören:

Von der Maas bis an die Me—he—mel,
Von der Etsch bis an den Belt,
Deutschland, Deutschland üü—ber a—ha—lles,
Über alles in der Welt."

In einer anderen Novelle heißt es:

Ein Astrologe gebraucht für gewisse Experimente ein menschliches Wesen, das getötet werden muß. Er will aber nur einen Menschen opfern, der wahrhaft unnütz ist. Er glaubt einen solchen leicht zu finden, aber der Mensch, der ganz und gar unnütz ist, kann nicht aufgetrieben werden.

„Mit der Freude der Gewißheit ging ich zu Rechtsanwälten, zu Medizinern und Militär — unter Gymnasialprofessoren hatte ich ihn beinahe schon gefaßt — beinahe — —

Dann kam die Zeit, wo ich endlich darauf stieß. Nicht auf ein einzelnes Geschöpf —, nein, auf eine ganze Schicht.

Wie man unversehens auf ein Heer von Mauerasseln stößt, wenn man im Keller einen alten Topf vom Boden hebt.

Die Pastorenweibse! Das war es! Ich habe eine ganze Schnur von Pastorenweibsen belauscht, wie sie rastlos sich „nützlich machen", Versammlungen abhalten zur Aufklärung von Dienstboten, für die armen Negerkinder, die sich der göttlichen Nacktheit freuen, warme, scheußliche Strümpfe stricken, Sittlichkeit verteilen und protestantisch baumwollene Handschuhe; und wie sie uns arme, geplagte Menschheit belästigen: man solle doch Staniol sammeln, alte Korke, Papierschnitzel, krumme Nägel und anderen Dreck, damit — „nichts verkomme". — —

Eine, — ein pinselblondes „deutsches" Biest (!), ein echtes Gewächs aus wendisch-kaschubischem Obotritenblut, hatte ich schon unter dem Messer, da sah ich, daß sie — — gesegneten Leibes war, und Moses uraltes Gesetz gebot mir Halt.

Eine zweite fing ich ein, eine zehnte und hunderste, und immer waren sie — — gesegneten Leibes!

Da legte ich mich auf die Lauer Tag und Nacht — wie der Hund mit den Krebsen —, und so gelang es mir endlich, im richtigen Augenblick eine direkt aus dem Wochenbett herauszufangen.

Eine glatt gescheitelte sächsische Betthäsin mit blauen Gänseaugen war es" usw.

Herr Meyrink führt seine, man darf wohl sagen, teuflischen Angriffe gegen die Stellen, die ihm als die sichersten Stützen unseres bisherigen Staatslebens erschienen sind, unter anderen den Offizierstand und das evangelische Pfarrhaus. Gerade letzteres ist aber wohl für jeden richtigen Deutschen der Hort des Familiensinns und der Nächstenliebe.

Man sollte denken, im deutschen Volke würde die heftigste Empörung gegen einen solchen Schädling aufflammen — oh nein, — weit gefehlt! Das deutsche Volk hat dank „alljüdischer" Reklame sein Einverständnis mit Herrn Meyrink dadurch bewiesen, daß es dessen rührigem Verleger, natürlich Kurt Wolff in Leipzig, allein vom Golem über 100000 Stück abkaufte und Meyrink zum erfolgreichsten Schriftsteller, ausgerechnet der Kriegszeit, machte. Der Verlag Kurt Wolff verbreitete sogar eine auf besonders leichtem Papier gedruckte Ausgabe des Golem „Für unsere Feldgrauen". Ein wahrhaft idealer Lesestoff für die Männer im Schützengraben!

Ein ähnlicher Geist wie Meyrink ist Kerr (eigentlich Kempner, also wohl, dem Ursprunge nach, polnischer Jude aus Kempen). Seine Werke sind bei Samuel Fischer, Berlin, erschienen. Erich Schlaikjer sagt in der „Täglichen Rundschau" vom 23. Mai 1918 darüber unter anderem folgendes: „Der wilde Haß, nicht nur gegen den Deutschen, sondern ganz allgemein gegen jeden menschlichen Idealismus, der in diesen Bänden zu Worte kommt, ist als heimliche Triebkraft in der ganz weiten Tagespresse vorhanden, die Herrn Kerr nahe steht." An anderer Stelle sagt Schlaikjer: „Auf unser literarisches Publikum hat man längst die ganze Hölle der Perversitäten losgelassen; man kann ruhig aussprechen, daß es keine Form der Entartung und der Scheußlichkeit gibt, die nicht ihren ästhetischen Verherrlicher gefunden hätte. Was unserer Seele teuer ist, wird ohne Scham besudelt und heruntergerissen. Kerr sagt z. B.: „Ein Heldentum gibt es nicht. Die sogenannten Helden werden in dem irrsinnigen Chaos der Geschichte vom Zufall emporgetragen. Die großen Tatenmenschen sind dumme Kerle, bei denen der schwache Intellekt die Entwicklung des Willens begünstigte. Bei jeder Gelegenheit läßt Herr Kerr den Witz seiner gekränkten Seele an den „Heldenschaftsköpfen" aus. Der Weltkrieg ist ihm ein „viehisches Begebnis". Der richtige Deutsche und überhaupt jeder Mensch, der etwas Stolz hat, sagt: „Lieber tot als Sklave." Herrn Kerrs Standpunkt ist: „Lieber dreimal Sklave, als tot." In dieser Anschauung scheinen sich die „Alljuden" einig zu sein. Von Heldentum und Ruhm halten sie, soweit aus der Literatur zu ersehen ist, nicht viel. Was sagt der sogenannte „ungezogene Liebling der Musen", der Schwarm unzähliger deutscher Michel, besonders weiblichen Geschlechts, Heinrich Heine dazu? Ich fand es neulich in seinem „Epilog":

Epilog.

Unser Grab erwärmt der Ruhm.
Torenworte! Narrentum!
Eine bessere Wärme gibt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küßt
Und beträchtlich riecht nach Mist.
Gleichfalls eine bessere Wärme,
Wärmt dem Menschen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
Oder Grog nach Herzenswunsch
In den niedrigsten Spelunken,
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen sind entlaufen,
Aber leben, atmen, schnaufen,
Uns beneidenswerter sind,
Als der Thetis großes Kind, usw.

Man sieht, der Geist, gegen den ich kämpfe, ist nicht neu, er hat verzweifelt Ähnlichkeit mit dem ödesten Materialismus, der alles Edle und Gute höhnisch verneint und nur zweierlei Genüsse kennt, die des Magens und die des Unterleibes.

Ähnliche Beispiele könnte man natürlich in großer Menge anführen, aber die angeführten genügen zur Kennzeichnung dessen, worauf ich hinziele, und ich kann sie meinen Lesern und mir ersparen. (Schluß folgt.)

Deutsche Dramatiker der Gegenwart.

Charakteristiken von Adolf Bartels.

II. Ernst Hardt.

Wie gegen gewisse Persönlichkeiten in seiner Umgebung, hat man oft auch gegen bestimmte Dichter eine natürliche, unüberwindliche Abneigung. So habe ich beispielsweise Friedrich Schlegel nie recht leiden können, obgleich ich seine geistige Bedeutung nicht verkannte, und ebensowenig den Jungdeutschen Heinrich Laube; Richard Voß ferner war mir immer geradezu ein Greuel, und auch für Sudermann hatte ich nie etwas übrig. Als Privatmann kann man sich solche Abneigungen natürlich gestatten, als Literaturgeschichtschreiber aber muß man versuchen, sie zu überwinden, oder doch, sich von ihnen in seinem Urteil nicht bestimmen zu lassen. Wie Hebbel einmal über Karl Gutzkow schrieb: „Gegen keinen Menschen, der sich in der laufenden Literatur neben mir bewegt, habe ich eine so große Abneigung wie gegen Karl Gutzkow, und gegen keinen möcht' ich eben darum lieber gerecht sein." Es ist nur leider nicht so leicht, gerecht zu sein; denn selbstverständlich liegen den Abneigungen tiefere Ursachen, vielleicht rassische, zugrunde, und aus dem Menschlichen Allzumenschlichen kommen wir alle nicht heraus. Ich hielt es für nötig, hier zunächst diese allgemeine Ausführung zu geben, denn auch gegen Ernst Hardt habe ich, seitdem ich seinen „Tantris" in die Hand bekommen, diese unüberwindliche natürliche Abneigung gehabt.

Der Dichter wurde bekanntlich durch die doppelte Krönung seines Dramas „Tantris der Narr" im Jahre 1908 mit dem königlichen und dem Volksschillerpreise berühmt. Er ist am 9. Mai 1876 zu Graudenz geboren, und zwar als Sohn eines Artilleriehauptmanns. Da eine Weimarische Zeitung dies einmal gegen einen gewissen A. B. mit der Bemerkung: „Er ist so gut Deutscher wie Sie, was über ihn gefabelt wird, ist Legende", ohne die Mutter zu erwähnen, hervorhob, bin ich auf den Gedanken gekommen, daß seine Mutter Jüdin gewesen sein könne, will aber, da der Semikürschner, an den ich mich in Herkunftsangelegenheiten strikte zu halten pflege, den Namen Ernst Hardt nicht bringt, in dieser Beziehung keine Behauptungen aufstellen. Auch Friedrich Wilhelm Ernst Hardt wurde für den Militärstand bestimmt und erhielt, wie der Brümmer berichtet, „seine Erziehung zuletzt im Kadettenhause zu Lichterfelde bei Berlin. Im Jahre 1892 verließ er aus Gesundheitsrücksichten und im Gefühl einer anderen Bestimmung diese Anstalt und begab sich dann auf Reisen. Das Jahr 1893/94 verlebte er in Griechenland; 1896/97 weilte er in Spanien, sah auch Portugal, Marokko und Italien. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich in dieser Zeit größtenteils durch literarische Arbeiten und durch Erteilung deutschen Sprachunterrichts." Hardt ist, um das gleich zu erwähnen, ein fleißiger Übersetzer, namentlich aus dem Französischen, gewesen, hat Voltaires Erzählungen, Rousseaus „Bekenntnisse", dann auch einzelnes

von Balzac und Flaubert und Taines „Philosophie der Kunst" übertragen und damit wohl schon sein Verhältnis zum Insel-Verlag begründet. „Seit dem Herbst 1898 war er als Kritiker bei der „Dresdner Zeitung" angestellt und hatte seinen Wohnsitz in Loschwitz. Im Jahre 1900 unternahm er eine Reise nach dem Orient, weilte längere Zeit in Athen und ließ sich nach seiner Rückkehr 1902 in Berlin nieder." Er ist auch mit einer Griechin verheiratet. Im Jahre 1907 zog er nach Weimar, und da kam denn der große Erfolg des „Tantris".

Das erste, was Hardt als Dichter veröffentlicht hat, sind die 13 Novellen „Priester des Todes", 1898. Ihnen folgten 1902 die Novellen „Bunt ist das Leben", aus denen dann 1904 „An den Toren des Lebens" einzeln herausgegeben wurde. Seit 1909 liegen Hardts „Gesammelte Erzählungen" vor, und ich muß doch feststellen, daß sich in ihnen die Neigung Hardts zum Perversen schon deutlich verrät. Um keinen Zweifel zu lassen, was unter dem Ausdruck „pervers" gemeint ist: Ich denke dabei nicht sowohl an das Verderbte als an das Abnorme und nehme bei Hardt eine gewisse Vorliebe für dieses und die Neigung, es als das Normale hinzustellen, an, nicht bloßen Widerspruchsgeist, sondern den Willen, zu „verkehren". Man lese die Novelle „Priester des Todes": Ich weiß nicht, ob die Form des Wahnsinns, daß jemand jeden Tag den Toten spielt, möglich ist, aber wenn nun der Erzähler von sich berichtet: „So schlich ich denn jeden Abend zu der bleichen toten Frau, kniete an ihrem Bett nieder und weinte und sah sie an. Das war mein Leben, meine Sehnsucht", so wird die Geschichte ungesund. Man wird sagen: Ja, das verstärke ja nur die Wirkung, ich bin aber anderer Anschauung. Auch die Erzählung „Die große Reise" mit ihrem geisteskranken „Helden" kommt mir doch ziemlich bedenklich vor und ferner noch „Fatema", diese von der sittlichen Seite — ich bin nicht eben prüde, aber ich liebe es doch nicht, die nackte Sinnlichkeit als höheren Schönheitsdrang ausgegeben zu sehen. Bedenklich ist auch die einzeln erschienene Erzählung „An den Toren des Lebens": Ich glaube nicht an die Lebensweihe eines jungen Menschen durch eine höhere Dirne, ich glaube auch nicht, daß, wie der Raisonneur der Erzählung einmal ausführt, große Hure und bedeutende unglückliche Natur einander nicht ausschließen. Eben diese Anschauungen sind mir Perversismus, und ich finde diesen auch in dem Gerede, daß „an den sogenannten edlen Frauen viel eher zugrunde gegangen wird als an den leichten", daß Goethe, wäre er noch ein Werther oder nicht ein so großer göttlicher Mensch gewesen, durch Frau von Stein um seine schönsten Werke gekommen, „Kugel, Strick, Messer, Irrsinn, Amerika" sein Schicksal gewesen wäre. Goethe war nie ein Werther. Hardt macht sich dann über die „kleinen moralischen Tierchen" lustig, die durch die Verlogenheit ihrer Moralität zu allen Arten sinnlicher Erregung vorbereitet sind — sollten das nicht seine hauptsächlichsten Leser sein? — Im Jahre 1904 hat Hardt dann auch lyrische Gedichte „Aus den Tagen des Knaben" herausgegeben, die mir in der (vielleicht veränderten) Ausgabe von

1911 vorliegen. Es ist ein kleines lyrisches Talent und viel geschickte Mache in ihnen. Die älteren erinnern etwas an den „Phantasus" von Arno Holz, die späteren an Hofmannsthal und Stephan George. Es sind auch einige Übersetzungen aus Paul Verlaine da.

Der Dramatiker Ernst Hardt hat zuerst das Drama „Tote Zeit" geschaffen (1899). Es ist mir leider nicht möglich gewesen, das Werk aufzutreiben. Albert Soergel, der einzige moderne Literaturhistoriker, von dem ich (außer von mir selber natürlich) etwas halte, nennt es „ein blasses Stück ohne Leben und Charakteristik, in dem Schatten aus Dramen von Ibsen und Gerhart Hauptmann umgehen und im Tonfalle Maeterlincks reden." Es wird schon stimmen. 1903 erschien dann das Schauspiel in 4 Akten „Der Kampf ums Rosenrote", in der zweiten Auflage 1911 bloß „Der Kampf" betitelt. Es ist die Geschichte eines jungen Bankbeamten, der eine starke schauspielerische Begabung in sich spürt, seinem geliebten Vater, einem Bankdirektor, der ihn in seinem Berufe festhalten will, den Gehorsam aufsagt, nun aber von ihm ohne alle Unterstützung gelassen wird, in die Bohème gerät (wie er denn einem Freunde die Geliebte wegnimmt), aber sich doch durcharbeitet und darauf durch Erfolg die Anerkennung des Vaters findet. Ich sagte ganz absichtlich: die Geschichte, denn zu einem wirklichen Drama wächst sich weder das Verhältnis zum Vater, der noch einer Schwester das Leben verdirbt, noch das zu der Geliebten, die zum Schluß wieder einer Jugendliebe aufgeopfert wird, aus. Der Titel „Der Kampf ums Rosenrote" ist durch den folgenden Ausruf des Helden Vult (der seinen Namen wohl aus Jean Pauls „Flegeljahren" hat) motiviert: „Wo, wo ist das glühend Rosenrote, das ich früher träumte und Leben nannte?" Doch ist das Stück keineswegs reines Stimmungsdrama, ich kann nicht leugnen, daß mir manches in ihm ganz echt erscheint — möglicherweise steckt etwas Persönliches dahinter. Der Vater freilich wirkt doch schablonenhaft, aber Vult ist im ganzen recht wohl verständlich, und auch Robert, der Freund, und Käthe, die Geliebte, sind wenigstens gut angelegt. Im einzelnen ist manches zu tadeln. Sentimentalität und Streben nach Effekt treten an vielen Stellen deutlich zutage, erstere beispielsweise bei Gelegenheit des bettelnden Mimen Stampfel, bei der Vorlesung von „Wer nie sein Brot mit Tränen aß", in Käthes Entschluß, Vult freiwillig zu verlassen, selbst noch zum Schluß, wo Vult wild „Mein Vater! Mein lieber, geliebter Vater!" schluchzt, obwohl das weiß Gott nicht mehr nötig ist, der Effekt z. B. in der Erzählung vom toten Kind im Kommodenkasten und zum Schluß des dritten Aktes, wo Käthe in die Situation hineinplatzt. Etwas Perverses zeigt sich in dem Drama nicht (höchstens, daß Ella, die Schwester, den widerwärtigen Reinhold nimmt, erscheint gegen die Natur und der Abfall Käthes von Robert zu Vult doch ein bißchen unmotiviert), es ist im Gegenteil sehr brav in der Gesinnung: Wie Vult seinen Freund Robert, den Atheisten und Sozialdemokraten, der wegen Majestätsbeleidigung im Gefängnis gesessen hat, verteidigt,

das macht dem Verfasser alle Ehre und läßt ihn apriori für den Posten eines republikanischen Theaterleiters durchaus geeignet erscheinen. Im ganzen darf man den „Kampf" doch wohl als Sudermanniade bezeichnen, Sudermanns „Heimat" etwa ist sein Vorbild. Will man die literarische Stellung ganz genau umreißen, so kann man vielleicht sagen, daß er das Zwischenstück, die Brücke zwischen der „Heimat" und Hasenclevers „Sohn" sei. Insofern hat er auch eine gewisse literaturgeschichtliche Bedeutung. Zuletzt bedeutet er „an sich" doch nicht allzuviel, kommt über das Bühnendrama mittlerer Güte kaum irgendwo hinaus. Wäre Hardt auf diesem Wege geblieben, so hätte er vielleicht auch klingende Erfolge gehabt, würde aber, wie die Dinge liegen, nie als berühmter „Dichter" erschienen sein. Das dürfte er selber auch empfunden haben, und so zeigt ihn sein nächstes Drama auf ganz anderem Wege: Er wird Ästhet oder Neuromantiker, wie man auch sagt.

Es lag, wie schon die Novellen und Gedichte und auch seine Übersetzer-Tätigkeit gezeigt hatten, dieser Übergang zweifellos in seiner Natur. Ob er zu dem Kreise der Dichter der „Blätter für die Kunst" auch persönliche Beziehungen gehabt hat, weiß ich nicht, jedenfalls ist er aber in diesen Blättern vertreten gewesen, und mit seiner „Ninon von Lenclos" lenkt er nun von der Sudermanniade zur Hofmannsthaliade hinüber. Ich meine das nicht allzu bös, ein bloßer Nachläufer ist Hardt jedenfalls nicht, aber freilich ebensowenig auch ein ganz selbständiger Geist: er geht mit der Zeit. Die „Ninon von Lenclos" ist ein Einakter, der Hardt aus seiner näheren Kenntnis der älteren französischen Kultur erwuchs — er renommiert, indirekt, auch ein bißchen mit dieser, indem er St. Evremond, den Herzog von Rochefoucauld, Lafontaine und Molière öfter in seinem Stück erwähnen läßt. Den Stoff ergibt die bekannte Anekdote, daß sich auch einst ein Sohn Ninons in die unwiderstehliche Mutter verliebt und sich, als er ihr Verhältnis zu ihm erfahren, getötet habe. Man darf annehmen, daß der Stoff in der neueren französischen Dichtung öfter behandelt ist; ob Hardt aber ein französisches Vorbild gehabt, weiß ich nicht zu sagen. Der Zug zum Perversen verrät sich natürlich schon in der Wahl des Stoffes: Ninon ist eben doch zuletzt Dirne, und das Verhältnis von Mutter und Sohn berührt, zumal auch die Mutter zunächst stark erotisch für den Sohn empfindet, das Thema Blutschande. Doch kommt es bei Hardt selbstverständlich nicht zum äußersten, das bedenkliche Thema wird echt neuromantisch nur für die Stimmung ausgenutzt und sozusagen tragisch frisiert. Unzweifelhaft ist das Stück sehr geschickt gemacht: Ninon gibt erst einem älteren Liebhaber in feiner Weise den Abschied und ermuntert einen neuen, ehe die große Leidenschaft zu dem Sohne hervortritt. Zweimalige ganz entgegengesetzte Botschaften der Königin (deren nächtliche Ankunft zwar etwas unnatürlich ist) bringen gewissermaßen Handlung in das kleine Drama, und daß der Sohn der Träger der zweiten Botschaft ist und von dem Offiziellen dann zum Persönlichen übergeht, ist sehr wirksam. Neben der Zeitstimmung ist auch die nächtliche Natur- und die Feststimmung — das

Stückchen spielt in Ninons Park in der Übergangszeit zum Herbst — nicht übel herausgekommen, man könnte vielleicht auch sagen, mit einem gewissen natürlichen Raffinement gemacht, und die Schilderung der einsamen Jugend des Grafen Villiers, Ninons Sohnes, hat schon etwas Ergreifendes. Die Liebeserklärungsszene ist freilich viel zu lang, und der Schluß, der rasche Selbstmord, wirkt natürlich als Effekt. Hier und da bemerkt man doch noch etwas Schülerhaftes, Verse wie „Ihr Haß ist jetzt zum äußersten bereit" und „Wir wollen doch noch etwas uns beraten" erinnern an die Jambendramen unserer hoffnungsvollen Achtzehnjährigen. Andererseits findet sich auch schon der stilisierte Gemeinplatz, der für die Dichter der „Blätter für die Kunst" bezeichnend ist. „Das Leben ist ein Spiel . . . mit ernsten Dingen" — wer lacht da nicht? Die Schlußrede des Grafen Villiers an seine Mutter mit seiner Sterbebegeisterung ist leider Theater. Immerhin, man erkennt an dem Stück, daß Hardt unter dem Einfluß Hofmannsthals zu einem relativ starken Können oder, wenn man lieber will, zu einer allerlei verheißenden Virtuosität herangereift ist, „Ninon de Lenclos" zeigt jedenfalls weiter.

Das Drama „Tantris der Narr", das zwei Jahre darauf, 1907, erschien, darf man denn als Zusammennehmen zu einem großen Schlag bezeichnen, und der Schlag gelang: Ernst Hardt erhielt, wie schon bemerkt, im Herbst 1908 für sein Werk beide Schillerpreise, den königlichen und den Volksschillerpreis, und war nun ein berühmter Dichter. „Tantris der Narr" soll nach einer alten französischen Tristandichtung gearbeitet sein. Möglicherweise — ich bin kein Romanist — ist es die des Berol, in der die Auslieferung der Isolde an die Siechen und der kühne Sprung Tristans vom Mauerfelsen herab enthalten sind, Tristan auch als Narr auftritt, oder der dem Luce de Gast zugeschriebene, aber nur in durch spätere Zusätze bedeutend erweiterter Gestalt erhaltene Prosa-Tristan, der, nach einer Probe in einer Literaturgeschichte zu urteilen, ähnliche Schilderung wie die von Hardt angewandte zu haben scheint. Hardts Drama behandelt nicht die ganze Geschichte Tristans und Isoldens, sondern nur den Ausgang: Es beginnt erst, nachdem Isolde, durch das Gottesgericht gereinigt, mit Marke den Vertrag eingegangen ist, daß, wenn Tristan sich je wieder in Kurneval blicken lasse, sie mit ihm zusammen des Todes sterben solle, und nachdem Tristan Isolde Weishand geheiratet. Der erste Akt gibt uns die Vorgeschichte und die Stimmung Isoldens nach dieser Heirat. Tristan wird von seinem Nebenbuhler Herzog Denovalin wirklich in Kurneval gesehen, dieser verrät es König Marke, und nun stellt der König, im zweiten Akt, seine Gemahlin vor das Gericht, läßt es aber nicht zum Urteil kommen, sondern beschließt aus eigener Machtvollkommenheit, sie den Aussätzigen auszuliefern. Da haben wir denn wieder die Neigung Hardts zum Perversen, denn dieser Beschluß König Markes, der sich überhaupt während des Gerichts so unwürdig wie möglich benimmt, ist nur aus sadistischen Neigungen zu erklären. Man wolle den Dichter nicht damit entschuldigen, daß die häßliche Sache im

Stoff sei — ja, warum hat er denn gerade diese französische Form des Stoffes gewählt, sich nicht wie Richard Wagner an die deutsche gehalten, in der er den Schmerz Isoldens doch ebensogut herausbringen konnte? Vielleicht hat ihn auch der Umstand, daß Isolde den Siechen nackt ausgeliefert wird, angezogen — wir hatten ja wenige Jahre vorher in Maeterlincks „Monna Vanna" das nackte Weib auf der Bühne gehabt, und es hatte sensationell gewirkt. Die Auslieferung Isoldens geschieht bei Hardt im dritten Akt mit aller Feierlichkeit, Tristan hat sich unter die Aussätzigen gemischt und rettet Isolden, sie aber erkennt ihn nicht und weist auch Tristan, als dessen Fürsprecher sie ihn betrachtet, hart ab. Er tötet dann noch Denovalin und rettet sich durch den Mauersprung. Nun wäre das Drama eigentlich schon zu Ende; denn der als Narr Tantris wiederkehrende und sich ganz jämmerlich geberdende Tristan erreicht bei Isolde auch nichts, aber es setzt sich noch zwei Akte fort und gewinnt seinen Abschluß damit, daß Isolde Tristan durch die Treue seines Hundes Husdent endlich erkennt, nun aber von ihm verlassen wird.

Ich weiß nicht, inwieweit diese Schlußwendung durch die Vorlage getragen ist. Bei Berol und auch bei unserem ersten deutschen Tristandichter Eilhart von Oberge dauert die Wirkung des Liebestrankes nur drei oder vier Jahre, und man könnte also auch hier so etwas annehmen, doch wollte Hardt wohl die völlige „innere Erschöpfung" Tristans durch seinen Treubruch vorführen, wie er denn auch wohl das Nichterkennen durch Isolde als Folge dieses angesehen wissen will — ein dramatisch sehr unglücklicher Gedanke, denn man glaubt's ja nicht, empfindet es wenigstens als ganz künstlich. Wie bereits angedeutet, das dramatische Interesse am Tantrisdrama hört im Grunde schon mit dem Schluß des dritten Aktes, ehe noch der Narr Tantris da ist, auf, und ich glaube (ich selbst habe nie eine Vorstellung besucht), daß die beiden letzten Akte auch von der Bühne her einen sehr gequälten Eindruck machen, vielleicht auch das ganze Stück — wenigstens auf die gesunden Naturen. Daß man mich nicht mißverstehe, gegen die sündige Liebe Tristans und Isoldens habe ich durchaus nichts, die gewaltige Leidenschaft, die sich Bahn brechen muß, entschuldigt auch bei mir geradezu alles, und wenn Richard Wagner sein Musikdrama etwas besser begründet hätte (ich verweise auf Richard Weltrichs unwiderlegbare Schrift „Richard Wagners Tristan-und-Isolde-Dichtung", 1904), so würde ich für dieses Werk, dessen musikalischer Stimmungsgewalt ich mich nie habe entziehen können, sehr warm eintreten. Aber für „Dekadenzierung" und „Pervertierung" alter großer Stoffe bin ich nicht sehr eingenommen, und so etwas liegt doch wohl bei Ernst Hardts „Tantris" vor. Die Art und Weise, der Stil dieser Dramen ist nicht von Hardt geschaffen worden, von deutschen Dichtern ist ihm außer Hofmannsthal (der aber, als mehr zum Orientalischen neigend, nun zurücktritt) Eduard Stucken vorangegangen, dessen Gralbramen seit 1902 erschienen, dann muß man hier wohl auch Maeterlinck nennen (von dem „Monna Vanna"-Einfluß ganz abgesehen) und natürlich die

englischen Präraffaeliten und verwandte Erscheinungen wie William Morris, selbst Tennyson. Man sollte einmal eine sehr gründliche Untersuchung anstellen, weshalb die Welt des mittelalterlichen Ritterepos, des keltischen, für unsere modernen Ästheten noch einmal auftauchen mußte, was Engländer, Franzosen und dann auch Deutsche zu ihr zog. Vor allem war es natürlich die Möglichkeit, aus ihr gewisse aristokratische, exzentrische, erotistische, perverse Stimmungen virtuos entwickeln zu können, und diese Möglichkeit hat zweifellos auch Ernst Hardt zu dem Tantris-Stoffe gezogen. Seine Virtuosität war nun groß genug, um die Stimmungen, eine starke, berückende Gesamtstimmung und sehr viele fesselnde Einzelstimmungen herausbringen zu können, und den fehlenden gesunden seelischen Untergrund ersetzten dann natürlich Schein und Mache. Doch kann die raffinierte Verskunst zuletzt doch nicht über den künstlichen Charakter des Ganzen wie über die dramatischen Schwächen im einzelnen hinwegtäuschen. Die Gestalt des vierzehnjährigen Pagen Paranis z. B., der im ersten Akt alles aus Isolde herausholt, ist einfach unmöglich, ein Produkt Heinescher Romantik möchte ich sagen, von jener falschen Naivetät, die ein Deutscher nicht erträgt. Überall zwischen den großen Gefühlsstilisierungen taucht auch wieder das Gemeinplätzliche auf, so, wenn Isolde einmal ruft: „Herr Tristan, wahrlich übel habt ihr an mir getan, mein Freund!“ Marke zeigt sich von allem Takt verlassen, wenn er seine Barone darauf aufmerksam macht, daß Isolde blonder geworden sei, und wirkt später geradezu eklich. Wie kann sich ferner Denovalin erdreisten, Isolde zum Schluß des zweiten Aktes in ihr Zimmer führen zu heißen? Er hat doch nicht zu befehlen, sondern der König. Aber Hardt unterliegt bei all seiner Raffiniertheit sehr oft dem Augenblickskitzel (ähnlich wie Gustav Frenssen). Die Volksszenen zu Anfang des dritten Aktes haben zum Teil die übliche Sentimentalität für höhere Töchter, und die Siechenszenen sind bei aller Geschicklichkeit doch auch gemein. Wie Isolde dazu kommt, den Siechen (Tristan), der sie vor dem Scheußlichsten rettet, „du Tier“ zu nennen, ist auch unerfindlich — den Gegner zu erschlagen galt doch im Mittelalter für Tapferkeit, und Tristan braucht sein Schwert nicht. Tantris mit offenem Siechenrock im silbernen Kettenpanzer auf der Mauer „hell vor dem hellen Himmel“ erinnert natürlich an die Lohengrinpose. Über die Jämmerlichkeiten Tristans in den beiden letzten Akten — der arme Thoms aus dem „Lear“ wirkt da unzweifelhaft nach — mag ich nichts mehr sagen. Immer wieder stören mich die Taktlosigkeiten, so wenn Ganelun zu seinem König sagt: „Gebt mir eure Hand (!), ich bin so froh, Herr Marke, daß Ihr irrtet“. — Der Humor Hardts ist sehr schwach, sein Narr Ugrin taugt ebensowenig wie sein Narr Tantris — oder kann man sich etwas Schauderhafteres denken als sein Lied: „Es war einmal ein König, der hatte einen großen Floh“, pardon, „der hatte eine Frau“. Der schrecklichste Gemeinplatz des ganzen Stückes aber ist, wenn Isolde in der 7. Szene des 4. Aktes nach allem, was geschehen ist: „Ich bin nicht glücklich, Dinas“ sagt.

Die sehr sinnliche und dabei auch stilisierte Schilderung des Leibes Isoldens durch Tantris vor versammelter Korona sei doch auch gebührend hervorgehoben. Ich habe das Stück, als es den Schillerpreis erhalten hatte, sofort in der „Deutschen Welt" gründlich betrachtet und scharf verurteilt. Der Schluß des damaligen Aufsatzes lautete: „Immerhin will ich zugeben, daß „Tantris der Narr", wenn auch kein wirkliches Drama, doch eine Dichtung ist. Es sind selbständige Erfindungen, Stimmungs- und Verskunst vorhanden. Der Schillerpreis ist jedoch für solche Dichtungen nicht, wenigstens nicht der königliche, er ist einzig und allein für die gesunde, hoffnungsvolle, zum Hohen strebende deutsche Dichtung bestimmt, nicht für Werke, in denen sich Sadismus und Hysterie breitmachen, nicht für die Tageskunst der modernen Virtuosen. Das mußten die Herren, die für den König von Preußen das zu krönende Stück auszuwählen hatten, die Professoren Erich Schmidt und Roethe vor allem, die ja in der Literatur stehen, wissen, sie mußten auch den künstlichen Charakter von „Tantris der Narr", in dem zuletzt nicht eine Spur wirklich echten Lebensgefühls steckt, erkennen. Aber sie haben, unsere deutschen „Geistesträger", nicht weniger vollständig versagt als (bei der Interview-Affaire) die deutschen Diplomaten. Den Leuten vom Volksschillerpreis nehme ich ihre Entscheidung weniger übel, dieser (vom Goethebund gestiftete) Volksschillerpreis ist ja im Grunde der „jüdische" Preis, und so sind die Herren ihrer Geistesrichtung nur treu geblieben, wenn sie, die zuerst Beer-Hofmann gekrönt, diesmal außer „Tantris der Narr" noch zwei jüdische Stücke, Babs „Blut" und Hofmannsthals „Ödipus und die Sphinx", in die engere Wahl brachten und das wahrscheinlich stärkste historische Stück, das die letzten Jahre gebracht, Erlers „Zar Peter" einfach ausschieden. Eben darum aber ist das Ergebnis der diesmaligen Konkurrenz so unheilvoll, weil bei ihr zum ersten Male das Judentum auch „offiziell" gesiegt hat; denn, mag Hardt selber auch kein Jude sein, seine Dichtung ist jüdisch, dem Geiste wie der Form nach. Wir sollten aber endlich einmal daran denken, aus der jüdischen Dekadenz herauszukommen, statt immer tiefer in sie hinein, sollten anfangen, Stücke zu schätzen, die dem ganzen Volke etwas geben können, statt derer, die bloß das jüdische Premièrenpublikum unterhalten und reizen. Gerade, weil wir in der Gegenwart so „tief drin stecken", ist uns ein neues, hohes, geschichtliches Drama so dringend not, das wirklich lehrt, was Deutschtum ist — aber unsere Weisen krönen manierierte und schwächliche, krönen sogar sadistische Hofmannsthaliaden." Ja, ich kannte die jüdisch alliierten Diplomaten und Poeten lange vor dem Weltkriege. Natürlich hat „Tantris der Narr", zunächst recht häufig gegeben, inzwischen seine Zeit gehabt, aber der Geist, der das Drama beherrscht, ist noch keineswegs überwunden worden.

Auf das spätere Schaffen Hardts brauchen wir nicht all zu gründlich einzugehen: es hat sich im ganzen nicht mehr geändert, der Zug zum Perversen vor allem und die Raffiniertheit der Form sind geblieben. Auf den „Tantris"

folgte 1911 die „Gudrun", ein Trauerspiel in fünf Akten, das auch ziemlich häufig auf die deutsche Bühne kam. Das Gudrunlied ist ja schon öfter in ein Drama verwandelt worden, so von Julius Grosse und Georg Ruseler, Ernst Hardt aber ist, soviel ich weiß, der erste, der eine große Umformung mit ihm vorgenommen hat, indem er Gudrun Hartmut lieben und zum Schluß sterben läßt. Kleine Änderungen sind noch, daß bei Hardt die Königin Hilde nicht mehr am Leben ist und Gudruns Bruder Ortwein, sowie König Ludwig von der Normandie, Hartmuts Vater, ausscheiden. Sehr bezeichnend ist dann die folgende Neuerfindung: Gerlind, Hartmuts Mutter, macht (zum Schluß des dritten Aktes) einen Versuch, Gudrun durch Eifersucht für Hartmut zu gewinnen: sie schickt Sindgund, die in Hartmut verliebt ist, zu dessen Bett und gibt Gudrun die Fackel in die Hand, um Hartmut zu leuchten, wenn er kommt. Gudrun fällt dann starr vor ihm zu Boden. Hartmut verschmäht Sindgund, und Gudrun freut sich darüber. Ich habe an dieser Szene immer den stärksten Anstoß genommen und sie mit der berüchtigten in Frenssens „Hilligenlei", wo das junge Mädchen vor dem verheirateten Manne tanzt, verglichen. Hier zeigt sich eben wieder die Neigung Hardts zum Perversen, und sie zeigt sich auch in der Ausgestaltung des Charakters der Gerlind, die nicht Teufelin wie im Liede, sondern eine perverse Närrin ist. Ja, normal ist die brünstige Mutterliebe nicht, höchstens bei Jüdinnen finden wir sie, und da doch noch nicht so rabiat — man vergleiche Otto Ludwigs Lea in den „Maccabäern" und, um auch ein Beispiel aus dem Leben zu nennen, Paul Heyses Mutter, die ihren Paul (siehe die Briefe an Gottfried Keller) ihren „gebenschten Sohn" nannte, wie Gerlind hier bis zum Ekel von ihrem „goldenen Sohne" spricht. — Hardt hat jedenfalls geglaubt, ein wirkliches Trauerspiel aus dem alten Stoffe machen zu können, brachte es jedoch nur zum Schein eines solchen. Ja, seine „Gudrun" ist Schein. Wohl könnte der Fall einleuchten, daß die Königstochter sofort von Liebe zu Hartmut ergriffen würde, wie sie denn auch im Liede Sympathie für ihn zeigt, aber dann würde sie auch, eine selbstherrliche Natur, wie sie ist, ihrer Liebe folgen — Hebbel hat ganz recht, wenn er bei seiner Besprechung der „Emilia Galotti" (Tagebücher, 19. Febr. 1839) hervorhebt, daß die wahre Liebe nie zögert, ein Band zu zerreißen, daß nie hätte geknüpft werden dürfen, daß sie ihren Weg unbeirrt geht. Gewiß, Hartmut hat Gudrun geraubt, aber das war auch seine Pflicht, wenn sie nicht anders zu haben war, und selbst Hettels Tod konnte, wie der Vergleich mit Corneilles „Cid" zeigt, nicht Hindernis des Zusammenkommens der beiden Liebenden sein. Man wird sagen: die stolze Königstochter durfte sich doch nicht zwingen lassen, aber die Liebe Hartmuts ist ja zweifellos so demütig und die Unterordnung seiner Mutter unter die zukünftige Königin so augenscheinlich, daß Gudruns Weigerung nur ganz äußerlich begründet erscheint. Den Schein der Tragik weiß Hardt freilich aufrecht zu erhalten, aber wie „ausgehöhlt" erscheinen alle seine Charaktere, Hettel, der

nur noch Großsprecher, Herwig, der als Kaufmann ein ziemlich dreister Aufdringling, Hartmut, der öfter nur noch eitler Schwätzer ist! Auch Gudrun, zuerst naiv, dann wenig klar, zuletzt ziemlich starr, macht nicht den Eindruck eines durchgeführten vollebendigen Charakters. Der Schluß des Dramas ist sehr stark auf Rührung eingestellt, das Ganze unbedingt sensationell, wie denn auch die Ausgestaltung der Szenerie sehr raffiniert, auf den Effekt zugeschnitten erscheint. Hardts ganze dichterische Weise, die Tantris-Weise paßt überhaupt nicht zu dem Stoff, der eben deutsch und nicht keltisch ist. Man soll an solchen nationalen Stoffen nicht rühren, sie lassen, wie sie sind. Eine Art „Iphigenie" steckt vielleicht in dem Gudrun-Stoffe, eine Tragödie aber schwerlich, wie ich das schon in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" gesagt habe. Ich habe gleich nach ihrem Erscheinen sehr scharf auch über Hardts „Gudrun" geschrieben, und mein Urteil bis auf diesen Tag nicht geändert: „Das, was uns die Heldendichtung „Gudrun" lieb macht, das Germanische in ihr, ist fast alles verschwunden. Keiner unsrer modernen Dramatiker erinnert mich so stark an Friedrich Halm selig wie Ernst Hardt, mag auch seine Kunst theatralisch wie sprachlich weit raffinierter sein und einen gesättigteren Eindruck machen, und so hat er auch das Publikum Halms. Der Schluß der „Gudrun" ist geradezu für die höhere Tochter, die ja leider heute auch nicht mehr so harmlos ist wie ehedem".

Wie der „Tantris" und die „Gudrun" ist auch „Schirin und Gertraude", 1913 erschienen, die Pervertierung oder doch Travestierung eines volkstümlichen Stoffes und zwar der bekannten Sage vom Grafen von Gleichen mit den beiden Frauen, die das Stück ins humoristische umbiegt. Es ist „ein Scherzspiel" betitelt, stellt die Heimkehr und die nicht recht gelingende Eingewöhnung des Grafen in das Leben mit den beiden Frauen dar und zerfällt in vier Akte, für die die Erfindung doch nicht voll reicht. Das ganze ist dichterisch ziemlich unbedeutend, schon die Heineschen vierfüßigen Trochäen, in denen das Spiel größtenteils abgefaßt ist, lassen wirklich dichterische Stimmung kaum aufkommen. Um doch einige Einzelheiten zu erwähnen: Eine große Prügelei der Dienerschaft wird durch die Verwechslung von Huri und Hure verursacht, und gegen den Schluß benutzt Hardt die Molièresche Totstellszene aus dem „Eingebildeten Kranken". Die großartige Idee, den Grafen als fett und bequem gewordenen Türken mit türkischen Neigungen auch den Frauen gegenüber hinzustellen — er küßt noch eine Base ab — macht selbstverständlich das Stück auf die Dauer auch nicht eben fesselnder. Das Spiel der beiden Frauen miteinander hat zunächst einen gewissen Reiz, dann aber stören Übertreibung und falsche Naivetät und man erhält den Eindruck der Unnatur. Ein gegen Hardt böswillig eingenommener Kritiker könnte die Behauptung aufstellen, daß in dem Verhältnis der beiden Frauen fast etwas homosexuelles zutage träte, aber die Behauptung ginge doch zu weit, obgleich ein bestimmter ungesunder Reiz da ist. Manches ist geschmacklos, so beispielsweise Gertraudes Lied auf die Puppe, und das ganze Scherzspiel ist doch zuletzt eine

ziemlich traurige Geschichte. Es wurde denn auch die Durchschnittskritik bei diesem Stück zuerst an Hardt irre.

Mit seinem bisher letzten Werke, dem Drama in drei Akten „König Salomo", das 1915 erschien, hat er seine Geltung auch nicht erhöht, obgleich dieses Stück wieder ernster zu nehmen ist. Der Stoff ist den beiden ersten Kapiteln des Buches der Könige entnommen, aber mannigfach umgeformt. Zunächst hat Hardt Bath-Seba, des Königs Gemahlin und Mutter Salomos, und den Propheten Nathan, die es in der Bibel bewirken, daß König David Salomo und nicht seinen älteren Sohn Adonai zum König salben läßt, sowie auch den Priester Zadok, der das tut, vollkommen ausgeschieden und dafür Abisag von Sunem, die heidnische Jungfrau, die bei dem alten König schlafen muß, um ihn zu wärmen, in den Mittelpunkt geschoben, und zwar so, daß Adonai sie haben will, sie aber Salomo liebt und erst später dem Könige verfällt, wodurch die nun in Salomo erwachende Liebe um ihr Ziel gebracht, ja dieser in seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung völlig verbittert, Pessimist wird, obgleich er über Adonai siegt. Am Schluß liegt die Szene mit den beiden Weibern, von denen die eine ihr Kind erdrückt hat — Salomo wird also als Weiser gezeigt, seine Entwicklung, die das Drama vor allem vorführen will, ist zu Ende. Eine genauere Inhaltsangabe würde die raffinierte Mache des Stückes dartun. Es ist das Drama der feindlichen Brüder, das seit Rists „Perseus von Macedonien" in der deutschen Literatur immer wiederkehrt. Aber die feindlichen Brüder sind doch kaum soweit ausgeführt, daß ihr Gegensatz ein wirklich fesselndes Drama ergäbe: Adonai ist im Grunde ein dummer Junge, Salomo viel zu bleich und schwächlich, als daß man an seiner inneren Entwicklung wirklich Anteil nehmen, ja nur an sie glauben könnte. Dagegen fesselt König David, der greise Lebensfresser, aber eine sympathische oder literarisch-erfreuliche Gestalt ist er freilich nicht, sondern unbedingt auch wieder als pervers zu bezeichnen — Hardt bleibt eben der Perversist. Die große Sterbe- und Vergewaltigungsszene — um diesen Ausdruck kommt man nicht herum — steht durchaus im Mittelpunkt des Stückes, das Ganze scheint ihretwegen geschaffen. Daß Hardt geschickt genug, außerdem noch das Drum und Dran eines historischen Dramas zu geben, die übrigen Personen wenigstens alle auf etwas „anzulegen", und daß auch die Stimmungen nicht fehlen, brauche ich kaum hinzuzufügen. Aber zuletzt ist auch dieses Drama wieder nur Schein und kein sehr lieblicher. Es finden sich auch für den scharfen Blick Verhältnisse und Stellen, die das deutlich verraten, wo die Virtuosität nicht täuscht. Konnte denn ein junges Mädchen in Jerusalem herumlaufen wie Unter den Linden in Berlin, um einen Prinzen zu sehen? Entspricht Mephiboseths Wort: „Verzeih, mein Fürst, wenn jetzt das Stelldichein verdrängt wird von den höchsten Staatsgeschäften" der Zeit? Wirkt Davids Wendung im Gebet: „Dein Hauch ging vor mir her durch Maulbeerbäume" (obgleich sie ja biblisch sein wird) nicht einfach komisch? Über den

Ausspruch Adonais vom Volke Israel: „Sie haben Witz und brauchen eine Rute“ wird das heutige Israel vergnügt schmunzeln. Ganz künstlich ist, wie David auf die Abisag von Sunem gebracht wird. Blödsinnig ist Davids Äußerung über Adonais „letzten Samen, der einsam im finstern an verlassener Wand sein Wasser abschlägt“. Ganz unmöglich erscheint auch Abisags Rede von den „Kindern auf den Knien halten“, die nur zu einer Mutter paßt. Doch genug! Ein bestimmtes Können verrät auch wieder das Salomo-Drama, aber alles Raffinement verbirgt das dramatische Ungenügen Hardts zuletzt nicht und alle scheinbare Poesie nicht den Mangel an dem Wesentlichen, der eigentlichen dichterischen Lebenskraft, die mit Notwendigkeit gestaltet. Hardt ist nur Virtuose, ist es etwa in Heineschem Sinne, kann also wohl interessieren, aber nicht wahrhaft ergreifen, kann zuletzt nichts geben. Nun ist auch seine Weise, die ästhetizistisch-impressionistische (wenn auch noch keineswegs der im Grunde jüdische Geist), so ziemlich überwunden, die Jüngsten huldigen ja dem primitiven Expressionismus — vielleicht hat er in dunkler Empfindung dessen das Amt des Theaterleiters im republikanischen Weimar übernommen, das ihn schwerlich noch zu intensivem Schaffen kommen lassen wird. Da er ein geschickter Mensch ist, kann er als Theaterleiter zweifellos allerlei Interessantes machen, Arbeit für die notwendige deutsche Entwicklung ist aber auch hier schwerlich von ihm zu erwarten. Abneigung freilich macht manchmal blind, und ich habe die meinige gegen Hardt zu Anfang dieses Aufsatzes offen eingestanden; Abneigung ist aber auch manchmal sicherer Instinkt — das wird auch anderen Deutschen seltsam erscheinen, daß auf Goethes Posten in Weimar nun der Verfasser des „Tantris“ steht.

Die Zeiteinteilung der Indogermanen.

Von Generalarzt Dr. Georg Wilke, Leipzig-Gohlis.

(Schluß.)

Lange Zeit wird man sich in dieser bei fast allen Naturvölkern nachweisbaren Weise beholfen haben, bis man schließlich durch weitere Beobachtung — wozu ja der sich mehr und mehr entwickelnde Sonnen- und Mondkult hinreichend Veranlassung gab — zur Ausbildung des „gebundenen“ Mondjahres (Lunisolarjahr) gelangte, das die Umlaufszeiten des Mondes und der Sonne so in der Zeitrechnung ausgleicht, daß eine Anzahl ganzer Sonnenjahre zugleich eine ganze Anzahl synodischer Mondmonate umfaßt. Man erhielt also einen regelmäßigen Zyklus einer ganz bestimmten Zahl von Jahren, von denen ein Teil gewöhnliche Jahre zu 12, die übrigen Schaltjahre zu 13 synodischen Mondmonaten waren. Ob und inwieweit bereits das indogermanische Urvolk ein gebundenes Mondjahr gekannt hat, läßt sich zwar nicht mit voller Bestimmtheit sagen, doch ist es im höchsten

Grade wahrscheinlich, da wir ihm, wenn auch vielfach nur in Spuren und in recht abweichender Ausgestaltung, bei fast allen indogermanischen Einzelvölkern begegnen.

Bei den Indern finden wir Spuren davon in den Veden, wo der Monat als „Ordner der Zeiten" angeredet wird, „der die 12 an Kindern reichen Monde kennt und auch den nachgeborenen Mond" (Rigv. I 25, 8). Ebenso finden sich in den Brâhmana vielfach Andeutungen von solchen Schaltungen, hier freilich bisweilen mit Zusätzen, die auf eine Unsicherheit oder Unbestimmtheit in der Schaltung hindeuten.

Das altpersische Jahr war ein reines Sonnenjahr zu 365 Tagen, das sich also alle vier Jahre um 1 Tag, innerhalb 120 Jahren mithin um 30 Tage gegen das wahre Jahr ($365\frac{1}{4}$ Tage) verschob. Zur Ausgleichung des Unterschiedes wurde daher alle 120 Jahre ein Schaltmonat zu 30 Tagen eingeschaltet. Daneben müssen die Perser aber ursprünglich auch ein Mondjahr gekannt haben, wofür vor allem die Kenntnis der im Bundehesch mit Namen aufgeführten Mondstationen spricht. Es liegt daher die Annahme nahe, daß man auch hier ursprünglich eine Schaltpraxis zur unmittelbaren Ausgleichung des Sonnen- und Mondjahres angewendet hat.

Über die älteste Zeitrechnung der Griechen sind wir durch Geminos, der im 1. Jahrhundert v. Chr. lebte, ziemlich genau unterrichtet. Sie beruhte auf einem achtjährigen Zyklus mit 5 gewöhnlichen Mondjahren zu 12 und 3 Schaltjahren zu 13 synodischen Mondmonaten, umfaßte also 99 Monate zu abwechselnd 29 („hohler Monat") und 30 („voller Monat") Tagen. Da dieser Zeitraum aber nur 2920,5 Tage ergibt, während die 8 Sonnenjahre $365\frac{1}{4} \times 8 = 2922$ Tage zählen, so machte sich noch eine weitere Schaltung erforderlich, indem man alle 2 Jahre einen „hohlen" Monat zu 29 Tagen durch einen Schalttag auf einen „vollen" zu 30 Tagen, die betreffenden Mondjahre also auf 355 Tage ergänzte.

Gleichfalls eine „Oktaëteris" kennt auch die älteste römische Zeitrechnung, die sich indessen von der griechischen einigermaßen unterschieden zu haben scheint. Auch bei ihr rechnete man ursprünglich mit 99 hohlen und vollen Mondmonaten, doch erfolgte in der späteren Zeit der weitere Ausgleich anscheinend in etwas anderer Weise.

Sehr spärlich fließen die Quellen über die altgermanische Zeitrechnung. Da aber die Germanen, wie alle mit einem Lunisolarjahre rechnenden Völker, als Dauer des Monats die Zeit von einem Neulichte des Mondes bis zum nächsten angenommen haben, so dürfen wir schon deshalb auch bei ihnen ein gebundenes Mondjahr voraussetzen. In gewissem Grade bestätigt wird dies durch eine Meldung Bedas (De tempor. rat. 13), nach der die Angelsachsen ein 13monatliches Schaltjahr kannten, und zwar wurde der Schaltmonat (Trilidus) im Sommer am Ende des 1. Halbjahrs eingelegt.

Weit besser sind wir über die altkeltische Zeitrechnung unterrichtet, über die uns die Bronzetafeln von Coligny bei Lyon Aufschluß gegeben haben. Diese leider nur in unvollkommenen Bruchstücken erhaltenen Tafeln enthalten nämlich,

wie zuerst der Konservator des Museums in Lyon P. Dippard erkannt hat, nichts weniger als einen vollständigen, über etwa 5 Jahre sich erstreckenden Kalender, der nach der Form der (römischen) Schriftzeichen dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. angehört. Aus diesem Kalender ergibt sich, daß die Druiden mit einem Lunisolarjahre rechneten, bei dem der Ausgleich durch einen dreijährigen Zyklus mit 37 synodischen vollen und hohlen Mondmonaten erfolgte, die ihrerseits wieder zur Ausgleichung des noch verbleibenden Unterschiedes durch Hinzufügung bestimmter Schalttage ergänzt wurden. Man erhielt mithin abwechselnd einen Zyklus von zwei 12monatlichen Jahren zu 354 Tagen und einem 13monatlichen Schaltjahre zu 365 Tagen und dann wieder einen Zyklus von zwei 12monatlichen Jahren zu 355 und einem 13monatlichen Jahre zu 366 Tagen.

Wir sehen also, daß sich für fast alle indogermanischen Einzelvölker mit mehr oder weniger großer Sicherheit ein Lunisolarjahr nachweisen läßt, das zwar im Laufe der Zeit bei den einzelnen Völkern sehr verschieden ausgestaltet wurde, in letzter Linie aber wohl auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeht. Nun hatten wir gesehen, daß die ältesten bestimmten Nachrichten über die Form des Lunisolarjahres von den Griechen und Römern stammen, die beide mit einem 99monatlichen Zyklus rechneten. Anderseits begegnen wir aber der Zahl 99 auch sehr häufig als symbolischer Zahl, und zwar läßt sie sich als solche bei fast allen indogermanischen Völkern nachweisen. Auf 99 Jahre lauteten früher ganz allgemein die Pachtverträge. Nach einem altdänischen Opferbrauch wurden nach 9 Jahren 99 Opfer gebracht. In der Provinz Brandenburg verkauft man zu Weihnachten eine schwarze Katze in 9 Tücher mit 99 Knoten eingenäht in der Kirche für einen Hecketaler und läuft dann schnell weg, ehe der Teufel am Altar das Bündel aufhebt (Ldk. d. Prov. Brdbg. III, 239). Niemand darf mehr als 99 Güter haben, und 99 Krankheitsnamen erscheinen mehrfach in alten deutschen, slawischen und indischen Beschwörungsformeln. Der Ursprung der symbolischen 99 muß also jedenfalls bis in die indogermanische Urzeit zurückreichen. Und es liegt dann die Annahme nahe, daß sie, wie fast alle anderen symbolischen Zahlen, dem Kalenderwesen entstammt. Der 99monatliche Zyklus scheint hiernach in der Tat die ursprüngliche Form der indogermanischen Mond-Sonnenzeitrechnung gewesen zu sein.

Bestätigt wird dies — wenigstens soweit es sich dabei um die Rechnung mit Schaltmonaten handelt — auch noch durch die allgemeine Verbreitung der symbolischen 13, die als Glücks- wie Unglückszahl gleichfalls für alle indogermanischen Völker schon sehr früh nachweisbar ist. Diese Zahl geht offenbar auf den als 13. hinzugefügten Schaltmonat zurück, dem im zwölfteiligen Tierkreis das als dreizehntes hinzugefügte Bild des Raben entspricht. Daher der überall wiederkehrende „Unglücksrabe", weil die Schaltmonate — ebenso wie die Schalttage — im allgemeinen für unglückbringend gelten.

Dürfen wir nach alledem die Kenntnis des Lunisolarjahres schon für die

indogermanische Urzeit mit großer Sicherheit voraussetzen, so erscheint es in höchstem Grade bemerkenswert, daß sich eine ganz gleiche Zeitrechnung auch schon für das europäische Neolithikum nachweisen läßt und zwar durch das älteste und mächtigste Bauwerk, das wir aus jener Frühperiode besitzen, den Steinkreis von Avebury.

Dieses auch heute noch in seinen dürftigen Trümmern überwältigend wirkende Baudenkmal setzte sich aus einer Hauptanlage und zwei, etwa 2 km davon entfernten kleineren Steinkreisen zusammen, die durch eine zweimal geknickte, nach der Peripherie zu sich allmählich verschmälernde Feststraße mit jener verbunden waren. Die Hauptanlage, die 500 m im Durchmesser mißt, war von einem mächtigen, großenteils noch sehr gut erhaltenen Erdwall umgeben, an den sich, durch einen Spitzgraben von ihm getrennt, ein aus riesigen 2—3 m hohen und breiten und bis 1,5 m dicken Steinplatten gebildeter Steinkreis anschloß. Im Innern dieses Hauptkreises befanden sich zwei durch gleich mächtige Steinplatten gebildete Doppelringe, deren nördlicher einen Durchmesser von 300 Fuß hatte, während der Durchmesser des südlichen 350 Fuß betrug. In der Mitte des südlichen Doppelringes stand außerdem noch ein mächtiger Monolith; im nördlichen erhoben sich 3 Steine, von denen zwei fast senkrecht zu einander stehende noch gegenwärtig erhalten sind. Endlich stand vor dem südlichen Doppelring noch ein einzelner Stein, der den auffallenden Namen Ringstone führt.

Die Zahl der Platten betrug nach einer Rekonstruktion nach Stuckeley, der die Anlage i. J. 1715 aufgenommen hat, und nach Hoare 99, und daß diese Zahl wirklich auf Vermessung beruht, zeigt der Plan Stuckeleys, der die Stellen von 95 Platten nachweist, außerdem aber zwei Lücken zeigt, die 4 weiteren Platten entsprechen. Bei den beiden Doppelringen beträgt die Plattenzahl nach der Rekonstruktion für den Außenkreis 30, für den Innenkreis 12. Für die Innenkreise wird diese Zahl auch durch den Plan Stuckeleys bestätigt, ebenso die Zahl 30 für den südlichen Außenkreis. Vom nördlichen Außenkreis sind 27 Standorte sicher nachweisbar. Nördlich von dem einzigen noch stehenden Steine an der Ostseite ist jedoch eine Lücke und ebenso ist eine solche im Süden, die je 1 Stein Platz gewähren. Die Zahl der Steine dürfte hiernach 29 betragen haben.

Aus diesem sehr auffallenden Zahlenverhältnis läßt sich nun nach Stephan folgendes ablesen: Die Zahlen 29 und 30 der Außenkreise der Doppelringe bedeuten zweifellos die Tage der vollen und hohlen Monate, während die Zahl 12 der Innenkreise der Monatszahl des Jahres entspricht. Die 99 Platten des Hauptkreises dagegen bezeichnen die Summe der Monate bei einem achtjährigen Zyklus mit drei Schaltmonaten. Denn es sind

49 Monate zu 29 Tagen = 1421 Tage
50 Monate zu 30 Tagen = 1500 Tage
folglich 99 Monate = 2921 Tage,

während 8 Jahre zu 365¼ Tagen 2922 Tage zählen. Der Unterschied zwischen

der Mond- und Sonnenzeit betrug mithin nur 1 Tag und zum Ausgleich dieses Unterschiedes diente vielleicht der erwähnte Ringstein.

Wir haben also hier genau die gleiche Oktaëteris vor uns, wie wir sie oben für die älteste griechische und römische Zeitrechnung kennen gelernt haben. Und wenn wir dann weiter von den Schaltmonaten die im ganzen indogermanischen Völkerkreise so häufig wiederkehrende symbolische Zahl 13 herleiten durften, so ist es in hohem Grade bemerkenswert, daß diese Zahl auch in der sakralen Kunst Mitteleuropas außerordentlich häufig erscheint. Als besonders in die Augen fallend sei hier neben den zahlreichen 13speichigen Sonnenrädern und 13strahligen Sternen, die sich mehrfach auch in Verbindung mit dem Hakenkreuze und anderen sakralen Zeichen an ausgesprochenen Kultfiguren finden, die bereits obenerwähnte Tonplatte von Schäßburg in Siebenbürgen erwähnt, die in einem Kranze von 11 Doppelvoluten einen gleichartigen Ring von 13 Voluten zeigt und die nach den Fundumständen nur als Opferplatte gedeutet werden kann [1]). Wir dürfen also aus dieser weiten Verbreitung der symbolischen 13 innerhalb des neolithischen Kulturkreises folgern, daß das ihr zu Grunde liegende Lunisolarjahr keineswegs nur ein geistiges Sondergut einer kleinen, räumlich eng umgrenzten, geistig besonders veranlagten Sondergruppe des Urvolkes bildete, sondern daß es vielmehr dem ganzen neolithischen Mitteleuropa bekannt war.

Außer den bisher behandelten lassen sich für das indogermanische Urvolk noch mehrere andere Kalendersysteme mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisen, die gleichfalls im neolithischen Europa ihre Analogien zu haben scheinen. Doch verbietet ein näheres Eingehen darauf der beschränkte Raum. Ebenso muß ich mir hier eine ausführliche Besprechung der indogermanischen Woche versagen, die ursprünglich wohl, wie wir oben sahen, siebentägig war, dann aber entsprechend der Zahl der damals bekannten Planeten 5 Tage zählte und in dieser Form noch bis in die römische Zeit hinein fortbestand.

Wie die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben, läßt sich die für das indogermanische Urvolk zu erschließende Zeitrechnung auch schon für das steinzeitliche West- und Mitteleuropa nachweisen, und die Annahme der europäischen Herkunft der Indogermanen hat dadurch eine neue, gewichtige Stütze erhalten. Aber nicht nur darin liegt der Wert dieser Feststellungen. Sie lehren uns zugleich, daß das indogermanische Urvolk seine Zeitrechnung nicht fremden asiatischen Kultureinflüssen verdankt, sondern daß sie eine ureigene geistige Schöpfung unserer Vorfahren darstellt. Von neuem offenbart sich damit die hohe geistige Veranlagung unseres Stammvolkes und die verhältnismäßig hohe Kultur, zu der es sich schon in der Urzeit aus eigener Kraft emporzuarbeiten verstanden hat.

---

[1]) Zahlreiche weitere Belege findet der Leser in meiner Arbeit „Die Zahl Dreizehn im Glauben der Indogermanen", Mannus X, Heft 1/2.

Aus dem Briefe eines Feldgrauen.

Wilna, 17. Oktober 1918.

Sehr verehrter Herr .....!

Ist die Dreistigkeit nicht staunenswert, mit der das „Berliner Tageblatt", dem wohl auch vor den Geistern, die es rief, zu grauen beginnt, jetzt auf die Konservativen weist, „die uns in diese Lage gebracht haben"? Dagegen müßte doch beizeiten tatkräftig vorgegangen werden. Vier Jahre lang haben die Blätter der Verzichtmehrheit Tag und Nacht daran gearbeitet, das Volk in ihrem Sinne zu bearbeiten, d. h. ihm einzureden, daß die bestehende Ordnung seiner unwürdig sei, daß es Sklavenketten trage, die Junker und Offiziere sich Herrenrechte anmaßten, der Feind ja gar nicht so schlimm sei — und dann wundern sich die Leute, wenn die Disziplin und damit die Widerstandskraft des Heeres zum Teufel geht. Genau das Gegenteil hätte getan werden müssen. Jede Verhetzung hätte unmöglich gemacht werden, die Festigung der Stimmung mit äußerster Tatkraft betrieben werden müssen. Niemals hat man bei uns verstanden, die Volksstimmung zu beeinflussen, zu führen. Die großen Kenner der Massenbearbeitung in den feindlichen Ländern haben gewußt, daß man dem Volk nicht verstandesmäßig beweist, wie es aus den und den Gründen im Recht, der Feind im Unrecht ist — nicht an den Verstand wenden sie sich, sondern an den Willen, der ist die treibende, herrschende Macht im Menschen. Daher die Lügen, all' die häßlichen, aber wirksamen Mittel, die unauslöschlichen Haß gegen die Gegner säen sollten und gesät haben. Und wir, wir brauchten garnicht zu lügen! Für uns genügten die unerhörten Schandtaten der verrohten Baralongs, der sadistischen Apachen von Paris gegen unsere gefangenen Kameraden vollauf, um auch unserem Volke einen Haß gegen den Gegner einzuimpfen, oder, wenn man will, einen heiligen Zorn, der die Regungen der Nachgiebigkeit nicht hätte aufkommen lassen. Aber nichts ist in dieser Hinsicht geschehen. Um Gotteswillen, Haß gegen unsere Gegner! Entsetzlicher, verächtlicher Gedanke! O nein! nach wie vor herrscht das Ausland in unserer Kunst, in der Sprache, im Straßenbild, ausländische und jüdische Schamlosigkeit vergiftet in Presse, Literatur, Theater, Malerei, das Denken unseres Volkes, und der „Kientopp", der als neues Menschenideal den Bühnenjuden und die Filmdiva preist, der dem lüsternen Volke die verkitschten Paläste der Reichen mit all' ihren Sünden zeigt, um ihnen den Mund wässerig zu machen, der den alten Verbrecherroman von 100 Wochenfolgen in einer halben Stunde vorführt und schon den Kindern zeigt, wie sie Verbrecher werden können, der Kientopp bildet fast ausschließlich die geistige Nahrung der Massen. Ist es ein Wunder, wenn die moralische Spannkraft nachläßt? Die unerhörten Anstrengungen und Schrecken der Frontkämpfe können auf die Dauer nur von Menschen ertragen werden, deren Willen durch Liebe zum Vaterlande und Haß gegen den Gegner gestählt, deren Seele rein und stark und stolz ist. Aber in Kulturfragen ist dem Germanen die Führung aus der Hand geglitten und der Jude, der sie nunmehr dem Volke vermittelt, ist weder gewillt noch befähigt, edle kraftvolle Seelen zu erziehen, sein geschäftiger Geist schafft nur seinesgleichen, Händler, nicht Helden!

Ob der Germane jemals wieder imstande sein wird, den Polypen, der ihm das Mark aus den Knochen saugt, abzuschütteln? Fast kann man daran verzweifeln!

M. E. müßten alle wirklich deutschen Zeitungen eine ständige Spalte führen: „Die Verjudung Deutschlands". Unterlagen dazu würden haufenweise gesammelt werden können. Vielleicht ist es aber erst möglich, wenn ein solcher Kampf öffentlich geführt werden kann. Ferner schlage ich vor, einen „Judenspiegel" zu verfassen: Eine Sammlung von Aussprüchen von Juden über das Judentum. Er müßte in Tausenden von Drucken auf den Markt geworfen werden und würde sicherlich großen Erfolg haben.

*

Der Organisator unserer Niederlage.

Eins jener Bücher, die von jedem gelesen werden müssen, der wissen will, woher unsere Not rührt, hat Walther Lambach geschrieben. Es heißt: „Diktator Rathenau" und ist in der deutschnationalen Verlagsanstalt in Hamburg erschienen. In der entsetzensvollen Lage, als die halbe Welt,

von dunkeln Kräften aufgepeitscht, über unser vertrauendes Volk, das niemand etwas Böses wollte, das in Führern und Masse gleich harmlos war, mit satanischer Wut herfiel, hätten alle sittlichen Kräfte geweckt und ausgeworfen werden müssen, damit wir standhielten. Das Volk war 1914 bereit, ein Volk von Brüdern zu werden — man hätte seine guten Kräfte nur zu pflegen brauchen, wir hätten alle Angreifer niedergeschlagen und ein Reich des Friedens aufgebaut. Da kam Rathenau als Vertreter einer Rasse, die von den hohen, lichten Kräften unseres Volkes nichts weiß, und flüsterte den hilflosen, unschöpferischen Verwaltungsbeamten, die zum Unheil Deutschlands auf seinen Ministersesseln saßen, sein Kriegswirtschaftssystem ein, das alle sittlichen Kräfte verneinte, allein auf der Raffgier aufgebaut war, wie es der Art jüdischer Geschäfte entspricht; einer ward dem andern zum Teufel gesetzt, alle bösen Instinkte, die leider auch in den Seelen schlummern, wurden entfesselt. Da wir im Innern auseinandergerissen wurden, wie sollte der Kampf anders enden denn mit der Niederlage? Und wenn Satan heut durch Deutschland rast, so ist es die natürliche Folge jenes Rathenauschen Systems des Raffens, dem sie alle erlagen: Bauer und Handelsmann, Fabrikant und Arbeiter, das selbst unser Beamtentum anfressen mußte.

*

Dämmert es?

In der „Glocke" (Nr. 16, Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68), sagt August Winnig, der deutsche Kommissar der Revolution für die baltischen Provinzen und jetzige Oberpräsident von Ostpreußen, der einst das im Deutschen Volkswart (Jahrg. 1, 9) gekennzeichnete Buch „Preußischer Kommiß" schrieb, über die Stimmung im Volke folgendes:

So rückhaltlos wir heute zugeben müssen, daß es uns wenig frommen würde, die Tigerinstinkte der triumphierenden Sieger zu reizen, genau so rückhaltlos wollen wir auch heute bekennen, daß die Geste der völligen Ergebung und Entsagung nichts anderes sein darf, als eben eine von der großen Not des Augenblicks erzwungene Konzession. Man müßte sich schämen, ein Deutscher zu sein, wenn es zuträfe, daß die heute amtlich verlautbarte Gesinnung wirklich und für alle Zeit vom deutschen Volke geteilt würde. Wenn die Masse des Volkes zu den amtlichen Friedensreden schweigt, so tut sie das nur, weil sie nach der furchtbaren Anspannung der fünf Leidensjahre wirklich, aber nur vorübergehend zu jener Stufe nationaler Gleichgültigkeit herabgedrückt ist, wo ihr aller Sinn für die eigene Würde fehlt. Diese Stimmung ist für uns, die wir die Masse auf allen ihren Leidenswegen begleitet haben, nur allzu verständlich; aber es ist auch nur eine aus der heutigen Geistesverwirrung der Masse geborene Stimmung — nichts weiter. Daß sich auch nur ein erheblicher Teil des Volkes zu jenem Glauben an die Gerechtigkeit im Völkerleben bekennt, von dem die offiziellen Redner singen und sagen, ist einfach nicht wahr. Die Überzeugung, daß im Leben der Völker wie im Leben der Klassen in letzter Linie die Macht und nur die Macht entscheidet, ist durch das schwere Erleben gerade dieser letzten Wochen selbstverständlich nur noch fester geworden. . . . Jeder Versuch, dem Volke das heutige Verlegenheitsgestammel als Ausfluß einer neugewonnenen Erkenntnis darzustellen, kann gar nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Es erscheint in dieser Hinsicht nötig, einmal ein offenes Wort über das Gebaren der nicht deutschen Mitglieder unserer Partei zu sagen. Wir haben eine ganze Anzahl solcher Männer und Frauen an führenden Stellen der Partei, wir haben sie von Haus aus und haben sie durch die Gastfreiheit, mit der wir Emigranten aus dem Osten bei uns aufnahmen. Sie haben uns als Agitatoren und Literaten manchen guten Dienst geleistet, und sie mögen es weiter tun. Aber sie sollen, das gebietet ihnen auch ihr eigenes Interesse, sich in allen Fragen, die nationale Gefühle berühren, zurückhalten und darauf verzichten, dem deutschen Volke da ihren Rat zu erteilen, wo ihnen durch ihre volksfremde Abstammung der Weg zum Verständnis für das Fühlen des Volkes versperrt ist. Sie können, wie Max Brod in der „Neuen Rundschau" (Dezember 1918) schrieb, ein Freund des Volkes sein, in dessen Kulturkreis sie leben, aber sie können sich nie diesem Volke so assimilieren,

daß sie ein berufener Interpret jener Regungen des Volkes wären, die letzten Endes doch in dunklen Geheimnissen des Blutes ihren Ursprung haben. Wir haben volles Verständnis dafür, wenn unsere Genossen jüdischer Abstammung ihr Ideal in einer nationslosen Völkergemeinschaft erblicken, da ihnen ein hartes Schicksal die nationale Bodenständigkeit genommen hat. Aber sie sollen nicht das Unmögliche versuchen, eine aus dieser Grundanschauung fließende Politik einem Volke aufzureden, das sich heute zu ihr nur bekennen könnte, wenn es sich des letzten Restes nationaler Würde entäußerte. Es hieße die geschichtliche Situation ganz verkennen, wenn man glauben wollte, daß dieser Krieg und dieser Frieden der Völkerverbrüderung den Weg geöffnet hätten. Noch ist es Nacht in Deutschland. Aber der Morgen wird kommen. Noch schlägt der Irrsinn den Staat in Stücke. Aber bald wird ein Taumel der Arbeit die Massen ergreifen, und neue Mauern werden wachsen. Noch weckt das Wort vom Vaterlande in den Massen höhnisches Gelächter. Aber die Zeit wird kommen, wo Heimat und Volkstum auch dem Geringsten das Höchste und Heiligste sein werden. Dieser Zeit harren wir entgegen.

*

Wer hilft?

All denen, die mit darau arbeiten, dem deutschen Volke, zumal den Gebildeten, die Augen zu öffnen über die Wichtigkeit der Judenfrage, bietet der Sis-Verlag in Zeitz jetzt ein äußerst wirksames Aufklärungsmittel in Form von Spruchmarken und Briefeinlage-Zetteln dar. Die Spruchmarken eignen sich vorzüglich als Briefverschlußmarken; ein Bogen enthält 14 verschiedene Wortlaute. Einige seien hier angeführt:

Kein pflichttreuer Deutscher wird sich der sachlichen Erörterung der Judenfrage entziehen, sobald er ihre furchtbare Bedeutung erkannt hat. Aber wer kümmert sich überhaupt darum? Man will doch nicht Antisemit genannt werden! Wer sich aber erkennbar mit der Judenfrage beschäftigt, verfällt sofort dem Verdacht, ein Antisemit zu sein. Und wer überhaupt liest unter unseren Gebildeten je ein ernstes Buch oder eine Zeitschrift über die Judenfrage? Wer weiß überhaupt etwas von der deutschen Judenfrage?

Bei der deutschen Judenfrage handelt es sich nicht in erster Linie um Angriff (und jedenfalls nicht um willkürlichen Angriff), sondern um sachlich begründete Abwehr jüdischer Angriffe gegen deutsche Art und gegen deutsche Lebensnotwendigkeiten.

Warum bringen deutsche Zeitungen und Zeitschriften nicht regelmäßige Nachrichten über den Stand dieser wichtigen Angelegenheit? Weil über 50 v.H. der deutschen Presse in jüdischen Händen ist!

Das Judentum weiß seine Pressemacht klug zu nutzen. Nichts dem Judentum Unbequemes kommt durch die Presse wahrhaft unter die Leute. Alle Begriffe werden verändert. Alle Berichte werden gefärbt. So ahnt der deutsche Michel vieles nicht, was so gut allgemein bekannt sein könnte, weil das Judentum die Verbreitung der Erkenntnis geschickt verhindert. Soll das so bleiben zum Schaden des deutschen Volkstums?

Wenn das deutsche Wesen nicht verkümmert werden soll, dürfen Juden nicht Richter, Lehrer, Beamte sein. Das wußte schon Goethe und sprach es aus. Das fühlen viele, wagen es aber nicht zu sagen. Deutsches Volkstum fördert anderes zu seiner Förderung, als Judenart geben kann. Selbst der Judenfreund Mommsen nannte das Judentum „Hefe der Zersetzung". Sollen unsere großen Männer vergeblich gedacht und gesprochen haben? Hört niemand ihre Warnung? Deutsche! Erwachet!

Während die Spruchmarken so vor allem aufklären wollen, wollen die Briefeinlagen aufrufen zur bewußten Betätigung deutschen Sinnes. 100 Stück dieser Zettel erhält man für 1 M. frei vom Sis-Verlag. Bei den Spruchmarken ist der Preis zwar nicht angegeben; ich vermute aber, daß er auch hier kaum höher sein wird als die Unkosten.

Man soll die Wirkung dieser Dinge nicht unterschätzen! Es ist dringend anzuempfehlen, ausgiebigen Gebrauch davon zu machen. K.

*

Besprechungen.

Wilhelm Kotzde, Die Krone Svinthilas. Stuttgart 1919, Verlag von J. F. Steinkopf, Preis geb. 2 M.

Im Nest der Wandervögel war's, da habe ich aus des Dichters Munde selbst die kleine Geschichte vernommen. Und sinnende Blicke sah ich dort viele um mich her und leuchtende Augen: das war jenes selige Erschauern, das immer den Deutschen ergreift, wenn er Menschen seines Adels um das Höchste ringen sieht. Mag sein, daß mancher die Geschichte nicht so empfinden kann; dem unheiligen Geschlecht unserer Tage erstarb die deutsche Seele, wie sollte es die hochgespannte Seele der Gotik ertragen? Ihm müssen diese beiden Menschen naturnotwendig als verstiegen erscheinen. Und doch — dies Hochgestiegene in ihnen und das Schicksal des Werdens ist wahre Tragik. Wie der Mann, so ganz aufs Seelische gestellt, einfach scheitern muß an einer Sache, an der ein gewöhnlicher Mensch nicht scheitern kann, das hat der Dichter ergreifend heraus-

gestellt. — Wohl spricht in seinen größeren Werken auch eine größere Welt zu uns; aber auch diese schlichte Erzählung ist tiefer Innerlichkeit voll und enthüllt uns ein Stück deutscher Seele. Gerhard Krügel.

Dr. Wichtl. Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. München, Lehmannscher Verlag. 1919. 5 M.

Seit Jahren habe ich mich gewöhnt, die ganze Weltgeschichte, besonders unsere eigene 2000jährige Geschichte, unter einem einzigen Gesichtspunkt zu betrachten, nämlich als ein Ringen zwischen Europa und Asien, d. h. zwischen dem germanisch-deutschen Ariertum und seinen Gegnern. Im Mittelalter überwand germanisch-deutsches Heldentum die aus Asien hervorbrechenden mongolischen und semitischen Völkerfluten; aber viel gefährlicher waren die Kämpfe gegen das orientalisierte, asiatisch gewordene römische Weltreich und seine Erben. Auch der große Weltkrieg 1914—1919 war ein solcher Kampf gegen Asien.

Die germanisch-deutschen Arier bewährten sich immerfort als Helden, aber zugleich als politische Kinder. Sie ließen sich betören durch das Trugbild einer Kulturgemeinschaft, durch die Wahnidee des Gottesstaates, durch die demokratischen Schlagwörter und Menschheitsziele. Schon lange hatte ich das Gefühl, daß auch die Freimaurerei sich zu einer Waffe der romanischen, angelsächsischen, slawischen, jüdischen Feinde gegen uns entwickelt habe. Dr. Wichtl hat in dem angeführten Buch den sicheren Beweis geliefert; indem er die Zusammenhänge der Weltfreimaurerei mit dem Weltkrieg und der Weltrevolution aufdeckt, trägt er ganz wesentlich dazu bei, uns die Augen zu öffnen für den doppelten Krieg, den wir gegen die äußeren und inneren Feinde zu führen hatten.

Die „dummen" Deutschen! sie ließen und lassen sich vorreden, daß die Freimaurerei nur „humanitäre" Ziele verfolge und sich nicht mit Politik befasse! Auf der ganzen Welt gibt es ungefähr 2¼ Millionen Freimaurer, darunter drei vH. Deutsche. Für alle anderen waren die Logen geheime Bündnisse, die sich gerade gegen all das richteten, was uns Deutschen wertvoll ist: gegen die Monarchie und gegen das Christentum. Man fragt sich vergebens, was denn die Geheimniskrämerei für einen Sinn hat, wenn die Freimaurerei nur Wohltätigkeitszwecke verfolgt.

In den romanischen Ländern sind die Freimaurer geradezu christenfeindlich; ja, in Italien wird Satan als Sinnbild der Vernunft dem Christentum gegenübergestellt. Besonders interessant ist der 8. Abschnitt des Buches, der von der Rolle der Juden in der Freimaurerei handelt. Zusammenfassend sagt Dr. Wichtl auf Seite 62:

„Aus diesen Ausführungen, die durch unzählige weitere Beispiele erhärtet werden könnetn, geht zur Genüge hervor, daß die Juden in der Freimaurerei in einer Stärke vertreten sind, die ihrer Kopfzahl bei weitem nicht entspricht; es geht daraus hervor, daß die jüdischen Freimaurer überall die tätigsten und beharrlichsten Arbeiter sind, und es auch verstehen, sich zur Geltung zu bringen; weiter geht daraus hervor, daß sie in allen Ländern nach der Führerschaft in der Freimaurerei streben, sie in vielen Staaten auch bereits an sich gerissen haben und nun in ihrem Sinne, d. h. vornehmlich zugunsten ihrer Rasse, auszunutzen bestrebt sind; endlich geht daraus noch hervor, daß es insbesondere Juden sind, welche die Politik in die Loge hineintragen und die anderen Brüder in gleichem Sinne beeinflussen."

In den nächsten Abschnitten wird der Beweis geführt, daß die Revolutionen der letzten zwei Jahrhunderte auf der ganzen Welt das Werk der Freimaurer gewesen sind. Ihr Ziel war und ist die Weltrepublik. Der Wahlspruch „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit" war ursprünglich der Freimaurerei eigen, wurde 1789 der Schlachtruf der französischen Revolution und ging schließlich auf alle republikanischen Parteien über. Besonders eng wurde der Zusammenschluß der Freimaurer mit der Sozialdemokratie. Dabei ist bemerkenswert, daß man Auswüchse des Nationalismus, die man zu bekämpfen vorgab, nur bei den Deutschen, nicht bei den Slawen, Welschen und Angelsachsen entdeckte; ja, deutsche Gesinnung an sich ist nach freimaurerischer Auffassung schon ein „Auswuchs" des Nationalismus. Alle Menschen sollen im Interesse der Einheit ihr Volkstum aufgeben; nur der Jude bleibt Jude.

„Wo immer in den letzten zwei Jahrhunderten Revolutionen, politische Anschläge, Staatsstreiche

stattfanden, hatten Freimaurer ihre Hand im Spiele." Das weist Dr. Wichtl ausführlich für Frankreich (1789, 1830, 1848, 1870) nach; für Italien und Spanien, Portugal und die Türkei. Der 14. Abschnitt handelt eingehend von der Mordtat zu Serajewo am 28. Juni 1914: „es ist dies umso notwendiger, als der ganze Prozeß von der gesamten liberalen (freimaurerischen) Tagespresse totgeschwiegen oder doch nur derart verstümmelt wiedergegeben wurde, daß sich kein vernünftiger Mensch über die eigentlich treibenden Kräfte eine Klarheit verschaffen konnte."

Mit immer größerer Spannung las ich das Buch; wir hören von dem freimaurerischen Treiben in Österreich und Ungarn. In dem „Wiener Journal" für Freimaurer heißt es: „Wir wandern, in dreifache Nacht gehüllt, mitten unter unseren Widersachern. Ihre Leidenschaften dienen uns als Triebfedern, durch die wir sie, ohne daß sie es gewahr werden, ins Spiel setzen, um sie unvermerkt zu zwingen, gemeinschaftlich mit uns zu arbeiten."

In Rußland lehnte der Ministerpräsident Stolypin die Anerkennung der Freimaurerei ab und erklärte: „Die Wohltätigkeitsziele der Freimaurerei lassen sich ganz gut auch durch offene Gesellschaften erreichen." Der standhafte Minister wurde anfangs November 1911 umgebracht.

Die englische Freimaurerei stellt sich als die gewaltigste Freimaurerorganisation der Welt dar. „Sie unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkte von der in den anderen Ländern; sie wirkt nicht revolutionär gegenüber dem eigenen Staate selbst, sondern hat sich im Gegenteil zu einer Einrichtung entwickelt, die sich dem Staate überall dort zur Verfügung stellt, wo er ihrer bedarf, um in fremden Staaten revolutionäre Umtriebe zu begünstigen." Damit vergleiche man den bekannten Ausspruch Bismarcks: „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist heutzutage seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands." König Eduard VII. führte nicht, wie die meisten Fürsten, nur ein Scheindasein unter den Freimaurern, sondern war wirklich ein „Wissender". Für den „süßen Pöbel" blieben „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" das lockende Aushängeschild; in Wahrheit kennt die Freimaurerei weder Freiheit noch Gleichheit noch Brüderlichkeit. „Die Freimaurerei bildet heutzutage für die Verschwörer der ganzen Welt eine Art wechselseitiger Versicherungsgesellschaft gegen Verhaftung und Hinrichtung." Geld, Geld, Geld ist die Hauptwaffe; die englische Regierung stellt alljährlich 5 Millionen Pfund (180 Million. Mark) dem „Agitationsamt für die Verwirklichung politischer Ziele" zur Verfügung.

Eigentümlich ist die Stellung der deutschen Freimaurer. Die meisten haben ja keine Ahnung, wie sehr sie mißbraucht werden. Aber die demokratischen Kreise, besonders die um das „Berliner Tageblatt" und „Frankfurter Zeitung", liefen doch sehr den ausländischen Freimaurern nach; unmittelbar vor dem Kriege wurde die serbische Freimaurerei anerkannt, und beim Ausbruch des Krieges stand an der Spitze der deutsche Freimaurer Kohn, was man streng geheim zu halten sucht.

Freimaurer haben Italien, Portugal, Brasilien, Griechenland, Argentinien, Uruguay, Rumänien, die Vereinigten Staaten von Amerika in den Weltkrieg getrieben. Die ausländischen Großlogen waren Brutstätten des Hasses gegen Deutschland. Die angeblichen Kriegsziele der Feinde zeigten eine auffallende Übereinstimmung mit den freimaurerischen Endzielen; das gilt besonders für die 14 Punkte Wilsons. Dem gegenüber bewiesen die Regierenden im Deutschen Reich und in Österreich eine geradezu verbrecherische „Harmlosigkeit". „Hat man einmal einen tieferen Einblick in die Zusammenhänge der Weltfreimaurerei gewonnen und sie als eigentlich treibende Kraft erkannt, welche die Weltrevolution, d. h. also den Weltkrieg anstrebte, um die Weltrepublik auf den Trümmern der alten zerfallenen Reiche aufzubauen, so kann man sich der deutschen Freimaurerei nicht mehr ohne Bitterkeit zuwenden."

Diese Weltrepublik ist in Wahrheit nichts anderes, als die Weltplutokratie, die Herrschaft des Mammons. In dem Deutschtum sah sie das letzte Hindernis, und deshalb verband sich die ganze Welt, um das germanisch-deutsche Ariertum zu vernichten.

Dr. Wichtl hat sich durch sein, auf reiches Tatsachenmaterial gestütztes Buch ein großes Verdienst erworben; dem Buche wünschen wir die allerweiteste Verbreitung. Prof. Dr. Wolf.

Prof. Dr. Georg Steinhausen. Geschichte der deutschen Kultur. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Auch wer der modernen Richtung nicht folgt, welche die Weltgeschichte vornehmlich als Kulturgeschichte oder gar nur als Gesellschaftsgeschichte werten will, muß die hohe Bedeutung der Kulturgeschichte innerhalb der Gesamtgeschichte anerkennen. Er findet in dem Buche von Steinhausen einen wertvollen Führer.

Der erste Band, der bis zum 14. Jahrhundert reicht, hat die schwere Aufgabe, die Einwirkung des südlichen Kulturerbes auf die Eigenkultur des deutschen Volkes zu zeigen. Aber diese Eigenkultur und mit ihr die natürlichen Kulturkräfte unseres Volkes lassen sich großenteils nur aus der Vorgeschichte erschließen, welche besondere Methoden und Hilfsmittel erfordert.

Steinhausen ist mit der Wertung schriftlicher Überlieferung besser vertraut und kommt daher allgemein zu einer Unterschätzung der volkseigenen Anlagen und Kulturgüter. Aber auch für ihn hat sich innerhalb des behandelten Abschnittes eine organische Verarbeitung und Verschmelzung vollzogen. Er unterscheidet scharf die äußeren, vielfach aus deutschem Kulturgebiet hinausweisenden politischen Ereignisse und das eigentliche deutsche Volksleben, das gerade in den Zeiten politischen Niederganges mächtig erstarkte, wesentlich freilich dank der ostwärts gerichteten, freien Binnensiedelung.

Der zweite Band erweist das Fehlen jener Grenze, die meist zwischen Mittelalter und der mit der Reformation angesetzten Neuzeit gemacht wird. Bei Humanismus und Renaissance wird deren Beschränkung auf die gelehrten Kreise betont. Ausführlich behandelt Steinhausen die staatliche Schwäche der Deutschen und die unter italienisch-französischem Einfluß erst nach dem 30jährigen Kriege erfolgte Straffung, welche durch den Absolutismus erkauft werden mußte. In der Beurteilung der einzelnen Stände wird der Adel nicht gerecht behandelt. Andererseits stellt der Verfasser auch für jene Zeit die Eigenwerte deutscher Kultur allenthalben heraus. Für den Übergang zur neuesten Zeit schließt sich die Darstellung mehrfach an Sombart an. In der Gegenwart sieht Steinhausen ein Überwiegen des Ästhetentumes. Wenn dieses sich vielfach vordrängt, so hätte doch die immer stärker durchdringende völkische und willensmäßige Richtung nicht übersehen werden dürfen. Möge ihr die Zukunft gehören. Dr. L. M.

Emil Strauß: Der Spiegel.

Es muß auch an dieser Stelle einmal von einem Dichter gesprochen werden, der seit dem Erscheinen seines Romans „Freund Heim" in aller Munde, dessen Name jedem bekannt ist und dessen Wesen vielleicht doch vielen verborgen blieb. Er gibt uns jetzt ein neues Werk in die Hand: „Der Spiegel", wenn man es gelesen hat, möchte man wohl fragen, in welcher Beziehung denn der Titel zu dem Inhalt des Buches steht; solange man aber so fragt, verrät man doch, daß man es wie sonst eine Erzählung gelesen hat, nicht aber wie eine Dichtung, die ihre eigentliche Aufgabe erfüllt, uns den Sinn, das Wesen des Lebens zu künden. Die tiefe Ergriffenheit des Dichters vor dem Leben, sein Ringen es zu erfassen, der Spiegel zu sein, in dem seine Strahlen sich fangen und zum Bilde gestalten, das Durchdringen zu des Lebens Quellen, wo Gott selber sitzt, in Rätsel gehüllt, das alles muß der Leser dieses Buches spüren. Das Leben ist ein Wunder, in allen seinen Ausstrahlungen, auch den scheinbar nichtigen, weil es ganz von Gott durchdrungen und eine Offenbarung seines Wesens ist. Bei Meister Eckehart finden wir diese Gotterkenntnis zuerst, sie bleibt dann unser unverlierbares Eigentum, weil sie die Erkenntnis der deutschen Seele ist — sie muß das tiefste Schaffen unserer Dichter immer wieder durchglühen, weil es die ihnen gewiesene Aufgabe ist, schaffend, gestaltend das Leben zu erforschen und zu offenbaren. In den Bereich dieser Aufgabe begibt sich Emil Strauß mit dem „Spiegel"; weil er ein unendlich feines Ohr und Auge hat, die alle Äußerungen der Sinnenwelt erfassen, und eine unendlich zarte Srele, deren Schwingungen in eins gehen mit denen, die jenseits der Sinnenwelt gehen, konnte er seine Aufgabe so reich erfüllen. „Der Spiegel" ist ein Buch, das nur dem Besinnlichen offen liegen, ihn aber beglücken wird. Besondere Kleinodien in seinem Schatzkasten scheinen mir die

Schilderung des gotischen Klosterbaues, der Traum des Mönchs, seine Befreiung in der Musik, der die äußere Befreiung notwendig folgt. Wenn wir uns in unserm Deutschtum tiefer gründen wollen, damit es uns mehr ist als ein staunend angeschauter Bau, von dem uns irgend ein ätzendes Wort vertreiben kann, bedürfen wir solcher Dichtungen. W. Kotzde.

Burtes Simson.

Von manchem ernsten Menschen kann man hören, daß er Burtes „Simson" wie vorher schon den „Wiltfeber" ablehnt, weil die unverhüllt hervortretende Brunst dem noch reinen deutschen Empfinden widerstrebe. Es ist das wohl verständlich; kein Volk sonst hat in geschlechtlichen Dingen so rein, so keusch empfunden wie die germanischen Stämme, und wo diese Keuschheit noch nicht zerstört wurde, da sträubt sie sich gegen jede Bedrohung. Mit dem alles durchdringenden Einfluß des Judentums, das gerade auf diesem Gebiete anders empfindet als wir, dem die Keuschheit im germanischen Sinne fremd ist, hat die Zersetzung weit um sich gegriffen; man betrachtet heut als Freiheit, was nur Schamlosigkeit ist, und diese hat vom jüdischen Schrifttum tief in das deutsche hineingegriffen, ja, hat sonst gute deutschblütige Dichter, denen ihre Kunst ernst ist und die ehrlich ringen, doch so verwirrt, daß sie vom festen Ufer ihres deutschen Empfindens fortgeschwemmt wurden und in der nicht ganz saubern Zeitströmung aus jüdischem Quell schwimmen. Burte hätte den Kleistpreis — wozu muß der unglückliche Heinrich von Kleist nun noch herhalten! — nicht bekommen, wenn er mit seinem „Wiltfeber" nicht anscheinend auch dieser Zeitströmung der lüsternen Entblößung, und zwar recht kräftig, verfallen wäre. Und doch liegt bei Burte der Fall anders. Was jene, soweit sie nicht jüdisch sind, für tapfere Wahrheitsliebe halten oder sich als diese einreden, ist bei ihm wirklich solche. Hermann Burte ist wie jeder tiefe, ganze Dichter, der sein Volk auf neue Pfade zu führen vermag, ein Wahrheitssucher, er ringt unerbittlich um Erkenntnis des Lebens. Und das Leben gründet sich zu einem großen Teil, zu einem größeren, als die meisten annehmen, im Geschlechtlichen. Gerade die Wurzeln des Schaffenden, des die Menschheit überragenden, senken sich tief in diesen Boden. Diese Erkenntnis ist Burte zu einer Offenbarung geworden, der er sich inbrünstig hingibt. Von jenem schmutzigen Gewässer ist er weit entfernt. Aber von dem Rauschen dieses Quells ist sein Ohr ganz gebannt. Er überhört andere Quellen, die mit gleicher Stärke fließen, er trinkt aus diesem einen zu stark. Darum ist sein Dichten nach einer Seite verschoben; es ist doch nur ein Teil der Wahrheit, den er in Händen hält, nicht die ganze. Er steht nicht im Mittelpunkt der Welt, zu dem der Dichter dringen muß, um ein Ungeteilter zu sein, dessen Schritt so sicher ist, daß er die Menschheit in den Schoß Gottes führen kann, wo die ganze Wahrheit ist. Hermann Burte ist ein so Starker, von dem so viel zu hoffen wäre, daß wir etwas bange fragen, ob er sich verirren oder finden wird.

*

Großgermanische Altbücher Kauf- und Tausch-Gesellschaft.

Im Rahmen der Hauptanstalt der großgermanischen Kultur- und Wirtschaftsämter (Innsbruck, Tirol, Maria Theresienstr. 29) wird als Fachgruppe für Schriftenvertrieb eine „Großgermanische Altbücher Kauf- und Tausch-Gesellschaft" (Gakut-Ges.) gegründet, die mit den alljüdischen Antiquariatsbuchhändlern in Wettbewerb treten soll und als gemeinnützige Vereinigung unter Führung eines Baasrates, in den 40 völkische Vereine ihre Vertreter entsenden, den Besitzern entbehrlicher Bücher bestmögliche Absatzpreise, der minderbemittelten Leserwelt preiswertes Schrifttum vermittelt.

Die Gakut-Gesellschaft wird nach Bedarf 16 Seiten starke Mitteilungen herausgeben und zwar so, daß die ersten vier Seiten unter der Leitung eines namhaften Kenners Abhandlungen über das Schrifttum der Gegenwart bringen, anschließend daran die Anbot- und Wunschlisten und schließlich den Anzeigenteil für neue völkisch einwandfreie Bücher. Außerdem wird gegen eine ganz geringe Vormerkgebühr und Antwort-Postkartenersatz eine Vermittlungsstelle errichtet, die auch noch gegenüber den Listenanzeigen Kosten ersparen soll. Der Raum in den Anbot- und Wunsch-Listen wird zum Selbstkostenpreise berechnet.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Deutſches Land und Volk.

Althauſen, E.: D. Deutſchen in Wolhynien. 12 S. —.75

✦Eichler, A.: D. Deutſchen in Kongreßpolen. M. Karte. 18 S. —.75

✦Kaindl, R.: D. Deutſchen i. d. Bukowina. M. Karte. 20 S. 1.—

✦Rohmeder, W.: D. Deutſchtum in Südtirol. M. 2 Karten. 50 S. 1.80

✦Schmidt, E.: D. deutſchen Kolonien im Schwarzmeergebiet Südrußlands. M. Karte. 40 S. 1.20

Weber, A.: D. Zipſer Deutſchen. 20 S. 1.—

Führende Deutſche.

Bismarcks Briefwechſel m. Kleiſt-Retzow. Hrsg. v. H. v. Petersdorff. 77 S. 1.—

Chamberlain, H. St.: Goethe. 2. Aufl. 856 S. 12.—

Luthers, Martin, reformator. Schriften. (Ausgew. u. hrsg. v. P. Merker.) 264 S. Geb. 3.—

Stein, Frhr. vom: Denkwürdigkeiten u. Briefe. (Ausgew. u. hrsg. v. L. Lorenz.) 356 S. Geb. 3.—

Deutſche Politik.

Eckardſtein, H. Frhr. v.: Diplomat. Enthüllungen z. Urſprung d. Weltkrieges. 32 S. 1.80

Meiſter, W.: Judas Schuldbuch. E. deutſche Abrechnung. 159 S. Geb. 7.—

Schöll: Karl Chriſtian Planck u. d. deutſche Aufgabe. 40 S. 1.80

Wichtl: Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. E. Überſ. üb. Urſprung u. Endziele d. Weltkrieges. 270 S. Geb. 7.—

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

Pannier, K.: Hans Sachs ausgew. dramat. Werke. 272 S. Geb. 2.40

✦Kellner: Goethes Briefe an Frau Charl. v. Stein. M. e. Portr. d. Frau v. Stein. 640 S. Geb. 5.—

Deutſche Kunſt.

✦Beringer: Hans Thoma, d. Malerpoet. M. 26 Bild. 22 S. 1.—

✦Glaſenapp, C. F.: Siegfried Wagner u. ſ. Kunſt. N. F. II. M. Buchſchmuck u. Federzeichn. v. Fr. Staſſen. 138 S. Geb. 16.—

Köper u. Brepohl: Vorſchläge z. e. Reformkino. 14 S. 1.—

✦La Mara: Franz Schubert. 63 S. u. e. Bildn. Geb. 1.80

✦— —: Rich. Wagner. 97 S. u. e. Bildn. Geb. 1.80

✦Pretzſch: D. Kunſt Siegfried Wagners. E. Führer d. ſ. Werke. M. zahlr. Notenbeiſp. u. Bildſchmuck v. Fr. Staſſen. 721 S. Geb. 16.—

✦Ubelohde: Deutſche Lieder. 12 Zeichnungen. 12 Tafeln m. Titelblatt. 1.50

Deutſche Erziehung und Schule.

Kloß, M.: Durch d. Deutſchforſchung z. völk. Erziehung. Rede, geh. b. d. Gründungsfeier d. Hochſt. f. deutſche Volksforſchung. 12 S. —.50

Der Weltkrieg.

✦✦Flex, W.: D. ruſſ. Frühjahrsoffenſive 1916. Unt. Benutz. amtl. Quellen. M. e. Reliefkarte, fünf Kartenſkizzen u. e. Textſkizze. 102 S. 2.40

Hintzmann: Marine, Krieg u. Umſturz. D. deutſch. Flotte Werden, Wirken u. Sterben. E. Proteſt gegen Perſius. 24 S. 1.—

✦Schlacht, Die, in Flandern. Hrsg. v. e. Inf.-Rgt. 307 Bilder. 159 S. Geb. 5.50

Völkiſche Unterhaltungsſchriften.

Roſegger: Abenddämmerung. Rückblick auf d. Schauplatz d. Lebens. 308 S. Geb. 9.—

mit ✦ Abbildungen. ✦ mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Jung, E.: Europäisch. Kultureinfluß u. europ. Machtausbreitung. (Deutschl. Erneuerung, Juni u. Juli 1919.)

Krause, G.: England — d. Weltbeunruhiger. E. engl. Selbstbekenntnis. (Ebenda, August.)

Liebig, H. v.: Grundlagen d. Wiederaufstiegs. (Ebenda, Juli.)

— —: D. U-Bootkrieg. (Ebenda, Juli.)

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Hartmeyer, H.: Deutschösterreich — e. Unmöglichkeit. (Deutschl. Erneuerung, Aug. 1919.)

Piech, A.: D. Zukunft Italiens u. d. Deutschen. (Ebenda, Juli.)

— —: D. österreich. Juden. (Alldeutsche Bl. 26. 7. 19.)

Schäfer, Dietr.: D. Schuld an d. Wiederherstellung Polens (Deutschl. Ern. Juli 1919.)

Schmidt-Gibichenfels: Z. seelischen Aufrichtung d. deutschen Volkes. (Polit.-anthrop. Monatsschrift, Juli 1919.)

Schröder, E.: Nordschleswig u. d. deutsche Regierung. (Norddeutsche Monatshefte, Febr. bis März 1919.)

Taktik, Die, d. Reichsverderbers. (Deutsche Wacht, Bonn 3. 8. 19.)

Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

Deutschtum. Vom südöstlichen — (Alldeutsche Bl. 26. 7. 19.)

Imendörffer: Deutsch-Österreich. (Türmer, August 1919.)

Kleibömer, G.: An d. neuen Auswanderer. (Deutsches Volkstum, Juli 1919.)

Deutsche Kultur u. Weltanschauung.

Costa, A.: Seid deutsch! (Neues Leben, Mai 1919.)

Gebhard, A.: Lagarde. (Alldeutsche Bl. 19. 7. 19.)

Kühn, E.: Bild d. Lage. (Deutschlands Erneuerung, August 1919.)

Wolzogen, H. v.: Vom Herrentum d. Zukunft. (Ebenda.)

Rassenfragen.

Hochschul-Programm, uni. altes, d. Politik u. d. Umsturz. (Deutsche Hochschul-Zeitung, 10. 5. 19.)

Schmidt-Gibichenfels: Die genasführten Völker. (Polit.-anthrop. Monatsschr., Juni 19.)

St.: Antisemitismus. (Deutsch. Volkstum, Juni 1919.)

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Friedrich, P.: Hinaus auf's Land — zurück z. Natur. (Norddeutsche Monatshefte, Febr. bis März 1919.)

Jansen, W. E.: Brot u. Arbeit. (Deutschl. Erneuerung, Juli 1919.)

Mannhardt, J. W.: Familie, Gemeinde, Volk. (Deutsches Volkstum, Juni 1919.)

Schemann, L.: Sozialhygienisches (Pol.-anthr. Monatsschrift, Juli 1919.)

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Lienert, H.: Zur Fremdwortverdeutschung. (Von der Heide, Jänner 1919.)

Schröder, A.: Wie steht es m. Dänemarks Anspruch auf Nordschleswig? (Norddeutsche Monatshefte, Febr.-März 1919.)

Schwering, J.: Gottfried Keller. (Hochland 1919.)

Traumann, E.: Erlebtes u. Dichtung in Goethes „West-östl. Diwan" (Deutsche Revue, August 1919.)

Deutsche Erziehung und Schule.

Bütz: D. Proletarisierung d. Geistes. (Deutschl. Ern., August 1919.)

Ebert-Montabeaux: Schule u. Revolution. (Deutsche Wacht, Bonn, 1. 7. 19.)

F., Prof.: D. Gefährdung uns. Jugenderziehung durch jüdische Lehrer. (Deutsche Hochschul-Zeitung, 7. 6. 19.)

Pott, H.: D. Erziehungsaufgabe d. deutschen akad. Jugend. (Deutschl. Ern., Aug. 1919.)

Richert, H.: Deutschkunde. (Akadem. Blätter, Mai 1919.)

Wendorf, H.: D. Notwendigkeit sozialer Arbeit f. Deutschlands Zukunft. (Akadem. Blätter, Mai 1919.)

Deutsche Kunst.

Göhler, G.: Bodenständ. Musikpflege. (Türmer, August 1919.)

Jöde, F.: Musik u. Volk. (Deutsches Volkstum, Mai 1919.)

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceстr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 9 | September 1919

Volkstum und Menschheit bei Rousseau.

Von Hermann Schwarz, Greifswald.

Rousseaus „Gesellschaftsvertrag" ist die Grundlage der heutigen Demokratie. Man sollte in dieser ihrer Bibel genauer lesen; dann wäre bekannter, als es den Meisten ist, daß Republik oder öffentliches Wesen nicht dasselbe wie Demokratie ist. „Republik", sagt Rousseau, „nenne ich jeden von Gesetzen regierten Staat, möge die Form der Verwaltung sein, welche sie wolle; denn nur in diesem Falle gebietet das Staatsinteresse und gilt jede Angelegenheit als Staatsangelegenheit. Jede rechtmäßige Regierung ist republikanisch." „Die Regierung darf, um rechtmäßig zu sein, nicht mit dem Staatsoberhaupt zusammenfallen, sondern muß die Dienerin desselben sein. Dann ist sogar die Monarchie selbst Republik." Das Staatsoberhaupt aber ist für Rousseau der allgemeine Wille (volonté générale), und von diesem erklärt er, daß zwischen ihm und dem Willen aller, (volonté de tous) ein großer Unterschied sei. Je weniger letzterer, der Wille der Einzelnen, mit dem allgemeinen Willen, d. h. je weniger die Sitten mit den Gesetzen übereinstimmten, desto mehr müsse die einhaltgebietende Kraft zunehmen. Eine Regierung müsse deshalb, wolle sie anders gut sein, mit der wachsenden Volkszahl immer stärker werden. Darum eigne sich Demokratie, in der es mehr mit obrigkeitlichen Ämtern betraute Staatsbürger als Privatleute gebe, am meisten für einen kleinen Staat mit einfachen Sitten und geringen Unterschieden der Bevölkerung. Für einen größeren Staat sei das beste und natürlichste Gesetz, daß die Weisesten die Massen regierten, vorausgesetzt, daß sie auf das allgemeine Wohl und nicht auf ihren eigenen Vorteil sähen. „Man soll nicht durch zwanzigtausend Menschen vollbringen, was hundert Auserlesene weit besser auszurichten vermögen." Die Aristokratie fange an, zu versagen, wenn die Nation so groß

werde, daß jede Spitze der in den einzelnen Landesteilen zerstreuten Verwaltungsbehörden in dem ihrigen das Staatsoberhaupt spielen und anfangen könnte, sich unabhängig zu machen. Dann drängten die Verhältnisse zur Monarchie hin, wo die öffentliche Gewalt des Staates wie die besondere Gewalt der Regierung, kurz alles, auf eine und dieselbe Triebfeder hinauslaufe, alle Hebel in einer Hand seien, alles demselben Ziele entgegenschreite. Es gebe keine entgegengesetzten, einander zerstörenden Bewegungen, und man könne sich keine Art der Verfassung denken, in der eine geringere Kraftäußerung eine größere Wirkung hervorzubringen vermöge. Andererseits sei die Gefahr der Monarchie, daß der König seinen Privatwillen über den Staatswillen setze und seine hohe obrigkeitliche Funktion in ein persönliches Herrschaftsverhältnis über die ausarten lasse, die, wie er, dem allgemeinen Willen als dem wahren Souverän untergeben seien.

Der Allgemeinwille ist das A und O in Rousseaus Auseinandersetzungen. Was ist er? Sein Objekt ist das Staatswohl, wie er selber die Staatshoheit ist. „Der Wille aller geht auf das Privatinteresse und ist nur eine Summe einzelner Willensmeinungen; der allgemeine Wille geht auf das allgemeine Beste" oder, was dasselbe ist, auf die Erhaltung, Unabhängigkeit, Gesundheit, Kraft und Blüte des Staates als das wahre Volksglück. Seine Form ist die des Gesetzes, das ist unbedingte Allgemeingültigkeit. Rousseau kann insofern Gesetz und Allgemeinwille geradezu verselbigen. Er nennt ihn seinem Objekte und seinem Wesen nach allgemein. Seinem Objekte nach: denn dies ist das Staatswohl; seinem Wesen, bzw. seiner Form nach: er strebt nach Gleichheit, wie der Einzelne nach Vorzügen. Gesetze seien immer allgemein. „Das Gesetz kann z. B. wohl bestimmen, daß es Privilegien geben soll, kann sie aber niemandem namentlich verleihen. Es kann mehrere Staatsbürgerklassen beschließen, und sogar die Eigenschaften angeben, die Anspruch auf diese Klassen gewähren, kann aber nicht die Aufnahme dieses oder jenes in einer derselben verfügen. Es kann eine königliche Regierung und eine erbliche Thronfolge einführen, aber es kann weder einen König erwählen noch eine königliche Familie ernennen, mit einem Worte, jedes mit einem Einzelwesen vorzunehmende Geschäft ist der gesetzgebenden Gewalt entzogen." Kurz, der Allgemeinwille regelt alle Gesetzesmaterie in der Form der Allgemeinheit.

Durch diese Eigenschaft des Allgemeinwillens, daß er in Gesetzesform unpersönlich gebietet, sind nach Rousseau die Bürger frei. Nur dann drückt den Einzelnen keine Gewalttätigkeit von Regierenden, wenn auch diese unter dem unpersönlichen Gesetz stehen und ihm ebenso untertan sind wie er. Indem die Staatsgewalt über Allen ist, ist Gewaltherrschaft Einzelner über Einzelne ausgeschlossen. Mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetze ist die Freiheit Aller gegeben. Freiheit wovon? Von der Willkür kleiner und großer Despoten. Freiheit wofür? Für die Mitbestimmung am Wohle des Staatsganzen, von dem jeder ein Glied ist.

Rousseau bewegt die Frage nach dem Verhältnis der Einzelnen zur Staatsgewalt. Wie ist diese zu bestimmen, damit seine Verpflichtung gegen sie nicht seiner Freiheit widerspreche, ihre Gewalt über ihn nicht als Gewalttätigkeit erscheine? Die Antwort lautet, alle Einzelnen müßten gleichzeitig untertan sein in der Liebe zum Ganzen und herrschend durch die Gesetze des Ganzen. Damit ist ausgeschlossen, daß das Verhältnis der Einzelnen untereinander Herrschaftsverhältnis sein kann. Es darf nur Gemeinschaftsverhältnis sein. Ein Zwangsverhältnis Einzelner über Einzelne wäre kein politisches Gesellschaftsverhältnis, es könnte nicht staatserhaltend sein. Ein Staat bedarf des Gemeinschaftsgeistes seiner Bürger. Nur dadurch, daß sich Menschen einmütigen Willens für das öffentliche Ganze, für das gemeinsame Vaterland, zusammenfinden und an die gleichen Grundpflichten für Alle die gleichen Grundrechte knüpfen, werden sie erst Staat und Volk im nationalen Sinne des Wortes. Der Geist der Gemeinschaft muß zwischen ihnen sein, weil der Geist des Vaterlandes, dem sie sich alle gegenseitig einverleibt wissen, über ihnen ist. Umgekehrt, nur wenn unter ihnen der Geist der Gemeinsamkeit, der gleichen und gleichberechtigten Landeskindschaft, lebendig ist, kann ein Nationalwille entstehen, der aus der Einigkeit und Gleichheit der Bürger Kraft und Blüte nimmt. Wo solche Bedingungen nicht erfüllt sind, gibt es keinen Staatskörper. „In wie großer Anzahl auch zerstreute Menschen nach und nach von einem Einzelnen unterjocht werden, so sehe ich dabei doch nur einen Herrn und Sklaven; ich erblicke darin kein Volk und sein Oberhaupt; es ist, wenn man will, eine Zusammenhäufung, aber keine genossenschaftliche Gesellschaft; es ist weder ein allgemeines Beste noch ein Staatskörper vorhanden, noch ein Staatsoberhaupt. „Sobald ein Herr da ist, gibt es kein Staatsoberhaupt mehr."

Dies letzten Grundes meint Rousseau, wenn er vom „Gesellschaftsvertrage" spricht: die Notwendigkeit des Gemeinsamkeitsgeistes für alles völkisches Staatsleben, eines Geistes, der sich immer dem Staat und niemals den Sonderzwecken Einzelner, seien es Personen, Parteien oder Klassen, zur Verfügung stellt. Er denkt an einen Staat, der im besten Sinne Volksstaat, Nationalstaat ist.

Das Wort „Gesellschaftsvertrag" freilich, das er wählt, um seinen Gedanken der freien Landeskindschaft einzufangen, ist wenig glücklich. Es läßt an einen Vertrag denken, als an einen geschichtlichen Vorgang, der irgendwann einmal ausdrücklich oder stillschweigend von Menschen geschlossen worden sei, die sich eben dadurch zu einem Volke gemacht hätten. In Wahrheit kann es sich nur um die innere Bedingung handeln, ohne die in aller Gegenwart und Zukunft ein Volk nicht Volk bleiben kann. Nur wenn die Einzelnen ihren Willen an die Volksgemeinschaft hingeben, gibt es eine Volksgemeinschaft, die mehr ist als ein bloß physischer Zusammenhang oder eine Herde gemeinsam geleiteter Menschen. Der Staat ist auf den Gemeinschaftswillen jedes gegenwärtigen Geschlechtes an-

gewiesen, um sich als Staat zu erhalten. Erneute sich nicht immer wieder die Staatsgesinnung der Bürger, ihr gemeinschaftliches Bekenntnis zum staatlichen Allgemeinwillen, so müßte er siechen und zerfallen. Die volonté générale kann ohne die volonté de tous nicht leben. Mindestens muß es in jeder gegenwärtigen Generation eine legitim führende Menschengruppe geben, deren Wille dem Allgemeinwillen entspricht und für die übrigen Bürger dadurch verbindlich wird, daß sich diese mit jenen in gesellschaftlicher Einheit wissen und bekennen. So aufgefaßt ist der „Gesellschaftsvertrag" ein Teil vaterländischer Gesinnung. Er stellt den Willen zur Gemeinschaft untereinander dar, der aus dem Willen zum Staate fließt und diesen bis zu einem gewissen Grade vertreten kann. Er ist das notwendige Minimum des Willens zum Staat. Die Bürger müssen mindestens die Gemeinschaftlichkeit miteinander einhalten. Dann genügt es, daß der Staatswille in den Führenden lebt, auch wenn nicht allen Volksgliedern die Hingabe an das Staatsganze zum bewußten Erlebnis wird. Nach innen und außen ungebrochenes Staatsleben kann dann doch in Erscheinung treten.

Das Subjekt des Staatswillens ist der Volkskörper. Aber was ist dieser? Hier entfaltet das Wort vom Gesellschaftsvertrage seinen täuschenden Doppelsinn. Es verleitet unwillkürlich dazu, an alle jetzt lebenden Volksglieder, statt an die gesamte Volkheit zu denken, die gegenwärtige, vergangene und zukünftige Geschlechter umfaßt.

Wiederholt, wir erwähnten es schon, weist Rousseau darauf hin, wie mißlich es ist, den Allgemeinheitswillen (Staatswillen) mit dem Willen aller jetzt über ihn Befragten zu verwechseln. Er weiß, wie leicht es kommen kann, daß der einzelne Stimmangebende nicht fragt „ist es dem Staate vorteilhaft?" sondern „ist es diesem oder jenem Manne oder dieser oder jener Partei vorteilhaft, daß dieser oder jener Antrag durchgeht?" Er bemerkt, daß sich tausenderlei Begriffe überhaupt nicht in die Sprache des Volkes übertragen lassen, daß allzu allgemeine Gesichtspunkte und allzu entfernte Ziele seine Fassungskraft übersteigen. Darum wünscht er, daß der Gesetzgeber, der ein Gemeinwesen organisiert, ein außerordentlicher Mann von erhabener Seele sei; seine Tätigkeit, eigenartig und ungewöhnlich wie sie sei, dürfte mit irgend welcher Herrschaft nichts gemein haben, müsse aber von tiefer politischer Einsicht getragen sein. Dennoch verwechselt er immer wieder den allgemeinen Willen mit dem Willen aller, Staat und versammeltes Volk. „Das versammelte Volk ist der Staat". „Das Volk, das den Gesetzen unterworfen ist, muß auch deren Urheber sein". „Es darf jederzeit selbst seine allerbesten Gesetze abändern, wenn es ihm beliebt. Wenn es Gefallen daran findet, sich selbst zu schaden, wer wäre berechtigt, es davon abzuhalten?"

Die Antwort auf letztere Frage gibt Rousseau selbst. Höher als die volonté de tous steht nach ihm die volonté générale, die im Geschrei des Tages wohl verstummen kann, aber niemals zu leben aufhört. Ihre heilige Stimme fordert

von den Einzelnen Hingabe an das Ganze, aus dem er erst Leben und Wesen erhält. Sie verlangt von ihm, daß er dem Vaterlande im Falle der Gefahr sogar sein Leben weihe. Ist dies richtig, so *kann* das Subjekt des gebietenden Staatswillens nicht das versammelte Volk sein, dem er gebietet. Dies Subjekt wurzelt tiefer. Es ist mehr als Volkskörper; denn es ist das geistige Prinzip, das ihn beseelt, es ist das überindividuelle Leben, das darin ausgebrochen ist.

In solche Tiefe ist *Fichte* gedrungen. Er hat das geistige Gesicht von Volkstum und Vaterland nicht nur gesehen, sondern im Erz seiner Worte aufgezeichnet. Fichte nennt ein Volk „das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen", welches Ganze „insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwickelung des Göttlichen aus ihm steht". Jedes geschichtliche Volk sei eine Ordnung der Dinge, die Ewiges in sich aufgenommen. Eben dies göttliche Gesetz würde nach Fichte das *Subjekt* des Staatswillens sein.

Gibt es davon bei Rousseau gar nichts? Nach Fichte bedeutet ein Volk einen gegebenen geschichtlichen Zusammenhang selbstschöpferischen göttlichen Lebens. Nach Rousseau entsteht jedes Volk als gemeinsamer Wille, mit dem eine Anzahl von Einzelmenschen zu einer Gemeinschaft zusammentreten, in der die vereinigte Kraft aller jeden Einzelnen schützt. Unüberbrückbar scheint der Gegensatz zu klaffen: dort göttliches Gesetz, hier menschliche Übereinkunft. Aber wir hörten ja von der „Heiligkeit" des Allgemeinwillens! Auch Rousseau empfindet das überindividuelle Eigenleben von Volk und Staat, jenes „*geistigen* Gesamtkörpers, der durch den Gesellschaftsvertrag sein Sein, sein gemeinsames Ich und seinen Willen erhält", der, obzwar künstliche (moralische) Person, mehr als bloße Idee sei, dessen allgemeines Leben sich im Einzelwillen der Bürger zubereitet und immer wieder neu erzeugen müsse.

Hier weben sich die Fäden der Berührung. Auch bei Fichte lebt das göttliche Gesetz eines Volkstums nicht durch sich und aus sich allein, es muß in Gesinnung und Tat aller Einzelnen erlebt werden, es muß als eine heilige Aufgabe mindestens den Führern eines Volkes zu Gesicht kommen, um durch ihr Wort und Beispiel wirksame Energie im Ganzen des Volkskörpers zu werden. Ohne daß es als Nationalbewußtsein auflebte, wäre und wirkte es nichts. Bei Rousseau andererseits überwächst der Zusammenschluß der Einzelnen zu einem Ganzen nach und nach die individuellen Interessen. Dort erst darf man nach ihm von Staat reden, wo in den Augen der Staatsbürger die öffentlichen Interessen die privaten überwiegen. Dagegen sei der Staat verloren, wenn die Vaterlandsliebe erkalte, das Privatinteresse sich breit mache und man bei Staatsangelegenheiten die Worte hören könne „was geht das mich an"? Rousseau ist mit Aristoteles vom sozialen Wesen der Menschen überzeugt und vertraut darauf, daß es in jeder gesunden Gemeinschaft durchbricht. Unser natürlicher Hang, das

Ganze, das wir mit einander bilden, als eine überindividuelle Einheit besonderer Art aufzufassen und zu respektieren, wirkt sich dann aus. Eben dies, daß in den Seelen Vaterlandsliebe zu regieren anfängt, ist die Ackerkrume göttlicher Aussaat. Jetzt erst kann das überindividuelle Geschehen eintreten, das Fichte erblickt hat. Im Wollen und Denken der Bürger, für die ihre Gemeinschaft den Wert einer übergeordneten Größe annimmt, entfaltet sich objektive Staatlichkeit. Aus der Hingabe an das Ganze entsteht es wie Lebendigkeit des Ganzen. Die subjektive Bedingung ist nun gegeben, unter der göttliches Gesetz in die Mitte gemeinsam bewegter Menschen eintreten kann und in der Offenbarung geschichtlicher Erfahrungen immer mehr eintreten wird. Bei dieser Betrachtung läßt sich sagen, Rousseaus Gesellschaftsvertrag, aufgefaßt als Durchbruch von Staatsgesinnung in der Seele, sei der Rahmen für das göttliche Gesetz, das sich nach Fichte in der Geschichte jedes Volkes auswirkt. Rousseau selbst freilich übersieht, bei aller Kraft, mit der er vom Vaterlande sprechen kann, jenen geschichtlichen Gehalt und jene geschichtliche Gewalt, wodurch ein Vaterland erst Vaterland und göttlich lebendige Größe ist. Sein Blick hängt am ersten Werden der Staatskörper, der Stiftung von Völkern[1]), statt daß er den geistigen Odem ihrer gegebenen Geschichtlichkeit wahrnimmt.

Solches geschichtliche Eigenleben der Staaten ist ja längst in Ketten von Generationen aus der Hingabe schon der früheren Volksgenossen an die Gemeinschaft entstanden, wie es sich noch immerfort durch neue Hingabe erhält und steigert. Zur Hingabe der Volksgenossen war von Anbeginn der Wille von Führern getreten, in denen das Gesetz des Volkstums lebendiges Gesicht geworden ist. Dieser hat sich in das Dasein der Völker verflößt und ihm eigentümliches Gepräge gegeben. Er hat Leib und Leben in allerlei inneren Einrichtungen und äußeren Verträgen im Gange der wirtschaftlichen und politischen Entwickelung bekommen. Eine Wechselwirkung hat sich so ergeben, bei welcher der Same des schöpferischen Einzelwillens durch Hingabe aller im Leben des Ganzen Blüte und Frucht geworden ist. Die Ideen der früheren Führer sind Fermente der allgemeinen Entwickelung geworden. Diese drängt nun durch ihren inneren Gehalt mit innerer Gewalt in bestimmten Bahnen weiter.

Es ist klar, daß sich solche geschichtlich gewachsenen Tendenzen nicht mit dem Willen einer gegenwärtigen Repräsentation des Volkes zu decken brauchten. Was diese wünscht, trägt leicht die Färbung des Augenblicks und das Gepräge individueller Wünsche. Das Gesamtleben eines Volkes dagegen geht den Gang der Geschichte daher und trägt in sich das Streben von Geschlechtern. Da legt die Vergangenheit einer Nation Verantwortung auf die Schultern der Lebenden.

[1]) Rousseaus Urteil über 1918: „Bei der Stiftung von Völkern (Republiken) muß Überfluß und Friede herrschen. Denn die Zeit der Ordnung eines Staates gleicht der des Aufmarsches einer Streitmacht, in der sie am wenigsten zum Widerstand fähig und am leichtesten zu vernichten ist."

So wenig ein Einzelner sein Dasein auf einen Zahnschmerz einrichten wird, so wenig wird eine würdige Nation ihr Dauerleben an die Stimmung des Tages preisgeben. Kurz, der gesellschaftliche Wille in jedem Staate tritt uns tatsächlich als etwas Überindividuelles, gleichsam als eine Staats- und Volksseele von neuer und höherer Lebendigkeit, entgegen. In dem Maße, wie sie sich geschichtlich ihrer selbst klarer geworden ist, ihr inneres Wesen entwickelnd und das Wesen des von ihr beseelten Staatskörpers herausbildend, hat sie sich vom Wuchse anderer Staatsgebilde entfernt. Mehr und mehr aufglänzend in eigener Besonderheit ist sie nationaler und nationaler geworden. Statt ins allgemeine zu verflachen und ein molluskenartiges Wesen anzunehmen, das die Natur ihres immanenten Volkskörpers verleugnete, sproßte nun der geschichtliche Gemeinwille in tausend Blüten, die die Art der Volkheit immer satter spiegelten. Auch den einzelnen Bürgern gegenüber wurde das Leben des Ganzen, in das sie hineingeboren waren, immer eigenwüchsiger und legte ihnen die Gesetze und Forderungen dieses Eigenwuchses über ihre flüchtigen Tagesinteressen hinweg als höhere Pflicht auf.

Rousseau fühlt durchaus das Dasein solcher höheren Pflichten. Er findet nachdrückliche Worte für sie: man dürfe nicht den eigenen Ruhm mehr als das Vaterland lieben, noch dürften wir dem Vaterlande in dem Augenblicke, da es unserer bedürfe, unseren Dienst entziehen. Fahnenflucht wäre verbrecherisch. Auch wertet er das Volkstum [1]). Aber immer wieder schiebt sich ihm vor das geistige Gesicht von Vaterland und Volkstum das Bild des versammelten stimmabgebenden Volks. Es bleibt, entgegen seinen eigenen tieferschürfenden Spatenstichen, das Subjekt des Allgemeinwillens.

Damit wird ihre Abstimmung zu derjenigen Lebensäußerung des Allgemeinwillens, durch die er sich selbst offenbare. Die Offenbarung völkischer Tendenzen und Ziele aus der Geschichte fällt unter den Tisch. Rousseau wandelt hier durchaus noch in den Bahnen der Aufklärung, der er sonst Feind ist. Geschichtlicher Sinn war bei den Aufklärern nicht entwickelt. Sogar die damaligen Historiker hielten das Objekt ihrer Wissenschaft lediglich für eine Summe von Begebenheiten, die aus dem Zufall und der Willkür der Kabinettspolitik entspränge. Niemand dachte daran, daß in der Geschichte jedes Volks die organischen Bewegungen eines nationalen Selbst zutage treten könnten. Um so entwickelter war der mathematische Sinn. Geometrische Methoden standen hoch im Ansehen und wurden überall angewendet. So griff auch Rousseau zu einem quantitativen Prinzip. Man könne den Volkswillen mit Zahlen abmessen. Er lasse sich auf die einfachste Weise mittels Abstimmungsverfahrens ermitteln. Einstimmigkeit sei dabei nicht erforderlich. Genug, daß vertragsmäßig die Stimme eines jeden Bürgers be-

[1]) Rousseau wirft z. B. Peter dem Großen vor, daß er gleich Deutsche und Engländer hätte schaffen wollen, während er damit hätte beginnen sollen, echte Russen zu schaffen.

fragt, niemand also formell ausgeschlossen sei. Der ideell vorausgesetzte Gesellschaftsvertrag mache die Mehrheitsbeschlüsse gültig und erhebe sie zum Inhalte des Allgemeinwillens. Dieser empfängt also seinen jeweiligen Inhalt nach geometrischer Methode mit dem Willen der Minorität aus dem Willen der Majorität. Die Vertragswilligkeit aller gilt als das Grundleben des Volkswillens, der Wille der Mehrheit als die Leuchte, die er sich anzündet.

Sichtlich hat jetzt der Allgemeinwille einen anderen Sinn als vorher angenommen. Er ist nicht mehr der immanente Geschichtswille einer Volkheit, die alle Landeskinder real umschließt, sondern der Wille der jeweiligen Einzelnen, die miteinander ein formales Vertragsverhältnis eingegangen sind. Das Instrument, das sich die Volksglieder als legitimes Einigungsmittel künstlich schaffen, die allgemeine Abstimmung und der sich daraus ergebende Mehrheitsbeschluß, wird ohne weiteres als Offenbarungsorgan des gesamten Volkslebens bewertet. Als ob der Schritt, die Anteilnahme der Subjekte eines Volkes an der Regierung möglichst gerecht zu bestimmen, schon die Methode wäre, den objektiven Geist des nationalen Ganzen zu ermitteln. Beides kann sich nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen annähernd decken, dann nämlich, wenn geschichtlicher Sinn das ganze Volk beseelt, wenn alle Bürger bei der Wahl ihrer Vertreter, wie diese Vertreter selbst bei ihren Beschlußfassungen, von den historischen Notwendigkeiten des Gesamtlebens durch und durch erfüllt sind. Diese stehen im Buche der Geschichte geschrieben. Wenn ein Volk darin zu lesen versteht und jeder einzelne Bürger den Willen hat, das Vermächtnis nationaler Geschichte über seine eigenen Interessen zu stellen, dann mag man in einem gewissen Sinne sagen, daß sich wesentliche Seiten des geschichtlichen Dauerlebens eines Volkstums in seinen Mehrheitsbeschlüssen spiegeln und aufschließen, daß der Repräsentativwille der Mehrheit mit dem Nationalgeiste des Ganzen zwar nicht zusammenfalle, aber ihm entspreche, daß der Volkswille (volonté de tous) im Abstimmungssinne und der Volkheitswille (volonté générale) im geschichtlichen Sinne übereinstimme. Wir hätten das Bild einer nationalen Demokratie, deren Muster Frankreich und England geworden sind. Dort empfindet jeder den geschichtlichen Volkswillen, der in den Erlebnissen von Generationen verankert ist.

Anders, wenn die geschichtliche Prämisse fehlt. Dann muß ein Prinzip, nach dem die Einzelnen, die zur Abstimmung zusammenkommen, ihre Abstimmung einrichten sollen, gesucht werden. Der sichere Wegzeiger der Liebe zu dem historisch offenbarten Volksleben eines Volkstums, als eine volonté générale, die überindividuell schon gegeben wäre, ist abgebrochen. Durch solche Liebe stimmen aller Gedanken von selbst überein. Wenigstens schwingen sie um denselben Mittelpunkt, und die Abweichungen der einzelnen Auffassungen untereinander lassen immer noch die gemeinsame Hauptrichtung erkennen. Was sich durch Wille und Tat der späteren Generationen im nationalen Leben neu ansetzte, wäre dabei

wie das Spitzenwachstum eines Baumes, der als derselbe erkennbar bliebe, ob auch in den einzelnen Drehungen und Windungen des Stammes jede Zeit ihre Besonderheit ausprägte. Aber, wenn der Blick oder der Wille für das geschichtliche Leben einer Nation ausscheidet, in welchem Sinne könnte dann noch von allgemeinem Wohl gesprochen werden? In demjenigen eines „öffentlichen" oder Staats-Besten gewiß nicht! Wenn nicht alle Einzelnen von vornherein in der Richtung auf den Staat orientiert sind, so mag Abstimmung wohl feststellen, wie sich diese und jene Privatinteressen verteilen, und in welcher Stärke diese oder jene politischen Ansichten anzutreffen sind. Volksgruppen äußern sich, wie sie Lasten tragen, Rechte und Vorteile an sich raffen wollen. Aber das bedeutet nicht mehr, daß sich die Lebensnotwendigkeiten eines völkischen Gesamtwillens (volonté générale) im Durchschnitt der Stimmen offenbare. Nicht einmal ein Bestes für alle (volonté de tous) braucht herauszukommen; denn nichts verbürgt, daß eine Übereinstimmung auch nur der Interessen aller Abstimmenden miteinander gefunden werde. Man ruft das Wunder der Zahl vergebens an, wenn die Grenzen der Abweichungsstreuung, wo noch im Sinne immanenter Gesetzlichkeit von Durchschnitt gesprochen werden kann, überschritten werden. Bei der Befragung von Massen, die nichts sind als Massen, kann es leicht genug kommen, daß der Durchschnitt ihrer Ansichten und Willensäußerungen kein organischer Durchschnitt mehr sei. Bei aller äußeren Legitimität der Abstimmung bleibt dann der Geist der Gemeinsamkeit aufgehoben, die Minorität von der Majorität vergewaltigt. Ein Volk scheint untereinander abzustimmen; in Wahrheit stimmen Menschenhaufen gegeneinander. Von solcher amorphen Demokratie gilt das Wort, das Rousseau für Demokratie im allgemeinen braucht, daß sie zum Bürgerkriege neige. Wenn es hier noch Bürger, das ist Bekenner gemeinsamen Staats- und Volkstums oder auch nur eines Bandes der Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit überhaupt gäbe!

Welcher Unterschied zwischen der vorhin genannten nationalen Demokratie und dieser, bei der die Einzelnen keinen Maßstab außer sich haben und nur ihren Privat- oder Parteiantrieben gehorchen! Zwischen der volonté générale dort, die aus Rasse, Geschichte und Kultur im Laufe der Zeit langsam gereift ist, und der volonté générale, die hier auf den Schild des Tags erhoben wird! Dort objektiver, hier subjektiver Geist! Der nationale Entwicklungswille, aus dem Jahrhunderte blicken, weicht einem geschichts- und einheitslosen Mehrheitswillen. Diese volonté générale erzeugt sich in der losen Reihenfolge von Abstimmungsaugenblicken. Der Zufall gebiert sie, sie verkürzt sich um den Willen der unterlegenen Minderheiten, und je nach den Schlagwörtern, die in die Masse geworfen werden, schillert sie bald so bald so. Vorher war der Gesellschaftswille ein Gegenstand der Ehrfurcht, ein gegebenes Ganzleben, das in unteilbarer Wesenhaftigkeit alle Einzelnen umschloß und sie mit seinem Lebenshauche erfüllte. Jetzt entsteht er durch

mechaniſche Summation von Stimmen. Er wird von einigen Wenigen, die geſchickt und rührig ſind, durch tauſend Mittel des Stimmenfangs gemacht. Vorher ein Objekt der Hingabe, das ſouverän dem Einzelnen die höhere Pflicht gebietet. Jetzt fühlt ſich das Objekt ſelbſt ſouverän, da es mit ſeinem Wahlzettel dieſen arithmetiſchen Souverän erſt erzeugt. Mit einer Stimme mehr oder weniger kann es ein ganz entgegengeſetztes Etwas, das unter dem Namen des Geſamtwillens geht, hervorbringen. Kurz, den Vorrang hat jetzt durchaus die Selbſtherrlichkeit der Individuen, die nur ſich gehorchen wollen. Auf ihnen, den Subjekten, liegt aller Nachdruck. Der Staat iſt lediglich ihre Summe und ſpielt als hiſtoriſch belebtes Überſelbſt, das eigene Forderungen erhebt, keine Rolle.

Rouſſeau glaubt dieſer Verzerrung die Spitze abzubrechen, indem er vorſchreibt, ſtets müſſe das ganze Volk über die Geſetze abſtimmen. Weder ſolle es Vertreter entſenden, noch dürften Parteien ihren einſeitigen und ſuggeſtiven Einfluß, der das Volk hinter das Licht führe, bei den Wahlen entfalten. Stimme vielmehr jedermann aus völlig eigenem Ermeſſen, ſo genügten die Privatantriebe, um ſich mechaniſch nach dem Geſetze der großen Zahlen zu einer Willensreſultante zu kompenſieren, die das Allgemeinwohl in ſich trage. Aus der großen Anzahl kleiner Differenzen werde ſtets der Allgemeinwille hervorgehen, und der Beſchluß ſei immer gut.

Dieſer Optimismus verläßt Rouſſeau im weiteren Verlauf der Darſtellung. Er findet, das Volk ſei nicht nur leichtgläubig, ſondern auch einſichtslos. Es könne nicht leiden, daß man ſeine Gebrechen berühre, um ſie aus der Welt zu ſchaffen. Oft ſei es zur Annahme von Geſetzen überhaupt nicht fähig. Seien einige Nationen beim Entſtehen bildſam, ſo andere noch nicht nach vielen Jahrhunderten. „Damit ein im Entſtehen begriffenes Volk Gefallen an den geſunden Grundſätzen der Staatskunſt finden und die Grundregelung des Staatsrechtes befolgen könnte, wäre es nötig, daß die Wirkung zur Urſache würde, daß der geſellſchaftliche Geiſt, der das Werk der Verfaſſung ſein ſoll, die Verfaſſung ſelbſt gäbe und daß die Menſchen ſchon vor dem Beſtehen der Geſetze das wären, was ſie erſt durch dieſelben werden ſollen.“

So ſoll wenigſtens der geſellſchaftliche Geiſt, wenn er erſtarkt iſt, die Geſetze geben! Die Menſchen eines reifen Volkes werden den gemeinſamen Nutzen bezwecken, ihre Aufmerkſamkeit auf das öffentliche Beſte, das iſt gegenſeitige Erhaltung und Wohlfahrt, hinwenden. Sie werden das geſellſchaftliche Band in ihrem Herzen und nicht ſchnöden Eigennutz ſprechen laſſen, der verlangt, daß ein Anderer etwas tue, was man nicht ſelbſt verrichtet. Hier hat Rouſſeau deutlich das Prinzip des ungehemmten egoiſtiſchen Kräfteſpiels preisgegeben. Der Einzelne ſoll ſich bei den Abſtimmungen nicht ſeinen Sonderintereſſen überlaſſen. Es iſt ja klar, wenn bei der Abſtimmung jeder Einzelne lediglich die eigenen Intereſſen wahrnehmen wollte, ſo käme es früher oder ſpäter

zur Anarchie. Darum appelliert Rousseau an ein anderes Motiv in dem Menschen als ihre individuelle Willkür. Sein contrat social findet neue Töne. Diese Bibel der modernen Demokratie ist außerordentlich vieldeutig. Sie enthält von allem etwas. Etwas vom nationalen Selbst, das nicht unser Selbst, sondern über uns ist. Dann sieht es so aus, als sei der Mensch des contrat social ganz und gar nur der Mensch der natürlichen Selbstsucht. Abermals anders hören wir es jetzt, Rousseau stellt dem unbeschränkten Einzelegoismus das Gesellschaftsbewußtsein gegenüber.

Von diesem hatten wir schon gesprochen. Damals trat es uns als eine Folge des Nationalgeistes entgegen. Für letzteren bleibt der Staat Staat, die Nation Nation. Man geht auf in der Liebe zu einem großen Objekt und hat die Empfindung, daß die gleiche unselbstische Hingabe alle Volksgenossen beseelen sollte. Das einmütige Wollen besteht hier nicht darin, daß sich die Einzelnen nacheinander richten, daß sie durch gegenseitige Rücksichtnahme ihre individuelle Willkür begrenzen, sondern die gemeinsame Liebe zum Vaterlande hat schon von vornherein ihr Fühlen, Wollen und Denken einheitlich eingestellt. Die Solidarität ist Ergebnis, ist Frucht und Blüte. Schöpferischer Mittelpunkt ist die Empfindung für Dasein, Wohl und Ehre des Vaterlandes. Daß dabei die Herzen der Landeskinder zusammenschlagen, ist selbstverständlich.

Um das Gemeinsamkeitsgefühl als eine Folge des Vaterlandsgefühls handelt es sich im jetzigen Zusammenhange nicht. Sind wir doch bei dem Rousseau, dem der Staat nur das souveräne abstimmende Volk ist! Da gibt es keinen Nationalgeist, in dessen Zucht jeder von selbst die eigene Person zur Volksgemeinschaft, die ihn bedingt, zu jener großen Erbgemeinschaft des Blutes, der Geschichte und Kultur erweitert. Da heißt es nach wie vor „L'Etat c' est moi!" Das selbstherrliche Subjekt fühlt sich als das Maß aller staatlichen Dinge, aber — das ist nun das Unterscheidende von anarchischer Privat-Willkür — nicht sofern es sich als Sonderwesen, sondern sofern es sich mit anderen zusammen da weiß. Der rein psychologische und biologische Instinkt der Menschen, sich aneinander anzulehnen und miteinander zusammenzuwirken, tritt hier auf den Plan. Rousseau entdeckt in jedem Menschen eine Geselligkeitswesenheit. In uns allen gebe es ein Hintergrundsbewußtsein der Kameradschaftlichkeit. Ein Kollektivempfinden ist in uns einheimisch, kraft dessen wir uns solidarisch mit unseresgleichen wissen. Wer davon erfüllt ist, der verschmäht es, sich als singulärer Träger seines singulären Willens zur Geltung zu bringen, sondern stimmt so ab, daß jeder Mitbürger ebenso stimmen könnte. Er ist als Abstimmender nicht Privatmensch, sondern durchaus Gesellschaftswesen. Nicht zwar von einem Staatsganzen, das in höherer objektiver Geistlichkeit über dem Einzelnen steht, weiß er sich jetzt in Pflicht und Treue genommen. Hier gibt es keinen Staat als Tiefen-Dimension geschichtlichen Lebens, der uns bindend und überragend umfängt.

Solcher hätte höchstens die Oberflächengestalt einer konventionalen Vereinigung, zu der sich viele Einzelne zusammentun oder durch den Zufall der Geburt zusammenfinden. Aber auf die anderen Menschen, zunächst diejenigen, die unter demselben contrat social stehen, weitet sich das Bewußtsein aus, und eben darin zeigt sich die Überwindung der individuellen Willkür. Jeder entdeckt in sich die Vertragsseele, in der er sich selbst als Genossen, nicht als Sonderwesen nimmt. Der Einzelne ist sozial ausgeweitet. Freilich nicht in der Richtung der Vaterlandsliebe, wo ihn die Geschichte seines Staates ergreift, das Wollen und Taten der früheren Generationen in seinem Blute aufwallt, sondern in der Richtung der Breiten-Dimension. Die Gleichheit mit anderen, die neben ihm stehen, wird Puls seiner Gesinnung. Sein sonveränes Selbstgefühl, statt sich in Konkurrenz zu verhärten, vergeistigt sich und stimmt sich auf Verträglichkeit. Von den eigenen Ansprüchen wollen nun nur noch diejenigen legitim erscheinen, die zugleich Ansprüche aller sein können. In ihm denkt und handelt gleichsam die Gesamtheit der übrigen, die das Band der Gesellschaft mit ihm vereinigt. Die volonté générale quillt in seiner gesellschaftlichen Anlage von selbst hervor, und wird immanente Staatlichkeit in Herz und Gedanken. Das Bild nicht einer National-, sondern einer Kollektiv-Demokratie tritt bei ihm in Erscheinung.

Nichts hindert, daß sich jenes Band ohne Tiefe, dem nur Breite eignet, noch weiter in die Breite entfaltet. In die Tiefe kann man sich nur mit denen zusammenschließen, die aus derselben Tiefe geboren sind, ein Blut, eine Geschichte, eine Kultur mit einem teilen. In die Breite kann man sich mit allen Menschen zusammenschließen, so viele sich mit einem zusammenschließen wollen. Blut ist dicker als Wasser und hüllt sich in treue Kruste. Wasser fließt nach allen Seiten mit jedem neuen Wassertropfen zusammen. So reicht Kongregation weiter als Konnation. Gerade darum sucht sie, was ihr an Tiefe gebricht, durch Weite einzuholen. Je mehr Menschen sich miteinander vereinigen, umso besser dünkt es dem Kollektivdemokraten. Über ihre inneren Unterschiede täuscht ihn dabei der imponierende Anblick der großen Zahl hinweg. Die Unterschiede nehmen in einer Art optischen Scheines den Charakter des Unwesentlichen umso mehr an, je größer die Menge ist, oder sie scheinen dadurch ausgeglichen, daß sie sich gegenseitig in weitem Maße aufheben. So gestaltet sich vor dem trunkenen Blick das Ideal einer Universalität der Abstimmenden, einer allgemeinen allumfassenden Vergesellschaftung, einer organisierten Allmenschheit.

Solche Organisation aller Menschen läßt sich, wenn man den unüberbrückbaren Unterschied mündiger und unmündiger Völker willig überspringt, nach zwei Richtungen hin ausdenken: entweder so, daß die Menschen sich nach ihren Berufsarten in großen, über die ganze Erde verbreiteten Unterorganisationen vereinigten, und daß sich diese großen Unterorganisationen gegenseitig in der höheren Einheit des contrat social, des Gesellschaftsbundes, zusammenfänden. Der Gedanke

einer organisierten Allmenschheit ist dann nicht identisch mit dem Gedanken eines Völkerbundes. An die Stelle des Völkerbundes träte vielmehr der Bund großer Ringe, von denen der eine die Arbeiter, der andere die Handwerker, der dritte die Kaufleute usw. umfaßte. Der Klassenunterschied innerhalb der einzelnen Staaten wäre auf die menschliche Gesamtheit übertragen, und der Kampf der Berufsstände wäre nur dann vermieden, wenn in jedem Einzelnen die Vertragsseele stärker wäre als die Klassenseele. Solchen Kampf führt die internationale Sozialdemokratie, als gäbe es eine internationale Bourgeoisie, obgleich sich bisher die Bourgeoisie nicht international zusammengeschlossen hat. Die letztere wird mit dem internationalen Kapital verwechselt.

Die andere Möglichkeit einer Universalorganisation der Menschheit stellt der Bund der Völker dar. Freilich ist für internationales Denken der Begriff des Volkes überhaupt schwer zu fassen. Welches Merkmal soll entscheiden? Sprachgemeinschaft, Kulturgemeinschaft, Landeskindschaft? Das kreuzt, durchdringt und entfremdet sich, strebt hier zusammen, dort auseinander, am meisten, wenn man das feste Gerippe der Landeskindschaft preisgibt. Gerade dieses aber, die Verschmelzung bestimmten Volkstums mit bestimmter Bodenfläche, müßte in der Konsequenz internationalen Denkens verschwinden. Man stelle sich vor, ein Volk, das bisher an einen ungünstigen Platz gefesselt war, etwa die Eskimos, ebenso andere Völker in ähnlicher Lage, wünschten ihren Wohnsitz zu verändern, und unterbreiteten einem künftigen Völkerschiedsgerichtshofe den Wunsch, allesamt nach Frankreich überzusiedeln, sodaß dort ein Dauerzustand analog Frankreichs Überflutung mit fremden Massen während des Weltkrieges drohte. Alsdann wäre bei allgemeiner Menschheitsorganisation ohne geschichtliche Tiefe nicht abzusehen, warum das Recht, bestimmte von der Natur gesegnete Landstriche zu bewohnen, immer nur den Menschenscharen zustehen sollte, die sie unter dem Namen eines „Volkes" und der „Landeskindschaft" bisher besiedelt haben. Wie schon jetzt vom Allmenschheitsstandpunkte das freie Meer gefordert wird, so könnte die Forderung nach freier Kontinentalfläche, genauer ungehemmt freier Einwanderung aller in jedes beliebige Land nicht ausbleiben, mag dabei das bodenständige Volkstum sein eigentümliches Wesen und seine eigentümliche Kultur durch Vermischung mit den einwandernden Fremdmassen noch so sehr verlieren. Doch überlassen wir die Entscheidung über solche Fragen dem zukünftigen Völkerschiedsgerichtshofe! Wenn der gegenwärtige Ententevölkerbund angelsächsischen Imperiums jedem Volke seine bestimmte Bodenfläche für alle Zeiten sichern will, nota bene, nachdem sich vorher die Entente auf Kosten der besiegten Vierbundsstaaten über und über saturiert hat, und wenn in zweifelhaften Fällen wiederum auf Kosten der Besiegten das Prinzip der Sprache entscheiden soll, welcher ihrer bisherigen Gebietsanteile hierhin und dorthin fallen solle, so ist jedenfalls dies gegen alles wirkliche Menschheitsdenken im tieferen Sinne.

Nach allem: in Rousseaus „Gesellschaftsvertrag" keimen Gedanken sowohl von Volkstum wie von Menschheit, aber sie liegen unausgeglichen nebeneinander; ein ewiges Schwanken, wie die volonté générale zu fassen sei, ob als Vertragsseele Einzelner gegen Einzelne oder als überindividuelle Volksseele. Man weiß schließlich nicht, gilt der contrat social für die Menschen eines Volkes, oder ist er Allgemeinprinzip der Gesellschaft überhaupt? Ist das Breiten-Ideal der Allmenschheit oder das Tiefen-Ideal besonderen Volkstums vorzuziehen? Hier haben deutsche Denker weitergebaut und aus dem Unbestimmten sittliche Bestimmtheit gemacht. Kant hat Rousseaus Gesellschaftsgedanken auf höchste Allgemeinheit umgemünzt. Meint dieser, daß den Wert eines Bürgers nur der betätigt, der den Geist aller Bürger bei sich selbst vertritt, der also so stimmt, daß jeder Mitbürger auch so stimmen müßte, mit anderen Worten, daß nur, wer den Allgemeinwillen in sich aufgenommen hat, politisches Gewissen hat, so lehrt Kant, daß nur derjenige, der so will, wie es Gesetz für alle sein könne, Gewissen überhaupt hat. Die Beschränkung auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft ist hier fallen gelassen.

Infolgedessen verschwindet die Verlegenheit, durch welche eigene Willensbestimmung das Wohl des Ganzen zu erreichen sei. Überhaupt nichts von Wohl und Nutzen! Auf den Nutzen von Gemeinschaften kommt es nach Kant ebenso wenig wie auf den Nutzen eines Einzelnen an. Der Gesellschaftswille ist ganz und gar in allgemeine Form der Gesetzlichkeit verwandelt. Keinerlei Willensinhalt ist dem moralischen Menschen als bindend gegeben, sondern das macht sein Wesen und seine Wahrheit aus, daß in seinem Willen die Form des allgemeinen Gesetzes lebt. Wer gar nicht anders handeln will als so, daß alle so handeln könnten, nicht nur alle Menschen, sondern alle Wesen, die Vernunft haben, wer die äußerste und unbeschränkte Allgemeinheit zum Maßstabe seines Handelns macht, der ist schon moralisch, und niemand anders ist moralisch. Der Bürgerwert Rousseaus verwandelt sich bei Kant nach Abstraktion von aller konkreten Sozietät in sittlichen Menschenwert.

Fichte andererseits hat Rousseaus volonté générale nicht in ihrer Breitendimension, sondern in ihrer Tiefendimension erschaut und fortgebildet. Er sieht die überindividuelle Lebendigkeit jedes Volks und sieht sie mit geschichtlichem Blick in religiöser Vertiefung. Für ihn ist Geschichte nicht jedes beliebige Geschehen im Erleben eines Volks, im besondern keine bloß wirtschaftliche Evolution, kein Zwangsverlauf von Zuständlichkeiten; sondern Geschichte ist ihm der Zusammenhang selbstschöpferischen göttlichen Lebens im Leben menschlicher Gemeinschaften. Nur solche Ereignisse sind nach ihm geschichtsbegründend, die sich durch Männer vollziehen, in denen das geistige Gesicht ihres Volkstums lebt. Diese Ereignisse bilden eine ideelle Kette untereinander, ob sie auch mit anderm Geschehen in physischen Zusammenhang verflochten erscheinen. Hier webt geschichtliche Tiefe:

das geistige Subjekt jedes Volkstums offenbart sich in jener Kette nationalgeschichtlicher Tathandlungen. Kants Menschheitsidee steht, damit verglichen, weit zurück. Sie entschleiert keinen objektiven Geist, sondern bewegt sich im Rahmen des subjektiven Geists und bleibt auch hier formal und unfruchtbar genug. Das ewige Selbst nationaler Geschichte zu entdecken ist nur möglich bei denen, die, über ihre und alle Subjektivität hinausgehoben, Blick für objektiven Geist haben, und ist doch möglich, in großen Augenblicken, für alle. Als im August 1914 wie ein Sturm der Wille gegen den gemeinsamen Feind durch alle Seelen ging und gemeinsamer Opfersinn in Allen lebte, da war ein solcher geschichtlicher Augenblick, da brachen auch bei uns urschöpferische Kräfte der Tiefe empor. Da „würdigte", um mit Fichte zu sprechen, „das Ursprüngliche von neuem ein Volk, es zu seiner Hülle und unmittelbarem Verflößungsmittel in der Welt zu machen". Da erzeugte sich, wie ein Wunder, in den Tausenden selbstvergessener Seelen wieder objektiver Geist und der Blick für objektiven Geist. Da wurde Vaterland im Gemüt und Gewissen der Volksgenossen. Da waren wir selbstlos, und da sahen wir das göttliche Gesicht des Vaterlands. So kann es immer wieder werden. Möchten wir, wenn auch in anderer, für uns schmerzlicherer Form, auch jetzt solche schöpferische Selbstsetzung über allen Trümmern erleben. Das Ewige, das sich in den Vätern ausgesät und durch immer neue Hervorbringungen ergänzt und bestätigt hat, wartet nur darauf, auch die Seelen der Nachfahren mit begeisternder Gewalt zu ergreifen, und macht sich ihnen, wenn wir nur unsere engen Selbstsüchte aus dem Spiele lassen, in Gefühlen, Bildern und Ideen gewiß. Jetzt gleicht Deutschland

„dem Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn,
dem Haupt zum Spott umwunden mit einer Dornenkron,
dem Haupt, sonst schön gezieret mit höchster Ehr' und Zier,
jetzt aber höchst schimpfieret",

und dennoch, du ewiges Deutschland, das sich uns schenken will, wenn wir arbeiten und harren, wenn wir von dem Katzengeld der Breite ablassen und uns zum Edelgut der Tiefe, unserer deutschen Tiefe, zurückfinden, du Zukunftsland unseres Glaubens und unserer Liebe,

„gegrüßest seist du mir!"

Ein Jahrhundert der Seele.

Von Hans von Wolzogen.

Unser geschichtliches Unglück wird nicht unrecht der widersinnigen Vermischung innerer und äußerer Politik schuldgegeben. Andere Völker zeigen mehr Verstand, aber auch mehr „Seele", indem sie den äußeren Widerständen und Gefahren gegenüber vaterländische Einigkeit wahren. Parteiungen gehören in das innere Leben des Staates; nach außen gilt das Wort: „Ich kenne nur Deutsche". Dies Wort des Kaisers hat das Volk nicht gehalten. Gewiß wäre es schöner, ein Ideal, wenn auch im Inneren die Parteiungen vor der vaterländischen Einigkeit verschwänden; aber weil wir Menschen sind, wird unser inneres Staatsleben immer Parteien haben, wie die Völker nach außen hin, weil sie Menschen sind, wohl nie ohne Krieg werden auskommen können. Es sind Beirrungen der Seele, dort durch den Verstand, hier durch den Willen, welche immerhin nur dadurch möglich werden, daß in unserem Menschenwesen eine stete seelische Bewegung stattfindet. Aber darauf kommt es überall an, daß diese Bewegung in die rechten Wege geleitet wird und nach den rechten Zielen hinstrebt. Nur die also geleitete und strebende Seele wird sich die Reinheit bewahren, die allein sie befähigt, wahrhaft beseelend zu wirken.

Zu den Täuschungen, denen die Seele ausgesetzt ist, gehört der Wahn, daß ein Ideal, etwa wie der ewige Friede, durchaus im Leben zu verwirklichen sei. Das Ideal bleibt immer nur ein Ziel; im Wege dahin, im Streben danach liegt die Bedeutung idealistischer Gesinnung. In der strebenden Kraft haben wir den seelischen Wert. Wo man mit verwirklichten Idealen rechnet, gerät man aus dem Idealismus in den Materialismus; man stellt sich das Ideal eben nur noch materiell vor und verfehlt darüber den rechten Weg, verbraucht die seelische Kraft in höchst gefährlichem Irrtum. Das ist der Fehler und das Los jedes „Radikalismus". Nur ein Gebiet gibt es, wo hienieden Ideale verwirklicht und so zu Symbolen des Idealismus werden: das ist das Gebiet der Idealität selber, das Reich der Kunst. Eine Welt, ein Leben für sich, nicht mit irdischen Wollungen zu vermischen! Verwirklichtes Ideal steht vor uns im griechischen Tempel, im romanischen und gotischen Dome, wir sehen es in Michelangelo's Moses, in Raffaels Sixtina, wir hören es in Beethovens Musik, erleben es in Wagners Drama. Darin hat die Seele selbst sich rein ausgedrückt. Auch zur Zeit des größten Materialismus, unter der Weltherrschaft der Entseelung, hat die Kunst das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit der Seele unter uns lebendig erhalten. Vergessen wir ihr das nie und schätzen wir ihre Werke und Wirkungen nur danach ein, inwieweit sie derart beseelt und beseelend sich kundtun!

Unsere klassische Dichtung, unsere deutsche Musik trat mächtig hervor aus dem 18. Jahrhundert, dem des reinen Verstandes, des „Rationalismus", das

auf seinem eigenen Wege zur großen Revolution führen sollte. Darauf ist das 19. Jahrhundert, das des Materialismus, der recht eigentlichen Entseelung gefolgt, obwohl es mit der Romantik begann, Goethe sein erstes Drittel noch durchlebte, und Wagners Bayreuth zuletzt doch noch zustande kam. Alles dies Ideale stand im Gegensatz zur Zeit, die ihrerseits über die Jahrhundertwende hinweg in den Weltkrieg stürmte. Das Jahrhundert des Materialismus hat damit sein Ziel erreicht, das nichts weniger ist als ein Ideal. Die Revolution ist nur noch Begleiterscheinung des Endes, verwesende Nachwirkung der tödlichen Vermischung von innerer und äußerer Politik — ohne Seele.

Für das 20. Jahrhundert, dessen Wesenheit sich erst noch hervor zu ringen hat aus diesem augenblicklichen Zustande des Chaos und der Verwesung, gilt das Wort und gibt es die Aufgabe der Neubeseelung. Es muß ein Jahrhundert der Seele werden, wenn es nicht das des Todes werden soll. Die Spuren davon, die Bewegung dahin, das Bedürfnis danach, das zeigt sich schon mannigfach an, ob auch bisweilen auf Irrwegen, wie der sog. „Expressionismus" einer der verfrachtesten ist. Er möchte der Seele wohl Ausdruck geben, wo keine ist. Denn es kommt überall auf das Wesen, die Reinheit und Tiefe, die Würde und Größe der Seele an. Nicht jede Seele beseelt. Um ein Jahrhundert der Seele zu leben, müssen die Seelen selbst die Kraft haben, es zu wollen, die Wahrhaftigkeit, es zu ersehnen. Sie müssen wissen, was sie wollen und ersehnen. Es muß in ihnen vorleben, ehe sie es erleben können. Also bleibt die Neubeseelung erstes Gebot und ernstlichste Aufgabe; werden diese erfüllt, so ist das Jahrhundert des Materialismus erst wirklich zu Ende, aber damit auch das Jahrhundert der Seele wahrhaft da.

Sollte nun nicht gerade jenes Reich der Idealität, die Kunst, berufen sein, solch ein Vorleben der Beseelung heute schon symbolisch kundzutun? Haben wir nicht die Romantik, Goethes Faust, Beethovens Symphonie, Wagners Bayreuth gehabt, während das Jahrhundert des Materialismus bereits im Werden war und zur giftigen Blüte kam? Gründen wir nicht darauf unsere Hoffnung, daß der Idealismus unserer Art wieder einmal durchbrechen werde, wie die unauslöschliche Sonne durch alles Wolkendunkel und Nebelgrau? — Leider nur sehen wir heute die Kunst selber ringsum entseelt, entadelt, entwertet zur Dienerin des Materialismus, des Nutzens und Genusses, des Geschäfts und Verderbs, schier mehr und ärger als der materialistische Geist des Lebens, der seine Allmacht schon einzubüßen begonnen hat. Um so bedeutsamer darf es uns gelten, wenn innerhalb dieser seelenlosen Kunstwelt dennoch Beispiele lebendiger Seele, beseelte und beseelende Werke auftauchen, in denen das ersehnte neue Jahrhundert uns vorgelebt erscheinen kann. Ich will hier nur ein Beispiel dieser Art anführen: die Kunst Siegfried Wagners.

Bezeichnend ist schon das bisherige Schicksal dieser Kunst: wo sie sich einmal flüchtig gezeigt, wird sie von einem unbefangenen Hörerkreise sehr freundlich,

ja erfreut begrüßt — dann verschwindet sie, wie verhext, in einem seltsamen Gedünst von öffentlichen und wohl auch heimlichen Verunglimpfungen, das man sich nur entstiegen denken kann dem Hexenkessel eines diesem Kunstwesen grundfremden Geistes. Dieses Kunstwesen soll nicht aufkommen, nicht wirksam werden, als ob es sehr gefährlich wäre, während es als sehr unbedeutend verrufen wird. Wogegen mag jener Fremdgeist etwas haben? Die Frage beantwortet sich leicht, wenn man sich dessen bewußt geworden ist, daß Siegfried Wagners Kunst eine Kunst der Seele ist. Der deutschen Seele — sollte man bestimmter sagen; aber das Wesentliche ist das Seelische, das allerdings verwandt zu solchen Seelen spricht, die ihres Deutschtums noch recht ungetrübt und lebendig gefühlsbewußt geblieben sind. Daher hat sich denn auch eben um diese Kunst eine besondere Treuschar warm und lebhaft mitempfindender Seelen gebildet: Sehnsüchtige nach dem Jahrhundert der Seele, die hier einen ahnungsvollen Lebenshauch davon verspürt und empfangen haben.

Nur noch einige Worte zur Erläuterung meines Beispiels! — Siegfried Wagners Kunst schöpft aus der Volksseele, wahrt den Zusammenhang mit Volksleben und Volksart, führt heim in das Kinderland der Volksseele, das Märchen, gewinnt darin das Reinmenschliche, das sich zur Tragik steigern kann, wenn es auch liebt, den Humor walten zu lassen, zur Versöhnung im Idealen aufstrebend, dessen immer wieder wirksame Kräfte: Glaube, Liebe und Erlösung sind. Dies ist die Welt der Dramatik Siegfried Wagners. Ganz natürlich ergibt und ergießt sich daraus der besondere Ausdruck seiner Musik: die Melodik. Sie ist die Sprache der Seele. Und wie selten hört man heute noch solche Melodie? So selten, wie Seele lebendig wirksam ist! Die armen Leute, die da seelenlos und melodielos durchs Leben des Tages irren, die finden freilich, wenn einmal zwei Töne natürlich nebeneinander stehen: „Banalität". Die Sehnsucht nach dem neuen Jahrhundert findet darin: Seele. Um deswillen habe ich hier mein Beispiel gewählt. Möchte es mehr und mehr als ein solches verstanden und gewürdigt werden! Im neuen Jahrhundert, dessen bin ich gewiß, wird es zur Sprache der Zeit gehören, wird diese Kunst gehört werden: Seele von Seele.

Äußerlich scheinen wir noch unendlich fern von dieser Umwelt zu sein; wir müssen innerlich werden, um den Weg zu betreten und zu beschreiten, der uns dem Ideale nähert. Wir haben so viel Schuld der Entseelung auf uns geladen, daß wir uns nun nicht scheuen dürfen, eine Rückkehr zur Unschuld aus allen Kräften der Seele zu ersehnen, zu erstreben. Das greift noch tiefer in unser inneres Wesen als das Sehnen und Streben nach Wiedergewinn unseres Volkstums. Viel wird vom deutschen Geist geredet. Er erwächst aber aus dem Grunde der Seele, die reinmenschlich ist. Anderseits vermag die reinmenschliche Seele bei uns, die wir als deutsche Menschen geboren sind, lebendig wirksam sich zu äußern nur in den Ausdrucksformen eben des deutschen Geistes. Dies

ist keine unnatürliche Mischung von Innerem und Äußerem, auch keine Verwirrung von Ideal und Wirklichkeit. Es ist dies eine zum Leben notwendige Folge: Erscheinung des Wesens in der Zeit. Die Seele ist selbst das lebendige Ideal in uns, der Geist ihre verwirklichende, aber durch die Zeit hin endlos wirkende Kraft. Er würde sich verflüchtigen, in Nebel und Nichts, wenn er nicht gebunden bliebe an die Form des Raumes, des Vaterlandes, der Heimat, des Volkstums. Das Jahrhundert des Materialismus hat uns zum Internationalismus geführt — die Materie hat keine Nation! Wir kommen nicht anders zur Neubeseelung, als indem unsere Seele sich unser Volkstum wiedergewinnt.

„Internationalismus", das ist auch solch ein „Ideal", das „verwirklicht" sein will; eben darin verrät sich der politische Idealismus als materialistischer Artung. Auf der anderen Seite haben wir aber auch erlebt, daß der „Nationalismus" enttäuscht ward und enttäuschte. Als idealistischer Drang, inmitten des werdenden materialistischen Jahrhunderts, hatte er die Idee der „deutschen Einheit" verwirklichen wollen. Als sie endlich in einer solchen Weise äußerlich zustande kam, wie sie ein hellster staatsmännischer Blick in der Wirklichkeit für einzig möglich erkannte, da mußte es sich finden, daß wohl eine gewisse Form gewonnen war, aber die darin fortlebende, weiter wirkende, erhaltende und vollendende Seele fehlte. Deutschlands Seele war materialisiert worden, und deutscher Geist verstand nicht politisch zu werden. Es drängte sich dem ernstlichen Betrachter dieses Vorgangs, der zur Tragödie des Niederbruchs werden sollte, der Gedanke auf, daß wohl überhaupt die „deutsche Einheit" für unsere Art gar nicht in einem einigen Deutschland, sondern vielmehr in einem einigen Deutschtum bestehen möge. Davon hatte das materialistische Jahrhundert nichts wissen mögen. Es war ein Jahrhundert des Judentums geworden.

Man hat dasselbe materialistische Jahrhundert, das uns bis in den Weltkrieg brachte, auch wohl ein Jahrhundert des Militarismus genannt. Militarismus ist aber nicht Materialismus. Idealistische Kräfte leben darin: Liebe und Treue für Fürsten und Vaterland, Opfermut und Heldensinn, wahrlich keine Seelenlosigkeiten. Wohl ist die kriegerische Ausübung des Militarismus zeitgemäß entartet zu einem Mordwerk der höchstgesteigerten Technik, eine furchtbare Entseelung. Doch will mir eine Entseelung durch selber seelenlose Technik immer noch nicht so arg erscheinen als wie jene durch lebendig verhetzenden Menschenwahn. Unter der roten Larve eines Ideals vom Weltfrieden hat uns dieser den Verlust des Krieges und das Elend des Gewaltfriedens gebracht. Nun sind wir aufs tiefste gesunken in den schwarzen Sumpf, den der lautquakende Froschkönig der Selbstbelügung beherrscht. Der aber wird doch einmal, im Drange zum goldenen Weltkalb zu werden, elend zerplatzen, und dann wird aus dem Sumpf wieder ein reiner, tiefer, deutscher See werden können, dem das ersehnte Jahrhundert der Seele lichtstrahlend entsteigt.

Der neue Kulturkampf.

Von Arthur Boehm.

(Schluß.)

Besonders beliebt waren und sind in Deutschland die ausländischen Schriftsteller. Anatole France, Maeterlinck, Verhaeren, Kipling, Shaw, D'Annunzio, Spitteler und viele andere erscheinen dem deutschen Michel als die glänzendsten Gestirne am Literatenhimmel, schon allein, weil sie eben Ausländer sind. Am widerwärtigsten war mir immer der Mann mit dem stolzen Namen Gabriele D'Annunzio, den er sich anstelle des anspruchsloseren „Rapagnetta"-Rübchen verliehen hat. Charakteristisch ist bei ihm sicherlich die glänzende Sprache und eine glühende Naturschilderung, noch mehr aber die beispiellose Schamlosigkeit, mit der er seine innersten Gedanken, die jeder andere verbergen würde, der Öffentlichkeit enthüllt. Die Preisgabe der Eleonore Duse, die ihm ihre Gunst und — ihr Geld geschenkt hatte, ist ja bekannt genug. Selbstverständlich haben sich diese von uns so in den Himmel gehobenen Ausländer im Kriege überaus dankbar erwiesen. Maeterlinck äußerte: „Deutschland müsse auf ein Jahrhundert hinaus der Sklave Europas sein." Shaw sagte: „Erst müsse man Deutschland niederschlagen, dann müßten die Deutschen im englischen Dienste gegen Rußland kämpfen." (Seine Stücke wurden natürlich mitten im Kriege in Deutschland aufgeführt.) Verhaeren beschuldigt unsere Soldaten sadistischer Greuel, sie führten kleine abgeschnittene Kinderfüße im Tornister mit sich. —

Ich wette, daß der deutsche Michel in seiner Bedientenseele, angeleitet vom geschäftigen Vermittler, sich schon wieder darauf freut, alle diese Leute im Triumph nach Deutschland zurückzuführen. —

Ganz kurz möchte ich noch die große Masse der von meist jüdischen Firmen vertriebenen Literatur in billiger Ausgabe erwähnen. Für den Normalmichel genügt ein kitschigbuntes Bild, etwa vom Lustigen-Blätter-Zeichner Heilemann, auf dem Umschlag, um ein Buch zu kaufen. Infolgedessen überschwemmten Ullstein,- Kronen- und ähnliche Bücher millionenweise alle Buchhandlungen. Man hätte hoffen dürfen, das wenigstens durch den Feldbuchhandel die lesehungrigen Massen unserer Feldgrauen mit wirklich gediegener Literatur versorgt werden würden. Weit gefehlt! Im Osten erhielt sogar eine Firma, die das reisende Publikum mit der sogenannten „Eisenbahnlektüre" versorgte, eine Art Monopol für fast die ganze Front. Die Folgen liegen auf der Hand. Zunächst wanderten wahrscheinlich die Bücher, die auf den Bahnhöfen in Deutschland nicht mehr recht gingen, zu unseren Truppen, die natürlich nach allem griffen, was sie bekommen konnten. Leute wie Meyrink, H. H. Ewers, Marie-Madelaine, Hans von Kahlenberg, der Freiherr von Schlicht und ähnliche bekamen Oberwasser. Romane von letzterem, die ich in Deutschland nie ge-

sehen, lagen zu Dutzenden in jedem Schaufenster. Ob er absichtlich den Offizierstand herabsetzt, weiß ich nicht, jedenfalls wirkt er aber schädlich. Die von ihm geschilderten Offiziere sind, soweit ich seine Bücher gelesen habe, vertrottelte Greise oder dumme Jungens, die von ihren Burschen gewaschen und gebadet werden. Bücher stark erotischen Inhalts, z. B. Casanowa, galten einer hohen Zensur, nach „alljüdischem" Gebrauch, keineswegs als anstößig, „wenn sie nur Kunstwert besaßen". Ich habe von 1915 an mit vielen Stellen, darunter auch dem urdeutschen und hochgebildeten Feldmarschall von Eichhorn versucht, eine Besserung herbeizuführen, leider mit geringem Erfolge.

Ich komme nun zum Lichtspielwesen und Theater. Ich weiß wohl, daß das Lichtspielwesen, nach idealen Gesichtspunkten geleitet, ein segensreiches, für Bildung und Erziehung unendlich nützliches Hilfsmittel sein könnte. Abgesehen von einzelnen, wirklich anerkennenswert geleiteten Lichtspielhäusern, herrscht aber in Deutschland, wie überall in der Welt, derjenige Massentypus vor, den der Berliner „Kientopp" nennt. Im „Kientopp", aus dem ein großer Teil des Volkes heutzutage fast ausschließlich seine kulturelle Bildung bezieht, kümmert sich der Unternehmer den Teufel um Volksbildung; er hat lediglich das Bestreben, Geld zu verdienen und kommt demnach den niedrigen Instinkten des gebildeten und ungebildeten Pöbels soweit entgegen, wie er irgend kann. Das liegt ja schon teilweise im Wesen des Lichtspieles überhaupt begründet und ist infolgedessen auch von besseren Lichtspielhäusern nicht ganz zu vermeiden; denn das Lichtspiel hat gegenüber der Theatervorführung den ungeheuren Nachteil des Fehlens der Sprache, die sich auch nicht durch die heftigsten Gesichtsmuskelbewegungen ersetzen läßt. Da keine Gedanken ausgesprochen werden können, werden nur Handlungen und Ereignisse vorgeführt. Es ist klar, daß das zu sensationellen, aufregenden Darbietungen führen muß, zu einem Nervenkitzel, der nicht durch tiefgründige seelische Probleme, sondern durch grob sinnliche, erregende Ereignisse hervorgerufen wird. Es herrscht infolgedessen fast unbeschränkt der Sensationsroman, der sich mit dem alten Hintertreppenroman aufs engste berührt. Die Abenteuer von Verbrechern und Detektivs (natürlich fast stets Amerikanern) spielen, neben mehr oder weniger geschmackvollen Liebestragödien, die Hauptrolle. Der historische Roman, der angehen mag, wird nur vereinzelt gegeben. — Die Wirkung ist im großen und ganzen eine durchaus ungünstige. Früher brauchte der „Interessent" etwa zwei Jahre, um sich durch den alten Hintertreppenroman (jede Woche eine Nummer zu 10 Pfennigen) hindurchzulesen, jetzt sieht er ihn auf 10 Kilometer Film in zwei Stunden, und wenn er Lust, Geld und Zeit hat, kann er in zwei Jahren ganz gut 500 solcher Romane sehen, wobei wohl zu beachten ist, daß die Wirkung infolge der Anschaulichkeit der Bilder eine viel stärkere ist als beim Lesen. Lehrreich sind diese Romane eigentlich nur für die jugendliche Welt — soweit sie

beabsichtigt, die Verbrecherlaufbahn einzuschlagen. Titel wie „Der Blutige Flecken", Kapitel 5 „Der fürchterliche Tod eines Kindes", sind nicht vereinzelt. Hätte die Versorgung unseres Volkes mit Lichtspieldarbietungen in der Hand eines revolutionären Komitees gelegen, so könnte man sagen, daß dieses Komitee zweckmäßig in seinem Sinne gearbeitet habe; denn der Film führt neben der Verschlechterung des Geschmacks unfehlbar zur sozialen Verhetzung. In fast allen Stücken werden dem Volke die kitschigen Paläste der Reichen vorgeführt. Fast immer ist der betreffende Graf oder Millionär moralisch minderwertig. Die arme Gouvernante wird vom Sohne des Hauses verführt und auf die Straße gesetzt, wo sie dann vom einfachen, aber natürlich edelmütigen Manne aus dem Volke mitleidig aufgenommen wird. Im Palaste des Reichen aber werden von Edelleuten, Offizieren und vornehmen Damen, dargestellt von angemalten und aufgeputzten, vielfach jüdischen Filmschauspielern scheinbar die üppigsten Festgelage abgehalten, wo der Champagner strömt und der Luxus herrscht. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der einfache Arbeiter keinen Unterschied zwischen der meist vornehmen Einfachheit unserer wirklich hoch stehenden, deutschblütigen Kreise und der dargestellten Talmilebewelt zu machen versteht.

Auch neue Schönheitsideale werden dem deutschen Volke angepriesen: Der „Kientoppjude", glatt rasiert, schwärzlich angehaucht, mit ausrasiertem Nacken und durch Kohle vergrößerten Augen, selbstverständlich auch dem durchbohrenden Blick und den energischen Kiefern des Idealamerikaners und die Filmdiva, die die seelischen Qualen, denen sie in den „Kientopp"dramen ausgesetzt ist, schon auf der Litfaßsäule durch den üblichen, erschütternden Tragödinnenblick zu erkennen gibt.

Während in anderen Ländern die Regierungen die Lichtspielhäuser schon lange vor dem Kriege zur nationalen Aufpeitschung ihrer Völker verwandten, waren wir sogar im Kriege weit davon entfernt, ein so wirksames Mittel zu verwenden. Statt der Ankündigung patriotischer Theaterstücke bringen die Kinozeitschriften bei uns lieber Abbildungen von den Beinen der „Flimmersterne" und kündigen Stücke an, die deutlich genug den Geist, der dahinter steht, erkennen lassen. Die neue Zeit hat mit der Freiheit, die sie uns „endlich" beschert hat, die Freiheit des Lichtspielwesens zur Schamlosigkeit gesteigert. Wir haben jetzt vor allen Dingen den Unzuchts- und Aufklärungsfilm. Die Beschreibung eines Unzuchtsfilms brachte die Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" Anfang Juli. Es handelte sich darin neben Mord und Totschlag hauptsächlich um Vergewaltigungen. Die Titel einiger, aus wenigen Nummern der Fachzeitschrift „Der Film" entnommenen „Aufklärungsfilms" sind: „Die nur für Geld lieben" — „Sündenlust" — „Verlorene Töchter" — „Sündiges Blut" — „Lu, die Kokotte" — „Der Saal der sieben Sünden" — „Die weiße Sünderin" — „Venus im Pelz" — „Das Haus des Lasters" — „Die Kupplerin" — „Die von der Liebe leben" — „Die Liebesnacht im Harem" — „Moral und Sinnlichkeit" — „Die Mädchen und die

Männer" — „Sinnesrausch" — „Das Recht der freien Liebe" — „Die Tochter der Prostituierten" — „Das Paradies der Dirnen". Eine andere Anzeige lautet: „Frauen, die der Abgrund verschlingt, die Tragödie einer Unwissenden in fünf Abteilungen", und dem, der immer noch nicht versteht, wird noch zugeraunt: (Eingriffe in das keimende Leben!!) Der Verfasser bleibt leider ungenannt. Wahrlich, eine treffliche Volksaufklärung! Auf einen Film des sattsam bekannten Dr. Magnus Hirschfeld komme ich noch an anderer Stelle zurück. Das Ausland, dem wir uns im Größenwahnsinn moralisch überlegen glaubten, erklärt deutsche Filme bereits für importunfähig, „weil so unzüchtige Stücke dem dortigen Publikum nicht vorgeführt werden könnten." So tief sind wir gesunken!

Was das Theater anlangt, so steht es damit nicht sehr viel besser. Die große Menge, auch aller Gebildeten, bevorzugt die Operette. Die Machwerke der Berliner, Wiener und Budapester Operettenfabriken überschwemmen die Welt. Eine ins Ohr fallende Melodie genügt, auch wenn sie geradezu nach dem Leierkasten schreit, um einem Stücke den Erfolg zu sichern. Es wäre der Mühe wert, wenn etwas kritischere Besucher bei Stücken wie „Die lustige Witwe" oder „Puppchen" etwas auf den Text achten wollten. Es könnte ihnen dann allerdings schlecht werden. Für die Art solcher und ähnlicher Darbietungen sind ja schon die neckischen Titel wie „Fritzchen", „Nixchen", „Puppchen", „Schnuckchen" kennzeichnend. In Berlin stehen fast alle Theater unter jüdischer Direktion. Auch die Darsteller und Theateragenten sind zum großen Teile Juden. Patriotische Stücke waren, ich weiß nicht, ob das damit zusammenhängt, vor und sogar während des Krieges nahezu unmöglich, wohl aber nahezu vaterlandsverräterische, wie der „Hans in Schnokeloch" des famosen Herrn René Schikelé, dessen Konterfei das „Berliner Tageblatt" im „Weltspiegel" bringt als „einer der bekanntesten Persönlichkeiten unter den in der Schweiz lebenden deutschen Pazifisten". Ausländische, besonders französische Ehebruchstücke, erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit. Sogar das Königliche Opernhaus schätzte das Ausland ganz besonders. Daß deutsche Frauen und Mädchen sich bemühten, dem fettigglänzenden Signor Caruso, der wegen unsittlicher Handlungen in Amerika bestraft war, die Pferde auszuspannen, ist ja selbstverständlich. Nur ganz wenige Theater verfolgten wirklich ideale Ziele. Im Winter 1918/19 sind von acht Berliner Bühnen, die Schauspiele bringen, zusammen zwei deutsche klassische Stücke herausgebracht worden. Da kann man wirklich fragen, ob wir noch eine deutsche Kultur haben!

In einer Großstadt ist es sicherlich notwendig, manches mit dem Mantel der christlichen Liebe zuzudecken, besonders bei Bühnen, deren Beruf es nicht ist, erzieherisch zu wirken. Aber ein Stück möchte ich doch nicht unerwähnt lassen, das mir schon vor 15 Jahren, obwohl ich als junger Mensch sicherlich nicht empfindlich war, bedenklich erschien. Im Berliner Metropol-Theater wurde damals ein Ausstattungsstück gegeben „Die Herren von Marim". Der Grundgedanke

dieſes Stückes beſtand darin, daß der Held in einem beſtimmten Zeitraume auf Grund einer Wette die Gunſt — Sie verſtehen wohl, lieber Zuſchauer! — einer größeren Zahl von weiblichen Weſen, 40 oder 50 waren es wohl, erringen mußte. Dieſe Grundidee wurde an Gemeinheit wohl nur noch von dem einzigen, immerfort wiederholten Witz überboten: „Eine Untreue hat nichts zu bedeuten, vorausgeſetzt, daß das Herz nicht „puppert“ (!).“ Das Theater faßte etwa 2000 Perſonen, das Stück wurde etwa 300 mal hintereinander aufgeführt, das ſind 600 000 Beſucher, die den ſchamloſen Geiſt des Verfaſſers allein in Berlin auf ſich wirken ließen. —

Zu den unentbehrlichen Vorzügen der Großſtadt gehört natürlich auch das Kabarett. Ich würde nichts ſagen, wenn dort hin und wieder eine Zweideutigkeit vorkäme, davon iſt aber eigentlich keine Rede — bei den Darbietungen, die ich mir anſah, herrſchte die unbedingte Eindeutigkeit. Ich hatte von einem Beſuch genug. Dabei fiel mir ein Mann mit dem Namen „Nelſon“ auf, von dem ich vermutete, er wäre mit dem berühmten Seehelden verwandt. Ein Herr am Nebentiſch aber meinte, der Name ſei eine Veredelung aus „Nelkenſohn“. Ich glaube, Herr Nelſon war der Verfaſſer des Zugſtückes „Das Ladenmädchen“. Gerade dieſes Stück weiſt eine Miſchung von niedrigſter Erotik und kitſchiger Süßlichkeit auf, wie ſie nur Orientalen gelingt. Das Traurige iſt, daß die Beſucher des Kabaretts nicht etwa nur aus Leuten beſtehen, an denen nichts mehr zu verderben iſt, ſondern es ſind vielfach Bürgerfamilien, die dieſe Darbietungen, ſogar mit halberwachſenen Kindern, beſuchen.

So wirken Theater, Lichtſpielweſen und Kabarett zum großen Teile nicht bildend und veredelnd, ſondern verflachend und verrohend auf unſer Volk. In vielen modernen Stücken wird die gute Sitte frech verhöhnt; wer etwa für häusliche Frauentugenden ſprechen wollte, würde einfach ausgelacht. Meine Beobachtungen ſtammen zwar größtenteils aus Berlin, und in kleineren Orten iſt es meiſt noch nicht ſo ſchlimm; aber die Berliner Kultur frißt wie ein Geſchwür um ſich, und ihr Einfluß auf die Provinz iſt überwältigend.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die modernſte darſtellende Kunſt:

In Berlin auf der Potsdamer Straße befindet ſich eine Buchhandlung, vor der die Leute vielfach kopfſchüttelnd ſtehen bleiben. Sie ſehen dort Proben der neueſten Zeichenkunſt, Malerei und Literatur, für die ſie nach meinen Beobachtungen meiſt nur zwei Erklärungen finden: entweder ſind die Künſtler irrſinnig, oder ſie ſind geriebene Geſchäftsleute, die auf die Dummheit der Menge ſpekulieren. Ganz ſo ſchlimm iſt es jedoch nicht. Zwar der ganz harmloſe Michel, beſonders wenn er Kriegsgewinnler iſt, glotzt, hört, es ſei das Neueſte, und kauft, wobei ihn beſonders die Höhe des Preiſes von der Güte dieſer Kunſt überzeugt; aber der Tieferblickende erkennt, daß auch in dieſer Kunſtverirrung etwas Richtiges enthalten iſt, wenigſtens was den Expreſſionismus anbetrifft. Das Beſtreben,

das darzustellen, was der Künstler vor seinem geistigen Auge sieht, ist als interessanter Versuch verständlich; es ist sogar sicher, daß bedeutende Maler zuweilen expressionistisch gemalt haben und malen. Freilich ist dieses Sehen mit dem inneren Auge ein mißverständlicher Begriff, der, ich fürchte fast, sogar manchem braven Expressionisten gänzlich dunkel geblieben ist. Immerhin haben einzelne Erzeugnisse dieser Kunst wenigstens kunstgewerblichen Wert; aber die meisten können nur pathologisches oder rassenpolitisches Interesse beanspruchen. Denn wir können uns wohl die Phantasien eines Dürer, Klinger, Böcklin oder Thoma gefallen lassen, nicht aber das, was uns rassenfremde, irre, verkommene oder völlig gleichgültige Geister als ihre seelischen Erlebnisse anpreisen. Auf ähnlicher Stufe wie diese modernste Malerei steht die entsprechende Bildhauerkunst. Aber „nur die Lumpe sind bescheiden!" Vom Bildhauer Archipenko, dessen Gestalten an die Kunsterzeugnisse der primitivsten Völkerstämme erinnern, behauptet der Mann mit dem kriegerisch-deutschen Namen, Herwart Walden, der Leiter des Sturmunternehmens, mit eiserner Stirn, er sei „der bedeutendste Bildhauer unserer Zeit". Die Kunstschule „Der Sturm" unterrichtet in der expressionistischen Kunst, Bühne und Schauspielerei, Vortragskunst, Malerei, Dichtung, Musik. Ein sogenannter „Einblick in Kunst" enthält folgende Namen: Archipenko, Boccioni, Carra, Severini, Russolo, Marc, Chagall, Kandinsky, van Heemskerck, Klee, Campendonk, Macke, Bloch, Jawlensky, Werefkin, Münter, Picasso, Filla, Benes, Kubin, Mense, Muche, Walden, Bauer, Stuckenberg, Schrimpf, Uhden, Baumann, Topp, Hjerten-Grünewald, Ernst. Die Namen sagen alles. Die Werke dieser Künstler sind aber nicht nur in Berlin beim „Sturm" selbst, sondern in den meisten modernen Kunstausstellungen anzutreffen; sie sind in der Kunstwelt ebenso verbreitet und haben eine ähnliche Bedeutung, wie der Bolschewismus in Politik und Wirtschaftsleben. Das wird aufs glücklichste bekräftigt durch den Umstand, daß die alljüdischen Machthaber in München interessanterweise die kurze Zeit ihrer Herrschaft dazu benutzten, um die Münchner Zeitungen zu zwingen, expressionistische Holzschnitte zu drucken. Sie hatten wohl auch das Gefühl, daß der noch nicht geistig internationalisierte Teil unseres Volkes vorläufig nur mit Handgranaten dazu veranlaßt werden könnte, tieferen „Einblick in Kunst" zu tun.

Als Kuriosum möchte ich schließlich noch den „Dadaismus" erwähnen. Michel und Michelin greifen ja schon lange, auf fremdes Geheiß hin, nicht mehr nach dem Besten, sondern nur nach dem Modernsten. Ich entschloß mich im vorvorigen Winter, dem „ersten dadaistischen Abend" in der Sezession in Berlin beizuwohnen. Die Dadaisten erklären alle bisherige Kunst für vollkommenen Unsinn. Sie gehen auf die Empfindungswelt des noch gänzlichen harmlosen Menschen, des Säuglings zurück, dessen Gestammel „dada" ihrer Kunstrichtung den Namen gegeben hat. Was der Vortragende äußerte, klang entweder vollkommen unverständlich oder verbrecherisch. Nach verschiedenen anderen Dar-

bietungen wurde zum ersten Male in Deutschland ein „bruitistisches" Gedicht (von bruit = Lärm) vorgetragen, ein Ereignis, an dem die Welt des Kurfürstendammes lebhaften Anteil nahm. Dieses Gedicht stammte aus dem Werk „Zang tumb tumb" von Marinetti. Es sollte eine Szene aus dem Weltkriege veranschaulichen. Eine ältliche Jüdin trug das konfuse Wortgestammel mit größter Zungenfertigkeit vor, während der Veranstalter des Abends hin und wieder ein Trömmelchen bearbeitete oder eine Kinderknarre drehte. Die Darbietung war so blöde, daß sie einigen Zuhörern auf die Nerven fiel. Ein wohl versehentlich anwesender Feldgrauer fing, sehr begreiflicherweise, laut an zu toben, was die weibliche Zuhörerschaft von Berlin W wiederum höchlichst erbitterte. Ich benutzte die lebhafte Bewegung, um mich zu entfernen. Kurz vor Ausbruch der Revolution las ich, daß der „Oberdada" wegen Störung des Gottesdienstes aus dem Berliner Dom hinausgeworfen worden war. Neuerdings ist Dada in der Nationalversammlung bemüht gewesen, „Leben in die Bude" zu bringen.

Im Gegensatz zum Expressionismus dürften mit dem Dadaismus keine Geschäfte zu machen sein; denn er setzt nicht die immerhin häufig bolschewistische Sinnesart, sondern eine Gehirnverfassung voraus, die selten sein dürfte. Als Zeitsymptom ist aber auch er nicht unwichtig. Er beweist, was heutzutage bei der allgemeinen Verrottung der Geister in Deutschland möglich ist.

Zu allem, was ich bisher anführte, paßt vortrefflich der Ersatz des Christentums durch einen groben Materialismus, der die Vollendung des menschlichen Lebens nicht im Jenseits, in höheren geistigen Sphären, sondern einzig und allein im diesseitigen Leben erkennt. Die Apostel sind auch hier vielfach Vertreter des „alljüdischen" Geistes. Das Schlimme ist, daß die Massen einer so bequemen Lehre zuströmen, und daß mit dem beiseite gelegten christlichen Weltbild, das ja auch vielen gläubigen Christen nur eine entbehrliche Hülle zu sein scheint, auch der praktische Kern des Christentums, die Lehre von der Nächstenliebe, beseitigt und nichts Gleichwertiges an seine Stelle gesetzt wird.

So sehen wir überall, auf kulturellem und auf geistigem Gebiete, teils Verflachung, teils Hervortreten der niedrigsten Instinkte. Bedauerlicherweise ist der Kampf zwischen idealer und materieller Weltanschauung, um den es sich letzten Endes handelt und bei dem die Massen selbstverständlich auf seiten des Materialismus stehen, gleichzeitig der Kampf zwischen national und international, wobei weite Kreise unseres liberalen Bürgertums nicht recht wissen, wofür sie sich entscheiden sollen. Im Großen und Ganzen ist jedenfalls der „alljüdische" Geist dem Siege nahe. Er verdankt seinen Einfluß dem Anpassen an die Bedürfnisse der breiten Menge. Hervorragend intelligent, faßt er stets da an, wo die größte Wirkung zu erwarten ist, und sichert sich die Stellungen, von denen aus der Kampf am

erfolgreichsten zu führen ist. Auf den von mir ja nur flüchtig gestreiften Kulturgebieten der Presse und Literatur, der darstellenden und bildenden Kunst, ebenso wie auf den Gebieten der Rechtspflege, der Medizin, des Hochschullehreramts und der Politik ist er vielfach führend, immer anregend und beeinflussend tätig. Dabei möchte ich nicht unterlassen, auf die Namen der Verteidiger in fast allen Sensations- und Schmutzprozessen, auf die der „Sexualforscher", ebenso wie auf die der geistigen Führer der Revolution, insbesondere des Bolschewismus, hinzuweisen.

Die geistige Verpöbelung und Internationalisierung Deutschlands ist weit vorgeschritten; unzählige Deutsche reingermanischen Blutes sind von der Gedankenwelt Heines, Nordaus, Kerrs, Meyrinks, Liebknechts oder der Expressionisten rettungslos gefangen gehalten. Im Kunstwart deutet Herr Moritz Goldstein mit Recht an, daß der geistige Besitz des deutschen Volkes von Juden verwaltet werde. Wenn die Beseitigung des Idealismus und des Christentums durch Materialismus und Mammonismus von irgend einer leitenden Stelle aus systematisch betrieben worden wäre, so hätte der Erfolg nicht größer sein können, als er ist. Geht die Entwicklung so weiter, so haben wir in absehbarer Zeit überhaupt keine deutsche Kultur mehr, sondern nur noch eine „alljüdisch"-internationale. Selbstverständlich gab und gibt es noch viele Männer und Frauen, die die von mir geschilderte Sachlage ebenso sehen wie ich und die gleichen Folgerungen ziehen; aber die große Menge ist dem Gemeinen verfallen, sie lehnt die Warner ab, aufgestachelt von den Dunkelmännern, die sie lehren, die Andersdenkenden als „rückständige Sittlichkeitsfanatiker", als „Hurrabrüder" oder „Alldeutsche" lächerlich zu machen und niederzubrüllen.

Daß die ganze Entwicklung von der größten politischen Tragweite gewesen ist, lehrt ja mit furchtbarer Klarheit die Revolution. Die allgemeine Erhebung des Volkes, wie sie noch kurz vor dem Zusammenbruch erwartet wurde, erschien mir schon damals unmöglich. Mit Appelieren an den Verstand bringt man kein Volk zur Massenerhebung gegen den eindringenden Feind; dazu gehört entweder hoher Idealismus, und den hatte man systematisch zu Grunde richten lassen, oder Beeinflussung des Willens durch Aufpeitschen zum Haß; aber dazu hatte sich unsere schwachherzige Regierung nicht verstehen können. Und es mußten nicht nur die Massen versagen; es war auch schon seit langem, abgesehen vom Heer, nicht mehr möglich, daß große Persönlichkeiten an die Spitze gelangten. Ein Mann wie Bismarck, nach dem sich alles den Hals wund schrie, wäre niemals hochgekommen. Bismarck wäre von 80 vH. der Zeitungen sofort als „Alldeutscher" verschrien worden, und der deutsche Michel hätte das voll Schaudern geglaubt. Jeder Staat hat eben die Männer, die er verdient und die seinem Geiste angemessen sind. Da das „Alljudentum" bei uns außer der wirtschaftlichen auch die geistige und politische Herrschaft ausübte, konnten wir natürlich keine kraftvoll deutschen Männer an der Spitze haben.

Das Merkwürdigste an der kulturellen Entwickelung der letzten 25 Jahre ist für mich immer die vollkommene Blindheit der guten Bürgerkreise gewesen. Die Gefahren und Schäden, die ich durch einzelne Proben gekennzeichnet habe, sind immer nur von wenigen Menschen erkannt worden, und auch jetzt stoßen wir bei der Masse des Bürgertums auf blödes Unverständnis oder sogar überlegen lächelnde Ablehnung. Die inneren Gründe für unseren Untergang werden eben nicht erkannt, trotzdem jeder das Ergebnis vor sich sieht. Wir blicken jetzt, wie in einem bösen Traum, in den Abgrund der Menschenseele. Während unser Vaterland zusammengebrochen ist, Handel und Industrie darniederliegen und die Feinde die Fetzen vom Körper des besiegten Gegners reißen, „amüsiert" sich das deutsche Volk. Niemals sind Theater und Lichtspielhäuser so gefüllt gewesen, niemals ist so viel getanzt worden wie in dieser traurigen Zeit. Schon geben sich die Deutschen wieder die größte Mühe, die Tänze südamerikanischer Pferdeknechte oder des Londoner Pöbels nachzuahmen, Tango und Foxtrott sind wieder oben auf. Dabei möchte ich auf folgendes aufmerksam machen: Es scheint mir ein Anzeichen größten moralischen Verfalls zu sein, wenn der Mensch, der stolz darauf sein sollte, sich immer weiter vom Tier hinweg zu einem Wesen höherer Art zu entwickeln, einen Reiz darin findet, sich in gewisser Hinsicht dem Tiere zu nähern, es nachzuahmen. Das widerlichste Beispiel ist wohl das Stück „Chanteclair" des berühmten Franzosen Rostand, in dem die Menschen als Hühner verkleidet sind und der Held der Handlung der Hahn ist. Echt französisch! (Man könnte an eine Parodie auf die „Herren von Maxim" denken.) Auch bei den neuen Tänzen, die wir dem Angelsachsentum verdanken, werden die Bewegungen von Tieren, soweit es sich nicht um die Schiebetänze Berliner Verbrecherkneipen handelt, nachgeahmt. Außer dem Grislybärentanz gibt es, glaube ich, auch einen Fischtanz, und nun haben wir als Modernstes den Foxtrott.

Besonders kennzeichnend für den internationalen Händlergeist sind die süßlich verführerische Ankündigung eines großen „Kaviar-Mäuschen-Balles" mit dem Motto: „Wer hat die schönsten Beine von Berlin?" — der Veranstalter war ein Herr Oppermann — und die Anzeigen von Bällen im Badekostüm mit der Prämierung, nicht etwa des schönsten Kostüms, sondern der schönsten Gestalt. Es kann sicher darauf gerechnet werden, daß die Veranstalter Erfolg haben — nicht nur in Dirnen- und Zuhälterkreisen. Hierher gehört auch die Feststellung, daß die von Herrn Landauer und Konsorten während der Räterepublik in München beschlossene „Kommunalisierung der Frau" klar erkennen läßt, wohin der Kampf gegen die Familie, von dem ich mehrfach sprach, zielt: Die Ehe wird ungültig, jede Frau steht zur allgemeinen Verfügung, wobei der Orientale wohl an die ihm bisher versagt gebliebenen edleren Töchter Germaniens denkt. Wie heißt es doch in „Ahasver's fröhlich Wanderlied" des Herrn Paul Mayer?

„Meiner Seele glatte Häute
Bergen, was ich bettelnd büßte;
Doch es türmt sich meine Beute,
Und es jauchzen Eure Bräute
Mir, dem Auswurf fremder Wüste!"

Herr Pleßner, der Herausgeber des übelsten der Revolutionsblätter, des auf rotem Papier gedruckten „Galgens", der seine Artikel mit „Der Henker" unterschreibt, suchte sich die Gunst gewisser Kreise dadurch zu sichern, daß er in der ersten Nummer für die Aufhebung des Strafgesetzparagraphen betr. Abtreibung der Leibesfrucht eintrat. Wie Herr Pleßner für die Aufhebung dieses Paragraphen, so arbeitet Herr Dr. Magnus Hirschfeld für die des § 175. Als moderner Mann stellt er sogar den Film in den Dienst seiner für eine gewisse Menschenklasse sehr dankenswerten Bestrebungen und empfiehlt sich nebenbei den geehrten Herrschaften zur ärztlichen Begutachtung — gegebenenfalls. —

Ist es nicht manchmal, als ob eine Bande von Teufeln auf unser Volk losgelassen wäre? Und nicht nur in unserem Volke, auf der ganzen Erde treiben sie ihr Unwesen, die Geister, die alles Gute und Edle verneinen und die Schamlosigkeit auf jedem Gebiet und in jeder Form predigen. Nicht in der Hölle, nicht schwarz und langgeschwänzt, nein, mitten unter uns, gepflegt und nach der allerneusten Mode angetan, sind sie an der Arbeit, wie der Baron von Natas in Hauffs „Memoiren des Satan".

Es ist ganz selbstverständlich, daß 90 vH. aller Michel sagen werden, ich sähe zu schwarz. Darauf entgegne ich, daß die Begleiterscheinungen der Revolution sehr viel schwärzer sind, als alles, was ich vorausgesehen habe. Es ist ja gerade das Kennzeichen des deutschen Michels, daß er alle Kulturdinge für außerordentlich harmlos hält. Er kommt gar nicht auf den Gedanken, daß all das Gemeine und Häßliche, das jahraus, jahrein der Seele des deutschen Volkes zugeführt wird, doch schließlich irgend ein Ergebnis haben muß! Der deutsche Michel hat sich sogar immer, weil wir reich und mächtig geworden waren, eingebildet, daß wir es überhaupt außerordentlich weit gebracht hätten; daher auch die zum Ekel häufige Wiederholung des Geibelschen Wortes, daß am deutschen Wesen die Welt noch genesen solle. Ich bin der Ansicht, daß das deutsche Volk erst selbst einmal am echten deutschen Wesen genesen soll, vorläufig ist es jedenfalls, anscheinend unheilbar, am undeutschen Wesen erkrankt. Wir verwechseln auch bei dem Stolz auf unsere modernen Errungenschaften immer Zivilisation und Kultur. In der Zivilisation haben wir es allerdings weit gebracht. Wir haben Zentralheizung, elektrisches Licht, Unterseeboote, Luftschiffe, Grammophone, Pianolas, „Kientöppe", und können uns vor sexueller Aufklärung (einschließlich aller Perversitäten) kaum noch retten. Haben wir aber die große Zeit um 1800 herum auch auf den Gebieten der Literatur, Musik, bildenden Kunst und der Philosophie

übertroffen? Keineswegs! Unsere Fortschritte beruhen fast lediglich auf der Weiterentwicklung des Intellekts, nicht aber der des tieferen Seelenlebens!

Ich möchte fast sagen: Die größte Dummheit unserer Zeit ist die Überschätzung der Schlauheit! In Bezug auf Schlauheit ist dem Germanen der Jude im Durchschnitt unzweifelhaft überlegen, daher predigt er auch ununterbrochen den Wert der „Intelligenz". Und wir fallen darauf hinein! Es ist sehr bezeichnend, daß wir Gutmütigkeit — ich spreche hier wohlverstanden nicht von der Politik, in der es Gutmütigkeit nicht geben darf, sondern vom einzelnen Menschen — daß wir Gutmütigkeit beinahe mit Dummheit gleichsetzen, — „ein guuter Kerl!" — der Franzose versteht ja unter Bonhomme schon längst einen Dummkopf. Maximilian Harden hat mal irgendwo, wenigstens dem Sinne nach, gesagt: „Einen Schweinehund könnt ihr mich ruhig nennen, aber einen Dummkopf, das nehme ich übel." Andere erklären Redlichkeit für ein Kapitel für die Unschuld vom Lande, Charakter für Beschränktheit, Heroismus für den Wahn fanatisierter Köpfe. Der Standpunkt des Herrn Kerr „lieber dreimal Sklave als tot" ist sicher der Standpunkt aller internationalen Händlerseelen, die samt und sonders Pazifisten sind. Es würde besser um uns stehen, wenn wir bei allen erzieherischen Maßnahmen der Festigung des Charakters unser Hauptaugenmerk zuwendeten und nicht vorzugsweise den Verstand ausbildeten. Wie weit sind wir von Christus entfernt, der die „Einfältigen" selig gepriesen! Aber, wie mir scheint, sind wir auch in anderer Beziehung dem Christentum fremd geworden. Die praktische Grundidee des ganzen Christentums, die Nächstenliebe, steht gering in der allgemeinen Achtung; für den waschechten Händler jedenfalls ist sie mit Dummheit gleichbedeutend, und doch ist sie das höchste und einzige Heilmittel für all unser Elend, denn ohne sie sind wir wirklich nichts weiter als das, was wir in der materialistischen Entwicklungslehre sind, die höchsten Tiere. Das Tier kämpft den Kampf ums Dasein rücksichtslos, das stärkere oder intelligentere gewinnt. In der Lehre von der Nächstenliebe aber hat Christus der Menschheit den Weg gewiesen, wie sie sich in Wahrheit erst über die Tierwelt erheben kann. Einer der größten Geister aller Zeiten, dessen Weltanschauung von der christlichen weit entfernt ist, stimmt doch vollständig mit Christus in der Bewertung des menschlichen Herzens überein: Schopenhauer hat das wunderbare Wort gesprochen: „Wie Fackel und Feuerwerk vor der Sonne verbleichen, so werden Klugheit und Genie und auch die Schönheit übertroffen durch die Güte des Herzens."

Wenn ich nun sagen soll, was haben wir zu tun? so kann ich nur sagen, wir haben an uns selbst und an Deutschlands Erneuerung zu arbeiten. Wie, dafür kann ich kein ins einzelne gehende Programm geben, der einzelne muß es sich selbst bilden; aber ich möchte einige Gesichtspunkte, die ich für die entscheidenden halte, anführen. Sie sind: Abkehr von den fauligen Auswüchsen

unseres Kulturlebens, Bekämpfung des von mir gekennzeichneten „alljüdisch-internationalen Händlergeistes" auf allen Gebieten und mit aller Kraft, richtige Bewertung der Charakter- und Gemütsbildung gegenüber der einseitigen Ausbildung des Verstandes, Beschäftigung mit den großen Geistern, die das deutsche Wesen am klarsten spiegeln und die den deutschen Idealismus, der unsere Weltanschauung sein muß, vertreten, (denn an ihnen müssen wir uns bilden), Zusammenschluß aller Gleichgesinnten zu völkischen Verbänden. Denken wir aber auch daran, daß wir nicht nur die uns nahestehenden Kreise für unsere Gedanken gewinnen, sondern vor allen Dingen auch die unteren Volksschichten. Dazu ist es notwendig, und das ist der größte Fehler, den ich in der Vergangenheit sehe, daß die sozialen und Klassenunterschiede überbrückt werden, daß der Gegensatz zwischen Bürger und Arbeiter, der künstlich geschaffen wurde, verschwindet, daß die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten sich schließt, daß der gut Angezogene sich nicht für etwas Besseres hält als den ärmlich Gekleideten, der Reiche nicht für besser als den Armen.

Es ist sicherlich von hohem Interesse, auf die Worte hinzuweisen, die Friedrich Lange, der Herausgeber der „Täglichen Rundschau" und Gründer des „Deutschbundes" und der „Deutschen Zeitung" am 9. Mai 1894 gesprochen hat. Sie lauteten: „Wir alle haben geglaubt, wir wären auf dem Gipfel des Deutschtums, als uns der Jubel über die Siege des großen Krieges umbrauste. Wer hätte damals denken mögen, daß unmittelbar von diesem Gipfel der Weg hinabführen würde in einen Sumpf, in den Sumpf der inneren Erniedrigung durch Geldgier und Gesinnungslosigkeit. Wir glaubten, mit der äußeren Erstarkung und Einigung des Deutschen Reiches uns völlig gewonnen zu haben, und wissen nun, daß wir nahe daran sind, uns völlig zu verlieren. Denn ein Volk ist bei aller äußeren Schwäche unüberwindlich, solange es seine innere Art bewahrt hat, doch ist es allem Schicksal preisgegeben, wenn es sich selbst verleugnet. Wahrlich, wer am tiefsten deutsch empfand, hat auch in diesen letzten 20 Jahren am tiefsten die Beschämung gekostet, während er gehofft hatte, auf dem Gipfel stehen zu können." Ist es nicht, als ob diese Worte jetzt gesprochen worden wären? Und doch stammen sie aus der Zeit unmittelbar nach Bismarcks Entlassung, als unser politischer Niedergang begann und im Kulturleben Mammonismus und Materialismus ihren Siegeszug antraten.

Hören wir auch auf Hebbel, der ausruft: „Keiner hat mehr das Recht, sich selbst zu leben, niemand lasse den Glauben fahren, daß Gott durch ihn ein großes Werk will. Du sollst wissen, daß gerade ohne dich Deutschland nicht genesen kann."

Deutschlands geistige Erneuerung kann, wenn sie Dauer haben soll, nicht durch äußere Umstände herbeigeführt werden, sie muß von innen heraus erfolgen; dazu gehört Mut, Selbstvertrauen und Zusammenschluß. Zusammenschluß zum Kampfe gegen den „alljüdisch-internationalen Händlergeist", **zum neuen Kulturkampfe!**

Zur „Abschaffung" des Adels.

Das uralt adelige Bajuwarien schaffte eines Tages den Adel ab. Ja, läßt denn Adel sich „abschaffen"? Kann mir genommen werden, daß ich heiße, wie ich heiße? Mehr noch: daß ich bin, was ich bin? Kann man mir meinen Vater nehmen, meine Ahnen? Bin ich nicht und bleibe ich nicht, was ich geworden bin seit Jahrhunderten? — Aber was fragt der Zeitgeist nach der Geschichte! Ihm liegt auch nicht so viel an dem Wörtchen „von". Das hat er auch in Bayern gleich wieder „angeschafft". Nach dem Grundsatze der allgemeinen Gleichheit will er nur keine „Vorrechte" mehr dulden. Er schafft also die Vorrechte des Adels ab. Vorrechte des Adels? Welche sind das? Wo könnt ihr sie uns noch zeigen? Daß mich Handwerker und Verkäufer noch „Herr Baron" nennen? Nennen sich meine Mitbürger und Mitbürgerinnen nicht: Herr Kommerzienrat und Frau Doktor? Hört sich mein Schneider nicht gern Herr Schneidermeister nennen, und will nicht jedes Ladenmädchen „Fräulein" genannt sein? Wir gönnen ihnen gern die Vorrechte. Keiner denkt daran, sie abzuschaffen. Es bleiben bestehende, ganz ungefährliche Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens. Aber die Vorrechte des Adels bestehen überhaupt nicht mehr, nicht mehr als „Rechte". Für den rechten Adel gibt es nur noch „Vorpflichten". Die lassen sich nicht abschaffen; es sind seelische Kräfte. —

Rechter Adel ist, der sich seiner Pflichten bewußt ist. Dies sind nicht nur persönliche Pflichten, sondern in der Geschichte, im Geschlechte wurzelnde und einer höheren Gemeinschaft geltende, also überpersönliche Pflichten. Gewiß kennen und haben letztere auch andere, sollen sie im Grunde alle Staatsbürger haben, sind es die Pflichten jedes guten Christen. Aber jenes besondere Wurzeln in der Geschichte und im Geschlechte, die Eigentümlichkeit der bewußten Vererbung, gibt ihnen den adeligen Stempel. Es ist nicht zu unterschätzen, daß in einem Volke solche Erbgemeinschaft besteht, welche die überpersönlichen Pflichten als ihre Vorpflichten empfindet. Wenn der Adel ehedem Vorrechte gehabt hat, gleichviel, woher sie entstanden sein mögen, so haben sie sich im Laufe der Zeit zu Vorpflichten veredelt, sich dadurch selbst geadelt. Nun, da die Vorrechte ausgelöscht sind, bleiben die Vorpflichten umsomehr bestehen. Verrät sich in der unsinnigen „Abschaffung" des Adels jedenfalls ein unadeliger Geist — und das ist unser Zeitgeist —, so gilt es nun erst recht für die Bewahrung adeligen Sinnes zu sorgen. Ja, durch den bewußten und betätigten Gegensatz gegen den Zeitgeist, der nur Rechte kennt, gewinnt der Sinn der Vorpflichten nur noch einen höheren Adel. —

Ursprünglich, wie wörtlich, stammt der Begriff des Adels vom „Od", vom Besitze. Das wäre in den Augen der — sagen wir — adelsunbewußten Menschen ein rein materielles Ding. Aber nicht so für das Adelsbewußtsein. Im Besitz, d. h. im Lande, im Grund und Boden selbst, da gerade wurzelt der eigentümliche Charakter des Geschichtlichen, des Geschlechtes, worin der Adel begründet ist. Der Landbesitz, das Gut, bildet und bewahrt den Zusammenhang des adeligen Geschlechtes durch die Jahrhunderte, die Einheit des Blutes und des Geistes, die „Idee" des Adels. Also handelt es sich beim „Od" keineswegs um einen persönlichen Besitz zur Ausnützung, zum Gewinne, wie beim Gelde, beim „Kapitalismus", was allerdings nur Formen des Materialismus sind. Adel ist Lebensform des Idealismus. Der Landbesitz und seine Vererbung hat ethischen Wert. In ihm verbinden sich die Rechte der Vergangenheit mit den Pflichten für die Zukunft zu lebendig gegenwärtiger Einheit. Wo eine solche Einheit bewußt und pflichtgetreu gewonnen und bewahrt wird, kann auch ein Geschlecht bürgerlichen Stammes so gut sich selber den Adelswert erwerben, wie es einst Geschlechter bäurischen Stammes getan. Es bildet sich dann aus dem Zusammenhang mit dem Erbgrunde eine Macht der Zucht, der Erziehung zum tätigen Bewußtsein, welche veredelnd wirkt.

Auch Zucht adelt. Es kommt nur noch darauf an, ob die Wirkung sich über die engen Grenzen des Besitzes hinaus erstreckt. Der Adel ist zwar ein Erbe der Zeit, indem er auf Jahrhunderte zurückblickt; aber er soll daraus auch die Kraft schöpfen, im Raume sich auszuwirken. Diese Kraft eben ist seine Vorpflicht gegenüber dem ganzen großen Vaterlande. Erhielt etwa der älteste Sohn des Geschlechtes den Wurzelboden im beschränkten Raume des Od's, des Gutes,

so widmeten die Jüngeren sich dem Dienste der Allgemeinheit in jenem besonderen Geiste bewußter Vorpflicht, den sie der adeligen Zucht ihres Hauses verdankten. So soll es sein, und so ist es in weitem Maße gewesen. Neben dem eigentlichen Landadel hat sich zumal ein Militäradel gebildet, für den der Begriff des „Dienstes“ wesentlich war, veredelt wiederum durch die Idee der Mannentreue. Wieviel wir ihm verdanken, ist kaum auszusagen; wir werden es fühlen, wenn er uns fehlt. Hier ergaben sich auch natürliche Vorrechte. Aber sie wurzelten schon in dem Tiefgrund des Pflichtbewußtseins, der eigentlichen Adelszucht. —

Mit mehr Recht als über den Militäradel hat man über den Diplomatenadel geklagt. Auch dieser hat sich natürlich herausgebildet aus der gesellschaftlichen Kultur des einst in der Tat höheren Standes. Das gesellschaftliche Wesen hat dann freilich wohl zu viel bestimmende Rücksicht und Geltung im diplomatischen Dienste genossen. Es hat die besonderen geistigen Begabungen für das Amt oftmals zurückgedrängt, zum Schaden des ganzen Berufs und des Staates. Und doch wäre es ein ebenso großer Fehler, wenn etwa nur noch eine Art von Parteidiplomaten ohne höhere gesellschaftliche Bildung und ohne das Vorpflichtbewußtsein des Standes mit den Geschäften der Auslandsbeziehungen betraut werden sollte. Der „Völkerbund“ wird uns noch längst nicht von den schwierigen Pflichten der Staatsvertretung auf diesem Gebiete entbinden! Da wird es denn doch immer noch viel zu bedeuten haben, ob unsere Diplomaten ihr Amt nur als persönlichen Berufsdienst versehen, oder ob sie sich noch als Träger überpersönlicher Verpflichtung fühlen, ob sie nur bezahlte Talente sind oder berufene „Idealisten“, d. h. bewußte Vertreter einer Idee, aus erblicher Zucht, aus lebendiger Mannentreue. —

Es versteht sich von selbst und ward darum hier noch nicht berührt, daß der Adel schon längst nicht mehr durchaus auf dem Landbesitz wirklich beruhte, daß er im Laufe und Wechsel der Zeiten sich immer mehr davon losgelöst hatte und in den verschiedenen Lebensgebieten und Staatsämtern frei für sich bestand. Dennoch war ihm, wo er mit Bewußtsein bewahrt und bewährt wurde, der aus seinem Ursprung herstammende, jahrhundertelang gezüchtete Geist noch eigen geblieben. Es war ein geistiger Adel geworden. Aber da das Geistige so sehr beeinflußbar ist und abhängig von anderen geistigen Mächten, ja, vom jeweiligen Zeitgeiste, so lag die Gefahr nur allzunahe, daß auch der Adelsgeist sich in die umgebende Luft einer entadelten Neuzeit verflüchtige. Daher ist es heute wohl als ein heilsames Geschick zu begrüßen, wenn unter der zwingenden Not unseres gegenwärtigen Niederganges und Umsturzes zumal der Militäradel sich auf den Ausweg gedrängt sieht, wieder auf das Land zurückzukehren und sein Geschlecht zu neuem Aufblühen einzuwurzeln in ein erst nur bescheidenes, aber hoffnungsvolles „Od“. —

Durch die Vergeistigung des Adels war er jedoch bereits bis zur Grenzverwischung nahegerückt worden dem weiteren Begriffe und Wesen des sogenannten „Geistesadels“. Daß ein solcher besteht, das Edelste des Volkstums, das wird nur leugnen, wer weder von Geist noch Adel etwas ahnt! Es ist nur festzuhalten, daß dieser Geistesadel seiner Art und Herkunft nach etwas Anderes ist, als was der eigentliche, auf dem „Od“ begründete, natürliche und vererbte Adel war. Der Geistesadel ist zunächst ein ganz persönliches Gut, der Seelenwert besonderer Individualitäten. Weniger durch Vererbung als durch Gemeinschaft bildet sich daraus erst eine gewisse Form der menschlichen Kultur, eine geistig veredelte Gesellschaft. Nach ihr wird der Geist eines Volkstums geschätzt, während das eigentliche „Volk“ überall in einer geistigen Niederung zu leben pflegt, die sich wenig nach den „Nationalitäten“ unterscheidet und sich recht übel offenbart, wenn einmal die Niederung zur Oberfläche des Staatswesens wird. Freilich können auch aus diesem Volke selbst Geistesadelige hervorgehen, das sind dann die Wunder des Genies, in denen auch das Volkstum wiederum zu reinstem Ausdruck gelangt. —

Aus dem Geistesadel sollen dem Volke seine geistigen Führer erstehen. Er wird für die Würde und Weite der Führung zu sorgen haben. Darin liegt sein hoher Kulturwert. Er wäre jedoch entwertet, mangelte ihm jene Kraft, die als innerer Zusammenhalt des Lebenden und Wirkenden von religiöser Bedeutung ist: die Treue. Diese war das eigentümliche Erbteil des alten, geborenen

Adels, der ganz auf dem Verhältnis der Treue beruhte. Sie muß ihm heilig sein. Als „deutschtreusinnig" wird er berufen bleiben, auch innerhalb eines führenden Geistesadels diesen inneren Zusammenhalt mit besonders tiefgewurzeltem Pflichtbewußtsein lebendig zu erhalten und zu pflegen. Immer sah man in ihm den Vertreter des jedem gesunden Staatswesen nötigen „Konservativen", das auch Zukunft sichernde und bildende Kraft besitzt. Treue zum Lande und Stande, Treue zum Geschlechte und zum Volke, Treue zum Staat und zum Fürsten — auch wenn er — — „abgeschafft" ist! Das ist Adels Vorpflicht, und religiöses Bewußtsein dessen bleibt für die recht Verstehenden sein ethisches Vorrecht. Davon wissen unsere großen Abschaffer und Umwälzer heute freilich nichts. Ihnen sei zum Schlusse nur noch ein Wörtchen gesagt:

„Man soll nichts abschaffen wollen, was man nicht schaffen kann!" Hans von Wolzogen.

Irminsul.

Vielfach begegnet man in weiten Kreisen der Meinung, daß mit dem Begriffe „deutschnational" der Begriff des Entwicklungsunfähigen, Starr-am-Alten-Festhaltenden verbunden ist. Wer mit dem „Zeitgeist", der übrigens doch in vielen seiner Erscheinungen keineswegs immer einen wirklichen Fortschritt bedeutet, im Widerspruch steht, gilt als deutschnational. Hierbei wird übersehen, daß neben dem nivellierenden, persönlichkeitsfeindlichen, unhistorischen Zeitgeist, der sich mit der ihm angeborenen Lautheit und Aufdringlichkeit, mit der ihm anhaftenden Selbstreklame, die durch ständige Wiederholung die Geister in ihren Wahn hineinschlummmert, da die Menge geduldig nachbetet, was die Semitenpresse ad majorem gloriam populi judaei verbreitet, auch andere Zeitströmungen im Kreise tiefer Erfassender lebendig sind, daß alte Formen mit neuem Geist durchdrängt werden. — Man kann zum Konservatismus nicht nur durch Festhalten am Alten, sondern durch Ergebnisse gründlicher und gewissenhafter Studien in Natur und Geschichte kommen. — Ich greife da ein Beispiel heraus: früher galt als Patriot der, der am Kaiserhause hing und auf das junge, stolze Reich stolz war. National war schon mehr, national war der, der sich mit Stolz als Angehöriger des im Deutschen Reiche zusammengeschlossenen Volkes bekannte, der in bewußtem, wenn auch nicht feindlichem Gegensatze zu Angehörigen anderer Staaten stand. Diese Anhänglichkeit an Kaiser, Reich und Volk im Staate hatte ihre Berechtigung: sie war begründet in germanischer Mannentreue, in Erinnerung an die stolzesten Zeiten deutscher Geschichte und in der Freude der Erfüllung eines Vätertraumes. Diese unbewußten im Gemüt liegenden Werte wurden vertieft und dabei in ihrer Unvollkommenheit erkannt bei gründlicher Durchdenkung und dabei kam etwas Neues heraus: der deutschvölkische Gedanke, und das ist der Gedanke der in den tiefer Erkennenden als Zeitgeist lebt: dreierlei verbindet sich diesem Zeitgeist:

1. das Volk hört nicht mit den Grenzen eines Staates auf, allerdings ist es wünschenswert, daß das Volk in einem Staatsganzen zusammengefaßt wird, was sich aber nicht immer ermöglichen läßt;

2. für diese Volksgemeinschaft muß der einzelne sich opfern, er darf nicht seinen Persönlichkeitsnutzen, seine Persönlichkeitseigenart über das Ganze stellen — er kann also nicht „liberal" und völkisch zugleich sein, jedenfalls muß völkisch über liberal gehen, im Konfliktsfall obsiegen;

3. Volk ist mehr wie Sprachgemeinschaft, die ja nicht ohne weiteres Denkgemeinschaft wäre, Volk ist Rassengemeinschaft, denn nur so ist eine Gemeinschaft des Wollens und Denkens möglich; in diesem Sinne gehört der anders rassige Jude z. B. nicht zum Volke, daher auch die tiefe Kluft zwischen deutscher und jüdischer Art. Nun ist aber das deutsche Volk keine einheitliche Rasse, wird entgegnet und mit Recht, denn das deutsche Volk besteht vorwiegend aus zwei Rassen, der nordischen und der alpinen. Aber da in allen Angehörigen des deutschen Volkes beide Rassen in mehr oder weniger starkem Maße auftreten, ist doch die erwünschte Einheit des Empfindens zu erzielen. Da nun die Geschichte den Beweis erbracht hat, daß die nordische Rasse, ebenso wie sie die körperlich schönste, so auch die schöpferischste, tapferste und edelste ist, und da wir durch sie vorbestimmt sind, so sind wir Deutschen in der glücklichen Lage, bei Pflege unseres Volkstumes zugleich die Menschheitsinteressen zu fördern, bei uns braucht es also bei wissenschaftlicher Be-

trachtung keinen Konflikt zwischen völkischem und internationalem Handeln zu geben; während weniger hochrassige Völker nur den Instinkt bei Durchsetzung ihrer Volksart gelten lassen können, ist es bei uns mehr als das natürliche Gefühl, seine Art durchsetzen zu wollen, die berechtigte wissenschaftliche Erkenntnis, daß die bei uns vorherrschende nordische Rasse die wertvollste, also die am meisten zu fördernde ist. So bringt also diese moderne Erkenntnis wieder die Gebildeten dem konservativen Gedanken näher, da er dem Deutschvölkischen am nächsten kommt. Politisch ist die deutschnationale Partei der Bund und Ausfluß beider Weltanschauungen, durchtränkt mit christlich-sozialen Gedanken. — Wie die großen Strömungen von einzelnen gedacht, dann verbreitet unter Gebildeten und von da in die breite Masse gebracht wurden, z. B. der nationale, der soziale, der liberale, so auch der völkische. Auf den Universitäten bemerken wir seine Spuren zuerst im V. d. St.; aber als er da zuerst auftrat, war er wissenschaftlich noch nicht genügend durchdacht, er äußerte sich hauptsächlich in heißer Liebe zu seinem Volk, z. T. in starker Ablehnung den volksfremden Juden gegenüber. Die im V. d. St. lebenden Gedanken verbreiteten sich dann weiter, vertieften sich durch moderne wissenschaftliche Erkenntnis; am schärfsten und klarsten offenbarten sie sich, weiter entwickelt, in der Marburger Wehrschaft Irminsul, die sich als erste studentische Verbindung auf den Rassenstandpunkt stellte, nur rein arische Mitglieder aufnimmt, d. h. auch Judenabkömmlinge ablehnt, selbst wenn sie aus christlichen Häusern stammen. Diese Verbindung, die in ihrer Fuchsenerziehung den völkischen Gedanken in den Vordergrund stellt, behält im Gegensatz zum V. d. St. mehr die alten studentischen Formen bei. Es werden Farben getragen, Verabredungsmensuren sind gestattet. Von den Mitgliedern wird ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl auf seruellem Gebiete verlangt. Für alkoholische und andere Verwüstungen der körperlichen Tüchtigkeit ist kein Platz. Trinkzwang herrscht nicht, dagegen ist die unbedingte Waffengenugtuung Gesetz. So verbinden sich die alten studentischen Formen, studentische Jugendfreunde mit dem zeitgemäßen Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen gegen Volk und Rasse und mit der klaren Erkenntnis des völkischen Gedankens. 1910 wurde die Irminsul gegründet, im Kriege verlor sie etwa 50 v. H. ihrer Mitglieder, getreu ihrem Grundsatz: Deutsch sein heißt treu sein, sich selbst und seinem Volke. Jetzt hat sie sich wieder aufgetan, hoffentlich wird sie weiterhin junge Geschlechter im deutsch-völkischen Geist erziehen, wahrhaft moderne junge Akademiker, versehen mit gründlicher Kenntnis der Fragen rassischer Reinheit und Tüchtigkeit als Salz des nationalen Gedankens ins Leben hinausschicken. In ähnlichem Geiste wirken die mit der Irminsul im Freundschaftsverhältnis stehenden Marburger Normannen, Breslauer Balthen, der Prager Egerländer Landtag, die Hamburger Teutonen.

Dr. Wilfried Quentin, Frankenberg i. H.

*

Moderne Volkserziehung.

Am 4. August ist in der sächsischen Volkskammer ein Kirchenaustrittsgesetz beschlossen worden. Der § 1 dieses Gesetzes lautet: „Der Austritt aus einer staatlich anerkannten Religionsgesellschaft ist nach Vollendung des 14. Lebensjahres jedem gestattet, der im Freistaate Sachsen seinen Wohnsitz oder ständigen Aufenthalt hat."

Früher unterschied man Kindheits-, Lehrlings-, Gesellen- und Meisterjahre und jahrhundertelange Erfahrung belehrte, wie recht man tat, eine langsame Entwicklung nach oben zu verlangen und bestehen zu lassen. Unsere Zeit weiß das besser und streicht alles, was zwischen Kindheit und Meister liegt. Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht. Aber ich glaube, die Kinder, denen man jetzt so schwerwiegende Entscheidungen großmütig selbst schon überlassen will, werden von ganz allein dies unendlich kluge Gesetz ablehnen. Es liegt doch nun einmal im Wesen des Kindes, daß es das Bedürfnis hat, sich anzulehnen, Rat und Hilfe zu suchen bei solchen, denen es sein Vertrauen schenkt. Natürlich ist aber das auch die Absicht der jetzigen Machthaber, sie denken es nun leicht zu haben, neue Massen in ihre Kreise zu zwingen. Aber wird es ihnen nicht Angst, wenn das Volk durch diese allzubeschleunigte Mündigkeitserklärung allmählich so weit kommt, daß es hinter die Kulissen

des demokratischen Zaubers sehen lernt und erkennt, daß eben alles Leinwand und Pappe ist? Wir haben schon in diesem Kriege zu leiden gehabt unter den Folgen dieser Individualpädagogik, die darauf verzichtete, die Kinder zu Charakteren zu bilden, vielmehr Charaktere in ihnen voraussetzte. Schon jetzt haben wir den Mangel an Autoritätsgefühl, die Ablehnung jeder Unterordnung, den Geist ständigen Widerspruches mit Schrecken und zu unserem großen Schaden feststellen müssen, aber natürlich, das geschah ja der alten Regierung nur zur gerechten Strafe. Nein, geht man weiter auf dieser Bahn, dann wird auch der Zeitpunkt kommen, wo der Geist der „Freiheit" die Massen den Gehorsam auch gegenüber der neuen Regierung wird aufkündigen lassen. Früher haben wir gelächelt über die katholische Kirche, die das annus discretionis, also das Jahr, von dem an die Kinder zur Beichte zu kommen haben, auf das 7. festsetzte. Nun diese Festsetzung des 14. Jahres ist viel, viel schlimmer, sie ist, es sei offen gesagt, ein pädagogischer Wahnsinn. Wenn die Volksvertreter doch auch nur eine Minute an ihre eigene Kindheit denken würden, dann würden sie nicht fertig bringen, dem 14jährigen die Entscheidung zuzugestehen über Dinge, zu denen früher oft die 25jährigen noch nicht für reif erachtet werden konnten. Wo sind unsere Volkserzieher, um solchem Treiben Einhalt zu tun? Haben sie sich auch alle fangen lassen von diesen Gedanken? Merkt denn die Regierung nicht, daß sie sich selbst die Stützen weggräbt? Deutsche Eltern, hütet euren Kindern die kindliche Freiheit, bewahrt sie davor, daß sie in den Schmutz politischer Leidenschaften gezerrt werden, ehe sie noch recht ihre Jugend genossen, ehe sie noch fest geworden sind in der Sehnsucht nach allem Schönen und Guten. W. Kohl.

*

Deutsche, lernt vom Feinde!

Die Franzosen geben seit 1871 selbst in wissenschaftlichen Karten und Atlanten, nicht nur in Schulbüchern, Elsaß-Lothringen als französisches Land an.

Wenn jetzt die im Schmachfrieden bestimmten neuen deutschen Landkarten festgelegt werden, muß die ehrliebende deutsche Bevölkerung geschlossen dafür eintreten, daß diese Karten vaterländisch angelegt werden, das heißt:

Die jetzt schmählich vom Deutschen Reich abgetrennten Teile (Elsaß-Lothringen, Saargebiet, Nordschleswig, Danzig, Westpreußen, Posen, Memel) müssen mit einer anderen Farbe bezeichnet werden als diejenigen Länder, von denen sie uns geraubt sind.

Klar und scharf müssen in allen deutschen Karten des Deutschen Reiches die deutschen Reichsgrenzen von 1914 stark farbig hervorgehoben werden, wie es Frankreich von 1871 bis 1919 mit Elsaß-Lothringen getan hat. —

Wie die „Deutsche Zeitung" berichtet, hat sich die geographische Verlagshandlung Carl Flemming und E. T. Wiskott bereits mit den angesehensten übrigen Kartenverlegern Deutschlands in Verbindung gesetzt, um eine gemeinsame Vereinbarung über die Beibehaltung der alten Reichsgrenze auf allen deutschen Karten herbeizuführen. Diese Vereinbarung ist erfolgt, und in irgendeiner Form wird hinfort die vor dem Weltkriege vorhanden gewesene deutsche Reichsgrenze auf den meisten deutschen Karten erscheinen, um unserem Volke und namentlich der heranwachsenden Jugend ständig vor Augen zu halten, wie viel größtenteils rein deutsches Gebiet uns durch den Frieden von Versailles widerrechtlich geraubt worden ist.

Neben dem Festhalten der alten Reichsgrenze ist aber auch das Festhalten alter deutscher Namensformen überaus wichtig. Namentlich die zahlreichen magyarisierten Namen (wie z. B. Poszony statt Preßburg, Brasso statt Kronstadt), die italienisierten Namen (wie z. B. Udine statt Weiden, Rovereto statt Rovreit, Riva statt Reif) und ebenso die französierten Benennungen (wie z. B. Mulhouse statt Mühlhausen, Thionville statt Diedenhofen, Montbeliard statt Mömpelgard, Nancy statt Nanzig) sollten auf deutschen Karten ausnahmslos verschwinden!

*

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Deutſches Land und Volk.

Schäfer, Dietr.: Wir Deutſch. a. Volk. 32 S. 1.80

— —: D. Grenzen d. deutſchen Volkstums. 40 S. 1.80

Schmidt-Kowarzik: Deutſchöſterreich. D. Siedlungsgebiet d. Deutſchen u. ihrer Minderheiten. 10 S. —.30

+ Winterſtetten: Heinzenland. Deutſches Neuland im Oſten. 29 S. m. 1 Karte. 1.60

Ziehen: D. Deutſchtum i. Ausland. E. Quellen- u. Leſebuch z. Einführung i. d. Verſtändnis d. Auslandsdeutſchtumes. 139 S. 1.55

Deutſche Politik.

Bartels, A.: Deutſch. Verfall. Vortr. M. e. Nachwort: D. Zuſammenbruch. 42 S. 1.50

+ Selbſtbeſtimmungsrecht, Das — der Deutſchen in Böhmen, Mähren u. Schleſien. 22 S. m. 1 Kartenſkizze. —.50

+ Stegemann: Rettet d. Saarland! E. Aufruf. 66 S. m. 1 farb. Karte. —.60

Deutſche Kultur u. Weltanſchauung.

Hoffmann-Kutſchke: Sonnenwende. Gedanken z. nationalen Wiederaufbau Deutſchlands. 29 S. 1.20

Hunzinger, A. W.: D. Chriſtentum i. Weltanſchauungsk. d. Gegenw. 125 S. Geb. 2.50

Koſſinna: Altgermaniſche Kulturhöhe. E. Kriegsvortrag. 24 S. 1.—

Neuhaus: D. Frage Nordſchleswigs i. Lichte d. neueſt. vorgeſchichtl. Unterſuchung. 51 S. 2.—

Deutſche Sprache, deutſches Schrifttum.

+ Schauerte, H.: Herm. Löns. Sein Leben, ſ. Schriften u. ſ. Werk. 107 S. u. ein Bildnis. Geb. 6.—

+ Wilſer, L.: Runenkunde. 1 Thl. 45 S. u. Abb. 2.—

Deutſche Kunſt.

+ Pfordten, H., Frhr. v.: Carl Marie v. Weber. M. e. Bildnis d. Meiſters von C. Horneman. 136 S. Geb. 2.50

Deutſche Erziehung und Schule.

Vonhof, R.: D. niederſächſ. Volkshochſchule. 4 Aufſätze. 38 S.

Der Weltkrieg.

+ Lettow-Vorbeck, v.: Von Vaterland u. Kolonie. E. Weckruf an d. deutſche Nation. Ructeſchek: D. Feldzug in Oſtafrika. M. e. Karte. 122 S. Geb. 4.50

Völkiſche Unterhaltungsſchriften.

Beyer, C.: Gretenwäſchen. Preisgekr. Erzählung. a. d. mecklenb. Volksleben. 109 S. Geb. 3.—

+ Lauterbach, F., D. Spion v. Louvemont. E. Erzählung n. d. Ringen um Verdun i. J. 1916. 262 S. Geb. 4.50

+ Roſegger: Waldheimat. Erzählungen aus d. Jugendzeit. 4 Bände m. e. Bildnis. 1517 S. Geb. 30.—

Roſenkranz, H.: Dörch- en Gemeiſe. Plattdeutſche Gedichte in weſtfäliſcher Mundart. 77 S. Geb. 2.75

Rürleben, V. v.: Kaiſerlieder a. Amerongen. 16 S. —.25

Sorgenfrei, P.: In engl. Gefangenſchaft. 5 Bilder aus d. Kriegszeit in „Hamburger Platt". 69 S. 1.80

Storms, Thd.: Schriften. 159 S. 2.50

— —: Werke. Ausgew. u. eingel. v. K. Binder. 966 S. Geb. 12.—

+ — —: In den Fluten verſunken. M. e. Einleitung von Gertr. Storm, e. Bildnis d. Verf. u. 8 Zeichnungen von L. Berwald. 136 S. Geb. 2.—

mit + Abbildungen. ⌖ mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Heyer, K.: Der Völkerbund. (Hochland, Juni 1919.)

Ostwald, P.: Ist uns Ostasien f. immer verloren? (Deutschlands Erneuerung, Sept. 1919.)

Wirklichkeits-Politik u. „Deutsche" Politik. (Deutsche Wacht, Bonn, 7. September 1919.)

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Below, v.: Über einige wichtige Kriegsfragen. (Deutschlands Erneuerung, Sept. 1919.)

Buetz, G.: D. internationale Gift. (Türmer, Sept. 1919.)

Dumke: Alldeutsche Schuld im Kriege. (Alldeutsche Blätter, 2. August 1919.

Flottwell, v.: Ursachen d. Marinemeuterei. (Deutschlands Erneuerung, Sept. 1919.)

Kühn, E.: Bild der Lage. (Ebenda.)

Lulvès, J.: Papst Benedikt XV. u. d. Völkerbund. (Deutsche Revue, August 1919.)

Reichsverderber u. Reichszerkleinerer. (Alldeutsche Blätter, 2. August 1919.)

Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

Müller, W.: D. Bedeutung d. Rückwanderer für unsere Zukunft. (Alldeutsche Blätter, 16. August 1919.)

Deutsche Kultur und Weltanschauung.

Groß, F.: D. Erscheinung Christi im Rahmen d. Wagnerschen Mythos. (Bayreuther Blätter, 7—9 Stück.)

Mauch, Th.: Auf d. Ruinen. (Deutschlands Erneuerung, August, September 1919.)

Stapel, W.: An meinen Sohn. (Deutsches Volkstum, August 1919.)

Vieweg, R.: Lohengrin u. Christus. (Bayreuther Blätter, 7—9 Stück.)

Wolzogen, H. v.: Eine neue Welt? (Polit.-anthropol. Monatsschrift, August 1919.)

Rassenfragen.

Bry, C. Ch.: Neue Wege i. d. Judenfrage. (Deutschlands Erneuerung, Sept. 1919.)

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Müller-Jurgens: Der Adel. (Türmer, September 1919.)

Pfarre, A.: Wanderfreiheit. (Deutsches Volkstum, August 1919.)

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Bojanowski, v.: Alt- und Neu-Weimar. (Deutsche Revue, Sept. 1919.)

Schwebsch, E.: Goethe u. Wagner. [2. Teil.] (Bayreuther Blätter, 7—9 Stück, 1919.)

Seibling, M.: Goethe a. Mystiker. (Bayreuther Blätter, 7—9 Stück.)

Traumann, E.: Erlebtes und Dichtung in Goethes „Westöstlichem Diwan". E. Jahrhundert-Betrachtung. [2. Teil.] (Deutsche Revue, Sept. 1919.)

Deutsche Erziehung und Schule.

Braun, A. E.: Z. Frage d. humanistischen Gymnasiums. (Türmer, Sept. 1919.)

Deutsche Kunst.

Lange, K.: Theater u. Kino im neuen Volksstaat. (Deutsche Revue, September 1919.)

Seeliger, H.: D. Darstellung d. Natur im Worttondrama Rich. Wagners. M. e. Nachwort von H. v. Wolzogen. (Bayreuther Blätter, 7—9 Stück 1919.)

Bemerkung und Bitte. Im Mai d. J. erließ ich an dieser Stelle einen Aufruf mit der Bitte, mir darin zu helfen, daß die Deutsche Nationalbücherei die Namen sämtlicher echt deutsch-völkischen Zeitschriften-Aufsätze in einem Zettelkataloge sammeln kann. Dies ist das einzige Mittel, daß oft sehr wertvolle Arbeiten nicht völlig untergehen. Dennoch war der Erfolg des Aufrufes bis jetzt leider noch sehr gering. Gerade in diesen trüben Zeiten ist es unsere Pflicht, alles echt Völkische treu zu bewahren und ihm zur Wirksamkeit zu verhelfen. Darum bitte ich alle unsere Leser nochmals herzlichst, mich in dieser Sammelarbeit eifriger zu unterstützen.

Frhrr. v. Lichtenberg. Gotha, Moltke-Straße 10.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 10 | Oktober 1919

Mit der Humanität müssen wir brechen: denn nicht das allen Menschen Gemeinsame ist unsere eigenste Pflicht, sondern das nur uns Eignende ist es. Lagarde.

Die Erbfehler des deutschen Menschen und ihre Überwindung.

Von Geh. Schulrat Hermann Jäger, Butzbach (Hessen).

Nicht die äußeren Verhältnisse, sondern die Menschen machen die Geschichte. Es ist Feigheit, bei ungünstiger Entwicklung der Dinge sich auf die Verhältnisse zu berufen, auf sie die Schuld zu schieben, anstatt die sich entwickelnden Menschen dafür verantwortlich zu machen. So müssen wir auch die Grundursache für die jetzige Not unseres Volkes in dem Wesen des deutschen Menschen suchen, in seinen Fehlern und Schwächen. Zu dem Zwecke ist es nötig, dieses Wesen sicher und bestimmt zu erkennen, und dazu möchte ich einen Weg beschreiten, der wie ein Umweg aussieht, aber doch gewisse Vorzüge vor anderen hat. Ich möchte nämlich nicht aus der politischen Geschichte die Charakterzüge des deutschen Menschen erschließen, sondern aus der Kunstgeschichte, denn das Wesen eines Volkes findet seine reinste Offenbarung in der Kunst [1]).

Ganz besonders genau und sorgfältig untersucht sind die Abschnitte der Kunstgeschichte, die man als die der Renaissance und des Barockstils bezeichnet; und bei diesen Untersuchungen hat sich nun gezeigt, daß das Barock dem deutschen Wesen mehr entspricht als die Klassik der Renaissance. Man wird an dieser Behauptung Anstoß nehmen, weil man mit dem Worte „barock" leicht den

[1]) Vgl. meine Schrift „Neue Wege zur Erforschung des deutschen Volkscharakters". Leipzig 1919, Theodor Weicher.

Nebensinn des Wunderlichen und Verschrobenen verbindet. Allein die neuere Kunstgeschichte hat den Barockstil unbefangen würdigen gelehrt und gezeigt, daß in seinen Ausdrucksformen ebenso hochstehende Kunstwerke geschaffen worden sind, wie in denen der klassischen Renaissance.

Aber ein anderes, wie es scheint, viel gewichtigeres Bedenken wird erhoben werden. Ist nicht der Barockstil in Italien entstanden? Und hat er nicht gerade dort in der rauschenden Pracht seiner glanzvollen Kirchen eine überaus reiche Entfaltung erlebt? — Allerdings ist dies der Fall, allein die Verwirklichung der letzten und höchsten Entfaltungsmöglichkeiten, die in diesem Stile liegen, findet man bei Vertretern der germanischen Rasse. Das deutsche Volk hat zwar im 17. Jahrhundert außer Andreas Schlüter keinen Künstler ersten Ranges hervorgebracht, allein bei Flamen und Holländern, die sich zwar damals vom deutschen Volkskörper loslösten, aber vom Rassenstandpunkt betrachtet durchaus als Deutsche zu rechnen sind, sehen wir die barocke Kunst in großartigster Weise vertreten durch Rubens und vor allem durch Rembrandt, „den die Italiener so gar nicht verstehen konnten."

Die Entwicklung von der klassischen Renaissance zum Barock ist gekennzeichnet durch den Fortgang von der linearen Gestaltung zur malerischen, — auch in der Baukunst, wo im Barock kräftigste Licht- und Schattenwirkungen gesucht werden. Ferner findet man einen Übergang von der klar gegliederten Vielheit der Teile zu einer stärker betonten Einheit. In einer Renaissance-Fassade z. B. bauen sich die Geschosse selbständig übereinander auf, im Barock-Bauwerk werden die Teile entwertet und das Ganze vereinheitlicht durch gewaltige Säulen und Pilaster, die durch zwei oder drei Stockwerke hindurchgehen. Endlich schreitet man in der Malerei und Plastik fort zu lebhafter Bewegtheit, in Gemälden und Zeichnungen von der Anordnung in mehreren hintereinander erscheinenden Flächen zu einem einheitlichen Zuge, der den Blick in die Tiefe reißt. In der klassischen Renaissance wird die ideale, aber durch ihre Glätte leicht kühl wirkende Formschönheit, im Barock aber das Charakteristische und der Ausdruck stark bewegten Gemütslebens bevorzugt.

Aus solchen Eigentümlichkeiten der Kunstwerke kann man nun auf den Seelenzustand des Renaissance-Künstlers und den des Barock-Künstlers schließen. Bei jenem herrscht die in sich ruhende Geschlossenheit vor, das Streben nach klar geordneter Lenkung der nach Ausdruck drängenden Kräfte, eine gewisse Beherrschtheit, die von einem festen Mittelpunkt ausgeht; der Barock-Künstler dagegen ist in seinen Äußerungen bestimmt durch die Bewegtheit seiner Seele, durch den geringeren inneren Halt, hat aber eben dadurch die Fähigkeit, eine viel größere Menge von Seelenkraft zu gemeinsamer Betätigung zu vereinen, und zeigt deshalb einen oft überquellenden Reichtum von seelischen Äußerungen, die aus weit größeren Tiefen des Gemüts hervordringen.

Eine entsprechende Entwicklung, wie die von der Renaissance zum Barock, findet sich auch in anderen Abschnitten der Kunstgeschichte. Auch der gotische Stil ist nicht in Deutschland entstanden, sondern in Frankreich, hat aber seine folgerichtigste und kühnste Durchbildung in unserem Vaterlande erreicht, und auch bei ihm findet man den Fortgang von der linearen Hochgotik zu der malerischen Spätgotik, die mit ihren tiefschattenden Lauben, ihren Türmchen und Erkern und mit dem fast überreichen Rankenwerk und sonstigen Zierrat unseren Vorfahren so ans Herz gewachsen war, daß sie durch den von Italien her eindringenden Renaissance-Stil nicht einfach verdrängt wurde, sondern mit diesem eine höchst reizvolle Verbindung einging. Der Seelenzustand aber, aus dem dies alles erwuchs, ist ein ganz ähnlicher, wie der des Barockkünstlers, und es bestätigt sich damit, daß er derjenige ist, in dem das deutsche Wesen am entschiedensten zum Ausdruck kommt.

Ein Beispiel hierfür ist auch der Mann, den wir so gern als den deutschesten Künstler bezeichnen, Albrecht Dürer. Er lebte in der Zeit der Renaissance und strebte klarbewußt und mit künstlerischem Ernste danach, des neuen Stiles Herr zu werden. Aber die faltenreichen, knitterigen Gewänder seiner Gestalten, die phantastischen Ungeheuer, die er bildet, wie in dem Blatte „Ritter, Tod und Teufel", die so unendlich tiefe Charakteristik und dann wieder die Treuherzigkeit und Innigkeit der dargestellten Menschen verraten den Deutschen, den die glatte, ideale, mehr äußerliche Formschönheit nicht voll befriedigt, der tiefer schöpfen muß.

Wiederum ähnliche Erscheinungen findet man in der Entwicklung des romanischen Stiles, wo auch in der Spätromanik, zur Zeit der Hohenstaufen, die Eigentümlichkeiten des deutschen Geistes in der Kunst am deutlichsten zutage treten. Von den in diesem Stile beliebten wunderbaren Tiergestalten, die von den Dächern der romanischen Dome und Burgen herunterdräuen, und den vielverschlungenen Bandverzierungen an Türen und Fenstern führt dann ein weiterer Schritt zurück zu der nordischen Ornamentik, die in ihrer Phantastik und Bewegtheit kaum zu überbieten ist. Auch in einfachen Zierformen jener Zeit ist die Bewegtheit der bestimmende Grundzug. Das Hakenkreuz, das jetzt wieder so sehr zu Ehren gekommen ist, kann geradezu als Sinnbild hierfür betrachtet werden. Denn es ist ja nicht symmetrisch gestaltet, d. h. so, daß man es in zwei zueinander im Gleichgewicht stehende Hälften zerlegen kann, sondern seine Schenkel weisen nach derselben Drehrichtung; wenn man es einfühlend betrachtet, muß man sich einer Radbewegung hingeben. Es ist eben, wie auch noch andere ähnliche Gebilde, wie z. B. das eigenartige Dreibein (Triskele), der Ausdruck innerer Bewegtheit.

Auch wenn wir anstatt rückwärts von der Barockzeit aus nach vorwärts blicken, finden wir entsprechende Erscheinungen, und zwar in der Romantik, die in ihren Licht- und ihren Schattenseiten so ganz deutsch ist.

Man hat in allerneuester Zeit angefangen, auch die Dichtkunst und die Musik

in solcher Weise zu betrachten wie die bildende Kunst, und schon enthüllen sich auch auf allen anderen Gebieten geistiger Betätigung, wenn auch zunächst nur in Andeutungen, entsprechende Erscheinungen. Doch würde es hier zu weit führen, darauf einzugehen. Ich darf wohl wegen dieser Dinge auf meine schon erwähnte Schrift „Neue Wege zur Erforschung des deutschen Volkscharakters" verweisen. Dort habe ich auch gezeigt, daß manche Ergebnisse der Kinderseelenkunde und ganz besonders biologische Untersuchungen es ermöglichen, sich ein genaueres Bild von der Umformung der Seelenzustände zu machen. Und so lassen sich die Grundzüge desjenigen Seelenzustandes feststellen, der dem Barockmenschen, dem spätgotischen Menschen, dem Romantiker oder wie man ihn denn nennen will, zukommt. Dies sind aber zugleich auch die Grundzüge des Seelenzustandes, der dem deutschen Menschen dauernd eigentümlich ist.

Welcher Art ist nun dieser Seelenzustand? — In der deutschen Seele ist der innere Halt nur schwach ausgebildet, es fehlt an der straffen Beherrschtheit, an der in sich ruhenden Festigkeit, der bestimmt gegliederten Lenkung der Kräfte, wie sie dem klassischen Menschen eigen ist. Die Kräfte sind viel mehr als bei diesem zu einer einheitlichen Masse verschmolzen, die aber eben deshalb leicht als Ganzes in Tätigkeit tritt und damit zu starken Wirkungen befähigt ist. Und in dieser Masse lebt ein Drang, der sich nun je nach den Umständen bald mehr nach außen, bald mehr nach innen richtet. Wendet er sich nach außen, so befähigt er den deutschen Menschen zur Aufnahme des Fremden, und zwar in ganz besonders hohem Grade und Umfang, weil wegen des Fehlens innerer Hemmnisse alle seine Kräfte sich daran beteiligen können. Das ist die deutsche Universalität, die Vielseitigkeit oder fast Allseitigkeit, durch die sich so manche unserer größten Geister ausgezeichnet haben — eine wundervolle Eigenschaft, wenn damit die gleichfalls der Eigenart des Deutschen entsprechende gründliche Verarbeitung des Fremden verbunden ist. Kommt aber nur der Drang nach außen zur Geltung, die haltlose Hingabe, dann haben wir die Ausländerei, die das Fremde höher schätzt und dem Eigenen untreu wird, ja es bekämpft, und die zur Selbstentwürdigung und Selbstzerfleischung führt.

Eine der hervorstechendsten und am meisten gerühmten deutschen Eigentümlichkeiten ist die Innerlichkeit. Findet eine Betätigung der seelischen Kräfte statt, so bleibt sie wegen der geringen inneren Hemmnisse nicht an der Oberfläche haften, sondern sie erfaßt auch die tieferen und tiefsten Gebiete der Seele. Ein Gedankengang, der etwa bei einem Franzosen sehr klar und sehr verständig, aber auch verhältnismäßig einfach verläuft, führt bei dem Deutschen zu scheinbar weit abliegenden Gegenständen und verschlingt sich mit allem Möglichen, erschließt aber dadurch erst die volle Bedeutung der Sache. Es wird dabei das Innerste aufgewühlt und so das rein Verstandesmäßige auch nach der Gefühlsseite ergänzt; es ist die deutsche Gemütstiefe, die dann zur Geltung kommt.

Aber auch hier ist die Gefahr der Ausartung außerordentlich groß. Das Aufwühlen des Inneren führt leicht zur haltlosen Überschwenglichkeit; die überquellenden Kräfte suchen ohne feste Lenkung nach einem Gegenstand, das Mithereindringen der Gefühle wirkt verdunkelnd und erzeugt Verschwommenheit. Die zu ausschließliche Hinwendung der Kräfte nach innen erschwert die Erfassung der äußeren Wirklichkeit, und nur allzu bekannt ist ja die verhängnisvolle Neigung des deutschen Geistes zu kühnen, in die Wolken strebenden Gedankenbauten, zu Utopien, zu weltfremder Selbsttäuschung. Blöde Vertrauensseligkeit, die in ihrer Überschwenglichkeit das Nächstliegende übersieht, ist eine traurige Folge hiervon.

Was ist zu tun, um diese Schwächen zu beseitigen? — Man spricht wohl von der Bekämpfung der Fehler; man will den falschen Richtungen des deutschen Volksgeistes geradeswegs entgegentreten. Ich fürchte, man wird damit nur Scheinerfolge erzielen. Ob der Charakter, die urtümliche Eigenart eines Volkes überhaupt verändert werden kann, ist zweifelhaft. Seit wir von deutscher Art etwas wissen, seit 2000 Jahren also, sehen wir immer dasselbe Bild, die gleichen Tugenden und die gleichen Fehler. Sollte aber doch eine Veränderung stattfinden können, so erfolgt sie jedenfalls so langsam, in so kleinen Schritten, daß sie für die praktische Politik nicht in Frage kommt. Auch sonst hat man ja an unzähligen Beispielen bei anderen Völkern gesehen, daß man einem Volke nichts aufzwingen kann, was seiner Eigenart widerspricht. Ein solches Bemühen führt nur zur Verkümmerung.

So müssen wir Deutsche es also als unabwendbare Schicksalsfügung hinnehmen, daß wir solch verderbliche Erbfehler haben? — So sehr ich davon überzeugt bin, daß die größten Gefahren für das Gedeihen unseres Volkes von jeher in der verhängnisvollen Beschaffenheit unserer Eigenart lagen, so glaube ich doch, daß die Sache nicht ganz hoffnungslos liegt. Sehen wir uns einige der wichtigsten Eigentümlichkeiten daraufhin an! Woher kommt es denn, daß die Aufnahmefähigkeit für Fremdes, womit wir unser Inneres bereichern, umschlägt in Ausländerei und Untreue gegen uns selbst? — Warum artet denn die tiefe Gründlichkeit aus in doktrinäre Verbohrtheit und Eigenbrödelei? — Wann führt die Innerlichkeit zu haltloser Schwärmerei und Verstiegenheit? —

Alle die genannten Fehler sind Halbheiten; immer tritt nur ein Teil der Fähigkeiten in Kraft, die wir in uns tragen, und darum kann das erlösende Wort nicht lauten: Bekämpfung unserer Eigenschaften, sondern es muß heißen: Ausbau, volle Entwicklung derselben; aus der Halbheit müssen wir herausstreben zur Ganzheit unseres Wesens. In der Fremdsucht drängen die seelischen Kräfte in hemmungsloser Hingabe nach außen; ein Teil jedoch bleibt unbeschäftigt im Hintergrund. Raffen wir uns aber auf und treten mit der Gesamtheit unserer Kraftmasse an das Fremde heran, dann wird es klein, dann können wir es bewältigen und unserer Seele damit eine neue Betätigungsform gewinnen, die mit

unserer Eigenart übereinstimmt und sie wahrhaft bereichert. Wir wollen fremde Kulturen nicht zurückstoßen, uns ihnen aber nicht restlos hingeben, sondern sie mit der unsrigen vergleichen und uns dieser so erst recht bewußt werden. Wir wollen neue Standpunkte gewinnen, aber um unsere Kultur von allen Seiten zu sehen, und wollen unseren ursprünglichen Standpunkt erhöhen, um die fremden Kulturen überschauen zu können und sie richtig nach ihrem Wert und — ihrem Unwert abzuschätzen. Wir wollen nicht den Fremden nachahmen, wohl aber sehen, wie sie dies und jenes anfassen, und wollen aus ihren Vorzügen Anregungen schöpfen für die Lösung unserer eigenen Aufgaben, aber auch aus ihren Fehlern und Mängeln die rechten Lehren ziehen.

Daß die doktrinäre Verbohrtheit und die Eigenbrödelei nur Teilbetätigungen sind, liegt auf der Hand. Auch hier muß ein Mitheranziehen der ruhenden Kräfte die gute Eigenschaft der Gründlichkeit ausbauen lehren und sie erheben zur Weite des Blickes.

Und die haltlose Schwärmerei und Verstiegenheit? — Was ist sie anders als eine Einseitigkeit, ein Auswirken der seelischen Kräfte nur nach einer Richtung? — Sie muß ergänzt werden durch ein Aufraffen zur Gesamtbetätigung, die mit dem Drange nach innen den nach außen zur Erfassung der Wirklichkeit verbindet. Nun mögen, wie es dem deutschen Wesen so sehr gemäß ist, kühne, zu schwindelnder Höhe emporstrebende Gedankengebilde aufgebaut werden; es ist ihnen aber dann eine feste Grundlage gegeben, auf der sie sicher ruhen.

Gefahrdrohend lauern jene Halbheiten am Lebenswege des deutschen Volkes, und ein schwieriger, steiler Weg ist es, den ihm das Schicksal vorgeschrieben: immer soll der Deutsche zur Ganzheit streben, zur Lösung jeder Aufgabe Kräfte aus allen Gebieten der Seele heranziehen. Gelingt ihm dies aber, so wird ihm der schönste Lohn; die Bewegtheit seiner Seele, von der nun schon so oft die Rede war, die Fähigkeit, alle seelischen Kräfte hemmungslos zu einer mächtigen Gesamttätigkeit zu vereinen, wird ihm zum Segen, denn dadurch werden ihm Leistungen höchsten Grades, gewaltigsten Ausmaßes möglich. Bringt er es aber dazu, dann hat er auch die Berechtigung, auf seine Wesenseigentümlichkeit, die aus Schwäche zur Stärke wird, stolz zu sein; dann stellt sich ganz von selbst wahres, echtes Nationalgefühl ein. Unsere ganze Betrachtung aber läßt sich zusammenfassen in die Worte: Wir können und wollen nicht andere werden, als wir immer waren, aber wir sollen das ganz werden, was wir sein können, — Vollmenschen deutscher Art.

Deutsche Kunst und Winkelmann.

Von Eugen Weiß.

Kurz vor dem Krieg fand in Rom eine zwischenländische Kunstausstellung statt, auf der auch ein „deutsches Haus" aufgestellt war. Dieses Haus konnte insofern ein deutsches heißen, als es in der Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit seines Äußeren und in seiner guten Flächenwirkung den neueren, gesunden Baugedanken Rechnung trug. Es war aber mit starken klassiktümlichen Einzelheiten in Gliederungen, dorischen Säulenstellungen, Karyatiden, Sphynxen, Siegesgöttinnen usw. ausgestattet und zeigte im Heiligtum seines Innern den erstaunten Italienern und sonstigen Ausländern den schnurrbärtigen, straffen deutschen Soldatenkaiser, den Verkörperer und Stellvertreter des aufstrebenden, neuen deutschen Geistes in Gestalt einer — Herme. In diesem öden, menschenköpfigen Meilenzeiger der griechischen Seele, dem Bildwerk von echt griechischer Marmorerstarrung des Menschlichen, in dieser Büstendarstellungsweise, die immer — und wäre es nur im Namen — an die griechische Götterzeit erinnert, wollten unsere amtlichen deutschen Künstler den Fremden deutschen Geist nahe bringen, und mit diesem klassiktümlichen Bau wollten sie die aufs eigene Wesen sich besinnende neue deutsche Baukunst zeigen. Diese Kaiser Wilhelms-Herme war ebenso lächerlich, als wenn ihr Künstler im bald nachher losbrechenden Weltkrieg in der Gewandung und Gewappnung eines Mitkämpfers von Marathon ins Feld gezogen wäre.

So etwas ähnliches empfand auch der Kunstrichter eines italienischen Blattes, der, ohne diese Herme besonders zu erwähnen, über das allgemeine Klassiktümliche dieses deutschen Hauses schrieb: „Der im Äußern angedeutete klassische Schmuck herrscht auch im Innern, aber natürlich ist dieser besondere Klassizismus der Deutsche, erstarrte und nach dem Winkelmaß gearbeitete, der mehr nach Liebe zur Archäologie und zur Formel schmeckt, als nach freier griechischer Harmonie." In diesem Ausspruch des Italieners liegt ein vernichtendes Urteil gegen die gesamte deutsche, klassiktümliche Kunst, denn der Mann ist sonst sachlich, weiß auf deutsches Wesen und Wollen sich wohl einzufühlen und würdigt im übrigen das Haus mit Worten wie: „Diesen barbarisch gediegenen Bau mit der Klarheit und Heiterkeit des römischen Himmels in Einklang zu bringen, war schwer. Bestelmeyer hat es erreicht" usw. —

Wie die staatliche Entwicklung des deutschen Volkes das ganze Mittelalter hindurch durch die „fixe Idee" eines römischen Reichs deutschen Volktums gehemmt wurde, so wird bis zum heutigen Tag seine Kunstentwicklung durch den verbohrten Gedanken des Klassiktums verhindert. Das wird noch einmal so klar liegen, als heute jener völkische Irrtum klar liegt. Wie das ganze Mittelalter hindurch tausende und abertausende deutscher Kriegsmänner einem leeren Wahn zu lieb nutzlos ihre Leiber in römischer Erde liegen ließen, so lassen bis

heute tausende unserer Künstler einem Hirngespinst, aus dem Gesetz der Beharrung entstehend, zu lieb ihre Seele, ihren Geist in Italien, in der romanischen Kunstanschauung zerstieben. Seit Winkelmanns Zeiten reisen sie, und immer sind sie uns nachher zu ihrem stärksten und besten Teil verloren. Von Goethe dem Weltgeist bis zu Kreis dem Baumeister könnte man Dutzende von gutklingenden Namen anführen. Während Goethe im echten, aus sich selbst quellenden Gefühl einer unverbildeten Jugend von der Gotik des Straßburger Münsters schwärmte, schrieb er nach seiner Italienreise, auf der er an der Hand Winkelmanns die bildende Kunst „erlernte": „Ich habe eine Hauptepoche zurückgelegt, ich bin fast ein anderer Mensch. Aus Italien, dem Formenreichen war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, um einen heiteren Himmel mit einem düstern zu vertauschen". Vorbei war es jetzt für immer mit seiner edlen, gotischen Begeisterung, er ging nun völlig im Griechentum und in der italienischen Wiedergeburt unter, er war deutscher Natur, deutscher Kunst und deutschem Leben lange Zeit und zu einem guten Teil seines Wesens für immer entfremdet. Es kam soweit mit ihm, daß er seinen großen Ansehenszwang dazu verwendete, in bösartigster, wenn auch allgemein menschlicher Weise deutsche Künstler zu zwingen in klassiktümlichem Sinn zu schaffen, z. B. Schadow, der unter seinem Druck Blücher in „antikischer" Tracht darstellte, während er kurz vorher Ziethen in großartigem Neuzug als Husar dargestellt hatte. Das darf und muß bei aller Ehrfurcht vor Goethe gesagt werden, denn er beeinflußte damit in unheilvoller Weise unsere Kunst.

Diese Entwicklung Goethes ist ein Schulbeispiel der allmählichen Geschmackswandlung, wie sie bis heute bei dem größten Teil der deutschen Bildungsmenge vor sich geht. Die deutsche gebildete Jugend ist unter dem Zwang ihres deutschen Blutes, trotz ihrer humanistischen Altertumserziehung und Beeinflussung dem klassischen Hochbild ursprünglich völlig abgeneigt. Ja sie haßt häufig innerlich diese ihr so anspruchsvoll aufgezwungene fremde Welt und liebt dagegen die deutsche bis zu ihren Teufeln und Hexen herab. Sie ist wie Goethe im ersten Faustteil, ist in der Einheit und daher Schönheit und Kraft ihrer selbst. Dann wird das Blut allmählig ruhiger, das gehirnmäßige Denken beginnt, die abgezogenen Begriffe schlagen vor und es beginnt unter den jetzt durch den Nachglanz der Jugendsonne verklärten Einwirkungen der humanistischen Erziehung der nach dem entblößten, aber treffenden Wort des Schönheiters Vischer „klassische aber zusammengeschusterte" zweite Faustteil im Leben des Deutschen. Es beginnt die deutsche künstlerische Weltduselei und Artlosigkeit und damit die Unmöglichkeit große eigene Kunst zu schaffen oder auch nur zu sehen, die immer nur aus den geheimen Urgründen des Geblütes, der Urkraft der geschlossenen Art emporsteigen kann.

Wie Goethe sich wohl vom schrifttümlichen Franzosentum lossagte, uns aber dafür das Griechentum brachte und damit uur halbe Arbeit leistete, so machen

sich bis heute unsere Künstler und Kunstschreiber immer nur von der falschen, fremdseeligen Richtung ihrer Vorgänger los, um zu einem neuen fremden Götzen zu schwören. Und das letzte Ende all ihrer Bewegungen ist immer wieder die heitere Ruhe der Griechen. Schiller umriß das schon vor 100 Jahren klar mit den Worten:

„Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit; drum dächt ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh ihr von Griechheit uns sprecht".

Man sprach schon und spricht noch von einem deutschen Griechentum. Aber ein solches gab es nie und wird es nie geben, denn Kunst kann nicht in ein Volk von außen hineingetragen werden, sie muß aus ihm herauswachsen. Fremde Kunst und fremder Geist bereichert und erhebt immer nur verhältnismäßig wenige Gebildete, gibt nur diesen Schaffensmöglichkeiten, erzeugt aber im übrigen eine Spaltung des Volkes und geht seiner überwiegenden Menge verloren. Ist zum Beispiel die seit 400 Jahren auf uns einwirkende Humanei unserer Gelehrtenwelt auch nur einen Zoll tief in das Blut des eigentlich deutschen Volkes eingedrungen? Und wenn wir am Klassiktum sind, um wieviel wurde der biedere Münchner Bürger durch die von Jugend an ihn umfangende klassische Formenwelt der Erhabenheitsbauten eines Ludwigs I. dem Geist des Griechentums näher gebracht? Hat er wohl auch nur eine Sekunde in seinen Propyläen, in den Glypto- und Pinakotheken, deren Namengebung schon heute unserem Empfinden kindlich erscheint, in der Nachbildung römischer Siegestore und ihrer „antiken Reliefs" das gefühlt und gesehen, was ihre Schöpfer ihm, dem Volk, damit sagen, geben und zeigen wollten? Alle diese mühsam aufgenommenen fremden Eindrücke sind mit jedem neugeborenen deutschen Menschen und Geschlecht wieder ausgelöscht und damit ewig zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

Genau so wie mit der Kunst ist's mit dem Klassiktum in der Dichtung: denken wir nur an Klopstock. Er ging sozusagen an dem verbohrten Klassiktumsgedanken zu Grunde, denn sein hohes, deutsches Wollen konnte in den unmöglichen griechischen Versmaßen, die er anwendete, nirgends angeln im deutschen Volk. Die deutsche Sprache läßt sich nicht silbenmessen, und verwirrend und kalt tönen uns heute diese Oden. Aber sie starben noch nicht aus, und der Hexameter und anderes uns uneigentliche Versgestelze findet immer wieder seine Neutöner. Aber wie bei all jenem baulichen Klassiktum der deutsche Gedanke in der fremden Form verschwand, so erstickt hier stets die deutsche Seele in ihrer sprachlichen Vergewaltigung. Das, und die fernliegenden, fremden Stoffe ist der Grund, warum die dramatischen Dichtungen unserer großen Dichter so wenig ins Volk dringen. Die fremde Form ist für die meisten eine zu starke Hemmung, um durch sie hindurch zu dem Gehalt zu kommen, und davon macht auch Schiller keine Ausnahme, trotz seiner angeblichen Volkstümlichkeit.

Wie stark wirkten dagegen bis ins Landvolk hinein im Bau, im Schrein und im Bild unsere Gotiker, und wirkte später die einfache Dicht- und Malkunst eines Luther, Klaudius, Hebel, Richter, Schütz, K. Schäfer und hundert und tausend anderer kleinerer und größerer ungenannter Dichter und Künstler, die unmittelbar aus dem Heimatboden emportrieb! Es ist gar nicht abzusehen, um wieviel diese Künstler des Volkes die Gesittung des Volkes hoben, und welche Bildungs- und Schönheitsströme sie bei ihm auslösten. Hier fühlte das Volk eben Leben, Verwandtes, Eigenes, das Griechentum aber bleibt ihm auch in seinen herrlichsten Werken Theater und Mummenschanz, das soll hier einmal mit aller Herbheit dieses Ausdrucks gesagt sein. Das griechische Hochbild und Schönziel bleibt der Menge des Volks, der größte Teil des gebildeten Mittelstandes mit eingerechnet, ewig fremd, und alles schönheiten dieser Vereine und jener Bünde ins Volk hinein bleibt fruchtlos, alle Versuche, die Venus von Milo, einen Adonis ihm nahe zu bringen, Homers rauschendste Harfenklänge und die prächtigsten Nachempfindungen griechischer Götterwelten vermögen das nicht zu ändern. Das ist das unabänderliche Gesetz der Erhaltung der Art in den unverbildeten, unverhumanten Schichten unseres Volkes, das nicht immer dem vorläufig Höchsten und Schönsten den Sieg verleiht, sondern nach dem hier gewiß richtig gehenden Häckel, oft mit großen Rückschritten, dem Gesündesten, Ureigentlichsten und daher Stärksten. Das geheimnisvolle Gesetz, das alles die Entwicklung hemmende Fremde abstößt, ohne dessen Walten wir schon lange durch unsere geistig Führenden in den eigentlichen Wesenszügen unseres Volkes gestorben wären.

Deshalb ist das Volk aber doch hoher Kunst zugänglich, es darf diese zu ihrer Höhe nur nicht auch noch das Hemmnis des Fremden tragen, das beweist die Aufnahme des Kunstwerks Richard Wagners, Schillers Wilhelm Tell in kräftigen Strömen und Teilen und andere Beispiele aus jedem Kunstgebiet, in neuester Zeit besonders die tiefe Volkswirkung der Malerei Hans Thomas, Uhdes, Bürnands, Steinhausens usw., wenn zum Teil diese Künstler mit Stoffen aus unserer Welt auch noch viel weiter dringen würden. Eine solche breitere Wirkung muß aber gefordert werden, und eine Kunst, die nur den humanistisch Gebildeten zugänglich ist, die nicht auch bei den einfachen Klängen anschlägt, die zu weiterem Horchen antreiben können, hat keine Daseinsberechtigung. Von den Wurzeln her soll die Gesittung emporsteigen und nicht nur in Treibhausblüten säuseln, sonst stirbt sie immer wieder ohne auszureifen ab. Wenn man die Wurzeln, wenn man den Stamm unseres Volkes begießt und pflegt, dann treibt er schon seine eigenen Früchte, und wir brauchen keine Oliven und Mandeln auf ihn zu pfropfen.

Das aber tat Winkelmann, von dem erst kürzlich anläßlich einer Jährung wieder alle Zeitungen voll waren, als wäre er der Cherusker-Hermann unserer Kunst. Er ist aber gerade das Gegenteil und ein unheilvollerer Geist als er hat nie über der

vielangefochtenen, und vielverwüsteten deutschen Kunst geschwebt. Sein Schatten liegt schwer bis heute über unserem Kunstland, und alle Kunstgeschichten kommen geradezu in Verzückung, wenn sie auf seine göttliche, deutsche Kunst- und Griechensendung zu sprechen kommen. Und doch ist es so klar wie die Sonne, daß dieser Mann die blütige deutsche Kunstentwicklung ein ganzes Jahrhundert lang aufhielt und tausende Architektenköpfe, durch seinen geistigen Ableger Schinkel und dessen Nachfolger hindurch, bis zum heutigen Tag mit seiner Griechenschwärmerei verwirrte; daß z. B. das erwähnte deutsche Haus in Rom letzten Endes ihn zu seinem Vater hat. Dieser Mann ist's, der unsere größten Dichter, der Goethe und selbst den sich wehrenden Schiller auch schrifttümlich und gegenständlich auf dem Olymp festlegte und den damals und bald nachher mit Grimm und der Romantik aufsteigenden Walhall, aus dem allein wir unsere schöpferischen Stoffe und Kunsttriebe uns anrauschen lassen können, niederhielt und weiterschlafen ließ, bis ihn dann endlich Wagner entgültig weckte.

Man sieht immer nur seine an und für sich meist unanfechtbaren, wenn auch das Wesen des Griechentums oft durchaus noch nicht erfassenden Kunstgedanken an, aber nie das, woraus diese Gedanken kamen, sein Wesen und sein Leben. Und doch liegt darin das ganze Rätsel dieses Mannes:

Schon in frühester Jugend griechische Sprache und griechisches Schrifttum. Italien sein brennendes Sehnsuchtziel. Um dorthin zu gelangen — nicht etwa aus glaublichem Drang — Übertritt zur katholischen Kirche und dann sein ganzes Leben vollends in Rom. Als er zuletzt eine Reise nach Deutschland macht, wird er schon in Tirol schwermütig, heimwehkrank nach Italien und will so rasch als möglich zurückkehren. Aber er fällt vorher, wie zum blutigen Hohn auf seine Fremdlandsliebe, wie zur geheimnisvollen Rache des mißachteten und verratenen Vaterlandes von italienischer Mörderhand.

Wem nach diesem die Augen nicht aufgehen, dem ist nicht zu helfen: Winkelmann war innerlich gar kein Deutscher mehr! Er war zum Römer und Italiener geworden, seine Seele flog unter dem blauen Himmel von Hellas und von Rom, das deutsche Land aber und damit die deutsche Seele, die Seele, die immer aus ihrer jahrtausendeigenen Landschaft emporsteigt, fürchtete er, er war dem deutschen Himmel, der deutschen Welt geradezu Feind und suchte deshalb diese Welt mit dem ganzen Eiferermut des Abgefallenen (Renegat) zu sich, zu seiner Südseele zu bekehren. Deshalb sind seine Gedanken als griechische und italienische Kunstanschauung bedeutend und zur Erkennung der griechischen Kunst nützlich, aber für das deutsche Kunstfühlen und Kunsterkennen haben sie nichts zu sagen, nicht das geringste. Die deutsche Kunst geht von ganz anderen Gesetzen aus, als sie Winkelmann erspürte, der auch keinen Dämmer von den germanischen Kraft-, Wesens- und Gedankenhochzielen hatte und nur das leere, romanische Schönziel kannte. —

Und immer und immer wieder treten neue Kunst- und Geistverwirrer von der Art Winkelmanns in Deutschland auf, wenn sie auch allgemein menschlich und kunstrichterlich diesem in seiner Art ehrlichen und gediegenen Mann nicht entfernt nahe kommen. Da wäre z. B. einmal an Paul Lindau zu erinnern. Er hielt jahrelang mit seiner geistreich-geistöden Feder unsere besten und edelsten deutschen Geister nieder, darunter einen Richard Wagner, und führte schrifttümlich das deutsche Volk. Daß er es bloß narrte, weiß dieses Volk heute noch nicht. Er starb und erstand sofort wieder auf dem Gebiete der Malerei in der Gestalt eines aus einem weltvergessenen ungarischen Ort zu uns hergelaufenen Herrn Meier, genannt Meier-Gräfe. Wie Paul Lindau unsere Dichter unter dem Druck seines Daumens hielt, so hält dieser fremdblütige und fremdseelige Mann unsere edelsten Maler nieder, versucht die ersten bewußt arthaften Triebe eines deutschen Malempfindens herabzureißen und preßt uns dafür das fremde Gewucher der Franzosen ins Haus, daß seine Wände klaffen, daß der tote Stoff aufschreien möchte vor Schmerz und Scham, wo Zungen schweigen.

Meier-Gräfe beeinflußt nicht nur unsere ganze Malwelt, sondern auch den gesamten deutschen Kunstmarkt, und unsere Galeriedirektoren lauschen nach ihm und kaufen nach ihm. Daß dieser kalte, berechnende Fremdländer auch keinen Hauch hat von der deutschen Seele und was sie bilden will und kann, und deshalb keinen Anklang mit Thoma, Böcklin usw. finden, diese Maler und ihre Art nie verstehen kann, daher als deutscher Kunstrichter überhaupt völlig auszuschalten ist und nur einen gewissen zwischenländischen Wert als Sauerteig, als Gärungsmittel hat, daran denken sie nicht. Sie fühlen nur einige scharfe, geistreiche Federzüge, fühlen den Hauch einer fremden Welt, spüren die Wirkung eines Gewürzes aus einem neuen Pfefferland auf ihre dürren Schönsuchhirne wirken, fühlen einfach etwas Fremdes und das genügt ihnen. Ihr deutscher Bedientengeist, der ja immer hinter dem allgemach müde werdenden akademischen Zunftgeist bereit steht, tritt alsbald herbei, lädt den neuen Gast ehrfürchtig zu Tisch und denkt: der Mann ist uns über, der Mann ist's, der Mann hat's, gottlob, wir haben wieder einen Führer. Und so oft einer von diesen zum deutschen Haus in Ehren hinausgetragen ist — hinausgeworfen wird nie einer — taucht ein anderer auf, und immer und immer, wo etwas Fremdes in Kunst und Geist kommt, laufen und staunen und jubeln und trommeln sie, küssen sie die Hand, die sie schlägt, die — Bedienten.

Man könnte daran verzweifeln, daß die deutsche Kunst- und Bildungswelt jemals zur wahren Erkenntnis dieses sie in der Irre führenden, fremden Allerweltsgeistes und zur Erkenntnis des Geistes, der sie führen muß, kommt, wenn man diese Rückblicke tut, wenn man vor allem die Weihrauchwolken ansieht, die sie jetzt wieder Winkelmann, dem Töter des deutschen Kunsttriebs, streute. Grimm und Haß diesen Griechlingen und Kriechern vor fremdem Wesen — sei es in

Sitte oder Kunſt, was im Grunde dasſelbe iſt — aber nicht Liebe und Verehrung! Allein der Deutſche iſt's, der die Fauſt, die ihn in die Goſſe ſchlägt, noch küßt, das zeigt er ſchon mit ſeinem bekannten Napoleonsdienſt in Bildern und Erzgüſſen bis auf den heutigen Tag. Und deshalb wurden wir auch jetzt wieder von der geſamten Welt gründlich in die Goſſe geſchlagen; was will ein Volk, das ſeiner ſelbſt nicht achtet, das keinen Wert auf eigene Artzüge legt, anderes erwarten? Und daran ſind nicht etwa nur jene breiten Volksſchichten, die nicht durchhielten, ſchuldig, ſondern iſt vielmehr noch der geiſtige Zwieſpalt in unſerem Volk durch die Humanei ſchuldig, der einſeitige, volksfremde Geiſt unſerer höheren und hohen Schulen mit ſeiner ſtarken Einwirkung auf die geſamten Bildungsmengen in Fremdwort- und Fremdweltzüchtung, iſt jene Gelehrtenwelt ſehr mitſchuldig, deren verſtaubtes Altertumshochziel ſeit 400 Jahren das deutſche Volk an der ſelbſtbewußten Emporzüchtung einer blütigen, klar umriſſenen deutſchen Art in Geſittung und Kunſt, die von den anderen Völkern als ſolche erkannt und anerkannt wird, hindert und ihm damit den Glauben an ſich ſelbſt ſchwächt, der allein Berge verſetzen kann. Die innere Führung des deutſchen Volkes während des Weltkrieges ſchwankte, entſprechend ſeiner geiſtigen Führung, nach allen Richtungen der Windroſe, ſie war „objektiv", ſachlich wie die deutſche Bildung, ſie wurde allem gerecht und gab damit ſich ſelbſt preis. Das deutſch-grimmige Blutrauſchen wurde bald von den jahrhundertelang angezüchteten humaniſtiſchen Humanitäten der vielſeitigen Schwachheit übertönt; die anderen aber, die Engländer und Franzoſen, gingen ihren aus einer geſchloſſenen, ſelbſtbewußten Geſittung hervorgeſtiegenen, geraden Weg, hatten den Glauben an ſich ſelbſt bis zum Schluß und behielten damit recht.

Bei dieſen Grundlagen des deutſchen Volkes konnte dieſes Ringen, konnte ein längerer Kampf, der bis auf die Nieren prüfte, nicht für uns entſchieden werden, da brauchte man Art, Geblüt, brauchte man Menſchen und Männer aus einem Guß und Wurf, wie ſie unſere großen Heerführer, unſere Generale und unſere Soldaten von 14 waren. Dieſe Männer können wir uns wieder ſchaffen in allen Lagern, wenn wir uns einmal aus unſerer Sachlichkeit aufraffen, den Winkelmannsgeiſt haſſen und hingegen ehrfürchtig dem deutſchen Geiſt nachſpüren in allen ſeinen Äußerungen, nicht zuletzt in denen, in welchen er ſich am anſchaulichſten niederſchlägt, in den Äußerungen der Kunſt.

Sixt von Staufen.

Von Wilhelm Kotzde.

Unsere Handbücher der Kunstgeschichte und das Konversationslexikon nennen den Namen des Bildschnitzers Sixt Gumpp aus Staufen im Breisgau nicht oder doch nur flüchtig. Und doch handelt es sich hier um einen Künstler, der eine der fesselndsten Erscheinungen der Gotik und eine wahrhaft bedeutende Kraft ist, ein Meister, wie wir ihrer wenige gehabt haben. Aber auch auf ihm ruhte das Verhängnis unserer deutschen Kultur, daß nur der Gelehrte, der aus den Quellen des Auslandes sich nährte, im geistigen Leben etwas galt, während der dem deutschen Boden entwachsene Künstler in der Reihe der Handwerker stand, nur als solcher geachtet wurde und keinen Einfluß auf den Fortgang unseres Geisteslebens erhielt, obwohl er doch unendlich tiefer schürfte als die Mehrzahl der Gelehrten und nur die Fürsten im Reiche der Wissenschaft als ebenbürtig zu betrachten brauchte. Blieb die Mitwelt dem Meister Sixt alles schuldig, so vergaß die Nachwelt ihn noch gründlicher als den Maler Matthias Grünewald, über den uns Sandrart doch einige dürftige Nachrichten hinterließ. Sein Hauptwerk, den Breisacher Hochaltar, schrieb man einem Meister H. L. zu, weil es dieses Monogramm trug, das, wie sich nun herausstellte, aber erst nachträglich aufgemalt war, über den Rotweiler Altar hat man ebensowenig urkundliche Nachrichten wie über diesen; nur über den Schutzmantelaltar im Freiburger Münster liegen schriftliche Mitteilungen in einigen Rechnungen vor. Die Art des Sixt von Staufen bewegt sich aber in einem so weiten Umkreis, seine Entwicklung ist eine so überraschende, daß die Forschung sich sträubte, nur diese drei Werke einem Meister zuzuschreiben. Man muß schon die außerordentlichen seelischen Möglichkeiten dieses Mannes erfassen, um ihn als den Urheber sowohl des Schutzmantelaltars als des Breisacher Werkes zu begreifen. Aber auch die Bedeutung des letzteren in der Entwicklung der deutschen Kunst und seine einzigartige Stellung in ihr ist von der Kunstforschung noch vor kurzer Zeit übersehen worden, man erkannte nicht, daß man hier den letzten Ausläufer der Gotik vor sich hatte, die sich noch einmal in wilder Phantastik entfaltete, während überall in Deutschland sonst die aus dem Auslande geholte Renaissance schon in unbestrittener Herrschaft stand. Die Forschung ist uns bis jetzt ein grundlegendes Werk über die Gotik, das allen ihren Erscheinungen gerecht würde und wirklich bis zu ihren Quellen schürfte, schuldig geblieben, und ich fürchte, wenn es heut' jemand schriebe, so täte er es auch aus humanistischem Geiste und legte von Haus aus einen falschen, weil fremden Maßstab an die Gotik, die man nur aus ungebrochenem deutschen Geiste heraus erkennen kann. So also erklärt es sich, daß ein Name wie der des Sixt von Staufen so gänzlich verschollen war; auch an ihm haben wir viel gut zu machen und finden damit doch nur zu uns selbst, zu unseren eigenen Quellen zurück.

Es erscheint mir notwendig, daß wir den wirklich großen Besitz an Kunst, die aus unserem Eigenen, der deutschen Sonderart erwachsen und damit eine Offenbarung unseres Wesens ist, erkennen, daß wir die humanistische Mauer zwischen diesem Besitz und uns niederreißen, daß jeder geistige Deutsche dann dorthin wallfahrt und seine völkische Art davor klärt und stärkt. Unser Volk kann nur aus dem Geiste neugeboren werden, und dieser Geist muß ein deutscher sein, wie er in unseren bodenwüchsigen Meistern quillt.

Sixt Gumpp ist in dem nahe dem Schwarzwälder Belchen gelegenen Städtchen Staufen geboren, jedenfalls zwischen 1485 und 90. Im Jahre 1527 arbeitete er noch in seiner Vaterstadt, wo er auch den Schutzmantelaltar für die Lochererkapelle des Münsters in Freiburg schuf. Um 1530 ist er dann in die nahe größere Stadt übergesiedelt, wo er wohl einen günstigeren Boden zu finden hoffte. Hier wohnte seit 1529 auch Erasmus von Rotterdam, der vor der siegreichen Reformation aus Basel gewichen war, und zwar in jenem Hause, das Kaiser Maximilian sich als Ruhesitz hatte bauen lassen, doch infolge seines zu frühen Todes nicht mehr beziehen konnte, und das heute noch eine Zierde der Stadt ist. Meister Sixt erwarb ein Haus in der Herrenstraße, der einstigen Vorderen Wolfshöhle, unweit der Münsterbauhütte. Die Tatsache, daß die in ihrem Wesen so grundverschiedenen, beide aber bedeutenden Männer Jahre hindurch dieselbe Luft atmeten, hat wohl einigen Reiz. Sixt von Staufen, der späte Gotiker, konnte in dem katholisch gebliebenen Freiburg, das noch künstlerische Aufträge vergab, wohl eine Stätte finden; in diesem Winkel Deutschlands war man trotz des Erasmus noch nicht dem Humanismus erlegen, sondern hielt an der Gotik fest. Ich möchte den Leser aber nun bitten, nicht Gotik gleich Katholizismus zu setzen; die Kunst kann man nicht zum Bekenntnis als einem aus der Vernunft geborenen Gesetz in Beziehung setzen. Obwohl Sixt und Erasmus beide katholisch blieben, muß man, wenn man zu den tiefsten Quellen ihres Lebens steigt, Sixt zu Luther stellen und Erasmus zu Zwingli, hier zwei Gotiker und dort zwei Humanisten. Sixt war eine zurückhaltende, ganz dem Schaffen zugewandte Natur; er hat nie ein Amt in der Zunft der Zimmerleute bekleidet, der die Bildhauer mit den Steinmetzen, Maurern und Apothekern angehörten. Dieser Mann mit den starken Gesichten, diese in sich gekehrte Natur war nicht geschaffen, Reichtümer zu erwerben; er war immer nur zu geringen Steuern veranlagt, und im letzten Jahrzehnt seines Lebens — er ist 1568 im Alter von etwa 80 Jahren gestorben — verlor er noch seine wenige Habe, so daß seine beiden Schwiegersöhne ihm von Rats wegen einen Pfleger setzen ließen. So bietet auch sein äußeres Leben das rechte Bild eines deutschen Künstlerschicksals.

Das Weib ist dem Meister Sixt zur Offenbarung geworden, in seiner Schönheit, in seiner Innigkeit und Mütterlichkeit, das künden seine Madonnen. Sie sind ebenso sehr Menschenmutter wie Gottesmutter. Wir wissen nichts von

seiner Ehefrau, nichts von seinen Töchtern. Daß er in ihnen das Weib in seiner Trautheit und gottverbundenen Nähe erlebt haben möchte, ebenso sehr aber auch in seinen rätselhaften Widersprüchen, in dem Dunkeln, Geheimnisvollen, das tiefe Frauennaturen erfüllt, darf man nach seinen Werken wohl annehmen.

Vier Altäre sind von Sixt von Staufen erhalten: der Sankt Anna- und der Schutzmantel-Altar im Freiburger Münster, der Altar in Nieder-Rotweil am Kaiserstuhl und der im Breisacher Dom auf dem alten Berge der Harlunge, dazu einige Einzelfiguren. Wir wollen uns nun diesen Werken zuwenden.

Vom Anna-Altar sind nur die Figuren im Schrein erhalten, von denen die des Christuskindes auch noch die Ergänzung eines Armes erhalten hat. Der gesamte Aufbau ist verschwunden. Der jetzige wurde im Jahre 1822 durch den Freiburger Bildschnitzer Joseph Glänz hergestellt; er ist in allem nachempfunden und zeugt von keiner ursprünglichen schöpferischen Kraft. Das Werk Sixt Gumpps, wie es aus den erhaltenen Figuren erkenntlich ist, steht in seinem Stoffe in der Mitte zwischen den Darstellungen der heiligen Anna selbdritt und ihrer gesamten Sippe. In der älteren Zeit unserer Kunst finden wir nur jene Darstellung, also die heilige Anna mit ihrer Tochter Maria und dem Jesuskinde, das Ganze ein Symbol, die Mutter Anna als der Ursprung der beiden folgenden Geschlechter, welche das Heil brachten; die Form der drei Figuren waren rein typisch. Hier ist im Mittelbilde noch ein Rest des Symbols gewahrt, durch das hüpfende Kind kommt die Darstellung aber schon in den Fluß der Erzählung. Und dann sehen wir links und rechts, tiefer als die auf einer Bank sitzenden Frauen, Joseph und Joachim, die ersten Vertreter der Sippe. Joachim trug augenscheinlich wie Joseph einen Stock, den vielleicht erst Glänz fortgenommen hat. Alle Figuren sind von tiefer Innerlichkeit erfüllt, man fühlt die Bewegtheit, in welcher der Meister sie schuf, im Ausdruck der Gesichter, in den teilweise ganz wundervoll durchgearbeiteten Händen, im gelockten Haar und in den Gewändern, die sich bald eng, wie liebkosend an die Glieder schmiegen, bald sich vielfach und wirr falten und wild flattern, ein toter Stoff, der plötzlich aus der Seele seines menschlichen Trägers Leben erhält, das aber noch gesetz- und formlos ist. Dem Meister ist eine Empfindung in der schaffenden Hand gelegen, die etwas dunkel Rätselhaftes hat. Doch selbst vor der wildesten Phantastik des Breisacher Hochaltars werden wir erkennen, daß nie etwas Willkürliches aus dieser Hand quillt; wie es bei dem begnadeten Künstler ist, dem die Quellen sich geöffnet haben, so gerät ihm nichts im höheren Sinne Regelloses, auch in diesem noch nicht fertig vom Gesetz Geformten ruht doch das Leben, welches aller Dinge Meister ist.

Daß man den Anna-Altar erst vor wenigen Jahren als eine Arbeit des Sixt von Staufen erkannte (Dr. Joseph Riegel und dem Bildhauer Dettlinger in Freiburg gebührt das Verdienst), liegt an der Beziehung zum Breisacher Altar, den man einem Meister H. L. zuschrieb, wodurch man ganz ins Raten kam und

von der richtigen Fährte abgelenkt wurde, die ebenso zum Schutzmantelaltar hätte führen müssen. Dieser ist in den Jahren 1521—24 entstanden, während der Anna-Altar 1515 vollendet wurde. Hier in der Lochererkapelle auf der Nordseite des Chorumganges haben wir ein Werk des Meisters, dem wohl einige Teile genommen sind, das uns aber doch noch den vom Künstler gewollten Eindruck des Ganzen vermittelt. Wir bewundern die spielende Leichtigkeit des Aufbaues, zugleich aber das organische Wachsen, das harmonische Zusammenklingen in ihm. Wir sind von der Betrachtung der griechischen Kunst her, deren Ziel auf den Menschen an sich geht, noch zu sehr gewöhnt, auch in den Werken der Gotik zu stark nur auf die Formung des Menschen zu sehen. Wie aber der nordische Mensch stets Gott und Mensch nie außerhalb, sondern stets in innigstem Zusammenhang mit der gesamten Schöpfung, mitten in der Natur stehend, empfindet, so gibt auch der nordische Künstler seine Menschen innerhalb eines Ganzen. Sein Streben geht auf das All, auf das Erfassen seiner verborgensten Gesetze, wobei er dann leicht über die Grenzen seiner Kunst hinausgelangen und sich verlieren kann. Ist seine Hand aber sicher, wie es bei den Meistern der Gotik war, so gelingt ihm in seinem Werk ein Widerbild des Alls, das unmittelbar ergreift. All das Rankenwerk, die Streben, Baldachine und Fialen sind nicht Beiwerk, sondern genau so gut Kern und Hauptwerk wie die Figuren und wollen als solche wohl beachtet sein. Indem der nordische Künstler die von dem griechischen errungene Einheit scheinbar auflöst, gelingt es ihm, eine höhere Einheit zu erringen, in der wir deutschen Menschen unsere auf die Gesamtheit zielende Art erst ganz wiederfinden. Luftig und zierlich ist der Aufbau dieses Werkes, es überkommt uns davor, daß wir Schwingen zu sehen vermeinen, die in Wolken und seligen Lüften schweben. Drunter das Rankenwerk aber ist wie verschlungenes Waldesgeäst in schweigender Stille, darein die Vögel singen. Und es wiegen sich ja auch Englein darin! Wenn die ihre Stimme erheben, daß die lautere Seele klingt! So erhebt sich hier die ganze herrliche Welt des ewigen Schöpfers, Johannes steht darin, der Künder der Liebe, und der Dulder Sebastian mit dem schmerzbewegten Gesicht, in ihrer Mitte aber Martin, Sinnbild erbarmender Nächstenliebe. Und von diesem Weltendom umfangen nun der Wunder seligstes, die Gottesmutter, über deren Haupt einst Engel eine Krone trugen, mit dem Kinde, das sich lächelnd zu den Andächtigen neigt, die vom Mantel der Maria, dem Schutzmantel, wie von schützenden Wolken umwallt sind. Voller Hoheit und Erhabenheit, voller Glück und irdischer Minne steht die Mutter Maria inmitten der Menschheit, die kniend das Antlitz zu ihr erhebt, König und Kurfürst, Ritter und Bauer, Bürgersfrau, Geschlechtermann und Landsknecht, die weltlichen Stände zur Linken, die geistlichen Stände, voran der Papst zur Rechten, alle haben sich unter ihren Mantel geborgen, um Gnade zu erflehen. Wie jeder Körper und jedes Antlitz empfunden und durchgearbeitet sind, das zeigt den großen Könner, der keine Aufgabe zu

scheuen braucht. Und nun etwas Eigenes, das wie ein psychologisches Rätsel anmutet und erst bei voller Versenkung in die Seele dieses Künstlers sich begreift: Alles ist bis jetzt Gotik, d. h. gläubige Hingabe, verzehrende Inbrunst, Andacht und Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen, die Welt Durchdringenden und Bewegenden — und da springt auf einmal die Renaissance hinein, ein vollkommen Anderes, Entgegengesetztes, die Loslösung vom Übersinnlichen, die Weltfreude, die Keckheit, Frohsinn und Scherz, wie es sich in den Putten äußert, die den Mantel tragen, auf ihm turnen und ihn umschweben. Von Hans Baldung Grien, der von 1512—17 in Freiburg lebte und in dieser Zeit den berühmten Hochaltar für das Münster schuf, hat er die Putten übernommen, er hat sie aber künstlerisch ganz zu seinem Eigentum gemacht, trotz alles Widerspruches stehen sie nicht als etwas Fremdes in dem Werk. Die Welt ist voller Widersprüche, so erscheint es uns Menschen; aber in Gott, den wir nicht erkennen, der über all unser Denken hoch ist, lösen sich alle Widersprüche zur Einheit. Wir leiden an dieser schmerzhaften Welt nur deshalb, weil unser Denken nicht hoch genug geht, weil wir Gottes Majestät nicht erfassen. Im Schaffen des großen Künstlers dringt Gott selber durch, und das ist ein Zeichen der Stärke des Künstlers, wenn solche Widersprüche wie hier doch in einer Einheit aufgehen, wie es bei Sirt von Staufen der Fall ist.

Wie beim Anna-Altar und einem noch zu erwähnenden Werk, der Madonna in Mülhausen (Elsaß) ist das Jesuskind rundlich, fleischig, voll irdisch kindlicher Lebenslust, auch hier ein Hinüberspielen in die Renaissance, doch kein Verlieren an sie, obwohl das Kind hier schon wesentlich weltlicher ist als beim Anna-Altar. Zur Linken, vom Beschauer aus gesehen, steht der heilige Bernhard von Clairvaux, zu Füßen das Wappen des Zisterzienserordens, den er stiftete, ein Mensch, in der Empfindlichkeit seiner Seele von der Welt feindlich berührt, ergrimmt über sie und doch bereit, sie durch das innere Feuer mitzureißen. Zur Rechten der Einsiedler Antonius, das Schwein als Zeichen des von ihm überwundenen Unreinen unter den Falten seines Mantels. Sein Antlitz kündet, wie alles nach innen gedrängt ist. Beide Gestalten sind Meisterwerke.

Die ganze krause Fältelung der Gewänder vom Anna-Altar kehrt in diesem Werke wieder. Die langen Zweifel, ob beide Werke von einer Hand sind, werden überwunden, wenn man auf die Hand des Meisters achtet. Als Joseph Dettlinger beide Altäre kopierte, zeigte es sich, daß der Schöpfer bei beiden das Werkzeug gleich angesetzt hatte, bis ins letzte Handwerkliche stimmen sie überein. Wer dazu in ihr Inneres vordringt, erkennt, daß es aus derselben Quelle kam.

Der Schutzmantel-Altar trägt eine Farbe, welche die Schönheit des Holzes nicht arg verdeckt. Der ruhigen Sachlichkeit des nordischen Menschen will das besonders hoch und feierlich dünken, etwa wie bei den Altären Tilman Riemenschneiders in Rothenburg und Creglingen. Die Kirche aber, in ihren Leitgedanken dem südlichen Menschen angepaßt, denkt anders. Wir müssen uns klar machen, daß der katholischen

Kirche das Gotteshaus auch wirklich Gottes Wohnung ist, der in der Hostie an dieser Stätte leiblich wohnt. Die Ehre und Heiligkeit Gottes verlangt, daß man ihn mit höchstem Glanz umgibt; darum strebt sie nach prächtiger Bemalung der Holzbildwerke, die das Auge des südlichen Menschen berauscht, uns aber oft eine Beeinträchtigung des Werkes dünkt. Oft hat man die Altäre wohl ungefaßt in das Gotteshaus gestellt, aber nur, weil die Mittel zur Bemalung nicht ausreichten; man beschied sich dann in der Hoffnung, das Versäumte später nachzuholen. Aus der Bemalung nur der Augen und Lippen bei manchen Werken hat man geschlossen, daß diese ganzen Werke einst gefaßt gewesen; die Annahme ist aber irrtümlich, es ist Bildschnitzergewohnheit, Augen und Lippen zu bemalen. Diese vom Schnitzer herrührende Farbe kann man wohl unter dem Kreideuntergrund des Malers bei gefaßten Werken finden. (Schluß folgt.)

Die völkische Bedeutung der Freilichtbühne.

Von Dr. Oswald Dammann, Freiburg i. Br.

Wie stets in Zeiten großer gesellschaftlicher Umwälzungen geht auch heute wieder durch unser Volk das Verlangen nach Erneuerung des gesamten Kunstlebens, vor allem nach Reform des deutschen Theaters. Der enge Zusammenhang zwischen dem sozialen Drange und der Kunst als seinem edelsten Erwecker und Befruchter tritt dabei offen zutage. Man hat richtig erkannt, daß gerade das Theater berufen sein müsse, an erster Stelle an der Neugestaltung der Gesellschaft mitzuarbeiten, aber man hat auch erkannt, daß unser Theater, so wie es ist, diese hohe soziale Funktion nicht rein wird auswirken können, wenn es seine Daseinsbedingungen nicht von Grund aus ändert. Die Mehrzahl der Reformvorschläge geht nun freilich nicht auf den Kern der Sache ein, sondern wiederholt eigentlich nur längst Bekanntes, über dessen Wert die Geschichte schon den Stab gebrochen hat. Der Gedanke, das deutsche Theater von seinen genugsam bekannten Erbübeln zu befreien und ihm eine seiner kulturellen Bedeutung würdige Stellung zu verschaffen, ist so alt wie dieses Theater selbst. Der Kenner seiner Geschichte weiß, wie die meisten dieser Versuche daran scheiterten, daß man das Problem zu äußerlich erfaßte, indem man es durch eine Neuorganisation zu lösen suchte, wo es doch nur durch eine Zusammenfassung und Vertiefung des nationalen Bewußtseins zu lösen war. Nur bei den wenigsten stellte sich nach harten Enttäuschungen die bittere Erkenntnis ein, die schon Lessing zu den unwilligen Worten nötigte: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind.“ Das heißt also: Nicht das Nationaltheater der Theorie wird, wie die Optimisten immer und immer wieder betont haben, von selbst das lang ersehnte nationale

Drama und die lang entbehrte nationale Kultur nach sich ziehen, sondern umgekehrt, eben diese Kultur, ein einheitliches nationales Ethos ist die Grundlage für eine nationale Schaubühne. Damit wird man vielleicht resigniert von einem aussichtslosen Unterfangen zurücktreten und das Theater unserer Tage seinem Schicksal überlassen wollen. Denn wir wissen ja, wir sind auch heute noch keine Nation, so wenig wie zu Lessings Zeiten.

Es ist unserem Volke nicht vergönnt gewesen, wie die anderen großen Nationen die Keime seines nationalen Lebens mühelos und ungestört zur Entfaltung zu bringen. Schon die ersten Regungen seines kulturellen Eigenlebens wurden durch den Einfluß universaler Mächte, der antiken Bildung und der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, niedergehalten. Der weitere Verlauf seiner Kulturgeschichte ist nichts anderes als der immer wieder erneute und beständig fruchtlose Versuch des sich müde ringenden Volksgeistes, die lästigen Fesseln abzuwerfen. Die Renaissance vollendete den Riß, der das deutsche Volk unheilbar, zum Schaden beider, in Gebildete und Ungebildete trennte. Blieb den unteren Schichten der Weg nach oben versperrt, so suchten und fanden die höheren ihr Genüge nur im Anschluß an das Ausland. Ihre Bildung blieb im wesentlichen eine theoretische, weil ihr die nährende Quelle des eigenen Volkstums versiegte. Das waren die Zustände, in die unsere großen Dichter des 18. Jahrhunderts eintraten. Ihr höchster Ehrgeiz ging dahin, ihrem Volke das nationale Drama nach dem reinsten Vorbild, dem griechischen, zu schaffen. Was sie ihm schenkten, waren nur die Formen dieses Dramas; eine der griechischen ähnliche Bühne zu begründen, blieb ihnen versagt, weil ihnen die Hauptsache fehlte: die Nation als Zuschauer. Ihre Wirksamkeit fand im ganzen nur Widerhall bei den Gebildeten. Seitdem ist das ratlose Experimentieren, der haltlose Subjektivismus das hervorstechende Merkmal der deutschen Dramatik geblieben.

Richard Wagner sagt einmal, daß die Kunst zur Zeit ihrer Blüte konservativ gewesen sei und es wieder werden müsse. Konservativ aber bedeutete für ihn volkstümlich-deutsch. Der verhängnisvolle Mangel an erhaltendem historischem Sinn, der regelmäßig wiederkehrende Abbruch der volkstümlichen Überlieferungen war es ja, der die selbständige Fortentwicklung der deutschen Sonderart von jeher unterbunden hatte. Eine neue deutsche Kultur und damit eine neue nationale Bühne konnte deshalb nur auf dem breiten Grunde des ursprünglichen Volkstums aufgebaut werden. Richard Wagner wurde dieser erste deutsche Stilbegründer, der unbeirrbar auf die Bedeutung des nationalen, des mythischen und religiösen Stoffes für die Kunst hinwies, der sein Amt wie kein zweiter als ein soziales, ein nationales versah. An ihn knüpfte dann die Richtung unserer jüngsten Literatur an, die als wichtiges Werkzeug für ihren Zweck die Freilichtbühne in ihr Programm aufnahm. Im bewußten Gegensatz gegen den subjektiven Radikalismus der modernen Kunst griff die um die Jahrhundertwende einsetzende

Heimatkunstbewegung die älteren, noch unsicher tastenden, schließlich in Wagner gipfelnden nationalen Stilgebungsversuche wieder auf. Der Gedanke war der, auf volkstümlicher Grundlage unter Benutzung der historischen Sonderheiten der deutschen Landschaften eine im vaterländischen Bewußtsein wurzelnde Kunst zu entwickeln, deren Aufgabe es sein sollte, der zentralisierten, fremden Einflüssen allzu nachgiebigen modernen Kunst nicht etwa jede Bedeutung abzusprechen, wohl aber sie im nationalen Sinne zu ergänzen und aufzufrischen. Für das Drama sollte die Freilichtbühne in diesem Geiste mitarbeiten.

Sie stellt sich dementsprechend ihrerseits in Gegensatz gegen das Gesellschaftstheater unserer Zeit. Sie geht gleichfalls nicht soweit, die historische Berechtigung dieses Theaters überhaupt zu leugnen. Sie glaubt aber, daß es mit seinem bunt zusammengewürfelten Spielplan, bei dessen Zusammensetzung stets mehr wirtschaftliche Rücksichten als künstlerische Gesichtspunkte den Ausschlag geben müssen, seine verantwortungsvolle kulturelle Mission nicht ausüben kann. Demgegenüber will sie den unverfälschten Charakter aller echten dramatisch-theatralischen Kunst wieder erwecken, wie er am reinsten im griechischen Drama und den mittelalterlichen Mysterien zum Ausdruck gekommen ist. Hier wie überall entstand das Drama organisch aus religiösen und volkstümlichen Jahresfesten in der Form des Festspiels und erfüllte seine ihm innewohnende ursprüngliche soziale Bestimmung als Träger großer ethischer Ideen. Auf die Bedeutung des sozialen und organischen Prinzips im mittelalterlichen Drama hat Richard v. Kralik vorzüglich im Hinblick auf neuzeitliche Reformbestrebungen aufmerksam gemacht. „Aus Genossenschaften und Bruderschaften erwuchs das mittelalterliche Drama der Mysterien. Es war eine traditionelle Äußerung der ganz künstlerisch fühlenden und schaffenden Zünfte. Derselbe künstlerische und zugleich gesellige, nationale Zug hat dann die Zünfte der Meistersinger gegliedert. Auch hier handelt es sich nicht nur um die Gesellschaftung der einzelnen Künstler, es handelt sich um die Überlieferung eines großen nationalen und volkstümlichen Ideals." Diesen festlichen Grundcharakter des dramatischen Stiles, den wir noch bei Hans Sachs finden, hat das Theater zu seinem Nachteil mehr und mehr aufgegeben und dadurch in erster Linie seinen Verfall herbeigeführt; ihn wieder herzustellen, die Zukunft unserer Bühne auf den festen Unterbau unseres Volkstums zu stellen, alle etwa dazu vorhandenen Ansätze nutzbar zu machen, müßte die Aufgabe einer wahrhaft einsichtigen Theaterreform sein.

Solche Ansätze liegen in der Tat vor. Und gerade das Mangelhafte dieser ersten Versuche ist geeignet, den Blick für das Vollkommene, wie es eben die moderne Freilichtbühne erstrebt, zu schärfen. Die meisten dieser Veranstaltungen, wie etwa die altehrwürdigen Oberammergauer Passionsspiele, die Wormser Lutherspiele, die Meraner Volksbühne u. a., leiden an der Einseitigkeit, daß sie sich auf ein und dasselbe Stück beschränken, und dadurch, zumal wenn sie noch Dilettanten

überlassen bleiben und ähnlich wie die mittelalterlichen Mysterien einer höheren künstlerischen Kultur entbehren, nicht zum Träger des literarischen Fortschritts werden. In diesen Fehler ist leider auch die Bühne verfallen, die dank ihres vollendeten literarischen und künstlerischen Charakters dem Ideal eines Nationaltheaters am nächsten hätte kommen können. Dadurch, daß Bayreuth sich ausschließlich den Werken Wagners widmete, verstieß es gegen die eigensten Absichten des Meisters, der bei seiner Gründung durchaus eine allgemeine nationale Festbühne im Auge hatte. Der Wettkampf der Dramatiker gehört nun einmal zum Festcharakter der Bühne und vermag allein die freie Entfaltung und Blüte der dramatischen Kunst hervorzurufen.

Allen Bedingungen eines Nationaltheaters, wie sie sich uns ergeben haben, glaubt die Freilichtbühne gerecht zu werden. Sie verlegt, wie im Altertum und im Mittelalter, den Schauplatz wieder ins Freie. In der hohen Festeszeit der Natur, im Hochsommer, auf einem von der Vergangenheit geheiligten Boden schlägt sie ihre primitiven Bretter auf. Im festlichen Verein sammelt sie die andächtige Zuschauerschaft und verbindet sie im gemeinsamen Erlebnis nationaler Erinnerungen zu einer festgeschlossenen Einheit. Sie schöpft den Stoff ihrer Darstellungen aus dem tief im Bewußtsein unseres Volkes schlummernden Schatz an Mythen, an geschichtlichen Überlieferungen, an Sagen und Märchen. Sie schart die bodenständige Künstlerschaft in edlem Wettstreit um sich und nimmt aus ihren Händen die neue dramatische Gattung großen Stils entgegen, um sie nach höchsten künstlerischen Gesichtspunkten unter Heranziehung von Berufsschauspielern zu dramatischem Leben zu erwecken.

Das sind wahrlich hochfliegende Ziele! Kein Wunder, wenn die Bedenken nicht ausblieben. Wir greifen den Einwand heraus, der auf den ersten Blick am meisten für sich hat und am engsten mit der Eigenart der Freilichtbühne zusammenhängt, bei näherer Betrachtung aber wie die anderen, unwesentlicheren, z. B. die vielberufene Witterungsfrage, sich leicht entkräften läßt. Man kann nämlich fragen: Wenn es die Aufgabe einer idealen Freilichtbühne sein soll, mit völlig neuen Mitteln die nationale und volkstümliche Grundlage unseres Theaters wieder herzustellen, einen eigenen dramatischen Stil zu entwickeln, der die Sonderart und reiche Mannigfaltigkeit unserer Stämme und Landschaften künstlerisch zum Ausdruck bringt, womit will denn eine solche Bühne ihren Spielplan bestreiten, da sie doch die ihr angemessene dramatische Gattung erst schaffen will? Eine weitere Beschränkung des Spielplans leitet man dann aus den besonderen Verhältnissen der Szene ab. Denn offenbar können die meisten Stücke der Weltliteratur auf dem Landschaftstheater nicht zur Aushilfe herangezogen werden, weil sie Wechsel der Szenerie und geschlossene Dekorationen verlangen. Das offene Theater könnte also dieser Ansicht zufolge günstigsten Falls eine bescheidene Spezialität sein, niemals aber für eine literarische Pflege des Dramas in Betracht

kommen. Eine solche Auffassung kann nur der gänzlichen Verkennung der eigentümlichen Bedingungen des Naturtheaters entspringen. Man darf doch nicht vom Theater unter freiem Himmel die Aufführung von Werken erwarten, die für die moderne Kulissenbühne geschrieben und deshalb von vornherein auf ganz anders geartete, vor allem intime Wirkungen berechnet sind. Die Eigenart der Freilichtbühne weist von selbst auf die Bevorzugung heimischer und volkstümlicher Stoffe hin. Es kann nicht so sehr darauf ankommen, wie unsere städtischen Theater ein buntes Durcheinander aller möglichen und unmöglichen Stilarten zu bringen, als vielmehr durch eine strenge Auswahl geeigneter Werke der germanischen Literatur der Freilichtbühne das unverkennbare Gepräge eines Nationaltheaters zu geben. Eine solche Beschränkung liegt im Wesen der offenen Bühne begründet, die damit vor ganz neuen, noch gar nicht genügend erkannten Möglichkeiten szenischer Ausdruckskunst steht.

Hier neben den großen Linien und Formen der Natur wirken alle raffinierten Mittel und Mittelchen der Ausstattungsbühne nicht mehr, hier spricht nur noch die Kunst des Dichters und des Schauspielers zu uns, und auch dann nur, wenn sie ins Natürlich-Pathetische, ins Große, Wuchtige gesteigert sind, wenn sie im Zusammenklang stehen mit der Größe der Umgebung, in die sie hineingestellt sind. Dieser erhebende Einklang von Kunst und Natur, von Natur und Theater ist aber nur durch momumentale Werke, durch Stoffe zu erreichen, wie sie uns vorzugsweise unsere eigene heroische Vergangenheit darbietet, dann aber auch nur durch eine Schauspielkunst, die selbstlos, großzügig und natürlich zugleich ist. Deshalb ist das literarische Machwerk, das „Theaterstück" von der Freilichtbühne ausgeschlossen; es wirkt auf ihr ebensowenig wie eine technisch unvollkommene, nachlässige und äußerliche Darstellung. Mit Recht hat man gerade hier die Wurzeln einer verjüngten, selbständigen und fruchtbaren Schauspielkunst gesehen.

Es wäre aber nach alledem gleichwohl falsch, sich den Spielplan des Naturtheaters eng begrenzt zu denken. Wir besitzen eine ganze Reihe lebenskräftiger Originalwerke aus dem Kreise einer Autorengruppe, die sich um das Harzer Bergtheater, die erste deutsche und literarisch regsamste Freilichtbühne, gesammelt hat. Vielen dieser Werke mangelt gewiß die letzte künstlerische Reife, aber wir dürfen immerhin in ihnen beachtenswerte Versuche erblicken, den neuen, dankbaren Aufgaben, die das Landschaftstheater stellt, Herr zu werden. Man kann bei diesen Stücken die Beobachtung machen, wie sie trotz ihrer mehr oder weniger großen technischen Unfertigkeit eben dank ihres volkstümlichen Stoffgehaltes nachhaltige Wirkungen erzielten. Das stärkste Talent dieser Gruppe, Friedrich Lienhard, erregte mit seinem ausdrücklich für die Freilichtbühne geschriebenen „Wieland dem Schmied" gespannte Erwartungen. Sicherlich bleibt hier noch sehr viel zu tun übrig. Es gibt in Deutschland so manche für die hier verfochtenen Ziele um Anerkennung ringende künstlerische Kraft, der zum Durchbruch zu verhelfen

die Freilichtbühne sich zur Ehrenpflicht machen muß. Aber auch abgesehen von diesen verheißungsvollen Ansätzen und zugegeben, daß mit ihnen der Sommerspielplan eines Naturtheaters fürs erste nicht ausgefüllt werden kann, braucht man sich den Umfang der zu Gebote stehenden Stücke nicht zu klein vorzustellen. Es fehlt auch unter den Meisterwerken der Weltliteratur nicht an solchen, die den geschilderten Voraussetzungen weitgehend entsprechen und ohne künstlerische Vergewaltigung auf der Freilichtbühne Platz finden. Einige erfolgreiche Stücke dieser Art aus dem Spielplan des Harzer Bergtheaters mögen als Belege dienen. Es gehören zum festen Bestande des Bergtheaters von Werken, die eigentlich nicht für die offene Bühne bestimmt sind, u. a.: von Goethe Iphigenie; von Schiller Wallensteins Lager; Kleists Hermannsschlacht; Hebbels Nibelungen; von Otto Ludwig die Torgauer Heide; von Shakespeare der Sommernachtstraum mit Musik von Mendelssohn, Was ihr wollt, Das Wintermärchen; Schwänke von Hans Sachs. Aus der neuesten dramatischen Literatur: Ibsens Nordische Heerfahrt, Hauptmanns Versunkene Glocke, Glaube und Heimat von Schönherr. Sie alle vermittelten starke Eindrücke, gewiß ein untrügliches Zeichen ihrer künstlerischen Qualität.

Freilich bleibt es dabei, daß der Ehrgeiz der Freilichtbühne sich damit nicht begnügen darf, daß er nach neuen Schöpfungen verlangen muß, um so mehr als sie selbst ja dem Bedürfnis nach einem Drama großen Stils ihren Ursprung verdankt. Dieses Bedürfnis zu befriedigen, müßte die vornehmste Aufgabe eines Dichtergeschlechts sein, das gewillt ist, an der geistigen Wiedergeburt unseres Volkes mitzuarbeiten. Daß die Sehnsucht nach einem solchen Drama vorhanden ist, dafür ist der beste Beweis der rasche Aufschwung, den die Freilichtbühne genommen hat. Nachdem das im Jahre 1903 von Ernst Wachler gegründete Harzer Bergtheater durch beständig zunehmende künstlerische Erfolge seine innerste Daseinsberechtigung erwiesen hatte, griff die Bewegung rasch auf andere Landschaften über. In fast allen deutschen Gauen schossen die Freilichtbühnen aus dem Boden. Der Krieg konnte die Entwicklung dann wohl aufhalten, aber nicht abbrechen.

Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die Ziele, für die die Freilichtbühne sich einsetzt, heute, wo wir abermals vor einem radikalen Kulturbruch stehen, ernster als je Beachtung und Förderung verdienen. Ein zügelloser Subjektivismus ist wieder daran, rücksichtslos mit der Vergangenheit aufzuräumen und innere Haltlosigkeit zu stiften, die notwendig zum allgemeinen Chaos führen muß. Die Erfahrung aber lehrt, wie gerade in solchen Zeiten der jedem Menschen innewohnende konservative Trieb sich krampfhaft an das alte Vermächtnis seiner nationalen Traditionen anklammert. Allgemein ist heute der Wunsch, aus der Zerfahrenheit heraus zur Selbstbesinnung zu kommen. Das kann aber nur geschehen, wenn der Deutsche Einkehr hält bei sich selbst, wenn er den flimmernden Blick beruhigt an den erhabenen Formen seiner nationalen Erinnerungen. Die Zukunft des Staates hängt mit davon ab. Denn nur das

über allen Parteiungen sich behauptende geschichtliche Bewußtsein ist es, das die Gesellschaft zusammenbindet. Diesen historischen Sinn kann aber keiner lebendiger wecken als der dramatische Dichter, der das Leben unseres Volkes mit seinen geschichtlichen und heimatlichen Bedingungen im festlichen Spiele wiederspiegelt. Jede deutsche Landschaft kann und muß da mithelfen. Dann auch wollen wir uns mit Wachler der frohen Zuversicht hingeben: „Wenn unsere großen Landschaften Rheinland, Schwaben, das Elsaß, Thüringen, Schlesien erst ihre eigenen Volks- und Stammesbühnen haben, wenn diese sommerlichen Bühnen unter freiem Himmel eine nationale und religiöse Weihe tragen als Feststätten unseres Volkstums, als Schatzkammern unseres Erbguts, als Kampfplätze unserer Kunst — dann erst wird der Traum eines deutschen Nationaltheaters seiner Verwirklichung entgegengehen."

Heitere Kunst in ernster Zeit.

Von Hans von Wolzogen.

Ist unsere Zeit nicht zu ernst, als daß man in ihr sich ernstlich um heitere Kunst bekümmern dürfte? Ja, ist sie nicht am Ende gar zu ernst für jede Bemühung um Dinge und Anliegen der Kunst? Man könnte es behaupten, wenn man unter Ernst nur die schweren Nöte und Sorgen des äußeren Lebens, die unkünstlerischen, bürgerlichen und staatlichen Bedürfnisse und Notwendigkeiten des Volksganzen versteht. Dann muß man allerdings ehrlicherweise zugeben: in diesem völkischen Zustande liegt kein Anlaß zum Ausdruck in echter Kunst, weder heiterer noch ernster. Echter Kunst! Denn unechte, Unkunst und Widerkunst, dergleichen wird ja nur zu viel in eben dieser schweren Zeit betrieben! Wohin wir blicken: gesunkene Kunst, verderbte und verirrte, der Abhub und die Hefe jener Unkunst früherer und üppiger Zeit, wo sich die Sucht nach Genuß und der Drang nach Gewinn der künstlerischen Mittel zu ihrer Befriedigung gern bedienten. Die Zeit der Not fühlt gleichfalls ein Verlangen nach Geschäftsgewinn und Sinnengenuß. Auch ihr sind künstlerische Mittel dazu gerade gut genug. Was darin sich zu befriedigen sucht, tut sich nicht deutlicher kund als in der überquellenden Blüte des „Kino". In den Sensationen und in den Karrikaturen dieser modernsten „Kunst" haben wir Tragik und Komik, wie sie unseren Zeitgenossen recht eigentlich entsprechen: die Kunst des Volkes! Sie ist von der grellen Ehrlichkeit der „Unabhängigen" und „Bolschewisten" unserer politischen Tageswelt. Was sonst an heutigem Kunstbetrieb zur Befriedigung eben dieser Tageswelt durch alle Nöte hindurch lärmend und lachend sich auftut, ist im Grunde doch nur ein verlogener Abspringling der Kinokultur, mit ihr eines Geistes, keines Geistes, als dessen der Un- und Widerkunst, die zwar der Krankheit der Zeit, aber nicht ihrem Ernste gemäß ist.

Krank ist die Zeit, krank ist das Volk, das ist ernstlich wahr und ist wohl zu beachten. Krankheit kann zur Genesung führen, und Krankheit weckt Mitleid, das auf Linderungsmittel sinnt. Der Kranke selbst sucht Zerstreuung, Erholung, ja, Erheiterung. Soll er sie denn nur im selbst Erkrankten, im Gesunkenen und Verderbten finden? Soll er, wenn Besseres ihm nicht dargeboten wird, seine Erholung sich in der Betäubung suchen? Muß es, wenn ihn das innere Leiden zu hart bedrängt, eine äußerlichste Oberflächlichkeit sein, die ihm eine andere Welt vortäuscht? Ist von ernsten künstlerischen Sinnen die Entehrung zu dulden, die solch eine Verwertung künstlerischer Mittel nicht nur der Kunst, auch dem Leiden des Volkes selber antut? Ist da keine mahnende Pflicht, für bessere Kunst, gerade erheiternde Kunst zu sorgen, trotz aller Ungunst und Unkunst der obwaltenden Leidenszeit? Gibt es gar keine lebendigen Quellen mehr in der deutschen Volksseele, denen eine solche erholende, lindernde, aufheiternde Kunst dennoch natürlich entspringen könnte?

Wohl gibt es noch etwas anderes als die Oberfläche, als das, was eben heute „obenauf" ist. Wer gut acht gibt, leisen Quellen lauschen kann, in stillen Winkeln heimisch ist, mit guten Geistern verkehrt, der weiß, daß deutsches Bedürfnis, Sehnen, Sinnen, Wünschen, Hoffen, Glauben, noch vorhanden ist, daß ein heimliches Deutschtum in dem unheimlich verstörten, um schöne Heimaten beraubten Deutschland noch lebt. Das kann künstlerisch wirken. Und es wirkt auch schon also, mehr freilich im ernsten, als gerade im heiteren Stile, weil es den deutschen Seelen, die derart ihr Eigenstes, Innerstes ausdrücken wollen, eben so gar ernst damit ist. Man braucht an deutscher Kunst nicht zu verzweifeln, wenn man mitten in den Wirren und Wehen des Tages in der Stille doch solche Werke entstehen sieht, wie etwa im Wortschauspiele einen „Phidias" von Friedrich Lienhard, einen „Dietrich" von Eberhard König, in der bildenden Kunst noch immer junge Landschaften des Altmeisters Hans Thoma oder die Faustbilder Franz Stassens, in der dramatischen Musik — nun, ich will nur Siegfried Wagners tragische „Sonnenflammen", im heiteren Stile sein „Hütchen" nennen; und dann habe ich noch so meine stille Freude daran, nach kleinen Bändchen sinnig deutscher Betrachtung und Phantasie greifen zu können, die mir immer zur Hand liegen: Walter Flex „Der Wanderer zwischen beiden Welten" und Agnes Günthers „Von der Hexe, die eine Heilige war." Ja, das haben wir, und ist da keine deutsche Seele? Kann einem nicht — heiter zu Mute werden im Bewußtsein solcher Güter? Müssen wir uns ganz verarmt fühlen, die Hände in den Schoß legen, nur noch den Untergang der Kunst wie des Volkes erwarten? Die deutsche Seele will leben! —

Zum Leben gehört auch ein gewisses Maß an Heiterkeit. Ja, man dürfte wohl sagen: ernstem Völkergeschicke sei heitere Kunst noch nötiger als tragische: ein Bedürfnis der Zeit, während die tragische eine innere Notwendigkeit der

künstlerischen Einzelpersönlichkeit sein mag. Man wird die heitere Kunst zu unterscheiden haben. In Tagen des völkischen Niederganges, auf Wenden der Zeiten, wenn Übermaß mit Übermut sich verbindet, wenn reife Früchte zu faulen drohen: dann wird die heitere Kunst satirisch, und es erscheinen geniale Meister wie Aristophanes und Molière. Ist aber ein Volk im Aufstieg, oder eben in vollgesunder Blüte, will neues Leben aus neuem Geiste sich bilden: dann sehen wir ein „merry old England" über Shakespeares ausgelassene Märchenspiele lachen und das derbe Volksstück des Hans Sachs erheitert die deutsche Bürgerschaft der hoffnungsvollen Reformationszeit. Wohl ist unser deutsches Volk heutigen Tages offensichtlich in einem jähen Niederbruch wie zerschmettert, entkräftet, sich selber entfremdet. Es verleugnet in blinder Not seine besten Eigenschaften: den Fleiß seiner Hände und den Hochflug seines Geistes. Und doch haben wir noch vor kurzem, als es in den Krieg zog, als es noch in der Wahrhaftigkeit der Vaterlandsliebe, der Fürstentreue, des Heldentums lebte, den zweifellosen Eindruck gehabt von seiner Jugendlichkeit, seinem starken Lebenswillen, seiner Gesundungsfähigkeit, seinem innerlichen Andersein als die jeweils obwaltenden Mächte der Verrottung und Zerrüttung. Was es niederwarf, war Lüge und List, auch Leid und Leichtsinn. Darum meinen wir Deutschgläubige: das echte Volkstum ist nur betäubt; es wird wieder zu sich kommen, wird wieder leben und streben, wieder Ideale haben. Dann hat die heitere Kunst die schöne Aufgabe der „seligen Morgentraumdeutweise". Aber auch ehe noch der Albtraum der Tiefnacht in das Morgenahnen sich löst, vermag heitere Kunst mitzuwirken an der Wiederbelebung, an der Erneuerung und Erfrischung des Lebenswillens, dessen Ausdruck sie ja selber ist. Sie kann es nach beiden Seiten hin: satirisch gegenüber den feindlichen Gewalten, die den Albdruck der Nacht auf schwachen Schläfern verursachten, doch auch wiederum dionysisch zujubelnd den Lebensgeistern der morgenlichen Zukunft. So dem Vergehenden und Entstehenden zugewandt, wie es der klare Sinn des Dichters erschaut, ist sie freilich nicht die Kunst der engen Gegenwart, nicht der natürliche Ausdruck ihres widernatürlichen Geistes; denn dann wäre sie ja selbst nur Verwesungskunst, Niederbruchslärm, Albengelächter. Nein! Sie darf ihre andere Herkunft von den Höhen nicht verleugnen, auf denen die seligen Geister des wahren Deutschtums daheim sind: Aus dem Behagen ihres Heimatgefühls schöpft sie das lustige Lachen, die Lust am leichten Spiel, die sie der bedürftigen Welt doch spenden soll.

Von diesen Höhen her, aus solcher Heimat war uns die Kunst von Bayreuth gekommen: die große tragische deutsche Kunst. Sollte es nun so erstaunlich sein, daß gerade aus ihrem Kreise hervor Bemühungen um eine unseres Volksgeistes würdige, heitere Kunst sich gezeigt haben? Nicht erstaunlich jedenfalls ist es, daß sie wenig beachtet worden sind, — wenn man weiß, wie entstellt, ins Gegenteil verkehrt die Vorstellung davon, was Bayreuther Geist und Kreis sei, dem

deutschen Publikum „allemsig" beigebracht worden ist. Es dachte und denkt sich danach uns Bayreuther als einseitig überspannte Pathetiker, denen nichts am Herzen läge als neue Nibelungen und ein Übertristan, eben das, wogegen Bayreuth, seit Wagners Aufsatz: „Vom Operndichten und Komponieren", also seit rund vierzig Jahren, so überzeugt und entschieden sich gewandt und erklärt hat! Und seit einem Menschenalter arbeiten gar strengste Bayreuther schon am Versuche, einer solchen heiteren Kunst auf dem freien, weiten Grunde des Bayreuther Geistes lebendige Beispiele zu schaffen, die das Meisterwort von den unbeschränkten Möglichkeiten möchten bewähren helfen. Davon ahnte die gebildete Mitwelt nichts, daran glaubte sie nicht, dergleichen konnte aus „Bayreuth" gar nicht kommen.

Schon alle jene besseren Werke dieser Gattung, die früher hier und da die Bühne beschreiten durften, gehörten dem Kreise der wagnerisch Erzogenen und Gesinnten an: Alexander Ritters „Fauler Hans", Humperdincks „Hänsel und Gretel", Wolfs „Corregidor", Hauseggers „Zinober", Sommers „Saint Foix", Kienzls „Evangelimann" (im 1. Akt), endlich Siegfried Wagners „Bärenhäuter" und „Herzog Wildfang" (mit ernstem Einschlag), diese seien hier nur genannt. Cornelius' „Barbier von Bagdad" und Götz' „Bezähmte Widerspenstige" waren wohl von etwas abseitiger, doch auch durchaus verwandt adeliger Herkunft. All diese gewiß nicht wertlosen Schöpfungen ernster und deutscher künstlerischer Begabungen haben in dem Getriebe der theatralischen Zeitgemäßheit nie recht aufkommen können, mit Ausnahme des reinen Märchens, das wie mit Elfenkraft siegreich hineintraf in das verborgene Kinderherz deutscher Art, während der Erfolg der Kienzl'schen Oper wohl mehr dem Sentimentalen als dem Naiven zu verdanken war. Wir müssen uns schon eingestehen, wenn wir ganz ehrlich sein wollen: Besseres ist nicht viel geschaffen worden, aber die Opernbühne der Zeit war selbst nicht gut genug dafür. Es blieb ihr wagnerianische Fremdware. Das Publikum aber hatte soviel vom wagnerischen Drama gelernt, daß es, unbeschadet seiner Begeisterung für den „Ring", vom italienischen Verismus hingerissen ward. Wer mochte da noch verlockt sich fühlen, heitere deutsche Spiele zu rüsten? —

Wo es der Sache gilt, dürfen auch Personen sich selber nennen, die sich sonst davor scheuen, wie mein Freund Graf Ferdinand Sporck und ich. Wir Beide sind jene „strengsten Bayreuther", die seit einem Menschenalter mitsammen vollbewußt für heitere deutsche Bühnenkunst gearbeitet haben. Als Bayreuther fühlten wir dabei nicht nur deutsch, auch musikalisch, und wir fanden gute Musiker, die einige unserer Versuche glücklich vertonten. d'Albert traf reizend den Ton der „Abreise" Sporcks wie meines „Flauto solo", Schillings gab Sporcks „Pfeifertag" ein reiches Klanggewand, Hans Sommer fand feine Weisen zu meiner (eigentlich noch nicht hierher gehörigen) frühen Bearbeitung des „Saint Foix" vom alten Duval und zu anderem mehr. Haben auch die hier Genannten den Weg zur Bühne gefunden, (die d'Albert'schen Einakter nicht

ohne dauernden Beifall): dennoch haben wir uns mit unserer Gesamtarbeit ganz und gern vom Theater bisher ferngehalten. Wir erkannten bald zu deutlich, daß dort heutzutage für unsere Bestrebungen ernstlich nichts zu gewinnen sei, daß vielmehr der herrschende Geist des öffentlichen Kunstbetriebes aus wohl erkennbaren Ursachen einem „Bayreuther" Einflusse jeden weiteren Zugang erfolgreich versperren würde. Vielleicht bringt die viel mißbrauchte „Freiheit" uns einmal wirklich „freie Bühnen", die nicht dem Zeitgeiste, sondern anderen, unseren Idealen dienen wollen. Vielleicht entstehen noch neuere und weit bessere Beispiele dafür, als wir sie zu geben vermochten, und wir würden sie mit Freuden begrüßen. Damit aber unsere Beispiele, solange ihnen die Bühne fehlt, überhaupt „gegeben" werden könnten, habe ich für meinen Teil mich endlich entschlossen, was im Stillen als dramatisches Leben gedacht war, zunächst als „Literatur" hinaus zu senden[1]). „Deutsche Kleinkunst"! Mögen ernstere Freunde gutdeutscher Bühnendichtung dann wenigstens soviel daraus ersehen, daß es einmal Jüngern wagnerischer Lehren keine unwürdige Aufgabe schien, deutschem Kunstgeiste und Lebenssinne auf heitere Weise eine leichte und gesunde Kost zu bereiten. Das Bedürfnis ist beim Volke; die Pflicht künstlerischer Befriedigung liegt denjenigen ob, die für Volk und Kunst und Deutschtum immer und in jeder Art mit ihren besten Kräften wirken wollen.

[1]) Im Verlage der Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin 1920.

Gedanken zur Erneuerung des deutschen Theaters.

Im Jahre 1916 veröffentlichte Dr. Arthur Dinter eine Schrift „Weltkrieg und Schaubühne", die das deutsche Theaterleben, besonders das Berlins einer scharfen Kritik unterzog. Mit großem Freimut beleuchtete er den zersetzenden Einfluß, den die wüste Geschäftsmacherei der im Bühnenleben herrschenden undeutschen, vor allem jüdischen Elemente bewirkt. Die Frage ist seitdem noch viel stärker in den Vordergrund gerückt. Hat doch zu dem sittlichen Zusammenbruch, der den Schmachfrieden verschuldete, die Verseuchung unseres Volkes durch aufregende Kinodramen und gemeine Operetten nicht wenig beigetragen. Auch jetzt, mitten in dem Jammer eines durch wüstes Spekulantentum, Arbeitsunlust und Genußsucht in Zerrüttung geratenen Wirtschaftslebens herrscht wiederum das alte Theaterelend. Und doch wäre es möglich, wenigstens einen Teil unserer Bühnen von solchen Verirrungen zurückzuführen, wenn nur der in manchen Kreisen unseres Volkes unzweifelhaft vorhandene vaterländische und sittliche Geist sich zu einer kräftigen Abwehr aufrafft. Noch ist es nicht zu spät! Dinter hat ganz richtig erkannt, daß man die Theaterbesucher zu einem großen Bunde für die Bühnenreform organisieren müsse. Zunächst gilt es überall in den Provinzstädten örtliche Vereine zu schaffen, die eine scharfe Aufsicht über die Stadttheater führen und den Spielplan in entschieden deutschem Geiste beeinflussen müssen. Dinter fordert von diesen Vereinen unter anderm grundsätzlichen Boykott der aus- und inländischen Ehebruchsstücke und der modernen Operette und Veranstaltung von Vorträgen, die über die herrschenden Theaterzustände aufklären. Jedenfalls hat ein solcher Verein, sobald ein Theater die Operette oder den Ehebruchsschwank überwuchern läßt, durch Flugblätter und Plakate schärfsten Protest zu erheben. Wenn Dinter weiter verlangt, daß an den bestehenden Theatern

durch Pacht für einzelne Abende besonders ausgewählte Vorstellungen für die Vereinsmitglieder veranstaltet werden sollen, so ist das nach meiner Ansicht nicht ausreichend. Der betreffende Verein hat vielmehr das Geld dafür aufzubringen, daß die Stadttheaterdirektion bestimmte dramatische Werke in Volksvorstellungen zum Preise von 50 Pf. jedermann zugänglich machen kann. So käme z. B. in Betracht, daß in allen süddeutschen Städten jeden Winter ein Werk (oder auch mehr) von Ludwig Anzengruber (die köstlichen Lustspiele vor allem: „Der G'wissenswurm" und die „Kreuzelschreiber", aber auch der düstere „Meineidbauer",) in solchen Vorstellungen für das Volk (die Gebildeten eingeschlossen) aufgeführt werden müßte. Auf norddeutschen Bühnen haben außer diesen Werken Anzengrubers die plattdeutschen Dramen Fritz Stavenhagens als besonders geeignet für erzieherische Wirkung zu gelten. In gleicher Weise müßte durch die Vereine die Aufführung von guten bürgerlichen Lustspielen (Benedix) und ausgewählten klassischen Dramen sichergestellt werden. Vielleicht gelingt es anfangs nur, zwei Theaterabende im Monat auf diese Weise zu pachten. Das Geld müßte außer durch Mitgliederbeiträge auch durch Vorträge zusammengebracht werden. Allmählich wird es dann in vielen Fällen gelingen, ein Publikum heranzuziehen, dem man mit Hülfe der Theaterdirektion jede Woche einmal ein gehaltvolles Stück heiterer oder ernster Art in würdiger Weise vorführen kann. Mit Leichtigkeit können 100 Dramen aufgezählt werden, die auf diese Weise nach und nach zur Geltung kämen. Was für starke Wirkungen könnten z. B. mit klassischen Dramen wie „Tell", „Götz von Berlichingen", „Romeo und Julia", „Othello", Kleists „Käthchen von Heilbronn", Hebbels „Agnes Bernauer", aber ebenso auch mit Lustspielen wie „Die zärtlichen Verwandten" und „Der Störenfried", „Der Vetter" von Benedix erzielt werden! Dramen noch lebender Verfasser wären nicht ganz auszuschließen. Man müßte aber Vorsorge treffen, daß kein Vereinsmitglied Stücke, die von ihm selbst oder von ihm nahestehenden Personen herrühren, spielen ließe. Die Hauptsache ist natürlich, daß geeignete mit gesundem Instinkt für deutsche Kultur begabte Männer solche Theatervereine leiten und daß durchaus kein Jude aufgenommen werden darf. Will man den rein deutschen Charakter solcher Vereine aufgeben, dann tut man besser, überhaupt keine Theaterreform anzustreben. Die Juden haben in solchem Vorgehen nur berechtigte Notwehr zu erblicken, da sie ja in vollem Gegensatz zu ihrer geringen Zahl das Theaterleben eines Volkes von 60 Millionen beherrschen. Einen unnatürlich großen Einfluß auf die Bühnen werden sie sogar dann behalten, wenn die Reform gelingt. Andere Vorschläge hat der bekannte Literaturhistoriker und Dichter Adolf Bartels gemacht. Er fordert in „Bühne und Welt" unter anderem eine „Studentenbühne", die von den nationalen Verbindungen, wie „Verein deutscher Studenten", deutsch-völkische Studentenschaft usw., organisiert werden müßte. Sie würde (mit Berufsschauspielern) im Winter vor Berliner Studenten, im Sommer zu Jena, Marburg, Heidelberg und in anderen Universitätsstädten spielen und zur Kräftigung des nationalen Geistes beitragen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Adolf Bartels noch dadurch, daß er die Anregung zur Gründung der „Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend" gab, die vor dem Kriege schon dreimal mehrere Tausend Schüler und Schülerinnen aus allen Teilen Deutschlands in Weimar versammelten, wo sie die Goethe- und Schillerstätten sahen und aus vier klassischen Dramen (auch Hebbel und Wildenbruch) starke Eindrücke für ihr Leben gewannen. Dr. Ludwig Lorenz.

Andachtskunst und Asphaltkunst.

Es ist nicht ganz gleichgiltig für den Genuß des Schönen oder für künstlerisches Schaffen, wie man durchgängig Luft und Licht um sich erlebt. — Reine Waldesluft umwebt den Ausdruck jedes Baumes, jeder Blume mit einer stillen und doch ganz unerschöpflichen Vornehmheit. Auf freien Bergeshöhen wird das Licht gleichsam geistig und teilt jeder Form einen unsagbar feinen Reiz von dem Zauber seiner Reinheit mit. Wer unwillkürlich Luft und Sonne dort aufsucht, wo sie dem Leben dienen, es nicht vergiften, der wird auch stärkende Lebensandacht in seinem Schaffen offenbaren. Ein Künstler wie Klinger, der mit diesen heilenden Kräften

sich verbündet, trägt uns in seinen Gestaltungen stets wieder ins Große, Feierliche, Echte. So gestaltet sich gesundes Schaffen zur Andachtskunst.

Dagegen, wo das Licht im Dunste des Asphalts gleichsam gekocht und gesotten wird, wo die Luft in dumpfer Schwüle sich mit allem, was Entartung in unser Leben senkt, verpestet: dort schwanken die Formen, die Augen blinzeln, die Kunst tappt nur im Ungefähr herum. Eine Trugwelt des Drucks, der Hitze, der beengten Lungen, des verschlackten Blutes brennt, sticht, entzündet kranke Lüste: Asphaltkunst!

Die Kunst der Lebensandacht erhebt uns schweigend ins Überzeitliche, dort, wo der Augenblick Ewigkeit ist und die Ewigkeit ein unendlicher Augenblick. Die Asphaltkunst überschlägt sich fortgesetzt, überspannt heut als „Impressionismus" kitzlichst reizbar den Eindruck, morgen wirft sie sich als „Expressionismus" futuristisch in den Ausdruck. Stets aber kann sie dem Hier und Nun nicht grade ins Auge sehen. Sie will heraus aus allen Häuten, weg, fort von allem, was hält und bindet. Nur nicht in Ruhe sich kundtun, lieber „dadaistisch" stammeln. Nur nicht still-beherrscht wachsen und warten. Lieber die ganze Welt kubistisch einstampfen oder zu lauter Zickzack verzucken.

Den Asphaltmächtegernern fehlt jedes Schwergewicht gesunden Könnens. Sie zupfen und zerren bald an diesem Nerven, bald an jenem, um neue Gesichte zu sehen und um zu lauter Wundern ganz neuen Ruhms zu werden. Sie reden viel von Richtungen, besonders von ihrer „großen" Richtung. Leider fehlen ihnen die Richtmaße innerer Lebenswucht, die Richtkräfte lebendiger Verjüngung. Die Asphalt-Welt ist das Kranke. Es mußte allerdings ein reifer Lebensandächtiger kommen, ein Naturfrommer aus dem Reiche Fechner, ein Deutscher, der immerfort auf das Ewigkeitslied heiliger Allverjüngung lauscht, um uns klar zu machen, um was es sich in dem Gegensatz zwischen Andachts- und Asphaltskunst eigentlich handelt. Das ist nun geschehen. Willy Pastor enthüllt uns in seinem Buche „Max Klinger" (1918, Berlin, Verlag von Amsler u. Ruthardt) den Kampf eines sehnigen Lebenskämpfers, eines Vollmenschen deutschen Blutes, „unseres Klingers", um die Lichtkrone gesunder Schönheit.

Immer wieder stießen sich die Kunstrichter, auch dann, wenn sie die Schaffenswerte des großen Bildhauers, Malers und Griffelkünstlers anerkannten, an den „Eigenwilligkeiten" seines Gestaltens. Willy Pastor ist der erste, der in seinem neuesten Werk zeigt, daß Klingers Eigenwilligkeiten lauter Folgerichtigkeiten sind. Die Griffelkunst war für Klinger das, was sachliche Herausstellung des Seelischen im Dichtwerk für Goethe war: die Befreiung vom Drucke der eigenen Seele und von den Schrecken der Wirklichkeit. Schon im Buche Hiob tönt der Schrei: „O, daß ich mein Leiden mit ehernem Griffel ins Gestein schreiben könnte!" Die Erfüllungen und großen Siege des Lebens, sein großes „Ja" zum All, sie wollen in Farben strahlen. Für Klinger war daher die Malerei eine festliche Verklärung des All-Lebens. Wer aber das Leben feierlich-stark in sich bestätigen darf, den drängt es, den ganzen Raum mit seiner Freude zu beseelen. Der gestaltet auch die stofflichen Wirklichkeiten um. So wurde Klinger zum Bildhauer. So wiederholt sich die Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes in unserem Künstler. Der Stabreim der Edda und der altdeutschen Heldenlieder gleicht einem scharfen Griffel. Er ätzt gleichsam das Kennzeichnende, wie bitter und schreckenvoll es sei, dem Gedächtnisse ein. Wie Klingers erste Kunstschöpfungen sind die Edda, und was sich von althochdeutschen Gedichten erhalten hat, voller Graus und Entsetzen. Das Mittelalter entfaltete allen Märchenglanz der Farbe, und bunt leuchten auch die Gestalten eines Wolfram von Eschenbach und der anderen Minnesänger. Goethe dagegen fühlt, denkt, gestaltet immer im Geiste der Bildhauerkunst wie der reife Klinger, der das Beethoven-Denkmal schuf. Man muß die Entsprechungen, die zwischen der Volksseele und der Vollseele des Künstlers walten, fühlen. Willy Pastor zeigt uns auch, wie der Hellene und Christ in Klinger sich zu etwas Neuem zusammenfassen, das die Gegensätzlichkeit beider Gestalten in sich hineinsetzt und in sich immer höher und fruchtbarer emporstaunt. Der Hellene ordnet die Welt mit der Einigungsgewalt der Form, dem Christen gliedert sich alles nach dem Maße und der Art der „Gesinnung" oder des „Glaubens", die aus den

Geheimnissen des Leides entspringen. Klinger packt die gewaltige Spannung, die zwischen innerer Seelenschönheit und äußerer Sinnenschönheit besteht und macht beide dienstbar der Geistesschönheit. Wie der Geist Leib und Seele spannt, wie er die Außenwelt in Gemütsklänge umsetzt, die Gemütsklänge zu Geistesbauten freudigen Schaffens zusammenfügt: das offenbart uns der Klingersche Beethoven. Man sieht, wie auf seinem Antlitz sich das seelische Erlebnis zur geistigen Künstlertat umformt. Beethoven, so wie ihn Klinger schaut, ist ein Hellene, eine dem Zeus des Olymps verwandte, sinnliche, schöne Gestalt, er ist nicht minder ein Christ, ein Mann des Glaubens und der Seelenschönheit. Wie er aber beides ist, in welcher Art Christ und Hellene sich gegeneinander spannen, darüber entscheidet die Macht des Geistes, die Klinger uns im Antlitze des großen Tondichters schauen läßt. Diese Anschaulichkeit und Schönheit geklärter und doch stürmischer Geistesmacht läßt uns nicht wieder los. Beethoven ist ein „Überchrist" und ein „Überhellene", weil er ein Deutscher ist wie Klinger. Willy Pastor führt uns in seiner Würdigung Klingers wieder durch die ganze Menschheitsgeschichte. Man spürt in ihm, warum ein Max Klinger kommen mußte. Was sonst zufällig in Klingers Entwicklungsgang erschien, bekommt jetzt einen Sinn nicht nur für Klinger selbst, sondern für die Art unseres ganzen Volkes. Der Künstler ist für ihn ein „Suchender", der mit seinem Dämon gerungen hat, und der ihn unter sich „zwang". Solche Suchende sind wir alle. Wir alle sind Christen und Hellenen zugleich, wir alle ersehnen ein Schaffen, das geistig schön ist. Vor all dem Gelärm, Gedünste und Geklirre der Asphaltkunst verloren wir aber oft die Richtung auf unser Ziel. Willy Pastor zeigt uns feinsinnig und als eigener Künstler eines klaren und doch lebenswarmen Stils, wer uns retten kann in diesen Tagen. Erziehungsdirektor Hans Würtz.

Bartels' Geschichte der deutschen Literatur.

Eine Selbstanzeige.

Meine „Geschichte der deutschen Literatur", die während der ganzen Kriegszeit vergriffen war, erscheint nun wieder, und zwar im Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, zunächst in gekürzter einbändiger Ausgabe. Ich habe diese kleinere Ausgabe geschaffen, nicht um Papier und Druckkosten zu ersparen, sondern um das bisher in Entwicklungsabschnitte und Einzelausführungen über die bedeutenderen Dichter zerfallende Werk einheitlich zu gestalten, einen großen und starken Zug in die Darstellung zu bringen, und ich glaube, daß mir das gelungen ist. Während früher nur die Bücher Überschriften trugen, habe ich jetzt auch den Unterabteilungen solche verliehen, das ganze Werk zerfällt nun deutlich in 9 Bücher und 37 Abschnitte oder Kapitel, und ich bilde mir ein, daß jeder Abschnitt sozusagen ein geschlossenes Ganze ist, aber auch wieder den Fortschritt der Entwicklung deutlich aufzeigt. Selbstverständlich ist die nationale Tendenz des Buches bestehen geblieben, ja vielfach noch deutlicher herausgestaltet. Die einzelnen Dichter kommen aber auch immer noch zu ihrem Recht: wenn ich auch die breiten Einzelausführungen der alten zweibändigen Ausgabe (sie soll übrigens in eine große dreibändige verwandelt werden) nicht ganz übernehmen konnte, die Hauptsachen stehen auch in den neuen Kapiteln, und sie wirken in der natürlichen Entwicklung wohl noch stärker. Alles in allem habe ich die Überzeugung, daß mein Buch einem wirklichen Geschichtswerke (was sehr wenige Literaturgeschichten sind) nun so nahe wie möglich kommt, daß der Aufbau des Ganzen dem literarischen Werden wirklich entspricht. Darin suche ich meine Objektivität, im Urteil scheue ich nach wie vor vor Subjektivitäten nicht zurück. Das Werk, das auch die neueste Entwickelung schon ausführlicher gibt, hat jetzt ein Dutzend Dichterbilder und ist vornehm ausgestattet, freilich auch nicht billig (geb. 27 Mk.).

Wenn ich Kultusminister wäre!

Diesen Titel*) empfindet heute ein großer Teil des deutschen Volkes als eine groteske Fopperei oder Verhöhnung, da die Aussicht auf eine Verwirklichung der in diesem Buche vorgetragenen Wünsche ebenso utopisch sei, wie die Hoffnung, daß die besonders Veranlagten, die sich zum

*) Wenn ich Kultusminister wäre! Von Professor Dr. H. Wolf. Motto: Wittenberg, Potsdam, Weimar. Leipzig, Theodor Weicher, 1919. Preis geheftet 4 Mk.

ersten April nach Abdera oder Schwarzenborn schicken lassen, einmal alle werden. Dennoch will das Buch sehr ernst genommen werden, ebenso ernst, wie man zum Schaden des ganzen deutschen Volkes das vor Jahren in demselben Verlage erschienene Werk „Wenn ich der Kaiser wär'!" nicht ernst genommen hat und nun erleben muß, daß wir in den Abgrund, den der anonyme Verfasser gähnen sah, gestürzt sind. Utopisch war also das Urteil der Leute, die unser Volk retten wollten, nicht, sondern höchst real. Wir sehen an diesen beiden Büchern, mit welchen Besonderheiten das deutsche Volk im eigenen Lager zu kämpfen hat, wie ein Deutscher deshalb geschmäht wird, weil er das Deutschtum schützen will, und wie die Massen der besonders Veranlagten, die sich mit einem Fremdwort die Intellektuellen nennen, Führern und Klüglingen folgen, die sie in den Abgrund gestürzt haben.

Als im Spätherbst 1918 der sozialdemokratische Kultusminister Adolf Hoffmann seine Richtlinien für das deutsche Volk aufstellte, atmeten diese Haß gegen das Christentum und Haß gegen das Deutschtum. Dagegen schreibt hier Heinrich Wolf Richtlinien, wie er das deutsche Schulwesen gestalten würde, wenn er Kultusminister wäre. Dieses sein neustes Buch umfaßt einhundertundelf Seiten, und auf jeder dieser Seiten steht so viel Wertvolles, daß ich nicht anstehe, aus allen den Abrechnungen mit dem revolutionären Wirrwarr unsrer Zeit diese am höchsten zu stellen. Sie ist das Werk eines Mannes, der in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung seit einer Reihe von Jahren seinen eigenen und ehrenvollen Platz eingenommen hat. Wenn jemand, so war Heinrich Wolf mit seinem hellen Wirklichkeitssinn, mit seinem klaren Verstand der Mann, kein Separatkonto, sondern das Hauptbuch des Jahrhunderts aufzuschlagen und aus dem inneren Leben des deutschen Volkes die Richtung zu suchen, die der Bildungsgang des deutschen Volkes nehmen muß, wenn wir durch alle Revolutionen, Evolutionen, Kulturmethoden, und wie alle derartigen Teufelsplagen und Schlagwörter heißen, die Seele unsres Volkes, seine nationale Arbeit, sein geistiges und religiöses Leben retten wollen.

Es liegt in der Natur seines Wesens und seiner Aufgabe, daß der Verfasser deutsche Geschichte und deutsche Politik schreibt. An der uneingeschränkten Mächtigkeit und Größe der Aufgabe erwacht der Schwung einer starken Sittlichkeit, die Glut eines Freiheitssinns, der alles Fremde, Undeutsche haßt, die tiefe Poesie des geschichtlichen Werdens und Entstehens. Mit sicherem Verständnis für Länder und Völker, ihre Geschichte und Charaktere, kennt er sich aus in allen Staatsformen, in allen geistigen und bürgerlichen Vorgängen der Vergangenheit und Gegenwart. Was wir an Wolf bewundern, ist seine eiserne Folgerichtigkeit, er weiß, was er will. Mit Freudigkeit und Unerschrockenheit, die sich dem Leser mitteilt, hat er sich in die zeitgenössischen Wandlungen und Entwicklungen vertieft. Er verschmäht die lederne Objektivität des gelehrten Strebers und Emporkömmlings, der ängstlich darauf Bedacht nimmt, bei welcher Internationale er anstoßen könnte. Wolf hört und sieht sich um bei der Gegenwart, deren Nöte und Qualen ihn umgeben und bedrängen. „Wenn ich Kultusminister wäre", dieses Buch wird so der literarische Niederschlag eines Lebens, das mit seinen Vorarbeiten im Dienste des Vaterlandes sich verzehrt hat. Zu diesen Vorarbeiten und Einzeldarstellungen gehören Wolfs 1. „Angewandte Geschichte", eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen, 2. „Angewandte Kirchengeschichte", eine Erziehung zum nationalen Denken und Wollen, 3. „Der Unterschied", staats- und volksbürgerliche Erziehung während des Krieges. Das sind nur die Vorläufer zum Programm des künftigen deutschen Kultusministers. Gott sei's geklagt, daß Wolf dieses nie geworden ist. Er stände einem Falk ebenbürtig zur Seite. Glücklich das Land, dem Gott eine solche Gnade erwiesen hätte. Dazu wäre die Voraussetzung gewesen, daß wir ein Staat und ein Volk gewesen wären, das den Mut, sich zu sich selbst zu bekennen, gehabt, das nicht, wie Emporkömmlinge tun, ängstlich danach schielt, wie andere es machen, das ein deutsches Reich und ein deutsches Volk ehrlich gewollt hätte. Wolfs Bücher, die mit dem Herzblut geschrieben sind, betonen am lebhaftesten, was sie am lebhaftesten bewegt, aber in Deutschland sind nur die Parteien schonungslos folgerichtig, die das nationale Deutschtum nicht wollen. Daher begegneten Wolfs „Angewandte Geschichte"

und „Angewandte Kirchengeschichte“ der fanatischen Verfolgung des Zentrums im preußischen Abgeordnetenhause, ohne daß ihm dort ein Helfer erstand. Das hätte dem übrigen Deutschland ein beherzigenswerter Beweis sein müssen: „Halt, das ist etwas“, hier redet ein ganzer Mann von der Not seines Volkes, der nicht in vagen Zukunftsphantastereien sich ergeht, sondern von der furchtbaren, schrecklichen Gegenwartsahnung beseelt ist, welchen Menschen und welchen Parteien der Kaiser und das deutsche Volk vertrauten, obwohl diese nur an der Zertrümmerung Preußens und Deutschlands arbeiteten. Wolf hat sich in diesen Büchern als ein glänzender Prophet und im „Unterschied“ als ein geradezu hervorragender, vorbildlicher Pädagoge bewiesen. Diese Bücher müßten, wenn es in Deutschland mit rechten Dingen zuginge, als Volks- und Hausbücher, wie sie diese Zeilen wohl genug hervortreten lassen, mit uneingeschränkter Bewunderung nicht bloß gelesen, sondern von Hand zu Hand gegeben werden. Die Fülle der Einzelheiten, die Klarheit und Schärfe des Blicks, die Treffsicherheit der Charakteristik, die absolute Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit des Verfassers nach oben und unten, nach rechts und links, seine persönliche Innigkeit und Innerlichkeit, seine Hingabe an die einmal als geschichtliche und sittliche Wahrheit erkannten Ideale machen diese Bücher zu einem Schatz für das deutsche Haus und die deutsche Lehrwelt, die an der fortwährend fesselnden und herzerquickend aufrichtigen Sprache ihre hellste Freude empfindet.

Die Zusammenfassung dieser deutschen Reichs- und Rechtspolitik ist nun unser neuster Wolf: „Wenn ich Kultusminister wäre“. Ja, was täte er dann? Deutschtum und Christentum stabilieren als einen Felsblock, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollten. Deutschtum und Christentum sind trotz aller Verdächtigungen und trotz des Hohngelächters der Hölle doch die beiden Brennpunkte der Ellipse, in der das Zukunftsleben des deutschen Volkes sich bewegt. Heute ist der Schwerpunkt aller staatlichen Entscheidungen mehr und mehr in die Massen verlegt. Das Staatswohl verlangt, daß unsere Jugend nicht verwildert, daß in den Jahren ihrer Entwicklung die Zucht deutscher Frömmigkeit, deutscher Treue und Pflichterfüllung über sie ausgeübt wird. Dazu gehört, daß das Auge der Jugend geschärft und ihre Urteilskraft zur Unbestechlichkeit ausgebildet wird. Alles schreit deshalb nach Vertiefung der Ausbildung. Das Verständnis für die Geschichte der Gegenwart verlangt gebieterisch, daß man die Feinde des Christentums und des Deutschtums auch der Jugend gegenüber beim Namen nennt, es sind die schwarz-rot-goldnen Handlanger der Entente, die das schwarz-weißrote Deutschland zertrümmert haben, die schwarzen Unglücksvögel, die heiser um den Kyffhäuser krächzen. Der Fluch, der auf aller Halbheit liegt, hat den Unterricht der Vergangenheit um seine besten Früchte, um den heiligen Gral deutschen Christentums betrogen. Man hat die Feinde nicht gewagt, Feinde zu nennen und als solche, wie in der Bismarckschen Zeit, zu behandeln. So ist die Jugend, wie sich im Ausgang des Weltkrieges herausgestellt hat, das Opfer des argen, bösen Feindes, der die Vernichtung des Deutschtums sehr ernst gemeint hat, geworden. Unsere Schulen kranken daran, daß sie Wissensschulen, keine Erziehungsschulen waren, Könner bildeten sie aus, keine Kenner. Fruchtbringend ist nur, was mit dem Herzen erfaßt wird, alles andere bleibt toter Buchstabe. Falsche Urteile lassen sich schon im Kinderherzen fest- und richtigstellen, denn das Kinderherz ist auf das Wahre, Gerechte und Heldenhafte eingestellt. Für diese Ideale deutschchristlicher Erziehung, ohne die eine Erneuerung und Wiedergeburt Deutschlands unmöglich ist, tritt dieser unersetzbare Kultusminister, dem gegenüber alle wirklichen Kultusminister des heutigen Deutschlands Eintagsfliegen sind, gleich Schleiermacher, gleich dem großen Propheten der Freiheitskriege Johann Gottlieb Fichte ein, der das Zusammenwirken von Staat und Kirche zur wirtschaftlichen, sittlichen und religiösen Hebung unsres Volkes forderte und dem zertretenen und zerrissenen Vaterlande zurief: „Dasjenige Volk, welches bis in die untersten Schichten hinein die tiefste und vielseitigste Bildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit, unbesiegbar für seine Nachbarn, beneidet von den Zeitgenossen und ein Vorbild der Nachahmung für sie.“ Heinrich Reuß.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallianceſtr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 11 | November 1919

Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal! Lagarde.

1848/9—1866—1918/9[1].

Von Prof. Dr. Raimund Friedr. Kaindl (Graz).

Wer die Ereigniſſe der letzten Zeit begreifen will, wer die tiefſten Gründe unſeres Zuſammenbruches erkennen will, der muß unſere Geſchichte ſiebzig Jahre zurück verfolgen. Den Schlüſſel zur gegenwärtigen Lage gibt zum guten Teil, was 1848/9 und 1866 geſchah. Und daraus müſſen wir auch die Lehren für die Zukunft ziehen.

Wie richtig haben unſer jetziges Schickſal einſichtige Männer ſchon vor Jahrzehnten vorausgeſagt! Ihre Warnungen wurden in den Wind geſchlagen. Und ſo kam das Verhängnis.

Bekanntlich gab es, als auf der Nationalverſammlung in Frankfurt 1848/9 die Neuordnung Deutſchlands beraten wurde, eine großdeutſche Partei, die alle deutſchen, einſt zum Deutſchen Reiche gehörigen Länder vereint wiſſen wollte; und eine kleindeutſche, die Deutſchlands Neugeſtaltung unter Ausſchluß Öſterreichs, alſo unter Preußens Führung, vorzunehmen beabſichtigte. Der letztere Weg war freilich der leichtere; ihn hat ſpäter Bismarck eingeſchlagen. Der erſtere war

[1]) Um das Zuſammengehörigkeitsgefühl mit dem öſterreichiſchen Brudervolke zu ſtärken, werden wir in Zukunft den Nöten des Oſtmarkendeutſchtums unſere beſondere Beachtung ſchenken. Heute geben wir dem verdienten Erforſcher und Förderer des Karpathendeutſchtums das Wort zu einer rückſchauenden Betrachtung. Seine Ausführungen mögen nicht ohne Widerſpruch bleiben. Dennoch verdienen ſie im Reiche ernſte Beachtung, ſie ſind das Ergebnis mehr als 30jähriger raſtloſer Arbeit im Dienſte des deutſchen Volkes. Die Schriftleitung.

schwieriger, weil es zwei Aufgaben zu lösen gab: erstens die Ansprüche Österreichs und Preußens auf die Führung Deutschlands zu vereinigen, und zweitens die außerdeutschen Länder Österreichs in geeignete Beziehungen zum neuen Gesamtdeutschland zu bringen. Gewiß war diese Aufgabe verwickelt. Doch waren brauchbare Vorschläge vorhanden. Daß man sie nicht gewissenhafter und unvoreingenommener geprüft hat, das ist die Quelle unseres Unglücks, vor allem des Unglückes Deutschösterreichs, aber auch verhängnisvoll für das ganze deutsche Volk!

Hier soll zunächst gezeigt werden, wie die Großdeutschen vor siebzig Jahren sich bemühten, für ihren Gedanken zu werben, wie sie voraussahen, welches Verhängnis der kleindeutsche Standpunkt über uns bringen würde.

Zunächst die österreichischen Abgeordneten in der Nationalversammlung! Es ist geradezu erschütternd zu lesen, wie sie sich anstrengten, mit Deutschland in Verbindung zu bleiben, wie sie zu allen möglichen Zugeständnissen bereit waren. Ihr Österreich wollten sie freilich ebenso wenig aufgeben wie die Preußen ihr Vaterland.

Für die großdeutschen Österreicher stand es ganz außer Frage, daß Deutschösterreich mit Deutschland vereinigt bleiben müsse. Fraglich war es nur für sie, wie die deutschösterreichischen Provinzen nach ihrer Vereinigung mit Deutschland mit den nichtdeutschen Ländern Österreichs verbunden bleiben sollten. Schmerling äußerte sich einmal: „Deutschland hat ein heiliges Recht auf Österreichs deutsche Gebietsteile, auf jene Länder, die, auf Jahrhunderte zurückgezählt, zum Reiche gehören. Österreich, dessen Fürsten seit ihrem Ahnherrn beinahe ununterbrochen des Reiches Krone trugen, es kann, es darf sich nicht zurückziehen vom deutschen Volke, mit dem es alle Tage der Größe, des Ruhmes geteilt. Eine Konstituierung Deutschlands neben Österreich würde, wenn auch vorübergehend, das schmerzliche Bild einer Trennung gewähren, an die kaum gedacht werden soll." Deshalb erklärten diese österreichischen Abgeordneten, „daß sie ihre Aufgabe und ihre Pflicht als Vertreter des Volkes nur in der Begründung der deutschen Einheit und Freiheit in einem ganz Deutschland umfassenden Bundesstaate erkennen." Um das ausführbar zu machen, wollten sie die Umgestaltung Österreichs in einen Bundesstaat. Am 13. Januar 1849 erklärte Giskra in seiner großen Rede: „In der unausweichlichen Notwendigkeit liegt es, daß in einem freien Österreich das Föderativprinzip zur Wahrheit werde, und mit dem Föderativprinzip ist die Einfügung Deutschösterreichs in Deutschland vollkommen vereinbar." Man wollte also Österreich das losere Gefüge eines Bundesstaates geben, um auf diese Weise seine deutschen Gebiete mit Deutschland verbinden zu können. Ebenso forderten diese großdeutsch gesinnten Österreicher nicht etwa die deutsche Kaiserkrone für Österreich, sondern wollten, daß an die Spitze Deutschlands ein Reichsdirektorium (Reichsregierung) aus einigen Mitgliedern treten sollte, von denen eines der Kaiser von Österreich, eines der König von Preußen und die anderen die übrigen deutschen Staaten zu ernennen hätten. Man ersieht schon aus diesen wenigen Mitteilungen das red-

liche Bemühen, einen gangbaren Weg zu finden. Freilich gab es neben den großdeutsch gesinnten Österreichern auch Großösterreicher, denen die feste Einheit der österreichischen Monarchie höher stand als die staatliche Verbindung ihrer deutschen Teile mit Deutschland. Sie waren der Meinung, daß nur ein zentralistisches Gesamtösterreich seine geschichtliche Aufgabe erfüllen könnte, nach Osten Kultur zu tragen und dem deutschen Volke den Weg zu den Donaumündungen freizuhalten. Daß es bei gegenseitiger Einsicht 1849 möglich gewesen wäre, auch mit Einschluß Gesamtösterreichs (Großösterreichs) einen mitteleuropäischen Staatenbund zustande zu bringen, hat Professor Zwiedineck durch die Veröffentlichung der Pläne Mensshengens vom März 1849 nachgewiesen.

Es kam aber anders. Die großdeutsche Partei unterlag. In Österreich wurde die dem äußersten großösterreichischen Standpunkt entsprechende Gesamtverfassung vom 4. März 1849 für den gesamten Habsburgerstaat oktroyiert. Dadurch gewann in Frankfurt die kleindeutsche Partei Oberwasser; der preußische König wollte und konnte aber die ihm angebotene Kaiserkrone nicht annehmen, und es kehrte vorläufig die alte Bundesverfassung zurück.

Aus diesen Kämpfen interessieren uns vor allem noch die letzten Versuche der großdeutschen Österreicher, ihre Ansichten durchzusetzen. Es war damals wie heute ein vergebener Kampf.

So flehte Camillo Wagner: „Lassen Sie aber eine Lücke für uns (im Baue der Verfassung), daß wir immer hereinkönnen; — wir werden kommen, leider vielleicht nicht mehr alle, wir Deutsche kommen, wie und wann, wer kann es sagen? Wir kommen aber."

Und Berger sprach in seiner großen Rede vom 20. März 1849 das harte, aber wahre Wort: „Wenn Sie vorschnell Ihr Kleindeutschland abschließen und Ihren preußischen Kaiser machen, dann verraten Sie die deutsche Einheit, die deutsche Freiheit, die deutsche Zukunft."

Der Deutschböhme Moritz Hartmann schrieb die Verse:

„Nun aber wie steht's im deutschen Land? . . . .
Der Gagern ist ein Staatsmann, ein weiser,
Er schwärmt für einen märkischen Kaiser,
Und um seinen lieben Wilhelm von Preußen
Die Krone Karls des Großen zu kaufen,
Läßt er mit den Schätzen die Donau laufen.
Ins Haus dem Kaiser aller Reußen,
Verkauft er neun Millionen Deutsche
Der slawischen Peitsche."

Die Deutschböhmen haben damals mit größtem Nachdruck für Großdeutschland gekämpft, weil sie ihr Schicksal in einem Österreich mit slavischer Mehrheit für hoffnungslos hielten. Sie haben sich leider nicht getäuscht[1]).

[1]) Darüber meine Schrift „Böhmen. Zur Einführung in die böhmische Frage. (Leipzig 1919.)

Was Hartmann andeutet, das hat Ludwig Uhland, den wir als Vertreter der Großdeutschen Deutschlands nennen wollen, schon am 26. Oktober 1848 in der Paulskirche (dem Versammlungsort der Nationalversammlung in Frankfurt) mit Seherblick noch genauer vorhergesagt: „Und was soll die Stellung der deutschen Minderheit sein in diesem Neustaate (dem von Deutschland getrennten Österreich)? Das Kaiserhaus, die Dynastie als Deutsche, was kann sie ihnen helfen, und was kann ihnen der lockere völkerrechtliche Faden helfen, den man zu uns nach Deutschland herüberfliegen lassen will? Man hat wohl gesagt, Österreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein; nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es selbst zugedeckt und verdunkelt ist."

Was Uhland hier voraussagt, ist Wort für Wort in Erfüllung gegangen, nachdem 1866 Österreich aus Deutschland ausgeschlossen worden war und der großdeutsche Gedanke wieder Schiffbruch gelitten hatte.

Vergebens hatten die Großdeutschen anfangs der sechziger Jahre ihre alten Warnungen wiederholt. Das Verhängnis von 1866 konnten sie nicht verhindern. „Finis Austriae" klagte Anastasius Grün, und Grillparzer rief voll Schmerz: „Als Deutscher bin ich geboren, bin ich noch einer!"

Viele mögen diese Aussprüche von 1866 als Schwarzseherei betrachtet haben. Leider haben unsere Dichter nur zu hell gesehen!

Was die Großdeutschen vorausgesagt hatten, wenn der kleindeutsche Gedanke siegen würde und Österreich aus Deutschland ausscheiden müßte, erfüllte sich. Schlag auf Schlag mit naturnotwendiger Folgerichtigkeit.

Die nächste Folge war, daß die Deutschen im Reiche der Habsburger in die Minderheit kamen und ohne allen Rückhalt an dem Gesamtvolke den anderen Völkern ausgeliefert wurden. So geschah es, daß schon 1867 mit Ungarn der berüchtigte Ausgleich geschlossen werden mußte, der Österreich übermäßige Lasten auflegte und es in der Folge zum Trabanten der Madjaren machte. Das war der Lohn für die Deutschen, die mit ihrem Blut und Gut Ungarn aus der Türkennot befreit und mit ihrem Schweiß wieder aufgebaut hatten [1]). Ein Jahr darauf wurde Galizien den Polen ausgeliefert und damit eigentlich schon damals die Lostrennung dieses mit deutschem Gut durch ein Jahrhundert geförderten und kultivierten Gebietes vollzogen [2]). Sofort begann auch die Selbständigkeitsbewegung der Tschechen wieder stärker hervorzutreten, wie ja überhaupt das madjarische und polnische Beispiel bei ihnen stets lebhaften Nachklang fand. So setzten die zentri-

[1]) Vgl. meine „Gesch. d. Deutschen in den Karpathenländern" und „Gesch. d. Deutschen in Ungarn" (Gotha).

[2]) Vgl. mein „Polen" (Leipzig).

fugalen Kräfte überall ein. Durch die slavische Mehrheit gedrängt, begann ferner die österreichische Regierung den slavischen Kurs zu verfolgen, der sie wieder um das Vertrauen der Deutschen brachte, die doch ihre festeste Stütze in diesem Reiche waren. Noch 1848 und 1861 hatten die schwarz-rot-goldenen Farben in Wien, auch auf der Hofburg, geweht, dann aber kam die Zeit, wo sie und alle deutschvölkischen Bestrebungen von der Regierung geächtet waren. Im Jahre 1862 hatte noch Kaiser Franz Josef I. zum Vorsitzenden des Juristentages in Wien gesagt: „Ich bin vor allem Österreicher, aber entschieden deutsch und wünsche den innigsten Anschluß Österreichs an Deutschland!" Jetzt war das nicht mehr möglich. Zwischen den beiden Kräften, die die Großmacht an der Donau geschaffen hatten, der Dynastie und den Deutschen, begann die Entfremdung. Die Österreich auflösenden Kräfte wirkten aber unter diesen Umständen umso wirksamer, als durch den wieder eingetretenen Verfassungszustand den Nichtdeutschen auf Schritt und Tritt (im Parlament, in den Ländern, in den Gemeinden, in jedem Verein) die Möglichkeit zu Angriffen geboten wurde. So mußten schließlich die das Reich bildenden und bejahenden Kräfte durch die es verneinenden überwunden werden. Daher hatten auch schon 1848 die Tschechen mit aller Entschlossenheit den Anschluß Österreichs an Deutschland bekämpft. Deshalb hatten sie damals die Beschickung des Frankfurter Parlaments (durch Deutsche aus Österreich, besonders aus Böhmen) als aufreizend, unnütz, gefährlich für das Land, für Österreich, ja für die Dynastie erklärt. Waren die Deutschböhmen zumeist mit Entschiedenheit für Großdeutschland, so waren die Tschechen ebenso entschieden gegen dasselbe. Hätten doch nur die Kleindeutschen aus diesem Standpunkt der Tschechen etwas gelernt!

In Österreich wuchs die Spannung zwischen den Deutschen und der Regierung infolge von 1866 immer weiter und näherte letztere den Nichtdeutschen. Wegen ihrer Schwächung und Vereinsamung vergaßen die österreichischen Deutschen den Zweck und die eigentliche Bestimmung des von ihnen errichteten Reiches. Die Einverleibung weiterer nichtdeutscher Länder in das Reich mußte ihnen unter den gegebenen Umständen für ihre Selbsterhaltung gefährlich erscheinen. Als die Balkanwirren in den 1870er Jahren ausbrachen, waren die Deutschen im Gegensatz zu den Slaven für die Nichtanteilnahme und gegen das Streben nach Erwerbung fremder Gebiete (Interpellation der hundertzwölf vom 21. Oktober 1876). Sie stellten sich damit in offenen Gegensatz zu den Absichten des Hofes und der militärischen Kreise und beschleunigten dadurch den Pakt der Krone mit den Parteien der Rechten. Schon 1879 tritt auch der erste Tscheche ins Ministerium; es beginnt die Tschechisierung der Zentralstellen und der inneren Politik Österreichs. Die deutschen Interessen wurden von der Regierung vernachlässigt, die alldeutsche Richtung unter Schönerer gab dagegen schon 1878 die Losung aus, die österreichischen Erbländer zum Deutschen Reich zurückzubringen. Diese Los-von-Österreich-Bewegung entsprang der alten Sehnsucht nach dem großen deutschen Vaterland

und der Verzweiflung über das Schicksal der Deutschösterreicher in dem losgerissenen Vaterland. So begreiflich dieser Gedanke war, so hatte seine Verfolgung doch gar keinen Zweck, denn nach dem Abschlusse des Bündnisses von 1879 wollte das Deutsche Reich durchaus nicht in die inneren Verhältnisse Österreichs sich einmengen. Überdies wollte aber Bismarck eine starke Donaumonarchie als Bundesgenossen [1]). So hatte Schönerers Schlagwort nur den Erfolg, daß der Gegensatz zwischen den Deutschen und der Regierung wesentlich verschärft wurde, und diese hat in verhängnisvoller Kurzsichtigkeit auch die auf die Stärkung des Staatsverbandes abzielende deutschvölkische Arbeit nicht gefördert: sie übersah, wie wichtig ein kräftiges Deutschtum für den Staat war. Tschechen und Madjaren nahmen aber die alldeutsche Bewegung Schönerers zum Anlaß, die Deutschen als „Pangermanen" zu verfolgen und sich gelegentlich als Schützer des Staates aufzuspielen! Ebenso verstanden es die Polen, auf Kosten der in Mißgunst geratenen Deutschen, sich das Wohlwollen der Regierung zu sichern. Die Los-von-Österreich-Bewegung hat aber auch die Deutschen in Österreich zerklüftet, da nicht alle diese aussichtslosen Anschauungen teilten. So ist die innere Widerstandskraft der Deutschösterreicher geschwächt worden.

Derselben Wurzel wie die Los-von-Österreich-Bewegung entsprang auch die Los-von-Rom-Bewegung. Der Rechten, die zur Regierung hielt, gehörten auch die Klerikalen an. In Österreich waren katholische Kirche und Regierung fast ausnahmslos verbunden. Der deutsche Klerus stand aber durch diese Haltung jetzt auch auf der Seite der Slaven und hatte kein Verständnis für die Not seines Volkes. Um diesen als Stütze der deutschfeindlichen Regierung und als Parteigänger der Slaven zu treffen, begann jene Bewegung, die aber ihren Zweck verfehlte. Dagegen hat sie zwischen den Deutschen böse Spannungen hervorgerufen und wie die Los-von-Österreich-Bewegung die Verfolgung der allen Deutschen gemeinsamen Ziele unmöglich gemacht. Wer damals auf dem Gebiete der Schutzarbeit tätig war, der weiß es, welch fürchterliche Schwierigkeiten sich aus diesem Schlagwort ergeben hatten, wie viele Erfolge es zunichte machte. Wo vordem niemals von einer Spannung zwischen Katholiken und Protestanten die Rede war, ist sie hervorgerufen worden; aber auch unter den katholischen Deutschen entstand eine Kluft, denn viele billigten nicht diese Bewegung. Vor allem verloren damit die völkischen Parteien den Einfluß auf die streng katholisch gesinnte bäuerliche Bevölkerung der Alpenländer. Deutschgesinnten katholischen Geistlichen ist die völkische Mitarbeit unmöglich geworden, da die katholische Kirche jetzt jedem

[1]) Seine Anschauungen über die Schönerianische Bewegung, über die Aufgabe des Deutschtums in Österreich, sein Verhältnis zur Dynastie hat Bismarck gelegentlich einer Huldigung der Deutschösterreicher zu seinem 80. Geburtstag klar geäußert (Friedrichsruh, 15. April 1895). Nachdrücklich will ich feststellen, daß meine Ausführungen durchaus nicht Bismarcks Größe und ebensowenig die Verdienste Schönerers um die Wiedererweckung des deutschen Geistes in Österreich irgendwie verkleinern möchten.

deutschvölkischen Verein mit Mißtrauen gegenüberstand. Eine deutsche Kirche war aber auf diesem Wege nicht zu erreichen. Das einzige Mittel ist, alle Geistlichen für die Gesinnung zu gewinnen, der der edle steiermärkische Sänger, der Chorherr Ottokar Kernstock, Ausdruck verlieh:

Und wenn mein Volk um Hilfe schreit,
Steh tatenlos und stumm
Ich nicht beiseit! Mich brennt sein Leid,
Beseligt seine Seligkeit;
Denn auch im priesterlichen Kleid
Civis germanus sum.

Aber die durch das Jahr 1866 veranlaßte Politik der Alldeutschen in Österreich hatte noch eine andere Folge. Schönerers Linzer Programm von 1882 forderte, um die slavische Mehrheit zu brechen, auch die Loslösung Galiziens und der Bukowina. Damit wurden die Deutschen in diesen Ländern (1875 war noch unter allgemeinem Jubel die deutsche Universität in Czernowitz errichtet worden!) gewissermaßen aufgegeben und daher lange von den Volksgenossen in Altösterreich vernachlässigt. Man gab dieses Deutschtum, ohne daß man es kannte, als verlorenen Posten auf. Man behauptete, daß jede Unterstützung dieser Deutschen zwecklos wäre. Selbst der deutsche Schulverein (sowohl der Wiener als der Berliner) hat sich dieser Anschauung lange nicht erwehren können und hat früher für die genannten Volksgenossen nur sehr wenig getan. Ja, sogar gegen die deutsche Universität in Czernowitz wurde von deutscher Seite Sturm gelaufen. So wüteten die österreichischen Deutschen infolge des Verhängnisses von 1866 gegeneinander und schwächten ihre eigene Stellung.

Aber auch zwischen den Donaudeutschen und den Reichsdeutschen war infolge der Vorgänge von 1866 eine arge Entfremdung und Spannung eingetreten. Der Kampf um die Vorherrschaft hat ins deutsche Volk einen Keil getrieben. Wie hätten sich auch die Deutschösterreicher der Erfolge der „Deutschen" freuen sollen, da man doch ihnen den heißen Wunsch, bei Deutschland zu bleiben, versagt hatte, da man sie, wie schon die Männer von 1848/9 geklagt hatten, dem sichtlichen Verderben preisgab. Wie anders wäre auch ihre Stellung gewesen, wenn ihnen früher das große deutsche Schlesien nicht genommen und unter Josef II. die Erwerbung Bayerns nicht verwehrt worden wäre! Und im neuen Deutschen Reiche vergaß man, daß die Deutschen an der Donau auch Deutsche sind. Man sprach offen davon, daß 1871 alle deutschen Stämme geeinigt worden sind. Diese unglückliche, unrichtige Behauptung wurde zu einem gefährlichen Schlagworte. Man gewöhnte sich in Deutschland daran, die Deutschen der Donaumonarchie als Ausländer zu betrachten, die vielen Deutschen ferner standen, als die Neger in Kamerun. Man vergaß völlig des größeren Deutschlands, für das Arndt, Uhland, Hoffmann von Fallersleben so warme Töne gefunden hatten. Die Geschichtsschreibung, die Preußen im Kampf gegen Österreich unterstützt hatte, unterdrückte alle Gemeinsamkeits-

gefühle[1]). Man redete sich förmlich ein, daß man an den Österreichern nichts verloren habe und fühlte sich höchstens durch ihren Wettbewerb benachteiligt. Die Österreicher schienen doch recht entfernte Verwandte und der Unterstützung durch das Reich nicht wert. Über ihre wahren Verhältnisse suchte man sich gar nicht zu unterrichten. So kam es, daß z. B. im Schultheßschen Geschichtskalender für 1890 den Deutschösterreichern schulmeisterliche Lehren gegeben werden, wonach sie die Behandlung durch die Tschechen eigentlich verdient hätten! Nach Böhmen eingewanderte Reichsdeutsche leisteten auf ihren Gütern und in ihren Fabriken geradezu Tschechisierungsarbeit. Die Klage über die ablehnende Kühle der reichsdeutschen Presse war nichts seltenes. Man unterschätzte die Donaudeutschen politisch und völkisch, wußte auch nichts von ihren Verdiensten um Kultur und Fortschritt. Man hatte vergessen, daß hier das Nibelungenlied entstanden ist, daß Wiens Mauern die Türken aufgehalten haben, daß bei Aspern und Eßlingen Napoleons Stern zuerst erblich, daß aus Hofers Blut die Saat der Freiheitshelden aufging. So kam es, daß die Reichsdeutschen, bis auf die engen Kreise um den „Verein für das Deutschtum im Ausland" und den „Alldeutschen Verband", für Deutschösterreichs Not kein Verständnis hatten, daß unsere Truppen auch während des Weltkrieges kühl nebeneinander standen, daß in Deutschland nach dem Zusammenbruch für die Anschlußfrage keine allgemeine Begeisterung vorhanden war. Kurzum, seit 1866 war der Anteil der Reichsdeutschen am Schicksal der Deutschen in den Donauländern gering; in den letzten Jahren war freilich schon eine Besserung dieses Verhältnisses zu bemerken[2]). Wie anders standen aber hinter den österreichischen Slaven ihre slavischen und nichtslavischen Förderer! Nach dem Abschlusse des Bündnisses von 1879 haben zwar viele geglaubt, daß die Deutschösterreicher sich an den Bruderstaat anlehnen und stützen könnten. Aber es war nur ein Traum. Das Bündnis von 1879 hat nur die Slavisierung der äußeren Politik Österreichs verhindert, nicht aber die innere Politik vor der Slavisierung gerettet. Das Deutsche Reich hütete sich, in unsere inneren Verhältnisse irgendwie einzugreifen. Die Deutschösterreicher blieben vereinsamt wie zuvor und wurden erdrückt.

Und so erfüllte sich 1918/9, was die Großdeutschen siebzig Jahre zuvor vorher gesagt hatten: Österreich ging in Brüche. Aber auch der stolze Bau des Deutschen Reiches geriet ins Wanken. Nicht einmal das beschnittene Deutschösterreich darf zu Deutschland zurück!

Wir waren zu schwach, weil wir, seit Jahrzehnten voneinander gerissen, einander entfremdet waren. Weil infolgedessen die Deutschen der Donaumonarchie,

---

[1]) Bei der Druckdurchsicht ergibt sich mir Gelegenheit, auf das Urteil Richard Bahrs in Deutsche Arbeit 1919, Heft 10, zu verweisen.

[2]) Teilnahme an den Tagungen der Karpathendeutschen, an der Fürsorge der kriegsgeschädigten Deutschösterreicher und Karpathendeutschen, anerkennende Aufsätze in Zeitschriften.

lauf sich selbst gestellt, das Reich nicht aufrechterhalten konnten, dieses in Auflösung begriffen war und daher auch nicht die seit 1879 auf es gesetzten Hoffnungen erfüllen konnte. Dazu wäre es nicht gekommen, wenn die Verbindung im Sinne der Großdeutschen aufrecht geblieben wäre und den zersetzenden Kräften stets entsprechender Widerstand geleistet worden wäre. Der großdeutsche Gedanke war der allein richtige, und er muß, soweit dies möglich ist, verwirklicht werden. Leider sind auch ganz deutsche Gebiete infolge der kleindeutschen Politik uns entfremdet. Wie recht hatte Camillo Wagner mit seiner Warnung von 1849. Doch die Zukunft gehört noch uns! Inzwischen muß die uns versagte staatsrechtliche Verbindung durch die engsten wirtschaftlichen und völkischen Beziehungen ersetzt werden. Was unsere Schutzvereinsbewegung angestrebt hat, aber im weitesten Umfange und unter regster Teilnahme aller Kreise und Teile des deutschen Volkes, muß sich erfüllen! Es muß ein Volk von Brüdern entstehen, verbunden durch gleiche Wirtschaftsinteressen, durch gleiche Einrichtungen, durch Gegenseitigkeit auf allen Gebieten. Einrichtungen, wie die Tagungen der Karpathendeutschen, die vor dem Kriege alljährlich Deutsche von der Donaumündung bis nach Norddeutschland vereinigten, müssen dazu dienen, uns durch persönlichen Umgang kennen zu lernen. Dann wird jene Entfremdung, jenes Unverständnis wieder schwinden, das Norddeutsche von Süddeutschen, Reichsdeutsche von Donaudeutschen, ja einzelne Teile dieser und jener voneinander scheidet und trennt. Dann werden sich wieder überall Anknüpfungspunkte finden. Wir werden wieder zu einem Volk zusammenwachsen trotz der bestehenden politischen Grenzen.

Dazu ist es aber auch nötig, daß wir alle ein großes, gemeinsames Ziel haben. Ganz Deutschland muß sich wieder dem Osten zuwenden. Bismarck hat Österreich auf den Osten verwiesen. Er hat bekanntlich auch die Ansicht ausgesprochen, daß die deutsche Reichsverfassung den Weg zeigt, auf dem Österreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen könnte, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind. Aber diese Aufgaben waren für das abgesplitterte Österreich, wie schon Uhland 1848 vorausgesagt hatte, zu schwer. Für diese Ziele müssen sich die Kräfte des ganzen deutschen Volkes einsetzen. Hier liegt die Zukunft Deutschlands. Schon vor mehr als 50 Jahren hat Viktor Aimè Huber bemerkt: „Deutschlands Zukunft und welthistorischer Beruf liegt in überwiegendem Maße, man kann sagen zu drei Vierteilen, nicht nach der von Preußen, sondern in der von Österreich vermittelten Richtung. Nicht nach Nordwesten längs des Rheins, der Weser, Elbe, Oder und Weichsel, sondern nach Südosten längs der Donau bis an das Schwarze Meer, dann weiter nach Vorderasien.“ Die Großdeutschen hatten 1848 stets gewarnt, den Südosten preiszugeben. Und 1841 hat Moltke als die für die deutsche Politik maßgebende Richtung Berlin—Wien—Konstantinopel bezeichnet. Mit dem Abstoßen Österreichs hat Deutschland dieses Ziel aufgegeben,

das alte deutsche Arbeitsgebiet vernachlässigt und sich der Übersee zugewendet. Nun heißt es wieder die Überseepolitik aufgeben und sich dem Osten zuwenden. Gewiß wird das vielen wehtun, aber einen anderen Weg gibt es nach dem Ausgang des Weltkrieges ohnehin nicht. Und Deutschland wird daran gesunden, so weit das noch möglich ist. Nicht nur Österreich, auch das Deutsche Reich war in den letzten Jahrzehnten trotz aller Erfolge krank, und deshalb hat es 1918—1919 nicht gehalten, was man sich versprochen hat. Man kommt doch schließlich darauf, daß das deutsche Volk seinen idealen Schwung verloren hat, weil seiner Mehrzahl der maßlose Erwerb die Hauptsache war. Das hat die Überseepolitik mit sich gebracht, die aus den Deutschen ein Händlervolk gemacht hat, die die schroffsten Gegensätze zwischen Arbeit und Kapital schuf. Die Amerikanisierung Deutschlands hat uns nicht nur die halbe Welt zu Feinden gemacht, sondern auch unsere Widerstandskraft gebrochen, hat die Liebe zur Scholle vernichtet, hat die Masse der Deutschen proletarisiert, sie von fremdem Brot abhängig gemacht. Sie hat auf der einen Seite ungeheure Reichtümer aufgestapelt, aber auch das Schreckgespenst des Hungers hervorgerufen. Diese Entwicklung hat, kurz gesagt, jene Verhältnisse geschaffen, die Deutschland hinter der Front zusammenbrechen ließen und noch jetzt erschüttern. Eine Besserung kann nur eintreten, wenn wir wie unsere Väter unsere Wirtschaftspolitik wieder dem Osten zuwenden, hier Neuland für unsere überschüssigen Kräfte, Brot und Absatzgebiete suchen [1]). Im Westen dürfte dann eine Entspannung des zersetzenden Völkerhasses eintreten, im Osten Annäherung zur Verfolgung gemeinsamer Interessen. Dazu wird es freilich nötig sein, daß wir nicht zu stolz (oder zu träge) sind, den über uns verbreiteten falschen Ausstreuungen zu begegnen. In Schriften und Zeitungen in den verschiedenen Sprachen muß dargetan werden, wie der Haß gegen uns ohne unser Verschulden genährt wurde, daß wir besser sind als unser Ruf [2]). Wir müssen nach unserem Gericht rufen, vor dem wir uns aber auch verteidigen können, ganz im Sinne des von mir entworfenen Schreibens, das die Grazer Hochschulen an Wilson gerichtet haben [3]).

---

[1]) Dafür trete ich schon seit vielen Jahren ein. Diesen Zweck verfolgen auch die von mir ins Leben gerufenen Tagungen der Karpathendeutschen seit 1911. In den letzten Jahren vor dem Krieg ist diese Anschauung auch von anderen kräftiger betont worden. Naumanns Mitteleuropa ist nichts anderes als eine Erneuerung alter großdeutscher Ideen. Über die deutsche Ansiedlung und Arbeit im Osten vergleiche man meine Schriften: „Die Deutschen in Osteuropa" (Leipzig); „Die Deutschen in Galizien und der Bukowina" (Frankfurt); „Geschichte der Deutschen in Ungarn (Gotha); „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern", 3 Bde. (Gotha); „Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern"; Quellenstücke (Prag) u. a.

[2]) Einen Versuch einer solchen Schrift bietet meine Frankfurter zeitgemäße Broschüre: „Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten. Ein Sendschreiben an Deutsche und Nichtdeutsche". Schon früher habe ich einzelne Aufsätze in demselben Sinne veröffentlicht.

[3]) Vgl. auch Avenarius im Kunstwart, Juli 1919.

Und so sind die Lehren von 1848/9—1866—1918/9 kurz und bündig: Streben nach Vereinigung im Sinne der Großdeutschen. Vorläufig innigster völkischer und wirtschaftlicher Zusammenschluß aller Deutschen. Orientierung der Wirtschaftspolitik Großdeutschlands nach Osten.

Und dazu Arbeit — Arbeit und nochmals Arbeit. Einträchtige, ruhige Arbeit aller Schichten, Versöhnung aller Klassen des Volkes und aller Parteien. Die Zeit, da die Deutschen sich diese inneren Kämpfe gestatten konnten, ist vorüber!

Der nationale Gedanke in der deutschen Lehrerschaft.

Von Gerhard Krügel.

Wird unsere Schule in Zukunft noch leisten können, was sie im alten Deutschland geleistet hat? Das ist eine Frage, die heute allen noch deutsch Fühlenden auf der Seele brennen sollte; denn die nach Art. 148 der Reichsverfassung in allen Schulen anzustrebende „sittliche" Bildung im „Geiste" „der Völkerversöhnung" geht gleicherweise die Eltern wie die Erzieher an. Oder zeigen nicht die seitherigen Eingriffe in die religiöse Erziehung, zeigt die Entfernung der Hohenzollernbilder aus den Schulräumen nicht jedem, der sehen will, deutlich, wohin die Fahrt geht? Wie ein böses Geschwür frißt sich der „neue" Geist auch in unsere Lehrerschaft ein und droht, den alten Glauben, die alten Hochziele mehr und mehr zu zerstören. Und doch sehnt sich die Seele des echten Lehrers nach der reinen Luft alter Erzieherwelt, und Tausende und aber Tausende deutscher Lehrer halten in Treue fest an den starken religiösen Glaubenskräften unserer Väter, fest auch, politisch, an den Machtgrundlagen unserer völkischen Kraft, an Bismarck, Friedrich dem Großen, dem Großen Kurfürsten. Nein, der Glaube an Gott, Volk und Vaterland ist auch in der Lehrerschaft nicht tot; aber er ist vielfach bedeckt von dem Wuste blindmachender Schlagwörter, aus denen man sich den Popanz machte, vor dem man nun kriecht. Da gilt es vorerst, die Geister zu befreien, daß sie der allgemeinen feigen Gesinnungslosigkeit sich entraffen und stark werden für die Schlacht der Geister, die allenthalben in unserem inneren Volksleben ihre Stunde ankündet. Denn darüber wollen wir uns nicht täuschen: es wird ein schwerer Kampf sein, den die deutschbewußten Lehrer innerhalb ihres Standes und der Schule gegen die Hochflut der unser altes Schulwesen unterspülenden demokratischen und sozialistischen Welle zu kämpfen haben werden, und nur durch den Zusammenschluß aller christlich-nationalen Erzieher wird es möglich sein, weite Eltern- und Volkskreise vor neuen Vergewaltigungen zu bewahren.

Mit Bedacht spreche ich in diesem Zusammenhange von der christlichen Erziehung. In unserer Mitte ist das Christentum doch nicht bloß etwas wie

Weihnachtsschmuck, der an den Baum gehängt werden soll, um ihn ein klein wenig zu verzieren; es steht in unserem deutschen Volke als die grundlegende Lebensmacht, die in einer Fülle von Erscheinungen unter uns wirksam geworden ist. Darum ist auch der christliche Religionsunterricht für uns nicht nur ein Fach neben anderen und wie viele andere, und mit Recht fordern heute weite Volkskreise angesichts des grauenhaften sittlichen Verfalls eine streng religiöse Erziehung ihrer Kinder mit allen Mitteln und in allen Fächern [1]). Jedenfalls handelt es sich beim Religionsunterricht keineswegs nur um die Frage, wer ihn erteilt, ob Kirche oder Lehrer, und ob das Kind dazu gezwungen wird oder nicht. Es handelt sich hier vielmehr auch um die weitere Frage, ob in den übrigen Fächern jedes Bekenntnis des Lehrers zu irgend einer Weltanschauung, also auch zur religiösen, gläubigen, ausgeschaltet werden soll. Soll das religiöse Erleben wirklich eine Kraft werden, so muß auch der Lehrer des Deutschen, der Geschichte, der Erdkunde, der Naturkunde als Christ sprechen können; sonst wird Christentum nicht Lebensmacht für die Kinder. Kinder lernen glauben, religiös fühlen, indem sie ihre Erzieher glauben sehen, an ihnen das religiöse Erlebnis erleben. Die Macht der Persönlichkeit ist hier alles. Und was wäre der Lehrer denn noch, wenn man ihm etwa auf das Betreiben einer kleinen, religionsfeindlichen Minderheit die Betonung dieser seiner innersten Überzeugung verbieten wollte? Ein in Menschenkleider gewickeltes Lehrbuch, aber kein Mensch mit Mark und Blut, kein Erzieher mehr. Denn gerade darin muß die hauptsächliche erzieherische Wirkung gesucht werden, daß die Kinder vor sich eine Persönlichkeit mit fester Überzeugung, mit Begeisterung und Wärme für sie sehen.

Es handelt sich also hier recht eigentlich um die Grundfrage, ob die Schule bloß geistige, willensmäßige Bildung übermitteln, ob sie bloß „Arbeitsschule", nicht auch, nicht in erster Linie „Weltanschauungsschule" sein soll. Erst die Idee, den Wertgedanken, dann Willensschulung im Dienste dieses Gedankens! Daß wir uns um die Einheitsschule, Auslese der Begabten und tausend andere Dinge so erhitzen, ist nur Beweis, daß uns der Sinn für die ewigen Werte abhanden gekommen ist. Denn für das Wertebewußtsein haben jene Fragen doch nur eine untergeordnete Bedeutung; sie werden umso lauter erörtert, je mehr die wahre Erziehergesinnung fehlt.

Daß die Werte, denen wir hier das Wort reden, nur nationale sein können, versteht sich von selbst. Wir verlangen in der Schule eine Erziehung, die mit

---

[1]) Daß wie unsere religiösen Formen so auch unser Religionsunterricht in vielem verbesserungsbedürftig ist, lasse ich hier unberührt. Doch sei im vorweg bemerkt, daß bereits im nächsten Hefte des „Deutschen Volkswarts" Hauptpastor Andersen zur Frage der Verdeutschung des Religionsunterrichts das Wort nehmen wird. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß unser heutiges Christentum mit Notwendigkeit zum Deutschchristentum werden muß, sollen seine Segenskräfte auch in der Zukunft in unserem Volke wirksam bleiben.

allen Mitteln und mit allem Eifer die Weckung und Stärkung des vaterländischen Gedankens sucht. Wir lehnen die Losung entschieden ab, daß wir uns „mit dem Geschehenen abfinden" müßten; wir bekämpfen das seichte Geschwätz von der Verbrüderung der Völker dieser Erde, von der Gleichheit aller, die Menschenantlitz tragen. Wir vertrauen allein den ewigen Lehren der Geschichte und wollen uns nicht durch Schlagwörter irremachen lassen. Aber darum verlangen wir auch für uns das Recht, uns vor unseren Schülern zu dieser Überzeugung zu bekennen; insbesondere verlangen wir, den Weltkrieg so darzustellen, wie wir ihn sehen. Wir wollen und müssen unseren Kindern sagen, wie schmachvoll ihr Volk behandelt worden, — wie schmachvoll wir Alten selber diese Behandlung auf uns genommen. Und nun und nimmer wollen wir vergessen, welchen Segen die Hohenzollern unserem Volke gebracht haben, und wir wollen dafür sorgen, daß es auch unsere Kinder und Enkel nicht vergessen. Unsere nationalen Hochziele liegen nicht in den „Errungenschaften" unserer kläglichen Revolution, sie ruhen in der Vergangenheit und in der Zukunft, und wenn unser Volk nicht aus eigenem Entschluß zur Umkehr kommt, wird uns die bittere Not dazu führen und erziehen.

Darum freuen wir uns der Tatsache, daß sich die deutschbewußte Lehrerschaft anschickt, sich angesichts der zwingenden Notwendigkeiten zu einem ganz Deutschland und alle Schulgattungen umspannenden deutschnationalen Lehrerbunde zusammenschließen, und die von dem Geiste kraftvoller Einigkeit, ernster Zuversicht und festen Kampfeswillens getragene machtvolle Gründungsversammlung zu Berlin darf man füglich als einen Markstein auf dem Wege zu unserer nationalen Wiederertüchtigung ansprechen. Mehr als tausend Lehrer und Lehrerinnen hatte die Sorge um die vaterländische Erziehung der deutschen Jugend zusammengeführt, — eine Zahl, die überwältigte und alle bisherigen Vorstellungen über die politische Stellung der Berliner Lehrerschaft mit einem Schlage zuschanden machte. Was sonst auch immer die höhere und die Volksschullehrerschaft getrennt haben mochte, hier trat das völlig zurück hinter dem großen Gedanken, durch Gesundung unserer gefährdeten Volkserziehung die herrschende Not zu bannen und den deutschen Wiederaufstieg vorzubereiten. Erfreulich war es, daß auch die deutschnationale Hochschullehrerschaft da nicht zurückstehen wollte und durch Geheimrat Roethe, ihren begeisterten und begeisternden Vorsitzer, nicht nur die üblichen Grüße, sondern vor allem die Zusicherung überbringen ließ, daß sie alle für Deutschlands Wiedererstehen mit dem neuen Bunde in Einheit arbeiten wollen. Die nationale Lehrerschaft, geeint von der entlegensten Dorfschule bis zum Lehrstuhl der Universität, geeint in treuer Liebe zu Volk und Vaterland — fürwahr, das ist ein Ziel, der Mühen der Besten wert! So wollen die Mitglieder des deutschnationalen Lehrerbundes gemeinsam die Starken halten, die Schwachen stützen, die Mutlosen stärken in den schweren Kämpfen, die kommen werden; Mahner sein unserem

Volke, daß es sich nicht gewöhne an die gegenwärtigen Zustände, die notgedrungen zu einer Verewigung unserer Versklavung führen; Erhalter der Sehnsucht nach dem machtvollen Reiche, das uns Kaiser Wilhelm I. und sein großer Kanzler Bismarck geschaffen hatten; Wiedererwecker des nationalen Ehrgefühls und Treubewußtseins. Für Kaiser und Reich! Das muß auch der Wahlspruch sein in der notwendigen Zukunftsarbeit.

Ob nicht der Name, den sich der Bund erwählt hat, fast zu enge ist für solche Ziele? Mancher wird es bejahen. Denn in einen Bund wie diesen gehört jeder deutschbewußte Erzieher, mag er nun Lehrer sein oder nicht. Ihnen sei es gesagt: Kommt alle; auch ihr seid in unserem Bunde willkommen!

Als geistiges Band und zugleich als Vorkämpferin für die Hochziele des Bundes wird im Verlage Th. Weicher in Leipzig vom 1. Januar 1920 ab eine Monatsschrift für christlich-nationale Erziehung erscheinen; ihre Begründung und Herausgabe ist meiner Hand anvertraut worden. Mit Freudigkeit nehme ich das Werk auf. Was der „Deutsche Volkswart" bislang auf den verschiedenen Gebieten unseres völkischen Lebens mit Entschiedenheit anstrebte, eine wahrhaft deutsche Geistesbildung, das wird die „Nationale Erziehung" auf ihrem Sondergebiete und in ihrem Sonderkreise mit verdoppelter Stoßkraft vertreten — beide so einander ergänzend und vertiefend [1]).

Vieles steht heute in unserer Schule auf dem Spiel, Werte, deren Erhaltung entscheidend sein wird für die Wiedergesundung unseres Volkes. Darum, ihr deutschen Lehrer und Erzieher, erkennt eure Pflicht! Meint nicht in stumpfer Ergebung: „Es hilft ja doch nichts!" Wer so fragt, verspürte noch nichts von der weltüberwindenden Macht der Idee. Mag gleich der Einzelne schwach sein: auch hier macht Einigkeit stark. Wohlan, so helft, daß die Zusammenfassung aller gesunden, starken deutschen Kräfte innerhalb der Lehrerschaft gelingt! Ihr helft das Köstlichste bewahren, darinnen letztlich all' unsere Zukunftshoffnung beschlossen liegt:

den Geist der Jugend.

---

[1]) Die „Nationale Erziehung" kostet für Mitglieder des Bundes jährlich 5 M. (u. Zustellgebühren), für Nichtmitglieder 10 M. Vorbestellungen sowie Beitrittserklärungen (Jahresbeitrag 3 M.) richte man an den „Deutschnationalen Lehrerbund", Berlin SW 11, Bernburger Str. 24.

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen.

Von einem Alt-Elsässer.

„In den Vereinigten Staaten Nordamerikas besteht ein Wille zur Schaffung eines Völkerbundes, der nicht Furcht, sondern Idealen entspringt. Die Vereinigten Staaten wurden in den Krieg versetzt, weil sie die Gerechtigkeit wollten. Sie hätten vergeblich gearbeitet, wenn die Regelung der territorialen Fragen mittels eines Völkerbundes nicht erreicht würde. Dies wäre eine tiefe Enttäuschung. Wenn sie das Volk zufrieden stellen wollen, dann schaffen sie ein dauerhaftes Werk!" so Wilson auf der Pariser Konferenz der Alliierten am 25. Januar 1919. Und Lloyd George meinte: „Es müssen die Wurzeln des Krieges zerstört werden, die willkürliche Gewalt, die Unterwerfung von Nationen unter andere Nationen!" Schöne Worte, denen mit den Friedensbedingungen für Deutschland und Österreich Taten folgten, wie sie von gleich empörender, himmelschreiender Ungerechtigkeit in der ganzen Weltgeschichte nicht wieder zu finden sind, wenn man von der Ausrottung der Indianer durch Engländer, Franzosen und Yankees, von dem amerikanischen Sklavenhandel mit Negern und von der Unterjochung der Buren durch die englischen Krämer absehen will. Das ganze deutsche Volk soll wirtschaftlich versklavt, urdeutsche Länder sollen geraubt werden, so auch unsere Mark Elsaß-Lothringen, deren Bevölkerung nach Abstammung, Sprache und Sitten zu 87 vH. urdeutsch ist. Hier soll „eine Nation einer andern, dazu einer völlig fremden Nation unterworfen werden". Und die Folge wird sein, daß das bedauernswerte, zu seinem eigenen Unglück so reiche und schöne Land abermals ein Zankapfel unter den Völkern wird. Wie ein blutgetränkter Faden zieht sich durch die Geschichte meiner unglücklichen Heimat das Goethesche Wort: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortwährend Böses muß gebären!"

Nachdem schon 870 das linksrheinische Gebiet des Karolingerreiches nach Sprachgrenzen geteilt worden war und das Elsaß bis 1648 und zum Teil noch länger in verschiedenen Formen germanischen Staaten angehört und auch völkisch mit Recht angehört hatte, hat Frankreich die innern Fehden des deutschen Reiches, insbesondere den Kampf zwischen Katholiken und Evangelischen benutzt, seine Grenzen an den Rhein vorzuschieben. „Mitten im Frieden haben sie (Ludwig XIV.) Krieg geführt und wunderbare Eroberungen gemacht. Sie haben eine Reunionskammer eingerichtet, um zugleich Richter und Partei zu sein; das hieß der Usurpation und Gewalt die Beleidigung und den Spott hinzufügen!" so tadelte der französische Bischof Fénélon von Cambrai seinen eigenen König. Eine der größeren englischen Zeitungen aber, die Daily News, schrieb noch am 20. August 1870: „Vor 200 Jahren hat Ludwig XIV. das Elsaß gestohlen. Verjährung mag den Diebstahl decken, aber sie deckt nicht die Berechtigung der Wiedereroberung. Die Bevölkerung des Elsasses ist

deutsch durch die Abstammung, Sprache und Lebensweise. Von den Bewohnern der übrigen Provinzen Frankreichs werden die Elsässer kaum als Franzosen angesehen!" — „Têtes carrées!" haben sie nach den Aussagen und Erzählungen von Vater und Großvater die elsässischen Soldaten geschimpft; die vielen elsaß-lothringischen Verschleppten dieses Krieges aber (es waren ihrer über 3000), unter ihnen französische Veteranen, haben sie „boches" genannt, geschlagen und mit Steinen beworfen. „Sie haben meinen Bruder umgebracht, und wir nennen andere Barbaren!" hat der elsässische Professor Kehgreis aus Paris gerufen. — In den Lebenserinnerungen des ehemaligen französischen Abgeordneten Schneegans von Straßburg ist gar zu lesen: „Die Mitglieder der französischen Nationalversammlung sagten untereinander: Diese Elsässer sind immer Deutsche gewesen; schließlich nimmt Preußen sein Eigentum nur zurück!" Ein französischer Offizier aber äußerte noch 1916: „Den Elsässern fragen wir nichts nach; aber das Land wollen wir haben!"

Gewiß, mit der Zeit sind die Wunden vernarbt, vergißt doch die deutsche Michelhaftigkeit so leicht, — die Elsaß-Lothringer fügten sich der Gewalt, der französische Meuchelmord an den deutschgesinnten Magistratspersonen von Metz, der Verrat des Bischofs Robert von Lenoncourt sanken in Vergessenheit, die phantastischen Pläne des ersten Napoleon berauschten auch die elsaß-lothringischen Soldaten, und wir Kinder saßen gern zu den Füßen unserer Väter, die uns abwechselnd vom „Schinderhans", von Napoleons Zug nach Rußland und von seinem Kampf gegen die Engländer erzählten. Aber auch sie sprachen oder verstanden kein französisch. Instinktmäßig haben die Elsaß-Lothringer während einer zweihundertjährigen Fremdherrschaft ihre deutsche Muttersprache, ihre urdeutschen Sitten und Gebräuche bewahrt. Auf dem platten Lande, wo die waschechtesten Elsässer, die Bauern und Handwerker, nicht die volkfremden Fabrikherren und ihre knechtischen Schreiber leben, können wir weite Landstriche bereisen, ohne einen Menschen zu finden, mit dem man sich in französischer Sprache unterhalten oder auch nur verständigen könnte. Nur im „Belforter Loch", im hinteren Münster-, Markircher- und Breuschtal und die französisch-lothringische Grenze entlang sind einige Gemeinden, die das Französische als ihre Muttersprache sprechen. Und der „deutsche Barbar" hat das Französische nicht ausgerodet? Nein, er hat es gepflegt: der Religionsunterricht des Geistlichen und der erste Schulunterricht wurden in französischer Sprache erteilt, auch in den Volksschulen dieser Gemeinden wurde der französische Sprachunterricht durch die ganze Schulzeit beibehalten, und von den Kanzeln dieser Dörfchen ertönte auch dann noch das Wort Gottes fast ausschließlich in französischer Sprache, als die Gläubigen neben der französischen längst auch die deutsche Sprache beherrschten. Daß selbst bis dicht an die französische Grenze die französische Sprache nur ausnahmsweise auftrat, haben mit Verblüffung die Pariser Redakteure, Lehrer und poilus selbst festgestellt,

wußten doch der Temps und das Journal de Paris noch im August 1917 zu melden, daß im besetzten elsässischen Gebiet 90 vH. der Schulkinder kein Französisch verstehen.

Der „deutsche Barbar" hat, wie gesagt, die französische Sprache, wo sie als Muttersprache auftrat, gepflegt, der „noble Franzose" aber ist seit 1914 bemüht, die deutsche Muttersprache nicht nur zu unterdrücken, sondern sie völlig auszuroden. „Selbst der Dialekt muß verschwinden!" hat ein französischer Schulmann geäußert.

Kurz, was Frankreich in seiner skrupellosen Lügenhaftigkeit dem deutschen Michel, der sich in seiner unpolitischen Gutmütigkeit leider kaum zur Wehr setzte, andichtete, tut es mit himmelschreiender Frechheit selbst. Aber es versteht die Propaganda, den Deutschen in den Kot zu ziehen, ihm die eigenen Verbrechen anzudichten und für sich selbst Stimmung zu machen. Der Deutsche aber schwieg, er schweigt noch immer, obwohl die heimkehrenden Kriegsgefangenen und Verschleppten unumstößliche Beweise für die französischen Schandtaten, auch gegenüber den Alt-Elsässern, in Masse brachten. Dank dieser unglaublichen Michelhaftigkeiten bleiben Wilson, der „für die Gerechtigkeit in den Krieg gezogen sein will", und Lloyd George, der „nicht die Unterwerfung einer Nation unter eine andere will", die Ausrede, sie hätten nicht gewußt, was in Bezug auf Elsaß-Lothringen seitens der Franzosen verbrochen und gelogen worden ist. Vielleicht wollen sie es auch nicht wissen, und dann ist alles Reden von Völkerbund und Weltfrieden Phrase, lauter Phrase, und die Zeit wird kommen, da die jetzt noch zum Schweigen verurteilte Weltgeschichte über die Alliierten und ihr Werk richten wird.

Esthen, Finnen, Polen und Tschechen sollen eine sprachlich begrenzte Heimat erhalten; das auf einer sehr hohen Kulturstufe stehende Elsaß-Lothringen aber soll einer Nation zugeteilt werden, mit der es völkisch nichts verbindet. Das Unrecht, das bereits eine Reihe von Kriegen verursacht hat, soll krasser als je wiederholt, der Raub aber durch den Völkerbund sanktioniert und gehütet werden. Zur Entschuldigung Amerikas und Englands haben viele allzu vertrauensselige Deutsche bis zum Erscheinen der Friedensbedingungen, vielfach auch nachher noch, angenommen, die skrupellose französische Mache hätte ihnen den klaren Blick genommen, und sie wären in einem beklagenswerten Irrtum befangen, — ich selbst habe als Alt-Elsässer diese Hellseherei nie geteilt. Die Annahme hatte aber insofern eine gewisse Berechtigung, als Frankreich ängstlich bestrebt ist, das eigene Volk, die Verbündeten und nicht zuletzt auch die Neutralen über die Wahrheit in Elsaß-Lothringen hinwegzutäuschen.

Wer in meiner armen Heimat den Mut hatte, sich offen zum Deutschtum zu bekennen, wurde schon 1914 verschleppt und meist schändlich behandelt, vielfach sogar mißhandelt. Die französischen Gefängnisse und Zivilgefangenenlager

füllten sich bereits im August 1914 mit altelsässischen Männern, Greisen und selbst Frauen und Kindern. Aus ehrlichen Altelsässern und unbescholtenen Altdeutschen haben die welschen „Befreier vom Joche der Barbaren" jene berüchtigten Spionen- und Leichenräuberzüge gebildet, wie sie u. a. die französische Zeitung „Le Moniteur du Puy de Dôme vom 20. August 1914" in ihrer ganzen Schändlichkeit selbst schildert[1]). Sie haben dem eigenen Volke vorgelogen: „Alle diese Verbrecher haben wir auf dem Schlachtfelde bei der Plünderung der französischen Leichen ertappt!" Und das belogene Volk hat die „wiedergewonnenen elsaß-lothringischen Brüder" verhöhnt, mit Füßen getreten und nach dem eigenen Geständnis „buchstäblich bis zur Betäubung geschlagen". — „Es war nicht schön, aber ein vorzügliches Mittel, die Esel und den Mob aufzupeitschen!" hat ein angeblicher französischer Professor gestanden. Den Höhepunkt erreichte aber die französische Mache darin, daß sie später dieselben „Leichenräuber und Spione" als „réfugiés alsaciens-lorrains" — freiwillig geflüchtete Elsaß-Lothringer — bezeichnete, um sie gegen die Bestimmungen des inzwischen vereinbarten Auslieferungsvertrags zurückzubehalten, damit die an ihnen verübten Greueltaten nicht bekannt würden. „Wenn's die Altdeutschen erzählen, werden's ihnen die Elsaß-Lothringer nicht glauben; wenn's aber die Elsässer selbst bestätigen, wird man's glauben müssen, und darum dürft ihr nicht heim!" so hat sich ein französischer Lagerbeamter ausgedrückt. Trotz aller Vertuschungsversuche wurden die Greueltaten der deutschen Regierung bekannt, und französische Zeitungen, die sie in ihrer ganzen schmachvollen Niederträchtigkeit schilderten, haben der deutschen Verwaltung im Original vorgelegen. Was hat sie getan? — Geschwiegen!!! — Ja, es fehlt sogar nicht an Beweisen, daß es den Anschein hatte, einzelne elsaß-lothringische Beamte altdeutscher Herkunft hätten es überhaupt nicht gern gesehen, daß heimkehrende Alt-Elsässer die an diesen begangenen Greueltaten schilderten, daß überhaupt in deutschgesinnten altelsässischen Beamtenkreisen deutsche Politik getrieben wurde. „Nach dem Kriege werde ich keine politisierenden Lehrer mehr dulden!" hat sich ein Herr geäußert und zwar nicht etwa ein Altelsässer, sondern ein „altdeutscher Michel".

Aber der glänzende Empfang, der den Franzosen in den elsässischen Städten bereitet worden ist? — Ich bin kein Freund von Scheuklappen und will nicht zögern, die Ereignisse ins rechte Licht zu rücken. — Elsaß-Lothringen ist unter deutscher Herrschaft in jeder Hinsicht mächtig emporgeblüht. An diesem Fortschritt waren nicht etwa, wie in so manchen andern Staaten, nur die höheren Zehntausend beteiligt, sondern er kam insbesondere auch den unteren Volksschichten, vor allem aber dem Kleinbauernstand zugute. Auch die Lage der Industriearbeiter besserte sich wesentlich, wenn auch nicht in dem gleichen hohen

[1]) Lies: „Elsässer Schicksale" von H. Schmitt, Verlag Ullstein, Berlin — und „Les Otages Alsaciens-Lorrains" von M. Litschgy, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin.

Maße. Die Schuld lag jedoch nicht bei der deutschen Gesetzgebung und Verwaltung, sondern einzig bei den Herren Fabrikanten, diesen französisch gesinnten Notablen, die zur französischen Zeit die Arbeiter, ihre Frauen und selbst die Kinder in geradezu verbrecherischer Weise ausbeuteten, und die sich nun mit allen Mitteln gegen eine Verbesserung der Arbeiterverhältnisse stemmten. Gerade diese Träger der Reaktion aber waren im Bunde mit einem großen, wenn nicht dem größten Teil der in den bischöflichen Privatanstalten französisierten Geistlichkeit, die unter deutscher Herrschaft alle möglichen Vergünstigungen genoß, und, — es war kein Geheimnis, — bei manchen höheren Beamten insbesondere seit der Köllerschen Zeit einen großen Einfluß ausübte, — Hintertreppenpolitik haben wir es genannt, — die Werber, Agitatoren und Agenten fürs Franzosen-, nicht etwa Elsässertum. Haben sie, solange Bismarck am Ruder war, kleinmütig beigegeben, so haben sie sich mit ihren deutschfeindlichen Bestrebungen offen hervorgewagt, sobald sie merkten, daß von Berlin nicht, mehr der alte, gute Preußengeist, sondern der schwache Geist internationlaer Versöhnung wehte. Es wäre ein Kinderspiel gewesen, mit Hilfe der großen deutschen Mehrheit die wenigen Franzosenköpfe unschädlich zu machen. Statt dessen aber umschmeichelten manche höheren Beamten diese Deutschfeinde. Ja, sie buhlten förmlich um ihre Gunst, weil — nun weil eben diese Französlinge in Straßburg einen gar großen Einfluß hatten. „Nehmen Sie sich in acht; ich habe einen langen Arm!" so drohte einer dieser Herren einem mittleren Beamten. Und der Herr mit dem langen Arm hatte nur ein Kind, eine Tochter, die er an einen französischen Offizier verheiratete. Er selbst brachte den größten Teil des Jahres in Paris zu, konnte nur gebrochen deutsch sprechen, war aber durch deutsche Heeresaufträge reich und durch deutsche Gunst Bürgermeister geworden. Und, wie zum Beweise, daß diese Maßnahmen nicht auf unverantwortliche Mißgriffe einzelner Landräte zurückzuführen waren, sondern der Befehl von „oben" gekommen sein muß, wurde dieser selbe Herr zum Mitglied der ersten Kammer ernannt. Köchlin aber, ein bekannter Fabrikherr aus dem St. Amarintal, dessen ganze Familie französisch gesinnt war, wurde zum Kaiserlichen Staatsrat ernannt und war in ganz Elsaß-Lothringen eine ebenso gefürchtete wie bekannte Persönlichkeit, gefürchtet nicht durch persönliche Macht, sondern durch den Einfluß, den er wiederum in Straßburg ausübte. Es kam schließlich so weit, daß einfache Bauern und Arbeiter ihre Anliegen besser gewahrt glaubten, wenn sie dieselben in die Hand dieser Herren statt in die der Verwaltungsbehörde legten, und so mußte nach und nach kommen, was nicht gewesen: Man fing an, aufs Preußentum zu schimpfen, und war man soweit, so war der französischen Agitation Tür und Tor geöffnet. Und so können wir Altelsässer offen bekennen: Nicht der alte preußische Geist, der vielleicht hin und wieder etwas schroff, aber stets zielbewußt, offen, ehrlich und — gerecht war, hat in den Reichslanden viel verdorben, sondern einzig und allein durch die später einsetzende allzu vertrauens-

selige, deutsche Michelhaftigkeit wurde die Stellung der großen deutschen Mehrheit geschwächt und die Position der Deutschfeinde gestärkt. Vereine, die ehedem wie Giftpflanzen nur im Dunkel ein kümmerliches Dasein fristeten und bereits auf dem Absterbeetat angekommen waren, wagten sich nun wieder mit ihrer ausgesprochenen Deutschfeindlichkeit ans Tageslicht; ich erinnere nur an die „grands- und petits cercles", an die „fanfares" und die „orphéons" in diesem und jenem Städtchen. Und wenn es trotz alledem nicht gelungen ist, das Deutschtum in Elsaß-Lothringen zu werfen, wenn trotzdem die Protestler und der Jude Blumental, Bürgermeister von Colmar, bei den Wahlen schwere Niederlagen erlitten, so beweist das nicht die Vortrefflichkeit der deutschen Verwaltung, sondern es beweist nur, daß das Deutschtum in Elsaß-Lothringen weil echt auch unverwüstlich ist. Um nicht eine irrige Verallgemeinerung aufkommen zu lassen, sei hier betont, daß es auch nach der Bismarckschen Zeit in Elsaß-Lothringen trotz des falschen Windes von oben viele Beamte gab, die kraft ihrer mannhaften Persönlichkeit jenem verbrecherischen Treiben entgegenwirkten, allzeit feste Stützen des Deutschtums waren und heute noch, selbst bei ihren Feinden, in Ehren stehen, während man jene Schwächlinge einerseits belacht und anderseits — verflucht.

Ich habe die Begeisterung gesehen, mit der die Elsaß-Lothringer unter den Klängen alter deutscher Volkslieder im August 1914 zu den Fahnen geeilt sind. Bei 100000 haben sich als Freiwillige gemeldet. „Was ist denn mit den Elsässern los? Wir können gar nicht alle aufnehmen!" äußerte man erstaunt auf dem von Mülhausen nach Müllheim verlegten Bezirkskommando. — Ich habe auch das „Vive la France" gehört, mit dem die unter dem Einfluß der Notablen stehenden Industriegebiete die Franzosen empfingen. Wie schwach klang es zu den deutschen Taten der elsaß-lothringischen Masse! Die Franzosen verhehlten ihren Ärger nicht, und immer wieder mußten wir hören, und die Soldaten erzählten es bis in die Auvergne und die Provence: „Les alsaciens sont les mêmes boches!" Die Herren „Befreier vom Joche der Barbaren" begannen denn auch ihr Befreiungswerk mit der Verschleppung der deutschgesinnten Männer und Frauen. Es waren in kurzer Zeit über 3000, im Vergleich zu der Größe des von den Franzosen besetzten Gebietes eine Zahl, die für sich allein Bände spricht. Da bekamen es die anderen mit der Angst zu tun, schwiegen oder schändeten gar ihre Brust mit der Trikolore. Es ist nicht schön, aber menschlich verständlich, wenn man bedenkt, daß auch Altdeutsche so taten, nur um der Verbannung zu entgehen.

Erst während des Krieges trat in der Gesinnung der elsässischen Bevölkerung ein Umschwung ein. Elsaß wurde Operationsgebiet. Zur Ehre unserer Truppen wie meiner Heimat sei erwähnt, daß das Verhältnis beider zu einander im allgemeinen ein sehr gutes war. Es kamen aber auch Verfehlungen und Mißgriffe

vor. Viele Gemeinden wurden zwangsweise geräumt, weil man sie durch das französische Feuer gefährdet hielt. Die Maßnahme rief bei der Bevölkerung große Erbitterung hervor und wurde von den Franzosen in Form von Flugblättern, von den Französlingen durch geheime Hetzereien geschickt ausgenützt. Die Bewegungsfreiheit wurde sehr gehemmt. Gut deutschgesinnte Leute konnten oft keine notwendige Reiseerlaubnis erhalten, während Französlinge selbst Reisen in die neutrale Zone und gar ins Ausland unternehmen durften. Statt mit land- und leutekundigen Vertrauenspersonen waren die maßgebenden Stellen vielfach mit landfremden Herren besetzt. Dazu die vierjährige starke Einquartierung; Hunger und Teuerung kamen, und, — bei gar vielen Leuten geht ja leider die Politik durch den Magen, — schließlich entwickelte sich jener Verzweiflungszustand, indem sich viele sagten: „Uns ist's bald gleichgültig, ob wir deutsch oder französisch sind, wenn nur der Krieg zu Ende wäre". So bedauerlich eine solche Denkweise ist, sie ist menschlich verständlich, und wir haben dieselbe Meinung auch von Franzosen gehört, ohne daß wir daraus geschlossen hätten, sie wären deutsch gesinnt.

Aber der Jubel, mit dem die Franzosen im November 1919 in den elsässischen Städten empfangen wurden? — Menschen-, Völkerrätsel! Seine Lösung finden wir nicht im Gewühl der Straßen. Dort sind die elsässischen Notablen und die Geistlichen Wetterlescher Art mit der von ihnen verhetzten, verführten und verblendeten Masse aus der Fabrik die Führenden, und hinter ihnen steht der Franzose, der einerseits alles zu vernichten bereit ist, was jenen Verrätern zu widerstehen wagt, anderseits mit Speck und Weißbrot lockt, Dinge, die man seit Jahr und Tag für die Elsässer aufgespart hatte, während das Innere Frankreichs Not litt. Werfen wir aber einen Blick hinter die geschlossenen Fenster und Türen. Dort sitzen jene waschechten und charakterfesten Elsässer, die auch in der größten Not sich selbst und ihrem Volkstum die Treue bewahren. Da sah man die arme elsässische Mutter. Aus Angst vor der Drohung: „Wer nicht flaggt, dem schlägt man die Fenster ein!" näht sie unter Tränen blau-weiß-rote Lappen, und neben ihr steht ihr altelsässischer Mann, der die Franzosen verflucht. Die Zeitungen waren gekauft, 22 Millionen hatten die Herren Befreier zu ihrem eigenen Empfang ausgegeben. Der Pöbel war verkauft und berauscht. Die Ernüchterung aber konnte nicht ausbleiben. Dem Rausch folgte nach wenigen Wochen der Katzenjammer. Unwillkürlich zogen die „Befreiten" einen Vergleich zwischen den „Herren Befreiern" und den ehemaligen „Unterdrückern". Er fiel zugunsten der letztern aus. Auf dem Velodrom zu Mülhausen wurden die Pariser Gäste verprügelt, und auf dem Lande äußert man gar drastisch: „Solange wir noch Aborte haben (Hinweis auf die französische, na, sagen wir „Freiheit"), sind wir nicht französisch gesinnt". Aufs neue suchen die Befreier nach Schuldigen. Hunderte Altelsässer werden wieder wie anno 1914 nach Frankreich verbannt, andere in „Schutzhaft" genommen, viele flüchten durch die Schweiz über den Rhein. Nicht ein-, nein

tausendmal und immer dreister hört man die Äußerung: „Wenn's zur Abstimmung kommt, werden die Franzosen eine große Enttäuschung erleben!" Die maßgebenden Kreise wissen das, und darum soll es in dem armen Lande eben nicht zur Abstimmung kommen. Ein Stück urwüchsiges Deutschtum wird da wie eine Ware verschachert oder vielmehr geraubt. Und so wird Elsaß-Lothringen eben infolge seines urwüchsigen Deutschtums bleiben, was es war: Der Zankapfel zwischen den Völkern germanischer und romanischer Art!

Der Strom der Deutschen.

Von Kons.-Rat Albert Klein.

Das Wort des alten Arndt: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" soll wieder einmal in Frage gestellt sein. Die kommenden Friedensjahre sollen entscheiden über das Schicksal des Rheins, und bis dahin soll der Fuß des alten Feindes jenseits des Rheins, seinen Strand betreten, soll am deutschen Strom die französische Trikolore wehen, soll in dem linksrheinischen altdeutschen Kernlande der fremde Eroberer schalten und walten. Was ist ihm — und uns der Rhein!

Was ist uns Deutschen, wo wir auch wohnen und welchen Stammes wir auch sind, der Rhein, der „deutsche" Rhein! Wir singen schon unsere Lieder von dem sagenumwobenen, rebenumkränzten, burgengekrönten Strom!

Wer am Rheine aufgewachsen, wer aus dem Norden und dem Osten als Student in Bonn frohe Jugendtage verlebt, wer je eine Rheinreise gemacht, der liebt seinen Rhein, dem steht er geschrieben ins Herz gleich einer Braut, es klingt wie junges Lieben sein Name ihm so traut! Alle Poesie, alle Romantik deutscher Herzen schlingt sich um den Rhein; alle Poesie, alle Romantik wohnt für deutsche Herzen am Rhein! Wie trifft Karl Simrocks schalkhafte Warnung das innerste Empfinden eines jeden, der einmal den Zauber des Rheins empfunden hat:

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut,
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Mut!

Wie oft erklang es voll Inbrunst aus rebenumrankten Trinkstuben und blühenden Lauben rheinauf, rheinab, des alten Matthias Claudius Lied:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!

Und alle Wehmut und Sehnsucht, deren deutsche Herzen fähig sind, ergoß sich aus bekränzten Nachen auf abendstillem Strom in das Lied von der Lorelei:

Ich weiß, nicht was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin!

Wie lebte ein Goethe, als die Waffen schwiegen, die ihm so viel Verdruß gemacht, wieder auf, da er sich aufgemacht „zu des Rheins gestreckten Hügeln, hochgesegneten Gebreiten," als er zwei glückliche Sommer in den befreiten rheinischen Landen verbrachte, die ihn mit ihrem sonnenhellen Leben immer vor allen anderen deutschen Gauen anheimelten; wie ging dem alternden Dichter das Herz auf in dem wiedererwachenden rheinischen Frohsinn, dem bunten Treiben von Ufer zu Ufer, bei dem heiteren Kirchenfeste des immer und überall fröhlichen Völkchens droben auf dem Rochusberg im gesegneten Rheingau! So lebensfroh wie nur je in seinen glücklichsten jungen Tagen erscheint der Greis in den Blättern, die er zum Gedächtnis dieser goldenen Tage schrieb. Und wie freute er sich an dem Kölner Dom, an all den alten Bauwerken, den Bildern der Kölner Malerschule, bewunderte und pries er die großartige Einfalt und Bedeutsamkeit unserer Altvorderen! Und auch des Nibelungenliedes nahm er sich hier, am Nibelungenstrom, mit Wärme gegen Kotzebue und andere platte Gesellen an, die über die reckenhafte Großheit des germanischen Altertums lachen zu können meinten.

Und seit ein Goethe den Rhein, den wieder deutsch gewordenen Rhein neu entdeckt, seit die neue Hochschule am Rhein — die Morgengabe des preußischen Staats an die neugewonnene Provinz im schönen Bonn angesichts des entzückenden Bildes des Siebengebirges, alljährlich eine immer wachsende Zahl junger Deutscher anzog, die Malerakademie in Düsseldorf die kunstbeflissene Jugend aus allen Teilen Deutschlands an den Rhein führte, seit die alten Gemäuer auf den Bergen und die alten Städtchen an den Ufern des Rheins immer mehr besucht, gepriesen und besungen wurden, und seit erst die neuaufgekommenen schmucken Dampfboote an allen schönen Sommer- und Herbsttagen wein- und liederfrohes junges Volk, Studenten und Maler, und nicht zu vergessen die Sänger aus den alten Rheinstädten — wurde doch nirgends so viel gesungen, für die Pflege des Gesangs getan wie am Rhein — rheinaufwärts trugen zum Drachenfels und Rolandseck, nach Bacharach und Rüdesheim, seit immer mehr „Völkerscharen" herbeiströmten zum „alten Vater Rhein", eine Rheinfahrt der Traum und das Ideal aller Deutschen, auch aus dem fernsten Osten, wurde — seitdem war der Rhein der „deutsche" Strom vor allen anderen, der besungenste und gepriesenste aller deutschen Ströme. Alte Burgruinen, Rheinstein und Rheineck, wurden wieder aufgebaut, der Stolzenfels erhob sich stolz und kühn über den grünen Fluten, die Chor- und Mauerreste des Klosters Heisterbach wurden vor letztem Zerfall gerettet; Freiligrath, der in Unkel beim roten Wein seine glücklichsten Dichtertage verträumte, warb in einem seiner schönsten Lieder für die Herstellung des eingestürzten Rolandsbogens, auch der Königsstuhl von Rhense stand aus seinen Trümmern wieder auf. Und als nun auch die Begeisterung für den Kölner Dom erwachte — wie wurden da aufs neue die Blicke hin zum Rhein gezogen! Was einst Görres noch mit wenig Erfolg ausgesprochen: dieser unfertige

Rieſenbau ſei ein Vermächtnis, das die großen, alten Kaiſerzeiten dem wiederbefreiten neuen Deutſchland zur Vollendung hinterlaſſen hätten, das wurde, ſeit der franzöſiſche Kriegslärm des Jahres 1840 das deutſche Nationalgefühl auch an des heiligen deutſchen Reichs alter Pfaffengaſſe mächtig aufgerührt, Glaubensſatz Aller: eben hier, auf dem vielumſtrittenen linken Ufer wollte man den Welſchen zeigen, was Kraft und Einmütigkeit der Deutſchen vermochten. Altertümliche Domſagen kamen auf, Kinder vaterländiſcher Sehnſucht: der alte Krahn auf dem halbvollendeten Turm war „ein rieſig Fragezeichen", ein Symbol der Zerriſſenheit und Unfertigkeit des Vaterlandes, erſt wenn er verſchwunden war und die beiden Türme vollendet in die Lüfte ragten, ſollte der Traum der Jahrhunderte, die Einheit Deutſchlands, in Erfüllung gehen. Und als dann am 4. September 1842 der Grundſtein zu dem neuen Dombau im Beiſein des königlichen Protektors Friedrich Wilhelms IV. gelegt wurde unter einem Jubel, einer Begeiſterung des zuſammengeſtrömten Volkes, wie ſie nur am Rheine möglich war, ſprach der königliche Feſtredner aus Aller Herzen: Hier, wo der Grundſtein liegt, dort mit jenen Türmen zugleich, ſollen ſich die ſchönſten Tore der ganzen Welt erheben. Deutſchland baut ſie — ſo mögen ſie für Deutſchland durch Gottes Gnade Tore einer neuen, großen, guten Zeit werden! Der Geiſt, der dieſe Tore baut, iſt der Geiſt der Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Dompforten Tore des herrlichſten Triumphes werden! Und das große Werk verkünde den ſpäteſten Geſchlechtern von einem durch die Einigkeit ſeiner Fürſten und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutſchland! Der Dom von Köln, das bitte ich von Gott, rage über dieſe Stadt, rage über Deutſchland, über Zeiten, reich an Menſchenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage! (Wer kann dieſe Worte heute ohne ſchmerzlichſte Bewegung leſen?) Seitdem hat der Kölner Dom bis zu ſeiner Vollendung, bis zu jenem glänzenden Dombaufeſt unter dem alten Kaiſer Wilhelm, der den Traum ſeines königlichen Bruders zur Wirklichkeit brachte, das deutſche Volk, das insgeſamt zum Ausbau beigetragen, noch immer mehr mit ſeinem Herzen am Rhein ſein laſſen. Und wie der Rhein und das Rheinland dem deutſchen Volk am Herzen lag, das zeigte ſich, als im Jahre 1870 dem franzöſiſchen Geſchrei nach dem Rhein ein Ruf wie Donnerhall im ganzen Deutſchland antwortete: „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein, wir alle wollen Hüter ſein!" — als die „Wacht am Rhein" der brauſende Schlachtgeſang Alldeutſchlands wurde.

Die Rolle des „deutſchen" Stroms, der vor allen anderen Deutſchland heilig war, hatte aber der Rhein ſchon dreißig Jahre vorher geſpielt, wie denn auch die „Wacht am Rhein" zu jener Zeit entſtanden war.

Als im Jahre 1840 der franzöſiſche Nationalſtolz wieder einmal nach Krieg zur Wiederherſtellung des franzöſiſchen „Preſtiges" verlangte und alle Blätter

dort den Krieg um den Rhein forderten, da war Deutschland einig in dem Entschluß, sein altes, endlich wiedergewonnenes Erbteil mit dem Schwert zu behaupten, und auch die ästhetische Begeisterung für das schöne Rheinland, die sich in immer weiteren Kreisen durch die Lieder und Bilder vom Rhein verbreitet hatte, wirkte dabei kräftig mit. Und gerade im Rheinland selbst, das doch immer für französische Ideen eine besondere Vorliebe gezeigt hatte, flammte das kriegerische Feuer am hellsten auf. Ein Mann aus dem Volke, ein junger Gerichtsschreiber im Rheinland, Niklas Becker, fand mit glücklichem Wurf das Lied, das der allgemeinen Stimmung den besten Ausdruck gab, und bald auf Aller Lippen war:

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben sich heiser darnach schrein!

Welchen Eindruck das „Rheinlied" überall machte, welche Begeisterung für den gefährdeten Rhein alle erfüllte, zeigt auch der damalige Prinz von Preußen, der sich das ganze Lied eigenhändig aufschrieb und unter den Schluß:

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein!

groß und fest sein uns später so wohlbekannt gewordenes „Wilhelm" setzte.

Bald nach jenem Liede entstand auch die „Wacht am Rhein", von einem ebenso wie Becker bis dahin gänzlich unbekannten, einfachen Manne, einem jungen Schwaben, Schneckenburger, gedichtet, die neben dem überall erklingenden „Sie sollen ihn nicht haben" ziemlich unbeachtet blieb, bis es dank der wuchtigen, kriegerischen Melodie des Komponisten Karl Wilhelm ein Menschenalter später der rauschende Kriegs- und Siegesgesang des deutschen Volkes wurde; und wieder in unseren Tagen, als der große Weltkrieg ausbrach, zu neuem Leben erwachte, unser Volk aufs neue entflammte zu unerhörtem Siegen und Sterben für seinen deutschen Rhein.

Auch Georg Herwegh sang damals sein schönes Rheinlied:

Wo solch ein Feuer noch gedeiht,
Wo solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben!
Stoßt an, stoßt an: Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

So hoch gingen damals schon in dem noch ungeeinten, noch wenig nationalen Deutschland die Wogen einmütiger nationaler Begeisterung, als es sich um den Rhein handelte, dem deutschen Strom und seinem Land nur von ferne Gefahr drohte. Wie mit einem Schlage war die ganze Nation einig, bereit für den Rhein in den Krieg zu ziehen, bis dann dreißig Jahre später das Schwert wirklich gezogen werden mußte für den Rhein, und wir seitdem dachten,

ihn fest und sicher für alle Zeit in unserer Hand und des alten Arndt Wort: Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze! für immer entschieden zu haben.

Der Krieg und nun der Friede hat anders entschieden. Am Rhein stehen die Franzosen, die Trikolore weht über den Strom. Wie lange? Jedenfalls: Der Rhein kann nie ein französischer Strom werden, und bliebe er wer weiß wie lange im Besitz der Franzosen. Der Rhein kann den Franzosen nie das sein und werden, was er uns Deutschen immer gewesen ist und immer bleiben wird. Er kann ihnen Frankreichs Grenze, aber er kann nie Frankreichs Strom sein.

Die Lieder jener Tage nationaler Erhebung und Begeisterung für den Rhein sind verklungen, keine „Wacht am Rhein" und kein „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" erschallt mehr auf den Straßen und aus den Kehlen marschierender Truppen. In stummem Schmerz stehen wir vor dem ungeheuren Schicksal, das über uns gekommen ist, in bitterer Trauer um unseren schönsten Strom, um unser schönes Land am Rhein.

Und doch, in unseren Herzen steht's unaustilgbar geschrieben: Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze! und — der Schwur erschallt . . . die Woge rinnt. — — —

Sind die Linksrheiner Kelten oder Germanen? [1])

In der ersten Nummer der französisch-deutschen Wochenschrift „Le Rhin illustré, Der Rhein im Bild" findet sich ein Artikel „Rheinhessische Fragen" von Hasso-Rhenanus (ein Rhein-Hesse). In diesem Artikel wird der Nachweis versucht, daß die Linksrheiner „vorwiegend keltischen Blutes" seien. Trotz mancherlei, vom Verfasser für seine Anschauung beigebrachter Gründe läßt sich seine Behauptung doch aus rein wissenschaftlichen Gründen der Ethnologie als stichhaltig nicht aufrecht erhalten. Die Beweisführung des Artikelschreibers fußt vor allem auf der Annahme, daß sowohl die leiblichen wie auch die geistigen Merkmale der linksrheinischen Bevölkerung vom reinen Germanentum nichts oder nur sehr wenig merken ließen. Die von Tacitus in seiner „Germania" den Germanen nachgerühmten trotzigen blauen Augen, rötlichen Haare, wie die großen massiven Körper, seien linksrheinisch ebenso schwer zu finden, wie die Schädelbildung der Nord- und Ostdeutschen.

Demgegenüber steht erfahrungsgemäß folgendes fest: Der lichte Leibestypus in Haupthaar und Auge war mehr oder weniger nicht nur den Germanen, sondern der ganzen Baltischen Rasse, die die Baltische See umwohnte, eigen, also auch den Kelten und Nordslawen, die ihn vielerorts einschließlich der in den Franzosen fortlebenden Kelten, bis heute bewahrt haben. Sind doch auch die bei uns stationierten nordfranzösischen Truppen durchweg blauäugig und blondhaarig. Mit welchem Rechte will also unser Verfasser aus der angeblichen Dunkelfarbigkeit der Haare und Augen seiner Rheinhessen und überhaupt der Rheinländer ihre keltische Abstammung herleiten?

Aber nicht nur seine Folgerung ist falsch, sondern auch seine Voraussetzung. Denn wenn wir das linke Rheinland in seiner Gesamtheit nehmen, tritt uns auch heute noch der blonde Haar- und blaue Augentyp als der herrschende entgegen. Daß dieser nordische Typus mehr

[1]) Wir entnehmen die nachstehenden Ausführungen eines unserer Mitarbeiter der „Saarbrücker Volkszeitung".

und mehr verdunkelt, ist ein Vorgang, der nicht nur bei den reineren Norddeutschen bemerkt wird, sondern der auch die nordgermanischen Dänen, Engländer und Skandinavier erfaßt hat. Die körperlichen Rassenmerkmale sind also mindestens ein schwankender Untergrund für eine ethnographisch wissenschaftliche Beweisführung. Dasselbe gilt für die Schädelbildung und den Körperaufbau in gleicher Weise, alles Merkmale, die wie die Lehrer der Rassenkunde bestätigen, nicht ausschließlich von der Abstammung des Blutes, sondern ebensosehr von Veränderungen des Klimas, der Lebensweise, ja auch der geistigen Betätigung abhängig erscheinen. Ebensowenig stichhaltig ist des Verfassers Versuch, aus der Geistesart der Linksrheiner (Leichtlebigkeit, geistige Beweglichkeit, Eindrucksempfänglichkeit, Neugierde usw.) auf keltische Zugehörigkeit zu schließen. Zunächst finden sich diese Eigenschaften auch bei den Mainfranken, also rechts des Rheines, wo doch das Vorhandensein einer vorfränkischen, keltischen Grundbevölkerung von niemandem behauptet wird. Diese Geistesart kann daher nicht auf keltische Blutmischung zurückgeführt werden. Sonst müßte sie doch bei allen Bewohnern links des Rheinstromes, ja auch bei den bayerischen und alemannischen Schwaben sich mehr oder weniger finden, die sich nachweisbar mit Kelten vermischt haben. Aber die Bayern wie Alemannen denken und geben sich ebensowenig keltisch, wie die kernigen, harten Franken an der Mosel und auf dem Hochwald. Wenn also nur am Rheine selbst eine gewisse Ähnlichkeit im Temperament der dortigen Deutschen und Kelten besteht, so muß wohl ein Grund besonderer Art vorliegen. Diesen Grund gibt der römische Geschichtsschreiber Tacitus an, der die Rheinbevölkerung aus eigener Beobachtung kannte. Er schreibt in seiner „Germania" (Kap. 29) von den Mattiaken, einem Teilstämmchen der Hessen, das zwischen Lahn und Mainstrom wohnte, sie seien in vielem den niederrheinischen Batavern, einem ebenfalls hessischen dorthin ausgewanderten Teilvolke, ähnlich, aber viel beweglicher als diese, weil sie durch den Boden und das Klima ihres Wohnsitzes lebhafter angeregt würden („ipso terrae suae solo ac caelo acrius animantur"). Wir nennen noch den lebhaften Verkehr am Rheine und auch den Genuß des feurigen Weines als weitere Gründe für die angeführte Geistesverwandtschaft mit der keltischen Art. Diesen Charakterähnlichkeiten stehen anderseits viel tiefergehende echt germanische Charakterverschiedenheiten gegenüber. Wir erinnern hier nur an das sinnigtiefe, auf die Lyrik vorzugsweise gestimmte Gemüt der Rheinländer, die dem deutschen Volke so viele Dichter und unter diesen einen Goethe geschenkt haben. Die lyrische Poesie ist ein Wahrzeichen deutscher, aber keineswegs französischer Geistesart. Der echte Franzose vermeidet zu sehr das rein Persönliche, wie es in der Lyrik zutage tritt. Es ist dafür zuviel objektivistisch veranlagt und sieht in den allgemein gültigen Formen der öffentlichen Meinung und Sitte sein maßgebendes Regulativ. Nicht so der echte Deutsche. Ungebundenheit ist ihm Bedürfnis und höchstes Vergnügen. Dieser deutsche Individualismus, den schon Cäsar in seiner Geschichte des Gallischen Krieges als germanisches Charakteristikum erwähnt (4, 1), desgl. Tacitus (Hist. 4, 76), findet sich im Gegensatze zum zentralistischen Franzosen ausgeprägt im rheinfränkischen Stamme wieder in seinen Zersplitterungsbestrebungen auf politischem, sozialem und sprachlichem Gebiete. Wir Rheinländer sind wieder eine Persönlichkeit für sich. Und das ist deutsche Art.

Im übrigen stimmen wir mit dem Verfasser darin überein, daß vor 2000 Jahren das linke Rheinufer ausschließlich von Kelten bewohnt war. Auch darin, daß keltische Art noch vorherrschte, als Germanenscharen über den Rhein drangen, wie der Stamm der Trierer (oder Treverer), und sich mit den Kelten zu den sogenannten Belgern, einem keltisch-germanischen Mischvolk verschmolzen, das in langer Grenzlinie die rassenreinen Kelten von den Germanen abschloß; ja, als selbst später die Römer rein germanische Kleinstämme, wie die Vangionen, Abier, Sigambrer u. a. linksrheinisch ansiedelten, war dort die keltoromanische Kultur und Sprache keineswegs verdrängt. Erst als der Strom der germanischen Völkerwanderung seit 454 über den Rhein setzte, ward, wie der zeitgenössische Bischof Sidonius Apollinaris (Ep. 4, 17) be-

zeugt, in den ehemals belgischen und rheinischen Ländern die Sprache Roms verdrängt („Sermo pompa Romani . . . Belgicis olim sive Rhenanis abolita terris“) und mit ihr römisches Recht. Diese Verdrängung aber vollzog sich nicht, wie der Verfasser meint, durch die „fränkisch-merowingische Rücksichtslosigkeit“ gegenüber der „immer noch überwiegend gallischen Landbevölkerung“. Denn einmal war das linke Rheinland durch die vorhergegangenen zahllosen Germaneneinfälle und den Zug der Hunnen verödet und entvölkert worden (Trier allein war nach des Zeitgenossen Salvians Zeugnis vor 450 bereits viermal geplündert), alsdann steht geschichtlich fest, daß gerade die Rheinfranken, die ja die preußische Rheinprovinz, Luxemburg, Deutsch-Lothringen, Rheinhessen und die Rheinpfalz besiedelt haben, im Gegensatze zu andern Bruderstämmen die keltischen Bevölkerungsreste mit aller Schonung in Recht, Sitte und Sprache behandelt haben, sodaß sich Einzelspuren keltoromanischer Sprache, wie aus Urkunden festgestellt ist, bis ins 10. Jahrhundert linksrheinisch halten konnten. Die Aufsaugung des keltoromanischen Volkstums geschah allmählich und ungezwungen, sie war auch nur möglich wegen der zahlenmäßigen Überlegenheit der eingeströmten fränkischen Bevölkerung, umsomehr, als diese sich einem geistig-kulturell höheren Volke gegenüber sah, wie Schüler den Lehrern. Diese zahlenmäßige Überlegenheit wird auch bestätigt durch die vorwiegend fränkisch-deutschen Ortsbezeichnungen, denen nur die verhältnismäßig wenig vorfränkischen gegenüberstehen. Bis zur deutsch-französischen Sprachgrenze, die seit der Völkerwanderung im ganzen unerschüttert blieb, setzte sich das deutsche Volkstum durch, ohne daß die keltoromanische Blutbeimischung eine wesentliche Beeinflussung der deutschen Eroberer in Sprache und Sitte begründet hätte. Aus all dem ergibt sich, daß die Linksrheiner vorwiegend germanisch-deutschen Blutes sind. Darum denkt man wohl auch in Versailles nicht daran, das Rheinland von Deutschland loszutrennen und Frankreich anzugliedern.

Franco Rhenanus.

*

Dreißig Jahre karpathendeutscher Arbeit.[1])

Das vorliegende Schriftchen würdigt das Forschen und Wirken eines Mannes, dessen Name in Österreich unlösbar mit der Wiedererweckung deutschen Bewußtseins und deutschvölkischer Politik verknüpft ist: Raimund Friedrich Kaindls, des langjährigen erfolgreichen Professors der österreichischen Geschichte an der Universität Czernowitz. Was Kaindl vor allem für das Karpathendeutschtum getan hat, gehört der Geschichte an; an Hand der vorliegenden Ausführungen sei hier ein gedrängtes Bild seiner verdienstvollen Arbeit gegeben.

„Es ist allgemein bekannt, daß Kaindls wissenschaftliches Hauptverdienst in der Erforschung der Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern liegt. Diese umfassende Arbeit ruht auf seinen Sonderstudien zur Geschichte der Bukowina, Ungarns und Polens, also jener Gebiete, auf denen sich die Geschichte der Karpathendeutschen abspielt. Kaindl hat auf seinem Forschungsgebiete vielfach bahnbrechend gewirkt; er hat brachliegende Gebiete erforscht und grundlegende Werke geschrieben. Sein Hauptwerk bildet die „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“, 3 Bde (1906—1911), in der zum erstenmal die Geschichte der Deutschen in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, in der Bukowina und in Rumänien in ihrem Zusammenhange dargestellt wurde. Für diese gewaltige Arbeit, die sich über ein großes Gebiet und über mehr als ein Jahrtausend erstreckt, sind außer unübersehbarer gedruckter Literatur eine Fülle von Akten und die auf zahlreichen Reisen gewonnenen Eindrücke verwertet worden. Kaindls Werk ist nicht nur von der Wissenschaft unzählige Male anerkannt worden, sondern wurde auch von den völkischen deutschen Kreisen als ein hervorragend patriotisches und nationales Verdienst, als ein „Rettungswerk“, als „Goldbuch“ bezeichnet.

Kaindls Studien über die Ostdeutschen reichen übrigens weit über die Karpathenländer hinaus

[1]) Raimund Friedrich Kaindl 1888—1918. Von Prof. H. Kipper-Lemberg. Sonderabdruck aus dem Zeitweiser des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien für 1919.

nach Polen, Rußland und in den Balkan hinein. Man vergleiche seine wertvollen Schriften „Die Deutschen in Polen" und „Deutsche Ansiedlung und deutsche Kulturarbeit an der unteren Donau" (Prag 1917), ferner „Die Deutschen in Osteuropa" (1916) und „Polen und die polnisch-ruthenische Frage", eine Schrift, die rasch die 2. Auflage erlebte (1916). Ebenso hat er auch Studien zur böhmischen Geschichte verfaßt; die Veröffentlichung eines Buches über Böhmen und die böhmische Frage erfolgt soeben im Teubnerschen Verlage in Leipzig (A. N. u. G. 701).

Wie bedeutend der Ruf Kaindls als Erforscher des deutschen Volkstums ist, geht daraus hervor, daß er vom neubegründeten Hochstift für deutsche Volksforschung in Gotha zum Vorsitzenden der dritten Abteilung (Siedlung und Wanderung) gewählt wurde.

Großes Verdienst erwarb sich Kaindl um die Volkskunde, also die Kenntnis der volkstümlichen Sitten und Bräuche, der Überlieferungen und Lieder, ihrer Beziehung zum Charakter des Volkes und seiner Geschichte. Er hat zum erstenmal betont, daß das Verständnis der historischen Vorgänge durch die klare Erkenntnis des Trägers der Geschichte, des Volkes, gefördert werde. Aus diesen Forschungen erwuchs vor allem Kaindls grundlegendes Buch „Die Volkskunde, ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode" (1903), ein Werk, das selbst über die Grenzen Europas bekannt geworden ist.

In Anerkennung seiner vorzüglichen wissenschaftlichen Leistungen ist bekanntlich Professor Kaindl 1915 an die Universität Graz berufen worden. Die Czernowitzer Universität hat damit einen unersetzlichen Verlust erfahren, da kaum ein anderer Lehrer wie er hier die österreichische Geschichte in so lebenswarmer Verbindung mit Land und Leuten wird lehren können.

Kaindl ist aber nicht nur ein scharfsinniger Geschichtsforscher und gewandter Geschichtsschreiber, sondern auch Politiker. Der Zusammenhang zwischen beiden Betätigungen ist überaus innig, und eine hat von der anderen Vorteile gezogen, hat sie belebt, befruchtet, durchdrungen. Es ist, als ob bei Kaindl eines ohne das andere nicht bestehen könnte. Was für andere Zersplitterung der Kräfte bedeutet hätte, war für diesen von seiner geliebten Mutter mit unverwüstlicher Lebenskraft beschenkten Mann segensreiche Anregung und Quelle erfolgreichen Schaffens. Er hat erkannt, was deutsche Kulturarbeit im Osten bedeutet, er hat erkannt, daß Österreich ohne die Deutschen nicht bestehen könnte und daß Deutschlands Geschick innig mit dem vom deutschen Geist belebten Österreich zusammenhängt — und diese Erkenntnis hat sich Bahn gebrochen in seinem Streben, das Deutschtum zu fördern und zu beleben, zwischen den getrennten Teilen Brücken zu schlagen, allen zu Nutz, niemand zu Trutz. Diesem Zwecke dienten seine Schriften: Sie sollten beweisen, welchen Segen deutsche Arbeit, deutsches Recht allen Völkern des Ostens gebracht haben; sie sollten den Mut der bedrängten Volksgenossen stärken; sie sollten das deutsche Volk auf diese Vorposten aufmerksam machen, es zugleich zurückführen auf ein altes Arbeitsfeld.

Die Zeit ist gekommen, wo Lehren und Beispiele, gegeben von Männern wie Kaindl nicht nur von der sogenannten breiten Masse, sondern auch von den Führern, den Gesetzgebern und Staatslenkern beherzigt werden sollten. Besonders im Hinblicke darauf, was heute in Osteuropa vorgeht und was dort im Interesse der kulturellen Entwicklung und des Friedens noch getan werden muß, möchte ich allen denkenden Europäern die Lektüre der Schriften Kaindls dringend empfehlen."

An die Leitungen und Lehrerschaften aller Schulen Deutschlands.

Der Weltkrieg hat eine deutsche Völkerwanderung heraufgeführt. Hunderttausende sind im feindlichen Auslande von Heim und Herd getrieben worden. Ihr Eigentum ist vernichtet, ihre Erwerbsquellen sind verschüttet. Nach oft jahrelanger harter Gefangenschaft in den feindlichen Sammellagern haben sie sich in die alte Heimat geflüchtet. Dahin strömen nun auch alle die aus den uns entrissenen Ländern, denen das fremde Joch unerträglich ist. Aber sehr vielen Zurückgekehrten wird die verstümmelte Heimat für ihre an die Weite gewohnte Kraft zu eng. Sie wollen wieder zum Wanderstabe greifen und viele mit ihnen, die nie das Brot der Fremde aßen. So kann es bald dahin kommen, daß fast die Hälfte aller Deutschen außerhalb des Deutschen Reiches wohnt.

Etwa 30 Millionen Deutschsprechende lebten jenseits der alten Grenzen; die neuen Grenzen werden noch viele Millionen mehr von uns trennen müssen. Zahllose Volksgenossen rüsten trotz aller Warnungen zur Auswanderung.

Wir werden immer mehr ein Volk, das in der Zerstreuung lebt. Wir können nur dann ein großes Volk bleiben, wenn sich alle Deutschen auf der Welt als Kinder eines Geistes, als Träger einer Kultur fühlen.

Darum dürfen die Brüder, die draußen wohnen, unserer Kultur und Bildungsgemeinschaft nicht verloren gehen, sie müssen weiter an den Schätzen des deutschen Geistes teilhaben und sie nach Kräften vermehren. Gelingt es uns nicht, die Auslandsdeutschen unserem Volkstum und unserer Kultur zu erhalten, dann wird unsere durch den Weltkrieg verheerte Volks- und Wirtschaftskraft so geschwächt, daß ein Aufstieg zu neuer Größe unmöglich erscheint. Was draußen unseren Volksgenossen widerfährt, trifft schließlich auch uns. Ihr Schicksal wird unser Schicksal. Diese Erkenntnis ist noch lange nicht Gemeingut unseres Volkes. Aber ohne die Mithilfe der Schule wird ihm nicht in Fleisch und Blut übergehen, was das Auslandsdeutschtum für uns bedeutet. Von Jugend an muß der Deutsche in dem Gedanken leben, daß er mit allen seinen Brüdern auf der weiten Welt eine Sprache und Kultur besitzt, die der Menschheit unentbehrlich sind, und daß jeder Deutsche sich an der Menschheit versündigt, wenn er seine Sprache und Kultur aufgibt.

In diesem Sinne arbeitet der „Verein für das Deutschtum im Ausland" Berlin W 62, Kurfürstenstr. 105, seit fast 40 Jahren. Jetzt umbrandet schwerste Not unser Volk, jetzt haben sich die Aufgaben des Vereins verhundertfacht, jetzt muß sich auch seine Mitgliederzahl verhundertfachen, damit er die notwendigen Mittel erhält. Darum bitten die Unterzeichneten alle Freunde der Auslandsdeutschen, die Arbeit des Vereins tatkräftig zu unterstützen. Dies kann in jeder Schule und auf jeder Altersstufe im Unterricht geschehen. Auch die Kleinsten werden durch die Bilder der Not gerührt und für weitere Belehrung empfänglich gemacht. Für ältere Schüler können die Schülerbüchereien reichen Stoff zu gern gehaltenen Vorträgen über das Auslandsdeutschtum bieten. Solche stetige unterrichtliche Unterweisung muß mit der Zeit das ganze Volk mit dem Bewußtsein der Einheit alles Deutschtums erfüllen.

Darüber hinaus aber kann die Schule in ihrem Kreise, wenigstens in den oberen Klassen, Helfer für das bedrängte Deutschtum gewinnen. Unsere Schüler kauften schon immer gern die Ansichtskarten des Vereins und werden dies auch hoffentlich fortsetzen. Treten sie jetzt mit einem Jahresbeitrag von 50 Pf. als jugendliche Mitglieder dem Verein bei, so sollen ihre Mitgliedskarten mit Bildern aus unserer Ansichtskartensammlung geschmückt sein. Vertrauensschüler können den Vertrieb dieser „Schülermitgliedskarten" übernehmen. Die Mitglieder der oberen Klasse sollen die vom V. D. A. herausgegebenen oder geförderten Zeitschriften sowie in seinem Verlage erscheinende Druckschriften zu einem Vorzugspreis erhalten.

Wir bitten, ganze Schülerschaften auf diese leichte Weise mit der Arbeit für das Auslandsdeutschtum vertraut zu machen. Wo man mehr tun will, wird die Rumpf'sche Denkschrift, die der Verein im Frühjahr 1918 versandt hat und die noch zur Verfügung steht, Fingerzeige geben. Die eingegangenen Beträge sollen zur Erziehungs- und Bildungsarbeit unter den Deutschen der uns entrissenen Grenzmarken und des Auslandes dienen. Wie nun auch gearbeitet werden mag, gearbeitet muß werden! Denn Großes steht auf dem Spiel: Die Zukunft unseres Volkes in der Welt! Der Schulausschuß des Vereins für das Deutschtum im Ausland: Geh. Oberregierungsrat Dr. Groos, Karlsruhe; Professor von Hauff, Berlin-Steglitz; Pastor Hübbe, Hamburg; Rektor Luckau, Königswusterhausen; Oberstudienrat Rektor Mayer, Cannstatt; Studienrat Dr. Offner, Günzburg a. Donau; Oberlehrer Rumpf, Berlin-Steglitz; Oberlehrer Schleicher, Dessau; Professor Speier, Charlottenburg; Lehrer Trensch, Hermsdorf b. Berlin; Dr. phil. Gotthold Weicker, Dresden-N.; Professor Christian Friedr. Weiser, Berlin W 30.

*

Keine Engherzigkeit gegenüber den deutschen Auslandsschulen.

Wir haben mit einer sehr starken Auswanderung zu rechnen. Wir haben Millionen unserer Volksgenossen an unsere Feinde verloren. Sie alle brauchen deutsche Schulen. Dazu gehört gewiß Geld. Das Geld werden sie und wir gemeinsam aufbringen müssen, wenn wir unsere Volksgenossen nicht gänzlich verlieren wollen. Aber das Geld allein tut's nicht. Mehr als Geld fördert das deutsche Schulwesen im Ausland die Anerkennung der Bildung, die es vermittelt, durch die reichsdeutschen Behörden. Jeder Schüler, der eine deutsche Auslandschule besucht, muß das Recht haben, in die entsprechende Klasse in Deutschland eintreten zu können, oder nach Beendung einer deutschen Auslandsschule seinen Bildungsgang in Deutschland in entsprechender Weise fortzusetzen. Man komme nicht damit, daß die Auslandschulen nicht immer auf derselben Höhe wie die Inlandschulen stehen werden. Solche Gedanken sind kleinlich. Die Lücken der Bildung ließen sich auch in Deutschland ausfüllen. Mittel und Wege dazu müssen sich finden. Aber wir dürfen eins nicht vergessen: Je mehr Auslanddeutsche in Deutschland sich ausbilden, desto enger ist der Zusammenhang zwischen uns und ihnen. Je zahlreichere Sendboten deutscher Kultur hinausgehen, desto stärker wird unser Kultureinfluß im Auslande werden; und wenn die deutschen Auslandschulen den Zugang zu deutschen Bildungsstätten erleichtern, werden sie in uns freundlich gesinnten Ländern eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als wenn wir aus kleinlich bürokratischen Gründen ihnen die gleiche Berechtigung mit den entsprechenden deutschen Bildungsstätten versagen. pf.

*

Besprechungen.

Dr. Ferdinand Nagel, Die Ostlandwanderung der Deutschen. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. Berlin 1918. (2.— M.)

Das Werk behandelt in chronologisch-systematischer Form die gesamte Kolonisation ostelbischen Landes und der sich anschließenden fernern Gebiete durch das Deutschtum. Die Darstellung ist ungemein durchsichtig und klar. Die an sich schwierige Frage verliert alles Problematische in dieser gutgegliederten ausführlichen Beantwortung. Die Ausführung beginnt mit der Schilderung des Zustandes vor der Völkerwanderung, geht dann auf die Landverschiebungen zu ungunsten der Germanen während dieser gewaltigen Wanderungsepoche ein und behandelt darauf einzeln die Wanderzüge deutscher Stämme nach dem großenteils ehemals germanischen, nunmehr aber slawischen Osten von der Zeit Karls d. Gr. und der Sachsenkaiser an bis herauf ins 19. Jahrhundert. Das Werk, in dem viel fleißige Arbeit steckt, ist jedem aufrichtig zu empfehlen; auch dem, der dem Stoffe nicht ein vorbereitetes Sonderinteresse entgegenbringt, bietet es viel wertvolle Anregung. Dr. Fritz Tögel.

Hakenkreuz-Jahrweiser 1920.

Unter diesem Titel erscheint im Hakenkreuz-Verlage, Hellerau b. Dresden, zum ersten Male ein künstlerisch und drucktechnisch äußerst gediegen ausgestatteter Abreiß-Wochenblock für die Deutsch-Bewegung. Für heute schon sei nur so viel gesagt: Wer die ins Maßlose gestiegenen Buchdrucker-, Buchbinder- und Papierpreise kennt, wird ermessen, welch großes Wagnis der junge aufstrebende Verlag auf sich genommen hat. Wir legen es deshalb jedem Deutschbewußten ans Herz, den Jahrweiser mit allen Kräften verbreiten zu helfen. Der Abreiß-Wochenblock ist längst ein praktisches Stück in jedem Hause, deshalb eignet sich dieser Jahrweiser mit seinen 60 Schwarzweißbildern namhafter Künstler auch als Weihnachtsgeschenk und Werbemittel für den deutschen Gedanken. — Angesichts der schon jetzt zahlreich einlaufenden Bestellungen ersucht uns der Verlag mitzuteilen, daß die Bestellungen sofort zu machen sind (durch jede deutschgeleitete Buchhandlung oder den Verlag), um der Nachfrage entsprechende Maßnahmen für weitere Auflagen treffen zu können. Ladenpreis einschließlich 10 v.H. Teuerungszuschlag M. 5.50.

Fichte-Kalender für das Jahr 1920. Herausg geben von der Ortsgruppe Berlin der Fichte-Gesellschaft von 1914. Berlin, Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst.

Der „Fichte-Kalender für 1920", den die Ortsgruppe Berlin der Fichte-Gesellschaft von 1914 durch ihren zweiten Vorsitzenden, Professor Dr.

Draheim, einen der berufensten Kenner des Fichteschen Schrifttums herausgegeben hat, will eine doppelte Aufgabe erfüllen: Er will zeigen, was uns Fichte gerade heute, in einer Zeit der tiefsten nationalen Not, zu bedeuten hat; er will uns aber auch darauf hinweisen, wie deutschbewußter Geist im Fichteschen Sinne auch heute noch in dem Schaffen Lebender voll wirksam ist. Fichte-Worte geleiten uns durch das Jahr; Friedrich Dannenberg führt in klarer Eindringlichkeit in Fichtes Ideen von Staat und Volk ein; seine mannhaft starke Persönlichkeit wird in geschickt zusammengestellten Äußerungen der Zeitgenossen lebendig. Fritz Bleys Aufsatz: „Heute noch Deutsche —" leitet in die Gegenwart hinüber, in der wuchtigen Kraft seines nationalen Ethos und der großzügigen geschichtlichen Einstellung des politischen Blickes ein Musterstück völkischer Mahnreden, die weiteste Verbreitung verdiente. Den gleichen Geist atmen Hans Schliepmanns „Gewappnete Sonette"; Hans v. Wolzogens Neudichtung des eddischen Mythos von „Wieland dem Schmied" erhält in diesem Zusammenhang tiefsymbolische Bedeutung. Den dichterischen Höhepunkt des Jahrbuchs bildet zweifelsohne Eberhard Königs „Lied der Amme — Eine Mär von der Zeit"; die machtvolle Bildkraft seiner Sprache und das tiefe Leuchten seines Gedankengutes, die wir schon in seinem „Hermoders Ritt" bewunderten, sind hier zu einer neuen sommerlich-köstlichen Frucht seines Schaffens gereift; in dieser besonderen Art der belletristischen epischen Erzählung ist er schlechthin ein Meister. Erfreulich ist die starke Berücksichtigung des bildnerischen Schaffens (warum fehlt allein die Musik?); Draheim spricht über Fidus und Max Wiese, Günther Holstein würdigt ausführlich das malerische und graphische Werk Franz Stassens, Fidus selbst legt eingehend seine Anschauungen über die Möglichkeit und die Zukunft germanischer Tempelkunst dar. Besonders reich ist der Bildschmuck des Kalenders: Vier Kunstbeilagen — Arthur Kampfs großes Wandgemälde „Fichte als Redner an die deutsche Nation", Fidus „Verkündigung an die Hirten", Wieses Christusstatue, von Stassen eine ganz wundervolle visionäre Bildkomposition zu Günther Holsteins „Nacht am Narocz" —, dazu zahlreiche Federzeichnungen (zu Wolzogens „Wieland" und aus seinem Faustwerk) und Initialen von Franz Stassen im Text. Im Ganzen: Ein völkisches Jahrbuch von deutscher Art und Kunst, wie wir es in dieser Art noch nicht besitzen; hoffen wir, daß es den Weg in recht viele deutsche Häuser findet! Henning Parcham.

Die Weimarische Botenfrau. Bis auf weiteres zwanglos erscheinende humoristische Blätter, das Heft zu 40 Pfennig. Herausgeber: Askan Schmitt in Weimar.

Die „Weimarische Botenfrau" ist nicht etwa, wie der Titel anzudeuten scheint, ein Weimarer Lokalblatt, sondern sie sagt in ihrem Einführungsartikel unter anderem: „Daß auch eine Zeitung mit einem örtlichen Titel eine andere Bedeutung als die eines Ortsblattes haben kann, dafür nur ein Beispiel: Das „Berliner Tageblatt". Das „Berliner Tageblatt" ist eine Zeitung von einer ganz bestimmten geistigen Eigenart, die sehr vielen gefällt, die aus diesem Grunde und nicht wegen der Berliner Ortsnachrichten das „Berliner Tageblatt" lesen. So hofft auch die „Weimarische Botenfrau" wegen ihrer besonderen geistigen Eigenart Freunde zu finden, als ein Blatt aus Weimar, aber nicht nur für Weimar, sondern für ganz Deutschland." In den paar Zeilen steht ziemlich deutlich zwischen den Zeilen, daß die „geistige Eigenart" der „Weimarischen Botenfrau" der des „Berliner Tageblattes" vollkommen entgegengesetzt ist und sein will. Wir können es nur mit Freuden begrüßen, daß hier ein echt deutscher Humorist einmal den Versuch macht, uns unsere Zeit in einer ganz anderen Weise zu zeigen, als sie durch die Brille gewisser Witzblätter aussieht. Auch die „Weimarische Botenfrau" bringt allerlei Schnurren und Witze für Leute, die gern einmal lachen, aber ihr Wesentliches ist das nicht. Sie will ja auch, wie sie ausdrücklich erklärt, gar kein Witzblatt, sondern ein humoristisches Blatt sein. Der deutsche Humor aber ist im Grunde oft eine recht ernste Sache. Das sehen wir hier z. B. an den „offenen Briefen des armen Thoms", in Nr. 1 an alle deutschen Christen, in Nr. 2 an die deutschen Republikaner, die tiefernst und beherzigenswert sind. Der mehr

behäbig-biedermeierische, volkswirtschaftliche Sachverständige des Blattes, Herr Michel Haberkorn, plaudert über das scheinbar so schwierige Währungsproblem in einer Weise, die gleichzeitig unterhaltsam, gemeinverständlich und zum Nachdenken anregend ist. Daß dem Herausgeber auch die satyrische Ader nicht fehlt, zeigen uns die Ausführungen des Herrn Emil Seekatz, Vorsitzenden des demokratischen Wahlvereins zu Oberhammelbach, über Bismarck.

Die „Weimarische Botenfrau" wird — und muß das ihrem ganzen persönlichen Wesen nach auch wohl — von dem Herausgeber allein geschrieben. Mögen völkische Kreise ihn durch den Bezug seines Geisteskindes unterstützen, damit sich sein Wunsch, die „Weimarische Botenfrau" in ein Monatsblatt umzuwandeln, möglichst bald erfüllen kann. Während des zwanglosen Erscheinens bezieht man die „Weimarische Botenfrau" am besten unmittelbar postfrei vom Herausgeber.

Bismarcks Briefwechsel mit Kleist-Retzow. Herausgegeben von Hermann v. Petersdorff. (Cottasche Handbibliothek, Preis 1 M.)

Heute, wo zahlreiche Politiker der Linken dafür eintreten, daß Preußen, das noch einst wieder Vormacht eines gefestigten Reiches werden könnte, zerschlagen werde, vergißt man völlig der charaktervollen Persönlichkeiten, die 1862 an der Seite Wilhelms I. für sein Recht eintraten, Preußen ein starkes Heer zu schaffen. Einer der begeistertsten von ihnen war damals neben Bismarck sein Freund Hans von Kleist-Retzow. Voll Kampfesfreude schrieb er den 4. Oktober 1862 an Ludwig von Gerlach, den Oberlandesgerichtspräsidenten: „Wir werden erst Ende der Woche zur Debatte kommen. Ich habe den guten Vorsatz, frei von der Leber zu reden. Gott der Herr stehe mir darin bei". Bald darauf hielt er denn auch im Herrenhaus eine Rede, die starken Eindruck bei Freund und Feind machte. Was dieser von inniger Frömmigkeit erfüllte Mann als Landrat in Belgard, als Oberpräsident der Rheinlande (1851—59), als Mitglied des Reichstags gewirkt hat, das hat uns Hermann von Petersdorff in seiner Biographie Kleist-Retzows (Cotta, Stuttgart, Preis 10 M.) überaus anziehend dargestellt. Und so ist es auch freudig zu begrüßen, daß er nun den Briefwechsel Kleist-Retzows mit Bismarck, soweit er noch erhalten blieb, in einer billigen Ausgabe jedermann zugänglich machte. Durch seine Heirat mit Johanna von Puttkammer, der Tochter einer Stiefschwester Kleists, der Luitgarde von Puttkammer, geb. von Glasenapp, war Bismarck auch mit ihm verwandt geworden (befreundet waren sie schon vorher). Auf der Hochzeit des Deichhauptmanns hatte Kleist-Retzow der von kleiner Gestalt war, einen Trinkspruch ausgebracht und darin prophezeit, daß Bismarck dem Vaterlande in politischer und religiöser Beziehung ein neuer „Otto der Sachse" werden möge, worauf der Bräutigam humoristisch mit einem Hoch auf „Pipin den Kleinen" erwiderte. Die Freundschaft der beiden Männer tritt in ihren Briefen herzgewinnend zu Tage. So sehr nun Hans von Kleist-Retzow die große geistige Überlegenheit (er sagt: „viel mehr menschliche Weisheit") Bismarcks anerkannte, fühlte er sich doch veranlaßt, ihn brieflich öfter zu ermahnen, daß er seine beste Hilfe in der Weisheit Gottes finden möge. Bismarck, der die Losungen der Brüder-Gemeine des Nachts auf dem Tische hatte, ließ sich das, wenn auch zuweilen etwas widerstrebend, gefallen. Im Jahre 1872 kam eine bittere Entzweiung (wegen des Schulaufsichtsgesetzes). Doch versöhnten sich die beiden Freunde 1878 wieder. Sehr schätzenswert sind noch einige in dem Büchlein beigegebenen Briefe Johannas, die ihrem „lieben Ohmchen" Hans in munterem Plaudertone schreibt.

Dr. L. Lorenz.

*

Hermann Wette.

Aus Heidelberg kam die Nachricht, daß Hermann Wette dort gestorben ist. Unter der Wartburg fanden wir uns einst in Freundschaft, es war, als ich an der „Wittenbergisch Nachtigall" arbeitete. Der um zwanzig Jahre Ältere hatte meinen Absichten zweifelnd gegenüber gestanden, dann aber war er zu freudiger Anteilnahme bereit. Es werden wenige ermessen, was solche Teilnahme eines reifen Meisters dem Ringenden bedeutet, dem fast nur Zweifel und Gleichgültigkeit, oft auch Achselzucken, selten aber ermunternder Zuspruch und hilfsbereite Förderung begegnen.

Hermann Wette, dieſe knorrige weſtfäliſche Eiche, war ein ſchwieriger Charakter, das ſind viele, bei denen alles aus tiefen Gründen kommt; aber er konnte lieben und ſich begeiſtern, und das können nur die Großen und Echten. Auch Franz Staſſen, der von manchem nicht Erkannte, wurde von ihm erkannt. Des Dichters letzte Jahre waren von ſchwerem Leiden verdüſtert, beſonders ſeit ihm ſeine Gattin Adelheid, die Dichterin von „Hänſel und Gretel" und Schweſter Humperdincks, durch den Tod entriſſen war. Ich habe erſchütternde, aber auch ſelige Stunden mit ihm verlebt. Jetzt in der Erinnerung ſteht doch all das Echte, Warme, Leuchtende vor mir, das in ihm war und von ihm ausging. Sein aufrechtes Weſen zwang ihn, ſich rückhaltlos zu ſeinem Volkstum zu bekennen, er ſollte vielen Dichtern den Weg weiſen. Sein Volk aber ſollte ſein Andenken in Ehren halten. Sein „Krauskopf" gibt ein tiefgründiges Bild deutſchen Volkslebens im Bismarckſchen Zeitalter, ein Bild von ſeltener Spannweite, ſein „Joſt Knoſt" wird manchen das Lachen lehren und ihn doch ernſt ſtimmen. Hier zeigt ein Dichter, wie unſerem Volke zu helfen wäre. Von beiden Büchern wird der Leſer leicht zu ſeinen übrigen Werken finden. Hermann Wette iſt nun aus dieſer Notzeit in den Frieden eingegangen. W. Kotzde.

*

Lulu von Strauß und Torney.

Sie war eine unſerer Hoffnungen, dieſe herbe niederſächſiſche Dichterin; es lebt etwas Adlig-Stolzes in ihren Balladen. Eine Künderin unſeres Volkstums konnte ſie uns ſein. Dann reichte ſie vor einigen Jahren dem Verleger Eugen Diederichs ihre Hand zum Ehebunde. Wir unterſchätzen deſſen Verdienſte nicht; aber er iſt uns auch der Verleger des Wynekenſchen „Anfang", in dem jüdiſche Brunſt ſich unſerer Jugend anpries, und der bekannten Schmähſchriften gegen den Alldeutſchen Verband. Ein Deutſcher, der wie ſo viele ſich hergab, den Vorkämpfern für das eigene Volkstum in den Rücken zu fallen. Jetzt traten im einſtigen Herrenhauſe zu Berlin die „entſchiedenen Schulreformer" zuſammen, die der rote Parteiminiſter Haeniſch in Perſon als ſeinen Stoßtrupp bezeichnete. Der Vorſitzende Profeſſor Oeſtreich forderte ſchärfſte Bekämpfung des Antiſemitismus in den Schulen. Wir wiſſen wohl, woher die liebevolle Parteinahme für die Feinde unſeres Volkstums kommt, und wohin die Fahrt dieſer Schulreformer geht. Was uns aber des Merkens wert erſcheint: Den Vorſpruch für dieſe Verſammlung dichtete — Lulu von Strauß und Torney. So iſt auch ſie von ihrem Volkstum abgefallen und geht mit ſeinen Feinden. Eine ſchmerzliche Erfahrung mehr in dieſer ſchmerzlichen Zeit!

*

Vom Wandervogel.

In Frankfurt an der Oder waren vom 4. bis 6. Gilbharts mehr als zweitauſend märkiſche Wandervögel beiſammen, die folgende Sätze als Richtlinien annahmen:

„Wir bekennen uns zu dem Grundgedanken der Ausleſe. Wer über die Entwicklungsjahre hinaus iſt und doch kein Führertum bewieſen hat, der gehört nicht mehr in unſere Reihen.

Wir meinen, daß ſich kraftvolle Jungenart und rechte Mädchenart unbeeinflußt voneinander ausprägen müſſen; deshalb lehnen wir gemeinſames Wandern ab, ſolange beide noch im Werden ſind.

Wir bekennen uns zum Deutſchtum; nur wer in der Jugend ſein eigenes Volkstum bis in die letzten Tiefen erfaßt hat, kann ſpäter dazu heranreifen, die ganze Menſchheit mit ſeinem Gefühle zu umſpannen. Deshalb beſchränken wir uns auf die Menſchen, die ihrer ganzen Veranlagung nach uns weſensverwandt ſind. Wem die Weiheſtunde am Sonnenwendfeuer das Herz nicht höher ſchlagen läßt, der wird uns ſtets ein Fremder bleiben.

Wir glauben, daß der Geiſt des Wandervogels ſeinen reinſten und höchſten Ausdruck in der freudigen Selbſtaufopferung unſerer Kriegsfreiwilligen gefunden hat. Ihre Begeiſterung in uns lebendig zu erhalten, den gefallenen und entriſſenen deutſchen Brüdern die Treue zu wahren, iſt unſer ernſter und heiliger Wille."

Solcher Geiſt wird Deutſchland wieder zur Höhe führen.

*

Zur Beachtung! Wegen Raummangels folgt der Schluß des Aufſatzes „Sixt von Staufen" von Wilhelm Kotzde erſt im nächſten Hefte.

Neueſtes vom völkiſchen Büchertiſch.

Ausgewählt von Prof. Dr. Reinhold Freiherrn v. Lichtenberg, Vorſteher der Deutſchen Nationalbücherei in Gotha (Bundesbücherei des Deutſchbundes).

Deutſche Geſchichte und Politik.

Autenrieth, O.: D. drei komm. Kriege. Englands Auseinanderſetzung m. ſ. Brüdern v. d. Entente. Deutſchl. Aufſtieg i. d. komm. Wirren. 82 S. 2.25

Egeling, B. v.: D. ruſſ. Mobilmachung u. d. Weltkrieg. Beitr. z. Schuldfragen am Weltkrieg. 54 S. 2.—

Freytag-Loringhoven, Frhr. v.: Geſch. u. Weſen d. Bolſchewismus. Vortrag. 41 S. 1.35

Haus, D. deutſche u. d. Haus Iſrael. Ohne Entjudung keine Rettung. E. Auseinanderſetzung nach dem Zuſammenbruch f. unſ. Wiederaufbau. Von e. Proletarier. 79 S. 2.75

Keim: D. Schuld am Weltkriege. 31 S. —.40

Kunze, R.: D. Schuldigen. E. Wegweiſer f. alle, die nicht aufhören wollen, Preußen o. Deutſche zu ſein. 16 S. —.40

Langen, Frhr. v.: D. jüdiſche Geheimgeſetz u. d. deutſchen Landesvertretungen. Talmud. Täuſchungen. E. Handbuch f. Politiker. 80 S. 2.40

Liebig, H., Frhr. v.: D. Betrug am deutſch. Volke. Gr. Ausg. 228 S. Geb. 9.—

— —: Erzberger als Staatsmann u. Werkzeug i. ſ. Rede v. 25. Juli 1919. 44 S. 1.50

Schäfer, Dietr.: Wie werden wir e. Volk? Wie können wir es bleiben? 84 S. 3.—

Wichtl, Frdr.: Weltfreimaurertum, Weltrevolution, Weltrepublik. E. Unterſ. üb. Urſprung u. Endziel d. Weltkriegs. 207 S. Geb. 7.—

Deutſches Land und Volk.

+Ullmann, H.: Was jed. Deutſche üb. Deutſchböhmen wiſſen muß. 55 S. —.50

Deutſche Kultur u. Weltanſchauung.

Holle, H. G.: Allgem. Biologie als Grundlage f. Weltanſchauung, Lebensführung u. Politik. 282 S. Geb. 11.—

Schmitt, A.: Gedanken üb. Gott, Welt u. Theologie. 61 S. 1.50

Deutſche Erziehung und Schule.

Engelhardt, E.: Fichtes Erziehungsgedanken und die deutſche Volkshochſchule. 74 S. 2.70

v. Hoff, R.: D. niederſächſ. Volkshochſchule. 2. verm. Auflage. 72 S. 2.50

Völkiſche Unterhaltungsſchriften.

Frei, O.: Agate, d. Müllerstochter v. Scharfeneck. Eine Tragödie aus Oſtpreußens Befreiungskampf. 65 S. 2.50

— —: Wie preis ich dich, mein Vaterland! Deutſches Heldenbuch. 64 S. 2.50

+Ganghofer, L.: Damian Zagg. M. Buchſchmuck von H. Engel. 305 S. Geb. 7.—

— —: Hubertusland. 198 S. Geb. 5.60

+Mörike, E.: Ausgew. Gedichte u. Erzählung. M. 7 Zeichnungen v. M. v. Schwind z. „Schönen Lau". 280 S. 2.45

Schmitt, A.: Mandolinenklub für kulturelle Ethik. 52 S. 1.50

— —: „Ragu". 104 S. 2.—

— —: D. Schwänke d. Tullius Linſenbaum. 48 S. 1.50

— —: D. drei Wandervögel. 100 S. 2.—

+Wolzogen, H. v.: D. Edda. German. Götter- u. Helden-Sagen nacherzählt. M. 48 Federzeichnungen von Fr. Staſſen. 2 Bände. 8.—

Zettl, Z.: Waldleriſch. Gedichte i. Böhmerwald-Mundart. 80 S. 4.—

mit + Abbildungen. + mit Karten. Preiſe in Mark.

Aus völkischen Zeitschriften.

Deutsche Politik im Weltrahmen.

Antwort, E. deutsche — an die Unterjocher. (Hammer, 15. Juli 1919.)

Bley, Fr.: Vom Imperialismus d. Idee. (Türmer, Oktober 1919.)

Eigenbrodt: D. fehlerhafte Kreis unſ. Politik ſeit Beginn d. neunziger Jahre. (Alld. Bl. 13. u. 27. September 1919.)

Ludwig, A.: Deutſchland = Peter Schlemihl. (Türmer, Oktober 1919.)

Deutsche Politik in Einzelfragen.

Abwehr, Zur — jüd. Anmaßungen. (Hammer, 1. Auguſt 1919.)

Behling: Für den Bundesſtaat. (Alld. Bl., 4. Oktober 1919.)

Fritſch, Th.: Wo ſteuern wir hin? (Hammer, 1. u. 15. September 1919.)

Kühn, E.: Bild d. Lage. (Deutſchlands Erneuerung, Oktober 1919.)

Lehnhardt: Gemeinwohl und Demokratie. (Hammer, 1. u. 15. September 1919.)

Schäfer, Dietr.: D. poln. Aufſtand. (Deutſchlands Erneuerung, Oktober 1919.)

Schwab: D. Wenden. (Alld. Bl., 11. Okt. 1919.)

Stengel, v.: Politiſche u. ſoziale Demokratie. (Deutſchlands Erneuerung, Oktober 1919.)

Wunde, D. baltiſche — (Deutſche Wacht, Bonn, 19. Oktober 1919.)

Deutsche Außensiedelung u. Wanderung.

Badendieck, K.: D. Schickſal Oberſchleſiens. (Akad. Bl., 1. September 1919.)

Deutſchtum, Das — im ehemaligen Ungarn ſeit d. Zuſammenbruch. (Ebenda.)

v. Hoff: Bietet Anatolien d. deutſchen Auswanderern Ausſicht als Siedelungsland? (Deutſche Revue, Oktober 1919.)

Lange, Frdr.: D. Lage d. Deutſchtums im Südoſten. (Akad. Bl., 16. Juli 1919.)

Szagunn: Völkiſche Aufgaben jenſeits d. neuen Reichsgrenzen. (Ebenda, 1. 9. 1919.)

Deutsche Kunst.

Benz, R.: Hans Thomas Zeichenkunſt. (Deutſch. Volkstum, Heft 10, 1919.)

Lange, K.: Theater u. Kino im neuen Volksſtaat. (Deutſche Revue, Oktober 1919.)

Pretzſch, P.: Deutſch u. herrlich. (Alld. Bl., 11. Oktober 1919.)

Deutsche Kultur und Weltanschauung.

Buetz: Weltwirtſchaft u. Miſſionsarbeit. (Alld. Bl., 25. Oktober 1919.)

Katzer: Kant und die Juden. (Hammer, 15. Auguſt 1919.)

Lehr- u. Leidensjahre. (Deutſche Wacht, Bonn, 26. Oktober 1919.)

Siebert, Frdr.: Was iſt Deutſch? (Akad. Bl., 5. Auguſt 1919.)

Völkel, M.: D. Schickſal d. deutſch. Kultur. E. Rückblick u. Ausblick. (Ebenda, 1. Sept. 19.)

Rassenfragen.

Dehn, P.: Bedenkliche Einwanderungserleichterungen f. öſtl. Fremdbürtige. (Alld. Bl., 18. Oktober 1919.)

F.: Üb. die Aktion: Reiſe Wiener Studenten in die Schweiz. (Deutſche Hochſchulzeitung, 20. u. 27. September und 4. Oktober 1919.)

Deutsches Wirtsch.- u. Gesellschaftsleben.

Fiedler, Fr.: D. Sinn d. Volkswirtſchaft. (Deutſchlands Erneuerung, Oktober 1919.)

Haiſer, Fr.: D. geiſtige Leben d. Völker u. d. ſogen. arbeitsloſe Einkommen. (Ebenda.)

Magirus, O.: Soziale Fragen. (Ebenda.)

Deutsche Sprache, deutsches Schrifttum.

Sprengel, Gg.: Walter v. d. Vogelweide. (Alld. Bl., 4. Oktober 1919.)

Wendelin: Wie beſeitigen wir die Fremdherrſchaft in Literatur, Theater und Preſſe? (Hammer, 15. Juli 1919.)

Deutsche Erziehung und Schule.

Roth, A.: D. Erziehung z. Tüchtigkeit. (Alld. Bl., 25. Oktober 1919.)

Terzi-Langfried: 500 Semeſter Innsbrucker Univerſität. (Deutſche Hochſchulzeitung, 13., 20. und 27. September 1919.)

Wulle, R.: Wie ich mir die deutſche Jugendgemeinſchaft denke. (Ebenda, 20. Sept. 1919.)

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür.

Deutscher Volkswart

4. Jahrgang | Heft 12 | Dezember 1919

Unsere Toten 1914—18.

Gedenkrede aus dem Herbste 1919.

Von Prof. Dr. Heinrich Kraeger, Düsseldorf.

In kalter, blasser Novemberstunde sind wir zusammengekommen, um uns einen Augenblick zu besinnen; mitten im Tanz und im Lärm dieser Tage wollen wir, deutsche Männer und Frauen, mal an etwas anderes denken als an Theater und an Kino, — an etwas, das jenseits der Geräusche des Tages liegt; laßt uns Hand in Hand leise an jenes Gräberfeld treten, wo die Hügel schimmern, unter denen sie schlafen, unsere Gefallenen!

2 Millionen Deutsche tot, das ist mehr als die doppelte Friedensstärke des alten Reiches, das sind 700 Regimenter, jedes zu 3000 Mann, und wenn einer allein auch nur ein kleines Bette braucht zur ewigen Ruhe, so ist schier unübersehbar der Totenacker, in den Deutschlands Männer während des Krieges hineingesät worden sind.

Als es vor fünf Jahren galt, das liebe Vaterland zu schützen, da wurde es in Erde, Wasser und Luft wie mit einem Zauberschlage lebendig. Soweit Wolken ziehen und Ströme rauschen, Berge blauen und Land sich dehnt, standen überall unsere Soldaten auf Wacht, damit kein Feind hereinkönnte und keine Frau mit ihren Kindern zu weinen brauchte. Sie gingen in den Streit wie zu Reigen und Spiel. So sah ich auch unsere Ulanen im warmen Augustabend durch die baumbestandenen Straßen ziehen, Schwadron hinter Schwadron und ein Kerl stattlicher und blonder als der andere: „Die Jugend brauset, das Leben schäumt, frisch auf, eh' der Geist noch verdüftet". Und auf einmal hoben die Reiter die Mädchen, die ihnen das Geleite gaben, zu sich aufs Roß, schlossen sie in die Arme und trabten mit den Walküren, denen das goldene Haar gelöst den

Nacken herabflutete, eine Weile dahin, im letzten Gruß und Kuß der Heimat, und ließen sie darauf sorgsam vom Pferd herab wieder zu Boden gleiten. Dann sah ich die hohen Gestalten im Westen verschwinden, wo die abendroten Wolken über ihnen blitzten und leuchteten wie das Walhall unserer alten Götter. Und dann sank die Nacht über die Erde. —

Aber das Leiden, Scheiden und Meiden, aller Kummer des Einzelnen ging damals, wo Alldeutschlands Glück und Zukunft bedroht waren, unter in dem hohen Liede wilder, entschlossener Kraft, von der alle beseelt waren: es erstarb in dem heiligen Willen zum Opfer und zur Selbstlosigkeit, als die 70 Millionen Deutsche zwischen Maas und Memel, Rhein und Belt, nach dem Rassegesetz: „Einer für alle, alle für einen", sich zu einem einzigen, gewaltigen, widerstandsfähigen Volkskörper verschmolzen.

Und was unsere Jungen beim Auszug in der Begeisterung gelobten, haben sie in der Wirklichkeit draußen gehalten. Sie haben gekämpft, wie noch kein Volk gekämpft hat, solange die Sonne scheint, und wenn man auch die Weltgeschichte von der ersten bis zur letzten Seite durchblättern wollte.

Denn um uns klein zu kriegen, genügte kein bloß europäischer Krieg, da mußte vielmehr von der Hochfinanz ein Weltkrieg entfacht werden; aber unsere Soldaten haben den Mut auch allen fünf Erdteilen gegenüber nicht verloren, sie haben ihr Herzblut vergossen, wo es verlangt wurde, und haben Treue gehalten bis zuletzt, als es sonst nirgend mehr Treue gab. Sie sind ja auch nicht besiegt, sondern nur hinterrücks, wie ein englischer Offizier bekannt hat, erdolcht worden. Die wenigen aber, die untreu geworden, auf den Rat unabhängiger Flugblätter mit der Losung „La République" verblendet auf den Feind zugelaufen sind: sie haben ihr Vergehen in französischer Gefangenschaft so gebüßt, daß keiner von uns sie richten möchte.

Was in den 4 Jahren des Krieges von Deutschen geleistet und gelitten ist, das könnte, wenn man auch nur das Wichtigste berichtete, in 4 Jahrzehnten, ja, in Jahrhunderten nicht zu Ende erzählt werden. Stellen wir uns einmal den Verteidigungsbogen vor, wie er von Flandern bis zur Schweiz und von Riga bis zum Schwarzen Meer um Deutschland gespannt war, eine Linie, die an jedem Tag an tausend Stellen zugleich aufflackerte und Leben forderte, und dann lesen wir aus dem vielbändigen Sammelwerke über den Krieg bloß das eine über 100 Seiten lange Buch von der „Russischen Frühlingsoffensive 1916", die auf einer Strecke entbrannte, so kurz wie von Berlin bis Potsdam, und die von den 4 Jahren des Krieges nur eine halbe Woche beanspruchte. Was ist da alles in dieser kürzesten Spanne auf engstem Raume von Offizieren und Mannschaften getan worden, in den verschneiten Schützengräben, im Tauwetter in den Sümpfen des Vorgeländes, im Trommelfeuer, ohne Nahrung und Unterstützung, unter den Seufzern der Totgetroffenen! Was ist da aufgelodert in der Schlacht an

Heldensinn gegen den Feind, an Treue für die Kameraden, an Gehorsam gegen die schwersten Befehle und an Rücksichtslosigkeit gegen das liebe Leben, und das alles in diesem winzigsten Abschnitt aus der ganzen, langen, großen Kriegshandlung! Und so wie dort ging es an jedem Tage und jedem Orte zu; Opfer über Opfer.

Oben am Eismeer und unten in Rumänien, in der Champagne und unter dem Äquator, haben sie gestanden, Fuß bei Fuß, die Arme schlagbereit nach außen, gegen die Weißen und die Farbigen, die schnapsberauscht herantollten; und dabei waren die Herzen all der deutschen Soldaten heimlich nach innen gewandt, zu uns, zu Eltern und Geschwistern, zu Frau und Kind in der Heimat. Von allen Fronten her flatterten ihre liebenden Gedanken nach Deutschland. Da sang z. B. ein Landwehrmann in Flandern, mitten in den Kämpfen, in denen er blieb, seiner Liebsten daheim eine Melodie, so hold, wie sie eben nur ein Deutscher singen kann:

„Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Sinn
Sich still in Gottes heil'gen Willen fügen,
Dann muß es dir zu süßem Trost genügen,
Daß ich den Heldentod gestorben bin;
Dann zeige stolz in leidverklärten Zügen,
Wie viel du gabst dem Vaterlande hin;
Schwer liegt auf Blütenkelchen oft der Tau,
Das Leid kommt auch vom Himmel, liebste Frau.

Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Mund
Den lieben Kindern deinen Schmerz verhehlen;
Dann mußt du ihnen viel von mir erzählen,
Und wie ich euch geliebt, tu ihnen kund.
Wenn sich die letzten Sonnenstrahlen stehlen
Zu euch ins Zimmer bis zur Abendstund',
Und man dein Antlitz sieht nicht so genau, —
Dann darfst du auch mal weinen, liebe Frau." —

Und ich kannte einen Major in der preußischen Garde, Herrn Guido von Gillhaußen, der dreimal verwundet wurde, aber auf seinem Leidenslager doch das Dichten nicht lassen konnte, und er sang trotz der schwersten Operationen so wunder-wunderschön wie die Vöglein im Walde:

„ . . . . . Ich stritt im deutschen Heere
Für deutsches Heiligtum,
Ein Schildknapp deutscher Ehre,
Für deutscher Zukunft Ruhm!
Drum lebt, trotz grimmer Schmerzen,
Trotz wundenheißer Qual,
In meinem deutschen Herzen
Nur Dank und Sonnenstrahl."

Und das waren nicht bloß Worte, die jeder machen kann, Zeitungsredensarten, nein, das war das Lied seines deutschen Heldenlebens selber. Und er war

doch nur einer von vielen, denn so hochgemut wie er waren die meisten, und so opferfreudig wie er waren alle. Von je 100 deutschblütigen Offizieren sind 94 gefallen oder verwundet worden, und von je 100 deutschblütigen Mannschaften starben oder bluteten 36; Opfer über Opfer!

Dieser Guido von Gillhaußen aber ging noch unter ganz besonderen Verhältnissen in den Kampf. Es gibt weißmagische Menschen, denen beschieden ist, vor der Zeit das zu schauen, was da wird. Und so hatte er in der Nacht vom 2.—3. August 1914, ehe er ausrückte, eine Vorschau, ein zweites Gesicht, das er am Tage darauf genau aufzeichnete. Es ist eine der seltsamsten Visionen, in der sich je die Zukunft vor den seherischen Augen eines Menschen entschleiert hat, so seltsam, gerade weil sie ihm noch vor der Kriegserklärung Englands, geschweige denn vor dem Abfall unserer Freunde, Italien, Rumänien und Amerika ward:

„Was ich am 3. August 1914 früh gegen 2 Uhr sah:

Wie wird der Krieg verlaufen?

Nicht in kurzer Spanne Zeit. Nicht nur gegen einen starken Gegner. Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als einen Feind, der uns furchtbare Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich, das ich gestoßen, getreten und vergewaltigt sehe von England, eben dieses England auf, als unser bedeutendster Gegner. In Afrika haben wir auch schwer zu kämpfen, dort scheinen es auch Weiße zu sein, die uns zu vernichten streben. Italien aber eilt, mit England, Rußland und Frankreich gemeinsame Sache zu machen wider uns. Auf dem Balkan: Serbien und Rumänien! Ich sträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt; ich begreife es nicht, aber es bleibt. Rußland macht uns große Mühe, aber es wird erliegen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft (ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und ihm Geld geben und ein Pulverhorn, einen Dolch und Bleikugeln), und Roosevelt schien doch unser Freund!?!

Der Krieg wird schauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen, ich sehe sie aus allen Ländern der Erde zu England eilen, das gegen uns steht, und mit ihm gehen. Gewaltige Entfernungen wird es geben, auf denen wir kämpfen müssen. Und fast alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich sehe den Krieg in Ausführung von Nordamerika bis Australien, von Serbien und Japan bis nach Cap Horn. Und überall taucht England auf. Auch in allen Ministerien unserer Feinde sitzt es fest und regiert brutal und egoistisch und alle beugen sich, alle, ich sehe keine Ausnahme. Ist es möglich? Deutschland kommt in furchtbare Lage, und 1918 wird's am schlimmsten. Und 1920 erst scheint der Krieg zu Ende, oder nur Waffenstillstand? Es sieht so aus! — Ich sah den Kaiser, angetan mit Hermelinmantel und Krone auf dem Haupte, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägen. Während

dieser Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zusammenschrumpfte und der Kaiser selbst in Nichts zerran.

Mir scheint, als ob England in Ägypten und Indien den Todesstoß erhält. Dort sehe ich Bewegungen wie im Ameisenhaufen. Deutschland geht furchtbar geschwächt aus dem Kriege hervor, und an die dreißig Jahre brauchts zur Erholung. Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft. — Gott sei mit uns!" —

Gerade unter den Bewußt-Deutschen, Bodenständigsten, Heimattreuesten werden öfter Menschen mit der Gabe des Hellsehens auserwählt und bedacht, — kann sie nur denen unheimlich erscheinen, die sich vor lauter Geschäften nie um die großen, offenbaren Geheimnisse des Lebens wie der Seele und um die göttliche Führung in der Welt bekümmern.

Jeder Zweifel an dem Erlebnis Gillhaußens ist ausgeschlossen: denn daß die Niederschrift noch vom 3. August 1914 und von ihm selber stammt, ist wissenschaftlich nachgeprüft und genau so unanfechtbare Wirklichkeit und Tatsache, wie wir hier miteinander versammelt sind. Und mit diesem Wissen kommender Dinge im Herzen — denken wir an die Rolle Englands und Roosevelts und das erschütternde Bild des verwehenden Kaisers — hat unser Freund draußen gekämpft, drei Jahre lang und dreimal in Wunden; dann ist er im vierten Jahre auch noch zum vierten Male und gleich so getroffen worden, daß das Jägerbataillon, mit dem er zum Siege gestürmt war, den geliebten Führer auf einer Tannen-Bahre unter dem schwarz-weiß-roten Tuche zu Grabe tragen mußte. Aber dieser großen Seele wird Deutschlands Kampf und Schicksal, die Sorge um unsere Zukunft auch drüben keine Ruhe lassen. Auf ihn, ja, — auf alle unsere toten Soldaten paßt ein erschütterndes Gedicht, das ich jüngst irgendwo fand:

„Ich wachte auf, — mir war, als ging die Tür,
Da trat mein toter Freund herein zu mir.
Mir stieg das Grauen bis zum Hals herauf,
Ich sprach ihn an, — er achtete nicht drauf.
Ich fragte ihn: „Was stört dir deine Ruh,
Du liebster Freund, was willst du, das ich tu?"
Er hörte nicht auf meine Zärtlichkeit,
Er sah an mir vorbei, ganz fremd und weit,
Und fragte drängend und doch ohne Ton:
Wie weit sind wir? Wo steht mein Bataillon?"

Und wie wir Deutschen heute, so denken sie auch in anderen Ländern ihrer Toten, der rothosigen Poilus, die für Frankreich starben, und der tanzenden Tommies in England, so denken auch die Russen ihrer Söhne; ja, die Gräberfelder dehnen sich und wachsen ins Endlose, wo 10 Millionen jungfrischer Männer der ganzen Welt dahingerafft sind und ebenso viele überblieben, die nun blind und verkrüppelt zwischen den Reihen der toten Brüder schleichen. Haben

denn dieſe Menſchen ſich alle untereinander ſo gehaßt, daß ſie ſich entzwei ſchlagen mußten? Was haben wir friedlichen Deutſchen in aller Welt getan? Die Engländer ſagen zwar: „Brittania rule the waves", d. h. alle Meere gehören England, aber das hat doch niemand von uns ganz wörtlich genommen. Und wenn wir ſagten: „Deutſchland über alles", dann konnte nur eine geriſſene Hetzpreſſe behaupten, daß wir Deutſchen mit dieſem Worte die Welt in die Taſche ſtecken und alle Völker freſſen wollten, — während es doch nur ein Wort der Liebe iſt, wie es der Bräutigam ſpricht von ſeiner Braut oder junge Mütter von ihrem Erſtgeborenen, ein Wort, das weiter nichts bedeutet, als daß uns Deutſchen die Heimat, aus der wir gekommen ſind, im Herzen über alles ſteht. So denkt am Ende auch der Franzoſe von Frankreich und der Ruſſe von Rußland: ſie täten mir leid, wenn ſie es nicht täten. Aber welche Macht hat das alles verkehrt, welche Macht hat beſonders uns die Worte im Munde verdreht und die Völker verhetzt, ja, welche Macht hatte ein gieriges Verlangen daran, daß möglichſt viele Menſchen und Werte zerſtört und gerade das arbeitſame, fleißige Deutſchland zum Arbeitsſklaven gemacht werden ſollte?

Das muß eine Macht ſein, herzlos, wie die Hexe im Märchen, die armen Kindern die Adern aufſchneidet und ihr rotes Blut in lauter harte Dukaten verwandelt, eine Macht, die alle Völker verrät und ſich an ihren Schmerzen noch weidet und mäſtet. Ein Vertreter des internationalen Kapitals, das ſeine Hochburgen vor allem in den Großſtädten dieſer Erde hat, ſagte 1913: „Es iſt Zeit, daß es mal wieder ein bißchen Krieg gibt, damit wir unſere Werte beſſer anlegen und verzinſen können". Das iſt es, ein bißchen Krieg war der Weltkrieg für Leute, die dabei durch Lieferungen und Schiebungen zu noch größeren Milliardären geworden ſind, als ſie ſchon vorher waren, und die unſer Blut und das aller künſtlich aufgewiegelten Völker in ihr Gold verwandelten; das war der Krieg jener Leute, die jahrzehntelang vorher durch ihre Zeitungen Revanche gepredigt hatten, bis es den Franzoſen grün und gelb vor den Augen wurde, und die ebenſo lange uns Deutſche in jedem Anzeiger und jeder lügenhaften Lokalzeitung in aller Welt immer nur als Barbaren, als ſchmutzige Boches geſchildert hatten. Ein bißchen Krieg — dieſe Jahre voll Weh und Leid, voller Tränen und Hunger, Aufregung und Krankheit, wo draußen im Feuer die Männer ſanken und daheim die Säuglinge und Kinder ſtarben. Laßt es uns hinausſchreien, was an der Menſchheit und am meiſten an uns Deutſchen geſündigt worden iſt, wie die Völker gegen uns aufgerührt wurden und wie alle Völker zugleich mit uns doch nur ausgeſogen und ausgebeutelt ſind; weiſt mit den Fingern daraufhin, wo der blutſaufende Dämon ſitzt, der ob des wohlgelungenen Werkes heute noch grinſt und mit ſeinem geriſſenen Syſtem von Zins und Zinſeszinſen nun auch uns für alle Zeiten dienſtbar gemacht zu haben glaubt, die wir in ſeinem Truſt noch fehlten.

Alle Völker fragen nach der Ursache der Weltnot; und sie werden sie erfahren, wenn sich auch die eigentlichen satanischen Urheber hinter ihren Logen und Bünden bis jetzt noch so gut versteckt haben: Diese Verschworenen des Gier- und Wuchergeistes, die bis in alle Ewigkeit auf anderen schmarotzen wollen ohne selber zu arbeiten. Hat nicht schon Christus, unser Heiland, solche Schieber und Schächer, deren lange Finger im Augenblick noch die ganze Welt beherrschen, aus dem Tempel gejagt, damit ein anderer, damit der Opfergeist in die geschändeten Räume einzöge, als er schalt: „Ihr seid Kinder des Teufels, und euer Vater ist ein Lügner und Mörder von Anfang an".

Der Opfergeist und der Giergeist, das sind die beiden entgegengesetzten Kräfte; dem schwarzen Giergeist gehörte die Vergangenheit und das Heute, dem weißen Opfergeist gehört die Zukunft an. War es nicht dieser hohe, lichte Geist, der im August 1914 unser Volk beseelte, und der bei den Soldaten an den Fronten den Krieg hindurch auch geblieben ist, während wir daheim nur zu bald wieder dem schlechten Beispiel böser Buben folgten und dem falschen Herren dienten? War es nicht dieser hohe, lichte Geist, der Millionen trieb, sich für die Heimat, wo sie keine Scholle ihr eigen nannten, zu opfern, während die anderen zu Hause und in der Etappe in den geilen Klubsesseln der Kriegsgesellschaften sich der Töchter, Schwestern und Frauen der fallenden Helden bedienten? Wird sich das deutsche Land nicht endlich aus dieser Verzauberung und aus den Börsenklauen befreien und die Banken, Preß- und Handels-Monopole aufheben und den Geist wahrer Gemeinsamkeit, wie ihn die Front erzeugte und wie ihn unsere Helden uns vorlebten, in die Wirtschaftsformen des Friedens überpflanzen, so daß keiner mehr von und auf den anderen, sondern nur noch mit und für die anderen leben darf? In diesen paar Worten liegt der Unterschied des alten von dem neuen Zeitalter, das da im Aufgang ist: wo Gemeinnutz geht vor Eigennutz, wo es aufbauen, nicht ausnutzen und zerstreuen heißt, und wo auf den wüsten Imperialismus von des Geldsacks-Gnaden der Wucherer und Händler der neue Imperialismus des deutschen Geistes, d. h. der Ordnung und menschlichen Gerechtigkeit folgen wird.

Das Weltgeschwür der maßlosen Zinseszinsenwirtschaft wird bei uns zuerst aufgehen, und es werden dafür noch Doktoren kommen, die nicht mit dieser oder jener Sozialisierung und anderem Flickwerk alles getan glauben, sondern deutschblütige Doktoren, die tiefer und fachmännischer arbeiten, bis aller eiternder, gelber Stoff herausgeflossen und die Heilung eingeleitet ist. Ich bin getrost und sehe nicht finster in die Zukunft. Not bricht Eisen. Wenig mehr als ein, Dutzend sehr schwerer Jahre, dann ist es getan und wir werden frei, so sicher wie das Amen in der Kirche, denn der Mammon hat die Rechnung ohne den Wirt, ohne die große, ewige Natur, gemacht. Wir Deutsche, wir Germanen, das Volk vom hohen Aar, vom Adler, wir Arier, wir müssen es schaffen. Und

unsere Gefallenen, das waren die ersten Verkünder des Opfergeistes; sie haben gegen eine ganze, vom Kapitalismus aufgepeitschte und betrogene Welt gekämpft. Wir, die Hinterbliebenen, müssen nun gegen den Teufel und seine Brut selber angehen. Aber wir werden ihn zu seiner Großmutter in die Hölle schicken; und Deutsche versiegeln dereinst das Loch, daß er auf 1000 Jahre und mehr nicht wieder heraus kann!

Darum mag ich auch nichts davon hören, wenn angesichts unserer Niederlage, des ihr folgenden Syphilis-Friedens und der Zustände, die jetzt verzweifelt genug sind — die Mütter jammern, ihre Söhne lägen umsonst an der Somme begraben; wenn manches Mädchen sagt: „mein Liebster sank zwecklos ins Meer", wenn manche Schwester fragt: „warum ist mein Bruder in Serbien gefallen?" und wenn der Jüngling, dem sein treuer Hund die Wege weist, klagt: „wozu mußte ich draußen meine strahlenden, blauen Augen lassen? Mein einziger Trost ist, daß sie das Elend um und in uns nicht mehr sehen. Es ist doch alles umsonst, Deutschland ist unterlegen und unterliegt immer mehr."

So hört man oft, daß das große, blühende Opfer, das Deutschland in die Feuer des Weltbrandes warf, vergeblich gewesen sein soll. Mit nichten! Der Geist ist es, der lebendig macht, und der Geist, in dem unsere Toten starben und Helden lautlos bluteten, wird Deutschland retten; jetzt sind wir noch beiseite geschoben wie das Aschenbrödel, mit dem mochte auch kein Mensch mehr verkehren, — nur Tauben ließen sich an ihrem Herd nieder, wie Gottesgedanken, um der Verlassenen in ihrer Schmach zu helfen; aber das Sternenkleid für Deutschland wird inzwischen am Weltenbaum gewoben, und es wird auf uns niederfallen in geweihter Stunde, wenn wir — erst unserer Toten und ihres Opfers wieder **würdig** geworden sind, dann werden wir Deutsche das wahrhaft freie, das neue Reich aufrichten, wo jeder sich nur durch schöpferische Arbeit zum Nutzen der Gesamtheit am Leben erhalten kann, wo es keine Kohlen-, Börsen- und Getreidespekulation und keine Spieler und Schieber mehr gibt und niemand auf Kosten der anderen faulenzen darf. Unsere Helden sind nicht umsonst gefallen! — —

Aber ehe wir auseinandergehen, lassen Sie mich eines sagen, eines bitten und eines bekennen: Das beste und teuerste Flecklein Erde, das ich weiß, das sind nicht die modernsten Straßen der Städte, nicht die buntesten Läden mit ihrem Putz und Ramsch. Das ist die schlichte Ecke der Ehren draußen auf den Friedhöfen, wo die versammelt wurden, die im Drange opfernder Liebe ferne von uns, für uns in den Tod gegangen sind. Wir wollen nun sie und ihren Opfergeist in uns auferstehen lassen und dem Siege und der Erkenntnis entgegenarbeiten, zu denen sie uns die Wege ebneten: dem Siege über den Gier- und Wuchergeist und über den Götzen Mammon. Wir wollen in Ehrfurcht an den Gräbern unserer Toten weilen, wollen zur Besinnung kommen und mit Tanzen, Lärmen und Kino nicht

nur einen Augenblick aufhören. Armes, schicksalgeschlagenes, krankes, deutsches Volk, du weißt jetzt oft nicht, was du tust und handelst irre. Vergiß nicht die zwei Millionen deiner Besten, die da starben für dich, du hast es ja viel bequemer und brauchst nichts anderes zu tun, als nur zu leben, aber nicht im Taumel, Unordnung und Willkür, sondern in Zucht und Führung, zu neuem rassischem Aufbau und im festen Glauben an den unabwendbaren Sieg des deutschen Geistes.

Und wenn wir so uns besonnen haben und dann dereinst auch für uns die Stunde kommt, da wir sterben müssen, so sind wir deutsche Männer und Frauen, wir Eltern und Geschwister und Liebsten der Gefallenen des gewiß, daß der Abschied von dieser Welt für uns zugleich doch auch die selige Wiedervereinigung in jener Welt mit denen ist, in deren reinerem Geist wir weiter zu schaffen und zu leben heute in unseres Herzens Herzen geloben. Dann fahren wir hin, am Tag der Norne, zu ihnen, die unser warten, weil wir ihrer wert geworden sind, wir fahren freudevoll hin zu unseren Lieben, Getreuen, unseren guten Kameraden — einen bessern findst du nit, — zu ihnen allen, die gestritten und geendet haben zu Schutz und Trutz des Vaterlandes, gestritten und geendet haben für die deutsche Zukunft, aber auch für die Zukunft einer glücklicheren, vom Wahn des Geldes und Goldes befreiten, vereinigten arischen Menschheit aller Länder:

„Unsere Toten."

Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt[1]).

Von Anna Stuhlmann, Goslar a. H.

Welche Wehmut erfüllt uns, wenn wir diese Worte des schleswig-holsteinischen Dichters lesen, die er mit bewegtem Herzen sprach, als er seine geliebte Heimat mit Weib und Kind verließ, weil sie den Dänen zugefallen war. Der nicht länger mehr der Zeit Beschwerde in ihr tragen wollte: „denn Raum ist auf der heimatlichen Erde für Fremde nur und was den Fremden dient."

Jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert geht durch Nord, Ost und West ein Schrei des Schmerzes, denn treue Nordländer, wie Deutsche im Osten und Westen verlieren ihre Heimat, weil dieser schmachvolle „Friede" es so will. Das Wort hat seinen Sinn eingebüßt und auch das Ruhegefühl, das es früher in jedes Menschenherz senkte, seit den Tagen, da es Kämpfe gab und Streit. —

Trauervoll gedenken wir all derer, die den Wanderstab nehmen und dieses schöne Land verlassen, dieses deutsche Land, das Millionen zum Segen ward, in dem Millionen Herzen höher schlugen, wenn von ihm als dem Vaterland die

[1]) Theod. Storm: Abschied, 1853.

Rede war. — Könnte man wie schon einmal fragen: warum zieht ihr von dannen? — Aber stumm und tränenlos neigen wir das Haupt wie in tiefer Schuld, schweigend lassen wir sie gehn und starren ins Dunkel, wenn sie ihren müden Fuß auf ein Neuland setzen, das ihnen, wer weiß wo? winkt. —

Den Glauben an eine Wendung der Zeit und ihres Schicksals können sie nicht fassen, wir alle in tiefster Not haben keine Macht, sie, die so hartes Leid forttreibt von der heimatlichen Scholle, zu halten. Und fügen sie sich anderen Staaten ein, so bleiben sie uns nicht, wie wir es zu unserem Schmerz erfahren haben in diesen Kriegsjahren. — Welches Land wird es dulden, daß sich die Germanen zu einem Gemeinwesen zusammenschließen nach diesen Jahren kraftvollen Ringens, in denen sie so herrliche Beweise ihres Mutes und ihrer Ausdauer einer Welt von Feinden gegenüber durch die glänzendsten Waffentaten gegeben haben? — Wer bereitet diesen Deutschen eine Wohnstätte, deren Wesen im Ausland durch Lüge und bewußte Entstellung verkannt wird, die eingeschätzt werden nach dem Bilde, das gewissenlose, jeden nationalen Sinnes bare Menschen schon seit Jahren von ihnen entworfen haben? Solche Flüchtlinge werden entweder gefürchtet oder verachtet. —

Wir aber wissen, daß ein tiefes Sehnen nach den Bergen und stillen Tälern, nach Feldern, Wiesen, Flüssen, Haide und Seen, nach allem, was deutsch hieß und war, in ihren Herzen bleiben wird, wo immer sie auch weilen mögen. Obwohl die Heimat alles, was sie schön und liebenswert machte, für sie verloren hat. — Dies ist das Deutschland nicht mehr, das wir einst im Ausland als sichere Zufluchtsstätte mit unseren Wünschen für einen erfolgreichen Weg zur Höhe umfaßten, dessen Wachstum wir beglückt verfolgten, von dem uns jede Botschaft ein Geschenk bedeutete. —

In jenen denkwürdigen Zeiten sah ich einmal im fernen Osten, in einer großen Stadt des chinesischen Reiches, das Tagebuch eines siebenjährigen Knaben. Es war mit unbeholfenen Buchstaben und in mangelhafter Rechtschreibung abgefaßt, und ich entzifferte mühsam am Schluß der Aufzeichnungen des ersten Tages den Satz: „balt gen wier zu Deutschland." Mir klangen diese Worte des kleinen Jungen wie eine Verheißung. Ich sah ihn später mit frischem, frohem Mut seine Fahrt in das Land seiner Kinderträume antreten, ich sah ihn als Jüngling für die lange entbehrte, ihm so lieb gewordene Heimat mit leuchtenden Augen in den Krieg ziehen.

Seine Schwester teilte mit ihm in jenen Jugendjahren Arbeit und Spiel und sang im sonnendurchglühten, von hohen, grauen Mauern umgebenen Garten der Tartarenstadt vom Tausendschönchen auf grünen Wiesen und Hängen. Ihre klaren Augen sahen durch Mauern und Tore, und ihr Lied zauberte ihr Flur und Hain des lieblichen deutschen Landes vor. Sie kam sich nicht vor, als sei sie gefangen. Erst diese schwere Zeit lehrte sie, die nun junge Frau, was das bedeutet, und was es heißt, unter den unwürdigsten Verhältnissen, die feindliche

Rachsucht ihr und vielen anderen schufen, über See in die vordem so herrliche, jetzt vernichtete Heimat rückzukehren.

Ein anderes Bild aus den fernen Tagen meiner Auslandszeit blieb mir fest im Gedächtnis. Wir, ein paar Deutsche, erblickten auf einer Wanderung in sengender Sonnenglut durch ausgetrocknete Flußläufe auf einem kahlen Hügel einen Baum, der unserer Eiche in Gestalt und Blattform ähnlich war. Hineilen und in seinem Schatten ausruhen, war unser aller Wunsch. Eine rüstige, ältere Frau mit vollem weißen Haar schritt uns voran. Als wir zu ihr traten, fanden wir sie am Fuße des Baumes, sinnend die weite, nach Tau und Regen dürstende Ebene überschauend, und ich vernahm die leisen, von Heimweh kündenden Worte: „Ach, unsere deutschen Eichen! Nur einmal noch möcht ich Waldesrauschen hören wie zu Haus. — Wo gibt es auf der Welt einen Wald wie bei uns!"

Spricht nicht aus dem folgenden „Dichtergruß" eines Deutsch-Amerikaners die ewige Sehnsucht des Heimatsuchers? (Er ward 1902 von Prof. Dr. Kuno Francke von der Harvard-Universität zur fünfzigsten Jubelfeier des Germanischen Museums in Nürnberg überbracht.)

Ich weiß von einem Lande, dem bietet Jahr um Jahr
Des reichsten Glanzes Fülle die Hand des Schicksals dar.
Auf Flächen unermessen, aus tiefem Bergesschacht,
Reift golden ihm die Ernte, quillt ihm der Erze Pracht.

Gewaltige Ströme rauschen, rings flutet das Weltenmeer,
Aus Urwald und aus Prairie stürmt trotziges Leben her,
Und in dem Volke brauset titanenhafter Sinn,
Nach allem Höchsten greifet sein keckes Wagen hin.

Es rüttelt an den Bergen, es taucht in Meeresschlund,
Es spannt die Eisennetze um Fels und Urwaldsgrund.
Es türmet Quader auf Quader bis zu den Wolken grau —
So werkelt es und hämmert an der Freiheit Riesenbau.

Ein ander Land auch kenn ich, ein Land gar lieb und wert,
Dort wird vergangener Zeiten Geheimnis noch geehrt;
Dort flüstern noch die Wälder manch' dunkles Sagenwort.
Dort rauscht's noch in den Wogen vom Nibelungenhort.

Dort ragen noch alte Dome, dunkel und wundergleich,
Dort sehnen noch Kinderherzen sich nach dem Himmelreich.
O Deutschland, von all deinen Kindern liebt keines dich so sehr,
Als wir, die fern von dir sind, die Deutschen überm Meer.

Du bist uns mehr als Mutter, du bist unseres Lebens Ruh,
Du bist unser Träumen und Lachen, uns'rer Arbeit Segen bist du.
Du setzest dem rastlosen Wagen bedächtig Maß und Zeit,
Du weisest dem hastigen Blicke den Weg zur Ewigkeit.

O Deutschland, Zier der Länder unter weitem Himmelszelt,
Nimm an zum Ehrentage den Gruß der Neuen Welt!

Echte deutsche Innigkeit klingt aus den Versen des Pastors A. W. Hildebrandt aus Constableville im Staate Neuyork, die er zum Preise des deutschen Volksliedes aufschrieb:

Du hast mit deiner schlichten Weise
Mein Herz gebracht in deinen Bann,
Daß ich aus deinem Zauberkreise,
Der mich umschlingt so lieb und leise,
Mich nimmermehr befreien kann.

Es sang mit deinem süßen Klange
Die Mutter mich zur Ruh;
War noch so tränennaß die Wange,
Die Mutter sang, und beim Gesange
Schloß mir der Schlaf die Augen zu.

Beim frohen Reigen um die Linde
Erklangst du in der Sommernacht.
Der Liebste singt's dem schmucken Kinde,
Der Wanderbursch im Morgenwinde
Und der Soldat auf stiller Wacht.

Da ich nun fand auf fremder Erde
Nach langem Wandern Ruh und Rast,
Bliebst du in Treue mein Gefährte
Und bist an meinem neuen Herde
Du, deutsches Lied, mein liebster Gast.

Deutsche Dichter, die es in die neue Welt zog, weil sie glaubten, auch dort singen und sagen zu können, kamen bald, voll des Verlangens nach den geliebten Stätten zurück, die sie draußen mit ganzer Seele gesucht hatten. Ihr Anblick und die Freude ihres Besitzes beflügelte nun ihren Geist, und in fast unbezwingbarer Schaffenskraft schenkten sie uns nie vergängliche Lieder zum Preise der deutschen Lande. Einen Beweis dafür, wie mitten im Getriebe der Weltstadt ein liebes Heimatbild die fremde Umwelt vergessen läßt, erbringt uns Detlev von Liliencron in seinem Gedicht „Broadway in New York". Alle Hast und Unrast, die Gier nach Gold, der Lärm werden plötzlich überstrahlt durch ein Ruhe und Glück atmendes Schauen des Poeten, der ein Stück der oft und heiß ersehnten holsteinischen Erde mit stillem Lächeln und innigster Freude erfaßt:

Ganz wie versteckt in Feld und Wald und Heide,
Fern von den Dörfern und den großen Straßen
Liegt unser Haus, vereinsamt und verloren
In eines Gartens stiller Welt.

Und ein zehrendes Heimweh findet Ausdruck in dem Ruf:

Mein Vaterland, könnt ich in deinen Feldern
Nur einmal hören noch der Sense Schnitt,
Und durch das welke Laub in deinen Wäldern
Noch einmal rascheln hören meinen Schritt.

Max Dauthendey kehrte schon nach einigen Wochen aus Mexiko, das ihm zum Aufenthalt dienen sollte, zurück. Die Eindrücke von Natur und Menschen waren nicht derart, daß ihm ein Verweilen dort möglich gewesen wäre, und er sagt von jener Zeit: „Lieber bin ich Steinklopfer, Straßenkehrer und Bettler an den Kirchentüren Europas, als daß ich in einem Lande bleibe, dessen Palmen und Vulkane, dessen Agavenpflanzungen, Zuckerrohr und Kaffeebäume mir niemals ein deutsches Lied geben. Nirgends anders als in dem Lande, in dem ich geboren bin, dürfte ich mir als Künstler Haus und Heim schaffen." Indessen gelang ihm die Darstellung japanischen Empfindungs- und Gedankenlebens erstaunlich

treffend, wie er sie uns in seinen „Acht Gesichte am Biwasee" hinterlassen hat. Menschen und Natur des Landes der aufgehenden Sonne oder der Morgenröte, wie die Chinesen es benennen, erstehen vor uns in wunderbarer Echtheit, seine Freude an farbigen Bildern erglänzt in größter Mannigfaltigkeit. — Nach seinen Briefen ergriff ihn aber auch im fernen Osten stets das alte Sehnen nach dem Haus und Heim, das er sich in Deutschland geschaffen hatte. Zu seinem großen Schmerze konnte er es nach Ausbruch des Krieges nicht mehr erreichen. Auf der Insel Java mußte er tatenlos harren, als sein Vaterland in Not war. Zehrendes Weh nach ihm nahm ihm Kraft und Leben, und fremde Erde deckt sein Grab. —

In tiefem Gram verließ Theodor Storm Schleswig-Holstein, wie ich schon am Anfang dieser Zeilen erwähnte, weil er nicht Dänenherrschaft tragen wollte. Es sind ergreifende Klagen, die ihm der Verlust des meerumschlungenen, geliebten Landes abringt, denn ihm gab ein Gott zu sagen, was er litt. Aber er blieb doch in deutschen Landen, er trug in sich die Hoffnung auf eine Wiederkehr in sein Vaterhaus wie auf die Kraft seiner Stammesbrüder, und darauf bauend singt er: „Es kann der echte Keim des Lebens nicht ohne Frucht verloren gehn." Und sein Glaube ward belohnt, seine Hoffnung aufs schönste erfüllt. —

Zieht nicht durch das Leben Jürn Jakob Swehn's, des Amerikafahrers, ihm zuerst kaum bewußt, ein Wünschen und Verlangen nach dem an Seen und Wäldern so reichen Mecklenburger Land? Er ist erst wirklich glücklich, als er es an seinem Lebensabend wiedersieht und den Vorhang niederlassen kann über seine arbeitsreiche Auslandszeit. —

All dies Sehnen und Suchen der Weltenwanderer galt dem Lande ihrer Träume, wie es früher war, galt seinen Sagen und Liedern, den Tugenden seiner Männer in Kraft und Treue, seinen Frauen in ihrer Häuslichkeit als Hüterinnen des innigen Familienlebens. Sie bewahrten den Gedanken an die Ehre und Größe des Germanentums, das noch nicht zersetzt war durch Einflüsse der Mischlinge und fremder Rassen, als ein heiliges Gut. —

Unsere Brüder und Schwestern, die jetzt hinausziehen in eine neue Welt, können auch den Trost nicht mitnehmen, daß sie noch ein Vaterland haben, mit dem sie, wenn auch aus weiter Ferne, verbunden sind. Eine Rückkehr in das Land ihrer Ahnen erscheint ihnen nicht als der schönste Lohn, der sonst dem Wanderer, der dunklen Blickes noch einmal sich wendet, ein letztes Bild mitzunehmen auf den beschwerlichen Weg, voranleuchtet. Keine Hoffnung — keine!

Die edelsten Güter, die ein Volk verloren hat, erneuern sich aber nach Zeiten wieder, und unser heißes Wünschen, unsere nie ermüdende Arbeit soll dahin streben, daß sie in der alten Kraft und Verinnerlichung erstehen, die sie einst beseelte, die den Grund legten zu den Begriffen Deutschland und Vaterland.

Aber wer von all denen, die uns verlassen wollen oder müssen, kann der Heimat hoffnungsvoll und ohne Bitterkeit gedenken? Viele Fragen heischen

Antwort und ist doch immer nur eine, die wir uns geben müssen: warum wachten wir nicht, als es Zeit war, unsere heiligsten Güter zu wahren? Mahnte unser Kaiser nicht früh genug? Wohl vergaß er später, den Weg kraftvoll und zielsicher voran zu gehen, um diese Güter fest und hoch zu halten, wie seine Ahnen es in weiser Vorsicht getan hatten. Denn Kraft, Treue im großen und kleinen, Mut und Ausdauer, frommer, einfacher Sinn, Liebe zu Kaiser und Reich, zur Heimat und zum Vaterland sind Tugenden der Germanen, und sie waren sich derselben als Zeugen ihrer Wesensart bewußt. —

Unsere Gastvölker nahmen ihnen diese edelsten Werte oder verdunkelten sie in ihnen, legten den Unfrieden und die Gier nach Gold und irdischem Tand in ihre Herzen und erhoben sich herrschsüchtig über ihre Wirte. Diese, nicht wachsam, verfielen den finsteren Mächten. Nie ermüdend wirkten sie zum unermeßlichen Leide der Menschheit, gaben den vernichtenden Kampf nicht auf. Welche Tragik, dieser ungleiche, zermürbende, Verderben bringende Kampf düsterer Elemente gegen eine lichtvolle Welt! Aber auch sie müssen wieder versinken, und das Licht ersteht uns von neuem. Heil allen, die es schauen dürfen! Heil denen, welche die Früchte eines einmütigen festen Willens zu einer rettenden Neugestaltung in und außer uns reifen sehen, die eine Auferstehung des deutschen Landes erleben dürfen, das einst so herrlich war und wieder groß und stark werden muß!

Darum, ihr Brüder und Schwestern, erzählt in der Fremde euren Kindern die Sagen und Märchen der alten Germanenzeit, damit die Phantasie in ihnen lebendig wird, wie die Vorfahren es seit altersher liebten. Den Heranwachsenden lehrt die Grundsätze des Neuen Testamentes und das Leben unseres Meisters, berichtet ihnen von Deutschlands Herrschern und ihrem Werke bis zum Aufbau des Reiches, zeigt ihnen die glorreichen Taten seiner Helden zu Wasser und zu Lande zum ewigen Ruhme deutscher Macht. Haltet unsere ausdrucks- und wortreiche Sprache heilig und gedenkt mit Ehrfurcht unserer großen Dichter und ihrer Werke, aus denen sie zu euch in höchster Vollendung, kraftvoll und lieblich, zur Erbauung und Veredelung klingen wird. Singt unsere in jedem Herzen Widerhall weckenden Volkslieder. Weckt und fördert in euren Töchtern die Liebe zur Einfachheit, laßt sie sich frei machen von dem Worte „Mode", das ein Grab bedeutet für die eigenen, aus natürlichem Sinn und Zweck heraus wachsenden Bestrebungen für ein dienliches Äußere, und gebt ihnen Mittel und Wege, ihre Seele reich und vielseitig zu gestalten, denn von den Frauen hängt das Wohl und Gedeihen ganzer Geschlechter ab. — Vergeßt niemals die traurigste Zeit, als Deutschlands Söhne in Verblendung und mißleitet ihr bestes verrieten und ihre Ehre verloren. Haltet fest im Gedächtnis, was uns an Grausamkeit und Demütigung von unsern Feinden auferlegt ward und harret mit uns des Tages, der den Ausgleich bringt. Seid stets wachsam und schützt mit unbeugsamem Willen eure deutschen Tugenden gegen fremde Einflüsse, denn es bedeutet wieder

unversiegbares Leid für euch, wenn sie euch genommen oder als hindernd für euch dargestellt werden. Kein anderes Volk der Erde besitzt so den Sinn für sittliche Größe und Reinheit wie das germanische, dessen seid stets eingedenk. — Schafft euch ein Heim, dem ähnlich, das ihr hier verließet, und erinnert euch am Feierabend der Jugendspiele auf den Wiesen und der Wanderungen durch Wälder und über Heiden. Malt Kindern und Enkeln aus diesen Erinnerungen eine deutsche Welt voll der Sehnsucht und Liebe für die in uns liegende Art des Schauens und Schaffens. Damit, wenn sie einst heimkehren in das ihnen verheißene Land, sie nur Vertrautes empfängt und sie ihren Fuß auf Heimaterde setzen. Wir werden sie wohl nicht mehr leiten können durch unser zu alter Größe und Macht erstandenes Reich. Doch von den Sternen grüßen wir in Treue die heimgefundenen Wanderer.

Verdeutschung des Religionsunterrichtes.

Von F. Andersen, Hauptpastor in Flensburg.

Religion ist nach Adolf Bartels die feinste Blüte des Volkstums. Ist das richtig, so dürfen alle Deutschen, die nach den Erlebnissen des Weltkrieges erst recht zur Vaterlandsliebe erweckt worden sind, auf keinen Fall an der Frage vorübergehn, wie diese feinste Blüte fortan auf sorgsamste Weise zu pflegen sein wird.

In allen Fragen des deutschen Volkstums haben wir hoffentlich von jetzt an geschärfte Sinne bekommen. In den Fragen der Religion muß es erst recht so sein. Und nicht etwa nur jedes Ehepaar, das Kinder hat, nicht nur jeder Erzieher, den sein Beruf auf den Unterricht hinweist, sondern jeder gesund fühlende deutsche Volksfreund, der auf eine bessere Zukunft hofft, muß sich lebhaft beteiligt fühlen an der Art, wie unsere deutsche Jugend auch gerade religiös beeinflußt wird.

Die Losung kann hier nur lauten, daß der Religionsunterricht fortan ausgesprochen deutsch sein muß. Und da er das bisher noch nicht war, so muß er verdeutscht werden.

Aber in welchem Sinne? — Eine deutsche Religion gibt es nicht. Es gibt wohl eine deutsche Religiosität, aber nur eine deutsche Religion, welche der Vergangenheit angehört.

Wir kennen deutsche Kreise, welche diese altgermanische Religion aus der Versenkung hervorholen und für die Gegenwart wieder lebenskräftig machen möchten. Wir haben alle Achtung vor solchen ehrlichen Versuchen. Aber sie sind vollkommen aussichtslos. Sie erinnern an die vergeblichen Bemühungen des

romantischen Kaisers Julian, das längst verstorbene und überwundene Heidentum wieder zum Leben zu bringen. Wir haben kein Beispiel in der Geschichte, daß eine verschwundene Religion wieder künstlich lebendig gemacht worden ist. Was vergangen ist, kehrt nicht wieder. Das Rad der Geschichte läßt sich auf keine Weise zurückdrehen. Zu allerlei romantischen Sprüngen und Spielereien haben wir Deutschen heute keine Zeit, geschweige auf religiösem Gebiet. Dazu ist die Sache viel zu wichtig, und die Zeit zu ernst. „Im Zweifel sind die Einrichtungen von gestern die besten".

Wir haben Gottlob! eine ganz bestimmte Religion in unserem Volke, und das ist die christliche. Über ein Jahrtausend hat sie unserem Volke gute Dienste geleistet. Wir verdanken ihr die besten sittlichen Einflüsse. Sie sitzt auch fest in den Herzen unserer soliden und bodenständigen Bevölkerung. Sie vergoldet das Einerlei des täglichen Lebens von der Wiege bis zum Grabe mit Himmelstrost. Sie hebt das mühevolle Dasein auf höhere Stufe und öffnet den Blick in die ewige Geisteswelt. Sie regt uns an zu kräftiger Bruderliebe und immer wieder neuen Verbesserungen auf sozialem Gebiete. Man müßte alle Kreuze aus der Erde reißen und alle unsere herrlichen Kirchen abbrechen, wenn man wieder zurückgreifen müßte auf die alten Göttervorstellungen unserer Vorfahren.

Man vergesse aber auch nicht, daß die Kirchen vielfach genau auf denselben heiligen Orten stehen, wo schon diese Altvorderen die Gottheit suchten und ahnten. Es sind gleichsam geistige Werte der Vorzeit mit in ihre Mauern hineingebaut worden.

So oft ich durch unsere schleswigsche, schon vom nordischen Hauche berührte und doch dabei echt deutsche Heimat mit ihren Hünengräbern und trotzigen Gotteshäusern gefahren bin, dann fühlte ich mich immer durchdrungen vom Verständnis für die naive und doch so tiefe Frömmigkeit unserer Vorzeit. Unsere Kirchdörfer tragen in ihren topographischen Bezeichnungen noch oft die deutlichen Spuren der alten Götternamen Baldur, Freia, Wodan und Tor. Ein Gotteshaus steht mir besonders lebhaft vor Augen droben an der Föhrde von Hadersleben. Es liegt noch heute an dem heiligen Bach, von dem es seinen Namen hat, und über dem die Häupter uralter Buchen rauschen. Unmittelbar daneben auf einem Hügel das Kirchlein. Nicht weit davon der stattliche, einsame Pfarrhof. Dort saß wohl auch schon in Vorzeiten der „Gode", der Priester, an den auch sonst im Lande noch zahlreiche Ortsnamen wie Guderup, Gottorp u. a. erinnern. Es gehört wenig Phantasie dazu, dann sieht man noch heute die kräftigen Gestalten der blonden Vorfahren zwischen den silbergrauen Stämmen hindurchschreiten und ihre Weihegeschenke bringen, die sie auf ihren Wikingerzügen geholt hatten.

Aber soll man trauern über diese versunkene Welt? — Trauern darf man gewiß darüber, daß unser Volk von solchen Erinnerungen so wenig weiß und

lernt, und so pietätlos geworden ist, daß es seine Hünengräber zu Chausseebauten auseinanderzerrt und damit das Andenken der Väter schändet. Aber was jene alte Religion angeht, so haben unsere Vorfahren selbst das rechte Wort gesprochen, indem sie die Überlegenheit und Reinheit des Christentums anerkannten und freudig dem neuen „Heliant" zujauchzten. Die Entstehung dieses herrlichen Gedichtes nur etwa ein halbes Jahrhundert, nachdem Karl der Große die blutige Gewalttat an den 4500 edlen Sachsen bei Verden vollzogen hatte, beweist es am besten, wie sehr und wie bald schon die Gestalt des Heilandes den frommen Germanen und Nordländern das Herz abgewonnen hatte.

Nein, es handelt sich nicht um die Gründung einer neuen oder Wiederherstellung einer alten Religion — Gott bewahre uns vor solchen Experimenten! —, sondern es handelt sich um die Nutzbarmachung dessen, was wir haben, und das ist das immer neue, starke und lebenskräftige Christentum, — vorausgesetzt, daß es wirklich Christentum ist.

Aber gerade auf diesem Punkte liegt der verhängnisvolle Schaden unserer Zeit. Es ist ein uralter, schon von Luther durchgesetzter und seitdem allgemein anerkannter Grundsatz unseres evangelischen Christentums, daß letzteres in reiner Form gelehrt werden müsse. In der Erfüllung dieser Forderung sind wir noch weit zurück.

Werfen wir, um das zu erkennen, zunächst einmal, ehe wir auf die Schule kommen, einen Blick auf die Kirche, wie sie noch heute ist. Die Kirche erscheint bei genauerem Zusehen eigentlich als eine Anstalt zur Verbreitung des Judentums. Ihre Diener hätten es so leicht, eine klare und bewußte Stellung im neutestamentlichen Evangelium zu nehmen, denn schon der Name „Christentum" müßte ihnen nahelegen, wie ihr Vorgänger Paulus und dessen Mitapostel vor allen Dingen Christus vor die Augen ihrer Zuhörer zu malen und in das Licht seiner Wahrheit alle zeitlichen, völkischen und irdischen Verhältnisse zu stellen. Christus ist doch eben das Christentum. Das ist im Prinzip auch selbst im Mittelalter anerkannt gewesen. Die sogenannten „Perikopen" d. h. ausgewählte Abschnitte für Predigttexte, die angeblich aus der Zeit Karls des Großen stammen, behandeln ganz ausschließlich nur Stücke aus den vier Evangelien und aus den Episteln, also aus dem Neuen Testament. Damit ist der Grundsatz ausgesprochen, daß die christliche Predigt nur aus dieser Quelle zu schöpfen hat. Statt dessen greifen viele Prediger noch immer mit Vorliebe zu alttestamentlich-jüdischen Texten.

Einige Beispiele mögen dies klar machen.

Bei der Wiederkehr des Kriegsanfangs (1. Aug. 1915) fanden hier in Flensburg sechs Gottesdienste statt. Bei diesen waren die betreffenden Predigten angeschlossen in fünf Fällen an lauter alttestamentliche Stellen, nämlich aus den Büchern Moses dreimal, aus Jesaja und 1. Samuelis je einmal, und nur

in einem einzigen Fall an eine neuteſtamentliche. Und wie oft mögen im Laufe des Krieges die „Klagelieder Jeremiae" vor dem Altar verleſen ſein, wo die Herzen nach evangeliſcher Kraft aus der Höhe und Anſporn zu deutſcher Tat verlangten!

Im Jahre 1913 hatte zum Andenken an die Erhebungszeit der Freiheitskriege die Kirchenbehörde in Berlin nur vier altteſtamentliche Texte angeordnet, als ob deutſches Kriegertum erſt von dem ausgeſprochen unmilitäriſchen Handelsvolk der Juden die rechte Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu lernen habe.

Als 1906 in Dänemark der dortige König Chriſtian IX. geſtorben war, predigte der däniſche Hofbiſchof über das Wort: „David ſtarb alt und lebensſatt." Gerade dies Beiſpiel zeigt gleichzeitig, wie ſo viele Prediger ſich aus Bequemlichkeit zu ſolchen platten und nichtsſagenden Gemeinplätzen namentlich bei Beerdigungen und anderen Amtshandlungen verlieren können, wo ſie die allerdings viel ſchwerere Aufgabe hätten, aus dem Schatze des Neuen Teſtamentes heraus die paſſenden evangeliſchen Wahrheiten in die Herzen ihrer Zuhörer zu bringen.

Wenn ſolches in lutheriſchen Ländern geſchieht, was iſt dann etwa von dem verjudeten England oder Amerika zu erwarten, wo nach einer Angabe von Dr. Peters das erſte Buch Moſis der eigentliche Mittelpunkt iſt, um den das ganze religiöſe Leben ſich dreht?

Aber bleiben wir nur bei unſeren deutſchen kirchlichen Verhältniſſen ſtehen. Ein Gymnaſialprofeſſor, der in einer allerdings mehr reformierten Gegend ſeine Jugend verlebt hat, erzählte mir noch vor kurzem, er könne ſich trotz ſeiner häufigen Beſuche des evangeliſchen Gottesdienſtes nicht erinnern, jemals eine Predigt anders als über altteſtamentliche Worte gehört zu haben. Ein Herr aus Hamburg brachte mir gleichfalls ſein Befremden zum Ausdruck, daß er bei ſeinem Beſuch des Gottesdienſtes am letzten Pfingſtfeſt vom Altar aus mit den Worten begrüßt ſei: „Höre Israel uſw." Unſere Liturgien überhaupt wimmeln förmlich von jüdiſchen Sprüchen und Redewendungen. In den ſogenannten Kindergottesdienſten iſt es eine verbreitete Sitte, daß die ganzen altteſtamentlichen Geſchichten von Adam bis Esra durchgenommen werden, womöglich Jahr für Jahr. Ich ſelbſt habe noch vor Jahren alte Paſtoren gekannt, die auf die Frage, wie weit ſie den Lehrſtoff des Konfirmandenunterrichtes erledigten, mit einem gewiſſen Stolz auf ihre Gründlichkeit erwiderten: ſie ſeien froh, wenn ſie „höchſtens die zehn Gebote" zu Ende brächten.

Die Frage taucht hier von ſelber auf: Iſt das eigentlich Chriſtentum, was nach ſolcher Praxis in der Kirche gelehrt wird? — Man ſieht nun wohl, daß das Thema „Verdeutſchung des Religionsunterrichtes" wahrlich nicht an den Haaren herbeigezogen iſt. Nein, es brennt uns nachgerade auf der Seele, und zwar ebenſo ſehr um des Chriſtentums als um unſeres Deutſchtums willen.

Es wird alles nichts nützen, was man zur Besserung dieser Sache versucht, wenn man nicht eine ganz bewußt—ablehnende Stellung gegenüber dem sogenannten Alten Testament einnimmt.

An bewußter Ablehnung gegenüber dem Judentum fehlt es in deutsch-völkischen und vaterländisch-gesinnten Kreisen Gottlob! nicht. Nein, ganz offenbar wird infolge der drohenden jüdischen Alleinherrschaft über das deutsche Volk diese Ablehnung schärfer und allgemeiner. Aber die Stellung zum Alten Testament ist für gewöhnlich davon noch nicht berührt. Denn die alte bekannte Amme, die Gewohnheit, ohne Schillers Poesie ausgedrückt: der Schlendrian haben von jeher ihre sicherste Bewahrung auf dem Boden der Religion. Was einem da eingebläut ist in der Jugend, das sitzt gewöhnlich fest für das ganze Leben. Aus lauter Pietät hütet man sich, die Spinnweben vergangener Anschauungen anzutasten. Wenn man auch sonst für geistiges Fortschreiten ist, in der Kirche muß doch nach allgemeiner Anschauung womöglich alles bleiben, wie es zu Vaters und Großvaters Zeiten war.

Als ganz und gar verfehlt muß man heute vor allem die Meinung ansehen, daß das Christentum seinem Wesen nach ein Erzeugnis jüdisch-semitischen Geistes ist. Es wird diese Meinung gegenwärtig noch in doppelter Weise vertreten. Auf der einen Seite von der altkirchlichen Überlieferung, wonach die Juden das „auserwählte Volk Gottes" sein sollen, das als schönste Blüte seines Volkstums in der „Fülle der Zeiten" den Heiland der Welt hervorgebracht habe. Auf der anderen Seite (die Extreme berühren sich!) aber auch von den Vertretern der sogenannten germanischen Religion, welche eben aus demselben Grunde das Christentum mit dem Judentum über Bord werfen wollen.

Hierüber sagt der bekannte Frankfurter Pfarrer Julius Werner sehr schön in einem Artikel der Deutschen Tageszeitung vom 31. Aug. d. Js. folgendes:

„Die neuesten Kritiker, die einseitig und mit völlig abweisender Gebärde gegen das Christentum auf dessen angeblich jüdischen Geistesgehalt hinweisen, machen sich wohl nicht klar, daß sie damit nur Wasser auf die Mühlen des Judentums leiten. Denn nichts stärkt so sehr die Stellung und Macht des Judentums unter gleichzeitiger Schwächung der christlichen Religion, als die irrige Annahme von der semitischen Urheberschaft des Christentums. — — — Wenn Christus und die Apostel in ihrer Lehrverkündigung auf das Alte Testament zurückgreifen, so beweist das nichts für den angeblichen semitischen Ideengehalt des Christentums. Selbst dann nicht, wenn die religionsgeschichtliche Forschung die gelegentliche Abhängigkeit neutestamentlicher Ausdrücke von gewissen Vorstellungen, wie sie damals dem geistigen Orient gemeinsam waren, einwandfrei feststellen sollte. Solche äußeren Anlehnungen erleichterten nur die Einführung des Christentums in die damalige Bildungswelt und geben gewissermaßen gedankenmäßige Stützpunkte. Die Hauptsache war und bleibt doch die von der

gelegentlichen Einkleidung in überkommene Wort- und Vorstellungsformen unabhängige Wahrheit, daß Christus die ewige und unmittelbar göttliche Quelle des Heils ist, und daß alles zeitliche Geschehen ihm dienen muß."

Dies alles, was hier gesagt ist, unterschreibe ich mit vollster Zustimmung. Es ist das, was vor hundert Jahren schon von Kant und Schleiermacher mit voller Deutlichkeit betont worden ist. Aber wenn dann von Jul. Werner weiter behauptet wird und zwar mit ausdrücklicher Berufung auf den „Universalismus" der jüdischen Propheten, daß auch „das Alte Testament seinem religiösen Gehalte nach gar nicht als Ergebnis des jüdischen Volksgeistes angesehen werden" könne, so sehe ich in dieser Behauptung dieselbe verhängnisvolle Verkennung des Tatbestandes, wie sie uns auch sonst in der altkirchlichen Überlieferung begegnet. Man nehme z. B. den allerbesten der jüdischen Propheten, den Verfasser von Jesaja 40—66, dessen Namen wir nicht kennen, und lese ihn aufmerksam durch. Man wird finden: auch er ist auf Schritt und Tritt von demselben Hochmut beseelt wie alle seine Kollegen (den fanatischen Kopfabschneider Elias nicht ausgeschlossen!). Ich erinnere nur an die groteske, aber gewiß ehrlich gemeinte „Weisſagung" Kap. 49, 23, wonach Könige und Fürstinnen vor den Juden „niederfallen und den Staub ihrer Füße lecken" sollen. Das ist der Anspruch, der gleichmäßig alle Schriften der jüdischen Literatur von den ersten Verfassern derselben bis zu den letzten Talmudrabbinen hin durchzieht. Gewiß hat solch ein Anspruch mit wirklicher Religion nach unseren geläuterten Begriffen nichts zu tun, aber in der jüdischen Religion bildet er gleichsam den Hauptnerv und die Axe des Ganzen.

Nein, es hilft hier zur Besserung unserer bisherigen Zustände nur der scharfe Schnitt zwischen Christentum und Judentum. Es sind zwei religiöse Welten, die ihrem inneren Wesen nach himmelweit auseinanderklaffen, trotz der Entstehung des Christentums auf dem Boden Palästinas. Man versteht es nun wohl, daß der geniale H. St. Chamberlain diesen Gegensatz auch durch Verschiedenheit der Rasse zu erklären gesucht hat, sofern er Jesus zu einem Abkömmling arischen Blutes gemacht hat. Gewiß ist das eine sehr interessante ethnographische Frage, die noch der Beantwortung harrt. Aber, da sie rein geschichtlich ist, geht sie uns in diesem Zusammenhang nur beiläufig an. Wir halten uns einfach auf religiösem Gebiet und machen hier mit aller Schärfe den Schnitt zwischen Christentum und Judentum, der vor allem anderen gefordert werden muß, wenn wir zu einer Verdeutschung des Religionsunterrichts kommen sollen. Hier muß man so rücksichtslos wie nur möglich verfahren. Das Alte Testament hat gewiß auch manche Schönheiten, besonders poetische. Nun gut, die mögen der Weltliteratur vorbehalten bleiben. Für den deutsch-völkischen Standpunkt kommt außerdem die jüdische Literatur in Betracht als ein höchst wertvolles Dokument, aus dem wir den jüdischen Geist,

der sich darin mit seinen Ansprüchen und Eigenschaften gleichsam selbst photographiert hat, noch heute studieren können. Aber als Religionsbuch gehört doch das Alte Testament weder in die Kirche noch in die Schule hinein.

Dieser jüdische Geist stellt nun sich nach obigen Selbstzeugnissen dar als ein dreistes Attentat auf die übrige Menschheit. Es liegt begründet in der naiven Einbildung, daß die Juden als „auserwähltes Volk" selbstverständliche Vorrechte vor allen anderen Menschen haben. Ja, diese Menschen werden nach dem Talmud so viel wie Tiere, nach dem IV. Esrabuch sogar wie „ein Speichel" geachtet. Um das Vorwärtskommen von Israel dreht sich allein die ganze Weltgeschichte. Und wir wundern uns nun nicht, daß dies Vorwärtskommen mit den verwerflichsten Mitteln erstrebt wird. Wie der schlaue Jakob jedermann zu überlisten weiß, wie der ehrgeizige Joseph sich bis in die höchsten Stellen zu drängen versteht, so gilt es als selbstverständliches Recht, alle anderen Völker der Erde auszubeuten. Wenn aber diese sich das nicht gefallen lassen und in gesunder Reaktion gegen die Übergriffe der Juden sich wehren, dann kommen diese sich vor wie die verfolgte Unschuld und ergehen sich in wilden Verwünschungen und Rachegedanken. Daher ist die Weltgeschichte voll von beständigen Konflikten mit dem Judentum, von der Austreibung desselben aus Ägypten bis zum heutigen „Antisemitismus". Wodurch aber das Judentum innerlich zusammengehalten wird, das ist seine sorgfältig bewahrte Blutsgemeinschaft, welche wiederum sich gründet auf den engsten Zusammenhang mit dem ausgesprochenen Rassegott Jahwe, der sozusagen die geheime Kraft und die Personifikation des jüdischen Geistes ist. Goethes Wort wird hier zur vollen Wahrheit: „Wie einer ist, so ist sein Gott". Daher ist auch die Religion dem Juden ein Geschäft, eine Art von Handelskontrakt, nach dem er selber freilich verpflichtet ist, zum Besten seines klettenartig zusammenhängenden Volkes die strengsten Vorschriften innezuhalten, dafür aber von seiten Jahwes auch Reichtum, langes Leben und vor allem die Weltherrschaft über alle anderen Völker fest zugesichert erhält.

Man macht sich gewöhnlich nicht klar, daß die Erlangung dieser Weltherrschaft schon in der letzten Zeit vor Christo auf dem besten Wege war, sofern die Juden als Kapitalisten im ganzen römischen Reiche die unbestrittene Geldmacht in Händen und auch durch geschickte Proselytenmacherei schon ihren Volksbestand bedeutend vermehrt hatten. Rom aber unterbrach diese Entwickelung, indem es noch rechtzeitig seine Konkurrentin Jerusalem niederschlug. Noch gefährlicher wurde aber dann der innere Gegner des Judentums, die neue Religion, die auf seinem Boden sich freilich entwickelte, aber derartig wesensverschieden war, daß das Judentum den Stifter sofort an das Kreuz schlug. Dadurch, daß aber trotzdem das Christentum siegte und das Judentum überflügelte, fühlte sich dieses nun gleichsam in die Ecke gedrängt und vor der

Weltgeschichte an den Pranger gestellt. Ein unauslöschlicher Haß, ja ein Kampf auf Leben und Tod mußte auf Seiten des Judentums die Folge sein. Bei allem fortgesetzten Streben, den verlorenen Einfluß neu wieder zu gewinnen, bei den von ihm im Geheimen veranlaßten Christenverfolgungen der alten Zeit wie den Revolutionen der neuesten Gegenwart, bei dem geschickten Gelderwerb wie der stillen Untergrabung jedes andern Volkstums durch Politik und geheime Verbände, durch Presse und sonstige Beherrschung des geistigen Lebens, verfolgt es unentwegt ebenso sehr sein Ziel, das Christentum aus dem öffentlichen Leben zu drängen und zu mißkreditieren als zugleich seine alten Ideale zu verwirklichen, wonach es die Aufgabe hat, alle „Völker zu fressen".

Demgegenüber kann garnicht genug betont werden, daß das Christentum als durchaus selbständige Religion sich zum Judentum verhält wie das Feuer zum Wasser. Ist das Judentum ein ausgesprochen egoistischer Materialismus, so zeigt sich hier der höchste Idealismus der Selbsthingabe; dort finden wir reine Diesseitigkeit, hier Jenseitigkeit; dort als Ideal das Herrschen und Ausbeuten, hier das Dienen und Helfen; dort die Nächstenliebe beschränkt auf die Juden, während jeder Nichtjude gehaßt werden soll, hier die Feindesliebe nach Matth. 5, 43. Überhaupt ist gerade die Bergpredigt voll von den stärksten sachlichen Einsprüchen Jesu gegen das Judentum. Ebenso bekämpft er den Mammonsdienst, die Proselytenmacherei und die Sucht nach Weltherrschaft. Im jüdischen Messiasglauben sieht er seine schwerste Versuchung. Der Name Jahwe kommt weder im Munde Jesu noch im ganzen übrigen Neuen Testamente vor.

Man sollte meinen, daß für diese starken Gegensätze die christliche Kirche ein Gefühl hätte haben müssen. Aber sie hat sich täuschen lassen durch den zuerst notgedrungenen Vorteil, in der alten Welt von vornherein als Buchreligion auftreten zu können. Nachher hat die Macht der Überlieferung sie abgehalten, das Alte Testament rechtzeitig wieder auszuscheiden, als sie ihre eigenen Schriften hatte. Statt dessen hat sie das Alte Testament zu verchristlichen d. h. zu vergewaltigen versucht. Aber es blieb darum doch, was es war. Die jüdischen Ideen wirkten im stillen. Das ganze römische Papsttum ist nur ein Abklatsch der jüdischen Theokratie. Und auch auf evangelischem Boden ist der jüdische Sauerteig an zahlreichen Trübungen des christlichen Geistes zu spüren. Die Kirche kämpft wie mit gebrochenem Schwerte gegen den schlimmsten Feind der Menschheit. Ja, sie hat diesen Feind sozusagen ins eigene Lager gelassen und daher heimlich im Rücken.

Wir alle wissen vom Ausgang des letzten Weltkrieges her, was das bedeutet. (Schluß folgt.)

Sixt von Staufen.

Von Wilhelm Kotzde.

(Schluß.)

Wir wenden uns dem Rotweiler Altar zu, über den uns jeder urkundliche Beleg fehlt, von dem man nicht sagen kann, ob er vor oder nach dem Breisacher Altar, für den das Datum 1526 überliefert ist, entstanden ist. Ist der Breisacher Altar wirklich 1526 vollendet worden, also zwei Jahre nach dem Schutzmantelaltar, so bleibt für den Rotweiler Altar keine Zeit dazwischen. Das starke Mitschwingen von Renaissanceelementen im Rotweiler Altar, das im Breisacher schon wieder sichtlich abklingt, läßt dagegen annehmen, daß man jenen dem Schutzmantelaltar zeitlich näherzustellen hat. Dazu wirkt der Breisacher Altar als Fortbildung und letzte Auswirkung eines Formgedankens, der in den früheren Werken des Meisters schon anklingt und im Rotweiler Altar zum ersten Male deutlich ausgeprägt ist, eben die wilde Phantastik in allen Formen, dazu eine seelische Bewegtheit, wie sie nur bei Grünewald und den unbekannten Meistern der aufgehenden Gotik so stark ausgeprägt ist.

Ich habe den Rotweiler Altar nur auseinandergenommen in der Werkstatt des Bildhauers Mezger in Überlingen gesehen, wo er neu hergerichtet werden soll. In den vergangenen Jahrzehnten der Denkmalspflege hat man dieses ebenso großartige wie kunstgeschichtlich bedeutsame Werk ganz vermorschen und zerfallen lassen. Nur der Mittelschrein mit seinen Figuren ist infolge eines früheren Ölfarbenauftrags, der allerdings unerträglich roh wirkt, besser erhalten geblieben. Nach der Bekundung des Herrn Mezger kann der Altar nicht ursprünglich für die Dorfkirche in Niederrotweil (nördlich von Breisach, zwischen Rhein und Kaiserstuhl) bestimmt gewesen sein, da er gar nicht für die Maße des Chores paßt. Beim Auseinandernehmen für die Überführung nach Überlingen erkannte Herr Mezger auch, daß der Altar schon früher einmal zum gleichen Zweck zerlegt wurde, wahrscheinlich doch, als er von seinem ersten Aufstellungsort nach Niederrotweil gebracht wurde.

Wer nun vor den Mittelschrein tritt, muß sich die dicke Farbschicht wegdenken können, um das Werk in seinem ganzen Wert zu erkennen. Vielleicht wird er von dieser Formenwelt zuerst so verwirrt sein, daß er sie gar nicht zu erfassen vermag. Wartet er aber, bis der gesamte Eindruck sich in ihm klärt, so wird er sich aufs Tiefste ergriffen fühlen. Es ist die Krönung der Maria dargestellt, sichtlich an denselben Vorwurf des Hans Baldung Grien auf dem Hochaltar des Freiburger Münsters angelehnt und doch wieder zu freiem Eigentum des Meisters geworden, dessen Natur zu stark war, als daß sie sich in einer Nachahmung hätte verlieren können. Gottvater und Christus erheben die Krone hoch über dem Haupte der demütig sich neigenden Maria. Ergreifend ist das Lächeln des Verklärten in dem Antlitz Christi, der ganz weltabgewandt ist, man möchte

sagen, der ins Göttliche gesteigerte Mönch, ganz voll unirdischer Glut. Er ist nicht König, das ist Gottvater ihm gegenüber, der ist König und Weltenrichter, voller Güte, Hoheit und Strenge, wie er der Gottesmagd die Krone reicht, alles durchdringt sich und wird zu Einem in ihm. Maria ist das zarte, ins Letzte verfeinerte, ganz der Seele hingegebene, aber mit ihren Sorgen und Freuden doch der Welt gehörende Weib, das auch hier an Gottes Thron noch Mutter bleiben wird. Links und rechts von der Krönungsszene sieht man im Schrein noch die Figuren des Erzengels Michael und des Täufers, man möchte sagen, eingeklemmt. Man hat das Gefühl, als sei der erste Entwurf breiter gewesen und der Meister habe ihn mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum zusammenschieben müssen. Wenn man das Können des Meisters bewundern will, muß man sehen, wie das Gefieder aus den Armen des drachentötenden Erzengels hervorwächst, wie organisch das ist. Und der Drache ist ein phantastisches Sammelsurium von Formen, die aber doch endlich einen wirklichen Drachen ergeben. Erschütternd ist der Schmerzensausdruck des Täufers; Schaf und Ochs sind lebensvoll, bei letzterem ist die Form fast bis zum Skelett durchgearbeitet.

Die Krönung geschieht auf Wolken wie bei dem Breisacher Werk; alles schwebt darin. Man erkennt das Kind des Gebirges im Meister. Man möchte meinen, man sähe ihn auf dem heimatlichen Belchen stehen und die Wolken legten sich zum Kranz um den Fuß des Berges. Im Gewölk schwirrt es von Putten. Man schüttelt den Kopf, wenn man etwa das Engelchen ganz rechts unter Gottvater sieht, wie da die Arme ganz unorganisch hinter dem Kopf vorkommen und doch wohl eingefügt sind, da ist der wirkliche Humor, der sich aus Gegensätzen formt.

Meisterhaft sind die Halbfiguren im Staffelbild, der Predella. Was schon bei der Beterschaft des Schutzmantelalters auffiel, die außerordentliche Beobachtungskraft ihres Schöpfers, das wiederholt sich hier; eine Fülle von Charakteren tritt uns hier entgegen. Ein vollkommen freies Schaffen blieb den Meistern der Gotik versagt, nur in kirchlichen Aufträgen konnten sie sich ausleben; so mußten sie in diesen sagen, was sie zu sagen hatten, und was sich einmal in ihrem Innern gespiegelt hatte, das wollte wieder heraus. So mußten hier die zwölf Apostel herhalten, in denen ebenso viele Möglichkeiten menschlichen Charakters sich verkörpern. Rechts von Christus im Hintergrund der Satte, Dicke schaut scharf in die Welt, er hat große, in der Selbstsucht gegründete Willenskraft. Links im Hintergrund neben Christus sehen wir den glücklich Hingegebenen, dessen Leidensfalte unter dem Jochbogen quer in die Wange hinein von schwerer Vergangenheit spricht. Der letzte links in der Reihe ist der Beschränkte, unbedingt Glaubende und sich darin Dünkende. Aus dem Gesicht des Mittleren spricht Güte, aber auch verschmitzte Klugheit. Den Mittleren rechts kennzeichnet schrankenlose Hingabe, die zur Verzücktheit wird. Der letzte rechts zeigt ein verfallenes

Greisengesicht. Wir greifen noch einige aus der vorderen Reihe heraus: Der erste rechts ist ein vielerfahrener, schon von Haus aus guter Kriegsmann, der nun auch noch glaubt. Am Mittleren fällt uns die etwas gesalbte Frömmigkeit auf. Das wild umbuschte Haupt des letzten rechts läßt uns Schweres ahnen. Christus ist hier derselbe wie in der Krönung, doch noch nicht verklärt, noch leidensvoll auf der Erde festgehalten.

Die Flügelbilder sind Reliefs, die zum Eigenartigsten und Bedeutendsten der gotischen Schnitzkunst gehören. Leider sind sie besonders stark zerstört. Aus starker Phantasie gequollenes Fratzenzeug sehen wir da. Das Kind der Lust hat einen schweren Hieb durch die Stirn vom Schlachtbeil des Engels, der schiefe Mund verrät den Schmerzenszug des bösen Buben ganz trefflich. Vorzüglich ist auch der Wildschweinskopf mit Hauer und Gehörn gegeben, es ist eine wahrhafte Teufelswelt, die da von den Engeln niedergekämpft wird. Der gekrönte Engel in der Mitte zeigt deutlich den Abscheu vor dem Gezücht. Gottvater der Weltenrichter thront über dem Kampf wie Walvater. Auch hier sehen wir um die Beine des Erzengels die für Sirt so bezeichnenden zusammengerafften Falten. Darüber ist in Renaissanceumgebung die Enthauptung des Täufers dargestellt. Da ist jene Welt in ihren Orgien, die unten von heiligem Zorn vernichtet wird. Der vertierte Henker, das perverse Lächeln der Salome, sie beherrschen die Szene. Im Hintergrund die fordernde Salome, deren Gekränktheit im Fall der Ablehnung vorweg erkennbar ist, das führt schon zum Gipfel der Meisterschaft, der in der tanzenden Salome erreicht ist. Diese Verzücktheit des Gesichtes beim Tanz, vor allem aber diese Bewegung des Leibes, wo ist das wieder erreicht! Sirt erhebt sich zu unseren größten Meistern! Und wie tief sah er in die Seele des Weibes! Wie sprangen ihm die Quellen auf!

Ganz wild ist auch der andere Flügel. Der Erzengel mit der Wage hat dem stürzenden Teufel den Leib in der rechten Weiche aufgehauen, das Eingeweide hängt lang heraus und bricht auf, daraus entsteigt wieder ein Teufel, der wohl begreift, daß es mit aller Satansmacht zu Ende geht. Der große Teufel mit dem furchtbaren Rüssel schreit in bangem Entsetzen auf. Sein langer Schwanz umwickelt noch den Engel. Die ganze Welt des Mittelalters steigt hier auf, das so hart um die Rätsel von Gut und Böse gerungen hat.

Auf demselben Flügel sehen wir die Taufe Jesu. Über dem Heiland schweben Gottvater und die Taube, die einen ausgesprochenen in die göttliche Welt gehenden Ausdruck erhalten hat. Jesus steht in Leidbereitschaft um seiner Sendung willen da. Von den Putten sind verschiedene besonders bemerkenswert, so der begierig schauende Engel ganz links oben und der mit dem tief eingezogenen Mund, schräg rechts über der Taube, der dadurch so seltsam alt erscheint.

Der Breisacher Hochaltar macht einen mächtigen überwältigenden Eindruck. Man fühlt sofort, daß man vor etwas Großes tritt. Bis zum Jahre 1838

war er ungefaßt. Auch er stellt die Krönung der Maria dar und schließt sich ebenfalls an das Vorbild des Freiburger Hochaltars von Hans Baldung an, löst sich aber von diesem in den Einzelheiten schon stärker als das Rotweiler Werk. So ist der Harfe spielende Engel über dem Haupte Gottvaters vom Rotweiler Altar hier nicht mehr zu finden. Der Mantel bekleidet Christus nicht mehr und wird nicht durch eine edelsteingeschmückte Schließe gehalten, sondern er umschwebt den Gottsohn und wird durch ein doppeltes Strick um die nackte Brust gebunden, damit er nicht in den Weltenraum entflattert. Diese stärkere Entfernung vom Vorbild deutet wie manches andere auf eine spätere Entstehung des Breisacher Werkes hin. Es mutet doch wie die Krönung des Lebenswerkes Sixt Gumpps an. Vor allem ist hier, was im Rotweiler Altar schon durchbrach, zu mächtigstem Klange angeschwollen: das in wildem Spiele Bewegte, die unerhörte Phantastik ist der führende Ton des Werkes, während es im Anna-Altar erst leise mitklang. Das Gewand ist hier nicht mehr Bekleidung, ihrer bedürfen die in göttlichen Sphären schwebenden Gestalten auch nicht mehr, es ist ganz in Falten und Wellen aufgelöst, es ist nichts als Schmuck und Zier; es geht ganz in die Wolken über, in denen die Putten sich übermütig schwingen, ganz wie schon im Gewande selber. Aber auch das Haar steht schon nicht mehr unter dem Gesetz der Schwere, das in den Höhen Gottes aufgehoben ist, keine Winde verwehen es, es schwebt auf und nieder, wie das Leben es von innen drängt. Man hat wohl gemeint, daß die spielende Leichtigkeit, mit welcher der Meister das Eisen führte, ihn zu einer Übersteigerung aller Bewegung geführt habe. Man muß aber wohl sagen, daß sie ihm seine Formenwelt, die aus dem Innern gequollen ist, ermöglicht hat. Gewiß, es ist hier ein letzter Endpunkt der Gotik, wir springen schon in einen Barock hinein, der nicht durch die Renaissance hindurchging, der Meister hat vielleicht auch die Formgesetze seines Kunstmittels durchbrochen; aber es ist alles doch ein Ausdruck des Seelischen, das den Meister beherrschte. Wo Gott ist, gibt es keine Schwere mehr, das war sein Erlebnis, welches er hier gestalten wollte. Darum auch der anscheinend so wirre Bart Gottvaters, der eigentlich doch nur Ausdruck gesteigerten Lebens ist. Wie stark dieses ist, davon befällt uns die Erkenntnis, wenn wir in das Antlitz Gottvaters schauen — ich habe den Atem verhalten, als ich es auf mich niederblicken sah, eine Ahnung Gottes geht uns davor auf und überwältigt uns. Christus erscheint mir hier königlicher als im Rotweiler Altar, das schwebend Hohe bricht in ihm durch, wie es bis in die Weltkugel über den Knieen Gottes geht. Der Meister hatte in seiner Phantastik wohl das Gefühl, durch die Entwicklung der Zeit, das Schwinden der Gotik, den Boden unter den Füßen zu verlieren; da lernte er über Wolken gehen und versank nicht.

Der Aufbau des Werkes ist groß und wuchtig; dadurch ist verhütet, daß das Ganze etwa verschwebt. Es zeigt eine berauschende Fülle, von der Predella

mit den vier ausgezeichnet charakterisierten Evangelisten an bis zum höchsten Gipfel. Von starker Kraft geformt sind auch die Heiligen über dem Schrein.

Außer diesen Altären sind noch eine Anzahl einzelner Figuren von der Hand des Meisters vorhanden. Münzel nennt die beiden Figuren Johannes des Täufers und des Evangelisten im Germanischen Museum in Nürnberg, die ich nicht gesehen habe; er setzt sie zeitlich in die Nähe des Rotweiler Altars. Bedeutend sind die Figuren der Heiligen Felix und Regula in Oberreute nördlich von Freiburg. Beide tragen als Symbol ihres Leidens das abgeschlagene Haupt in Händen. Vergleicht man dieses mit dem lebenden Antlitz, so wird man vor dem Ausdruck des Todes fast erschrecken. Das kommt schon nahe an die Kraft des Entsetzlichen bei Grünewald. Und der Unterschied in den Naturen von Mann und Frau: Felix faßt sein Haupt fest mit der Linken, Regula aber, die zarte Frau, muß schon zaghaft auch mit der Rechten zugreifen, weil die Linke allein dem Schrecklichen nicht gewachsen ist. — Eine erheblich ergänzte Madonna ist im Besitz des Bildhauers Dettlinger in Freiburg. Prachtvoll fraulich ist Maria hier, und das Christuskind des Meisters Sixt von anderen Werken, dieses liebliche, das Herz erfreuende Kind, welches Josef Dettlinger teilweise ergänzte, erkennt man sofort wieder. — Nur aus der Abbildung kenne ich die Madonna, welche der Maler Claer in Mülhausen in Elsaß besitzt. Das Kind, wieder ganz in Sixtscher Art, ist arg verstümmelt. Auch die Figur der Mutter hat gelitten. Das fraulich Mütterliche und zugleich jungfräulich Reine kommt so wundervoll zum Ausdruck, daß hier eine der schönsten Madonnen der deutschen Kunst geschaffen erscheint. Diese Figur muß zu einer größeren Gruppe gehört haben.

Alles in allem, wir haben in Sixt von Staufen einen Meister wiedergefunden, der in der Gotik noch jenseits vom jüngern Syrlin und Tilmann Riemenschneider steht, den wir kennen müssen, wenn wir den Ausklang der Gotik erfassen wollen, von dem die Entwicklung wohl nicht mehr weitergeführt hätte, der aber eine vollwertige und vollwichtige Kraft war, dessen Namen wir mit den Besten nennen müssen. Wir brauchen auch ihn, wenn wir den ganzen Glanz und die Herrlichkeit des deutschen Menschen erkennen wollen. An sie aber wollen wir glauben, wie trüb diese Zeit auch ist. Er hatte nicht den Trotz und die Schroffheit eines Grünewald, er war ein weicher Charakter; seine Phantasie aber trug ihn in unendliche Höhen, über den erstarrenden Strom hinweg, der zu seiner Zeit sich über Deutschland ergoß.

Siedelungsgeist und politische Kraft.

Von Wilhelm Schremmer-Breslau.

Unsere Vorväter, die im Mittelalter den weiten Osten besiedelten, hat nicht so sehr die Form und Art ihres praktischen Handelns zu den staunenswerten Erfolgen geführt als vielmehr der Geist, mit dem sie siedelten. Das bezeugt schon genugsam das Lied

> In Oostland will'n wi reiden,
> in Oostland will'n wi met,
> wohl öwer de gröne Heiden,
> da ist ein betere Stätt. . .

Welch frischer Mut, welch fröhliche, unverwüstbare Gesinnung klingen aus dem Liede! Auf den Geist wird es auch heute ankommen. Die besten Gesetze werden nicht recht vorwärts bringen, wenn der rechte Siedlungsgeist fehlt, und zwar soll das nicht heißen, daß dieser gerade nur bei den Regierungen und Ämtern sitzen muß, sondern der Geist ist entscheidend, mit dem das Volk siedelt.

Ich sprach vor einigen Wochen draußen in den Dörfern über den Siedelungsgedanken und merkte hier so recht, wie viele entschlossen sind, etwas zu wagen, wie sie bereit sind, alle Unbequemlichkeiten, Sorgen und Ängste auf sich zu nehmen, wenn sie nur eine eigene Scholle ergreifen können. Sie fürchten sich nicht vor dem Alleinsein, reden nicht von Kultur, schrecken nicht ab vor Sumpf und Einöde, sie wollen arbeiten und immer wieder arbeiten! Hier steckt der rechte Siedlungsgeist. Nun sollen um unserer Zukunft willen recht viele aus unsern überzahlreichen Großstädten das Land besiedeln, und hier müssen wir ganz offen bekennen, daß sehr viele nicht arbeiten wollen. Davon ziehe ich schon die ab, die nicht mehr arbeiten können. Mißmutig und verdrossen sehen sie hinaus aufs Land, sehen die Ackerscholle vor sich liegen und wenden sich lieber zu dem feiernden Straßenleben hin. Unter dem Aufwande von Riesensummen müssen Scharen von Arbeitslosen in den Großstädten erhalten werden. Ob die Riesensummen an dem Seelenzustand mit Schuld tragen, ist eine andere Frage. Es steht fest, daß es heute sehr schwer ist, Leute aus den Großstädten auf das Land zu schaffen, selbst bei der Voraussetzung, daß landwirtschaftliche Arbeit für viele sehr leicht zu lernen ist, weil sie einst schon vollbracht wurde. Der Arbeitsnachweis der Landwirtschaftskammer einer Großstadt sucht Tausende von landwirtschaftlichen Arbeitern zum Ernten. Die Arbeit ist sehr dringend, es werden vorzügliche Löhne, Nebenbezüge, gute Beköstigung gewährleistet. Von den vielen Tausenden der Arbeitslosen geht keiner hinaus aufs Land. Das Stadtleben ist bequemer. Wirkt hier nur die Ermüdung von vier Kriegsjahren? Das sind die einen. Von den andern muß auch geredet werden. Sie verwünschen die Großstädte als Gräberhöhlen, denen kein Gott helfen kann. Sie wollen siedeln und reden auch davon, daß man da von Grund auf anfangen müsse und nicht aufhören kann, wenn die Hände müde werden. Ihre Gesinnung aber ist nicht rein und stark. Sie verlangen schöne Häuschen, wunderprächtig mit allen neuzeitlichen Bequemlichkeiten ausgestattet, alle möglichst nahe an der Großstadt gelegen, damit die Bewohner im Zusammenhange mit der „großen Kultur" bleiben. Etwas Landarbeit wäre ihnen sehr lieb, so recht geeignet zur Grundlegung eines neuen Geistes, aber sie wollen nicht — versauern, verbauern. Mit solchen Gesellen ist dem Volke erst recht nicht geholfen, solche Gesinnung erobert keine Landstriche, und wäre sie etwa im Mittelalter herrschend gewesen, wäre das damalige Deutschtum keinen Schritt über seine einstigen Grenzen hinausgekommen.

Die echte Gesinnung fragt beim Besiedeln nicht nach Verbauerung, steht hart und herbe, fest und klar neben allem Kulturschwindel und allen Einbildungen. Sie will eine neue, gesunde Volkskultur erheben, das Ungewisse mit festem Willen ergreifen, das Mögliche erjagen. Alle, die im Mittelalter das alte Deutschland verließen, waren harte, fröhliche Gesellen. Hinaus in die Abenteuer, in das verschriene, kalte slavische Land, durchgeprobt bis ans Ende! Dieser Geist schuf allein das Große. Mit allen Bequemlichkeiten ist es da freilich zunächst aus. Weib und Kind muß heran an die Arbeit, aber die Gehöfte wachsen auf, der Wald wird gerodet, die Äcker dehnen sich, der Volkskörper sproßt über sich hinaus. Man bringt sich selbst, man bringt dem Volke Opfer, und mag man fern von den alten Kulturstätten sterben, es war nichts umsonst.

Die Saat geht auf, denn der Boden ist gelockert. Neue Geschlechter stehen bereit zur Arbeit.

Den echten Siedelungsgeist brauchen wir, und wir können es drehen und deuten, wie wir wollen: das Dorf stellt den Aufgang zur Höhe dar. Bekennen wir offen und ehrlich, daß unser Großstadtleben und eine lange Kriegszeit sehr viele entnervt hat. Neben diesen zwei hervorstechenden Gruppen stehen aber auch in den Städten stille, ernste Menschen, die jenen draußen auf dem Lande die Hand reichen können. Wenn wir sie nur recht zu greifen wissen! Mit alle denen, die nur am Rande der Großstadt siedeln wollen, ist nichts vollbracht, so löblich auch manchmal im kleinen ihr Wollen sein mag. Wir brauchen Menschen, die verbauern wollen, die trotz des Heimwehs die neue Zukunft gründen für Geschlechter. Ist dieser Geist vorhanden, kann es wohl kommen, daß sich zunächst Einzelne, dann ganze Gruppen hinausschieben in die Fremde und das Deutschtum durch ihre Taten verherrlichen. Doch haben wir zunächst genug im eigenen Lande zu schaffen.

Fragen wir heute mehr als je: wie erheben wir den wahren Siedelungsgeist? Er ist oft vorhanden, er braucht nur zusammengefaßt zu werden. Viele müssen erst aufgeklärt werden, warum es ohne Gesinnung nicht geht. Die Regierung hat einige außerordentlich starke Werbemittel in der Hand, wenn nur an das Siedelungsrecht, neben der Siedelungspflicht und -not gedacht wird. Schlagen wir die alten Dorfurkunden nach, können wir im Osten Deutschlands den Vorgang verfolgen, wie etwa seit dem 16. und 17. Jahrhundert Bauernhof um Bauernhof von den großen Herren verschlungen wird. Das Bauernland wird in Gutsland verwandelt, ganze Gemeinden und Kreise „geworfen". Heute rächt sich die alte Schuld schwer. Nimmer wäre das Polentum im Osten so gewaltig geworden, wenn nicht das Bauernlegen mit allen Mitteln betrieben worden wäre.

Kolonisation steht heute vor Parlamentarismus und Demokratie. Es wird alles darauf ankommen, ob die Regierung wahren Siedelungsgeist wachrufen kann, ob er überhaupt in breiten Volksschichten vorhanden ist.

Mit ihm ist der Kern unserer politischen Kraft wiedergewonnen.

Geistiges Deutschtum.

Wir Deutsche haben es so oft erleben müssen, daß Volksgenossen in der Fremde sich selbst aufgaben und in einem fremden Volkstum untergingen; wir werden das in Zukunft vielleicht noch häufiger mit ansehen müssen, so daß es notwendig ist, einmal darauf hinzuweisen, daß auch das Gegenteil geschieht und Fremdbürtige deutsch werden. Fremde Volkssplitter sind aufgegangen in das Deutschtum, es sei nur an die Refugiés erinnert, und von Einzelpersönlichkeiten waren es meistens gerade die Besten, die freiwillig deutsch wurden. Es mögen aus der Zeit vor 100 Jahren nur zwei genannt werden, Chamisso, der sogar ein deutscher Dichter wurde, und Henrich Steffens, der Däne, (gewöhnlich Norweger genannt, weil er zufällig in Norwegen geboren wurde), der ein deutscher Philosoph mit dem ganzen Überschwang eines solchen und einer der ersten Kriegsfreiwilligen von 1813 wurde. In unseren Tagen steht Houston Stewart Chamberlain da, den ähnlich wie Steffens der deutsche Geist angezogen hat und der ebenso wie er gerade in den dunkelsten Tagen der Wahlheimat ganz zu eigen wurde, was sich bei Chamberlain dadurch äußerte, daß er während des Krieges das deutsche Staatsbürgerrecht erwarb.

Es ist ein erfreuliches Zeichen von der Werbekraft des deutschen Wesens, der wir uns in der schwersten Zeit unserer Geschichte wohl einmal bewußt werden dürfen, daß es so viele der edelsten Geister waren, die im Deutschtum ihr Genüge fanden. Natürlich kann es sich dabei immer nur um Ausnahmeerscheinungen handeln. Der Übergang von einem Volkstum zum anderen kann nie etwas Gewöhnliches und Alltägliches sein, soweit er nicht einfach den charakterlosen Untergang im Völkerchaos bedeutet, wie es bei den meisten Deutschflüchtigen der Fall ist, Das Zusammentreffen besonderer Umstände erst ermöglicht ihn und macht ihn zu einer inneren Notwendigkeit. Voraussetzung wird immer eine rassenmäßige Verwandtschaft sein, die dann vielleicht durch äußere Umstände angeregt oder durch innere Beziehungen entflammt das Bekenntnis zum Deutschtum in Wort und Tat zustande bringt.

Bei Chamberlain waren es zwei Erlebnisse, die ihn zum Deutschtum hinüberzogen: er sah

als Jüngling, nachdem er eben erst den deutschen Boden betreten hatte, 1870 Deutschland in heroischer Begeisterung zum Kampf gegen Frankreich ziehen, und er erlebte Richard Wagner. Wagners ausgesprochenes Deutschbewußtsein hat dem Vorgang der Annäherung an das Deutschtum, der sich instinktmäßig vollzog und unter dem Banne eines unerklärlichen Geheimnisses sich auswirkte, die entscheidende Wendung gegeben und ihn zum Abschluß gebracht.

So berichtet Chamberlain selbst in dem Buche „Lebenswege meines Denkens", in dem er über die Entwicklung seiner inneren Persönlichkeit eine Übersicht gibt. Das Buch wird für viele von besonderem Reiz sein, weil es Einblicke in das Dasein eines Menschen gewährt, der eben durch seine eigenartige Stellung zwischen den Völkern die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Der geborene Engländer, der seine Kinderjahre in Frankreich verlebte, der dann zum deutschen Wesen sich bekannte in seinen Werken über Wagner, Kant und Goethe, ganz unmittelbar und mit Leidenschaft in seinen vielgelesenen Kriegsaufsätzen, der, wie er zwischen den Völkern, gleichsam auch zwischen den Wissenschaften steht, der alle großen Angelegenheiten der Menschenwelt von der Naturwissenschaft über Kunst und Literatur zur Philosophie und Religion lebendig aufzufassen und darzustellen wußte, wie es am eindringlichsten vielleicht in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" zutage tritt, diese ungewöhnliche Erscheinung mußte auffallen, und mancher wird sich schon gefragt haben: wie ist diese Gestalt zu erklären? Er selbst unternimmt es nun, eine solche Aufklärung zu geben, soweit es nötig und möglich ist, und die Wege zu schildern, die er gewandelt ist, um dort hinzugelangen, wo er sich nun befindet, in Bayreuth, äußerlich und innerlich mitten im Herzen von Deutschland.

Man kann sich im voraus denken, daß diese Bildungsgeschichte, von ihm selbst aufgezeichnet, alle Vorzüge des Schriftstellers Chamberlain offenbaren wird. Gerade in der Darstellung von Persönlichkeiten haben sich von jeher diese Vorzüge gezeigt. Er hat es immer hervorragend verstanden, Persönlichkeiten als Mittelpunkte einer geistigen Welt anschaulich zu machen. Es zeigt sich dabei eine gewisse Art der Schilderung, die ohne Zweifel ein Erbteil seines Engländertums ist. Während es deutsche Weise ist, mehr von innen heraus, mehr systematisch und am Faden einer Entwicklung aufbauend eine Sache zur Darstellung zu bringen, geht der Engländer vom einzelnen aus, und so sehr überwiegt in der Regel diese Form bei ihm, daß er kaum imstande zu sein scheint, das Höchste und Zusammenfassende zu erreichen, wie ihm denn auch in seiner Sprache die Ausdrücke für die höchsten Begriffe und Ideen fehlen. So fängt auch Chamberlain, wenn er eine Persönlichkeit anschaulich machen will, immer von außen an und dringt so bis in die Mitte vor. Und zwar nimmt er diesen Weg von außen nach innen stets von neuem, macht gleichsam verschiedene Durchblicke bald von dieser, bald von jener Seite, und auf diese Weise gewinnt man allmählich einen Überblick, nicht, wie gesagt von einer Höhe und aus der Vogelschau, sondern, indem man den Gegenstand umschreitet und sein Bild von mehreren Blickpunkten aus in sich aufnimmt.

So verfährt er auch hier, wo er sich selbst betrachtet und zur Anschauung bringen will. Herkunft, Erziehung, Naturstudien, sein Weg nach Bayreuth und was einzelne Bücher ihm gegeben haben, das sind die verschiedenen Ansichten, die er vor unseren Augen sich entrollen läßt. Manches fehlt, wie vor allem die religiöse Entwicklung, die in einer späteren Darstellung gegeben werden soll. So ist die Bilderreihe freilich nicht vollständig geworden, aber die gebotenen Bilder sind von einer solchen Eindringlichkeit, daß uns die geistige Gestalt des Mannes klarer und klarer wird. Wir finden dann allerdings, daß sie sich auch in seinen anderen Büchern immer klar ausprägte, aber hier schauen wir doch im Zusammenhang, hier schauen wir auch tiefer hinein in die Seite seines Wesens, die er uns gerade enthüllt.

Es ist trotz allem wieder ein stattlicher Band geworden, den der „Schreibdämon" in Chamberlain zustande gebracht hat, in der weit ausladenden Bewegung und in der bedachtsamen Art, wie er geistig zu wandern pflegt, geschrieben. Wir können so gemächlich den geistigen Bildungsgang verfolgen, den er genommen hat, von der französischen Schule durch zwei englische Er-

ziehungsanstalten, in denen er sich sehr wenig wohl fühlte, bis zur freien deutschen Bildung, wie sie ihm zuerst in seinem Lehrer Otto Kuntze entgegentrat. Jede neue Entdeckung in der Welt der Anschauung und der Gedanken ergreift ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, heiße sie nun Sternenhimmel oder Blumen, Shakespeare oder bildende Kunst. Die Gefahr stellt sich ihm dar, daß er durch die Fülle des andrängenden Stoffes zu einem Dilettanten im schlechten Sinne werden könne, zu einem Menschen ohne Pflichten und ohne irgend ein sich selbst gegebenes Gesetz des Müssens, wie so viele seiner Landsleute, die alles nur halb sind und tun. Da entschließt er sich schnell zu einem Fachstudium, und zwar wählt er das Gebiet der Pflanzenphysiologie. Was er hier, hauptsächlich in seinen Genfer Universitätsjahren, erforscht, hat er später in dem Werk „Recherches sur la sève ascendante" niedergelegt. Aber das Fachstudium hält ihn nicht. In den stillen Jahren nach einem Nervenzusammenbruch, die er in Dresden verbrachte, ging ihm die Welt Platons und Kants erst ganz auf, und hier war es, wo er den Grund legte zu seiner ganzen weiteren Geistesbildung. Neue Wege wurden angetreten, die auf verschiedenen Gebieten nicht zu hauttiefer Vielwisserei, sondern zu gründlichen Kenntnissen an der Hand fähigster Fachmänner und hoher Geister führen mußte. Dabei leitet ihn ein feiner Instinkt für das wahrhaft Gute, der ihn veranlaßt, alles Minderwertige abzuweisen und sich bewußt planmäßig zu beschränken. Zwanzig glückliche Jahre in Wien bringen ihm die Erfüllung in dem Schaffen seiner schon genannten großen Werke, bis er 1909 auch persönlich dem innersten Kreise Bayreuths sich angliedert. Der Kern seiner Weltanschauung hat sich ihm schon früh ausgebildet in seiner Lebenslehre, einer Auffassung der Dinge, die von dem Anschauen ausgeht, das durch Denken geläutert wird, und in der Nachfolge Kants und Goethes das Leben als unerklärliches Mysterium hinnimmt, die Natur und ihre Gestalten als ein beziehungsreiches Kunstwerk auffassend, in dem Beharren und Entwicklung sich die Wage halten, doch so, daß das Beharren überwiegt.

Es ist eine reiche Welt, die Chamberlain sich aufgebaut hat; aus dem Besten, was der Menschengeist geschaffen, hat er sich eine geistige Heimat bereitet. In dem letzten Abschnitt seines Buches „Mein Buchgaden" gibt er uns eine Vorstellung von dem, woraus sich sein Geist allezeit nährt. Diese innerliche Heimat muß ihm zum Teil den Mangel der äußeren, wie jeder Mensch sie sonst besitzt, ersetzen. Denn die Klage, die Chamisso in der Gestalt des schattenlosen Peter Schlemihl versinnbildlicht hat, daß er trotz allem von Haus aus heimatlos ist, klingt auch bei ihm an, da er England, von dem dort herrschenden Geist abgestoßen, nie als seine Heimat betrachtet hat. Heimat in jenem Sinne, wie sie uns allen als köstlichster Besitz angehört, konnte Deutschland ihm doch nicht werden. Das ist ein Mangel, der für jeden unausbleiblich ist, der so, wie Chamberlain, einem anderen Volke sich anschließen mußte. Dennoch gehört er zum Deutschtum, aber zum Deutschtum im geistigen Sinne. Was das deutsche Volk an Unzulänglichkeiten in sich birgt, das wird er, wie kaum ein anderer, beurteilen können, das tritt jetzt ja vor allem allzu deutlich in die Erscheinung. Trotzdem wird er bei dem Bekenntnis bleiben, daß in diesem Volke, dem Volke Luthers, Kants, Goethes und Bismarcks, die Möglichkeit liegt, das Edelste für die Menschheit zu leisten, und daß es allein Elemente in sich birgt, fähig, einem göttlichen Willen zu dienen. Das wollen wir uns gesagt sein lassen in trübster Zeit, damit uns trösten und dadurch zu unermüdlicher Arbeit uns anspornen lassen im Sinne dieses wahren, unsterblichen Deutschtums.

Christian Boeck.

*

Würdelosigkeiten deutscher Mädchen.

Aus dem besetzten Gebiete, namentlich aus Bonn, kommen schier unfaßliche Nachrichten. In täglich steigendem Umfange sollen dort Heiraten zwischen deutschen Mädchen und Engländern, meist englischen Offizieren, stattfinden. Wir schütteln verwundert und empört den Kopf: wie können deutsche Mädchen sich mit den Angehörigen des Volkes verbinden, das durch diesen Krieg so namenloses Unglück über uns gebracht hat. Noch

werden viele unserer Gefangenen von den Feinden zurückbehalten, und wir wissen nicht, welche Greuel diese zu erzählen haben werden, wissen nicht, wieviel davon körperlich und geistig zugrunde gerichtet worden sind. Und da schließen deutsche Mädchen solche Ehen!

Und doch ist solche Tat nichts anderes als ein Glied in der Kette tieftrauriger Erscheinungen, die der Kriegsausgang bei uns gezeitigt hat, ein Zeichen würdeloser Gesinnung mehr. Aber wenn wir nun der Wurzel nachgraben, aus der all das so unendlich Traurige und Ehrlose fließt, so müssen wir der Weltanschauung Schuld geben, die vor dem Kriege in Deutschland mehr und mehr sich ausgebreitet hatte und deren Parole „Ausleben" hieß. So leben können, daß keine Schranke uns einengen, daß niemand uns hindert, kein Zwang uns bedrückt, weder innerlich noch äußerlich; das wurde proklamiert als die einzig würdige Lebensführung eines reifen Menschen. Und dieses Streben, dieses Sehnen nach Befreiung von allen Hemmungen und Schranken, von dem, was wir Herkommen und Brauch nannten, das war das gefährliche Gift, das nun auch die inneren Stützen unserer Volkskraft allmählich zermürbt hat, das Treue und Glauben aus der Seele des deutschen Volkes hat verschwinden lassen. So allein konnte es auch geschehen, daß das Schlagwort von der freien Liebe, das ehrlichem, deutschem Wesen fremd ist, die Herzen unserer Männer und Frauen gefangennehmen konnte, weil man eben ein Triebleben ohne Beeinflussung und Kritik von anderer Seite haben wollte. Es sei jetzt einmal von der Anwendung des Grundsatzes ganz abgesehen, die in Wahrheit sich als eine allgemeine Prostitution darstellen würde, sondern wir wollen nur kurz betrachten, wie gefährlich dieses Schlagwort auch für ernst und dauernd gemeinte Eheschließungen ist.

Die Liebe macht blind oder läßt die Schwierigkeiten, die sich der angestrebten Verbindung entgegensetzen, in rosigem Nebel in ein Nichts sich verflüchtigen. Das sei gern zugegeben. Und doch gibt es Ehehinderungen, die stark, ja übermächtig sind, weil ihre Würzeln im innersten Wesen des Menschen beschlossen liegen. Das sind die Unterschiede der Nationalität, der Konfession und des Standes. Ehen, die diese Imponderabilien mißachten, werden fast mit Sicherheit als wenig glückliche bezeichnet werden müssen. Die drei genannten Bedingtheiten des menschlichen Lebens haben, meist uns selbst unbewußt, so entscheidenden Einfluß auf unsere Weltanschauung, daß es in solcher Mischehe notwendig zu Unstimmigkeiten kommen muß, die, weil ihre Wurzeln so tief liegen, nur sehr schwer zu überwinden sind. Der reife Mann, die reife Frau wissen das und werden eine beginnende Neigung, die solche Gefahren in ihrem Schoße schon birgt, selbst zu unterdrücken die Kraft haben.

Früher nun war es ein ungeschriebenes Recht der Eltern und Erzieher, die Kinder von solchen Ehen zurückzuhalten, wenn sie ihnen auch damit einen Schmerz zufügen mußten. Aber aus Liebe zu den Ihren mußten sie das tun, und die Kinder hatten auch meist zu den Eltern das Vertrauen, daß sie ihr Bestes wollten. Aber mir will scheinen, als ob auch die Jugend selbst in noch gar nicht zu lang zurückliegender Zeit noch so viel innere Festigkeit in konfessioneller, völkischer und ständischer Hinsicht hatte, daß sie einer Liebe, die auf divergierenden, vielleicht entgegenstrebenden Anschauungen hätte aufgebaut werden müssen, zu entsagen wußte. Ist es denn so schwer, ein Gefühl zu unterdrücken, das wir für irgendeinen Menschen in uns aufkommen fühlen, indem wir unsere Gedanken und Schritte zwingen, dem Gegenstande unserer Neigung aus dem Wege zu gehen? Eine Erziehung, die als oberstes Ziel die Festigung und Schulung des Willens hatte, hatte so viel Kraft in die deutsche Jugend gelegt, daß sie es vermochte, auch dem überschäumenden Gefühl einmal ein „Nein" entgegenzusetzen.

Aber da kamen dann die Menschen ohne Saft und Kraft, die womöglich schon den Säugling in der Wiege als reife, entwickelte und urteilsfähige Persönlichkeit geachtet wissen wollten und die als Leitsatz für die Erziehung aufstellten, im Menschen zur freien Entwicklung kommen zu lassen, was auch immer in seiner Seele geboren würde. Und alle Unterschiede des Volkstums, des Bekenntnisses, des Standes, deren Mißachtung sich für jeden, der sehen will, im eigenen Leben wie in der Geschichte von so verhängnisvollen Folgen erweist, sind überstrichen worden mit dem Firnis des allgemeinen Menschentums. Der Geist der Internationale, die Idee des Welt-

bürgertums soll den leergewordenen Platz völkischen Stolzes füllen. Das Allenglandtum, das Allfranzosentum hat uns zugrunde gerichtet, weil unsere Feinde bei diesem Kriege nur an sich selbst dachten, aber das Alldeutschtum soll am Elende unseres Volkes Schuld sein. Wie verächtlich wäre ein Vater, der erst an fremde Kinder dächte, ehe er sich um die eigenen kümmerte, aber uns als Volk muten diese Idealisten, deren Weltanschauung jedwede Schranke in jeder Richtung ablehnt, zu, daß wir dulden, wie die Interessen des Volkes, das wahre Volkstum geopfert werden einem Phantome „wahrer Freiheit".

So dürfen wir uns aber nicht wundern, wenn in den Köpfen eines unreifen und irregeleiteten Geschlechts auch eine Ehe mit den größten Feinden unseres Volkes, die den festen Willen der Vernichtung Deutschlands oft genug ausgesprochen haben, nichts Entehrendes, nichts Verächtliches mehr hat, vielmehr wohl gar als Tat wahrhaft freier Charaktere hingestellt wird! Denn die Liebe ist ja erwacht — und wehe dem, der es wagt, die Liebe hindern oder auch nur lenken zu wollen.

Doch weg damit! Wann werden endlich die Pädagogen wieder auferstehen, die in unserm Volke den Willen zum Deutschtum wecken und stählen, das stolz auf unsere völkische Eigenart ist und sich nicht von jedem verführerischen Gedanken fangen läßt, den falsche Schlangen ihm ins Ohr blasen. Wenn wir solche Führer erst wieder haben, dann wird auch der Ekel wieder aufsteigen vor solchen Handlungen verblendeter und verführter Eigenliebe, wie deutsche Mädchen in Bonn tun. Willy Kohl.

*

Jugend heraus!

„Gerade wir Jungen, die wir in eine harte Zukunft hineingehen, sollen immer den Mut haben, unser Deutschtum zu bekennen. Wir wollen mit allen unseren Kräften loskommen von Verflachung, Zersplitterung und Gleichgiltigkeit um des deutschen Gedankens willen, der unser Recht und unsere Pflicht ist."

Diese Worte aus der Vorrede des neuen „Kalenders für deutsche Schüler auf das Jahr 1920", der jetzt im Verlage von Theodor Weicher in Leipzig erschienen ist, setze ich voran, weil sie am schärfsten die Absicht dieser Neuarbeit herausstellen. Schülerkalender gibt es eine große Anzahl. Der Schülerkalender gehört ja zu den „notwendigen Bestandteilen" des höheren Schülers oder der höheren Schülerin. Er gibt Raum für die Schularbeiten, er gibt Gedenktage, er bringt geschlossene Zeittafeln aus der Weltgeschichte, bringt Listen, Formeln, Tabeln und vieles andere noch.

Das, was dieser Kalender „Jugend heraus!" bringt, die ganz bewußte Betonung deutschen Lebens, das fehlt den übrigen Schülerkalendern. Sie sind in gewissem Sinne international, sind zumeist nur aufgebaut nach dem Grundsatze: Bringe viel, damit du alle für dich gewinnst. Das ist hier ausgeschieden worden. Der Kalender bringt weniger als andere, aber er bietet das, was der Schüler braucht. Er verzichtet auf minderwertigen Bildschmuck, aber er gibt zwei gute Bilder, er legt überhaupt auf die Ausstattung Wert. Der Kalender ist ja täglicher Begleiter.

Er bringt in dem Anhange, der der Unterhaltung und Belehrung dient, einige Dichtungen, die „Deutsche Heimat" verkörpern, er bringt eine ausgezeichnete, sachliche, klare Abhandlung über „Die Deutschen und der Krieg" aus dem neuen „Einhart", bringt Briefe Kaiser Wilhelms I., Bismarcks, bringt kleine Erinnerungen aus Bismarcks Leben. Schließlich gibt er noch rechte Schüler allotria und Preisrätsel.

Sicher wird im folgenden Jahrgang noch das und jenes anders werden, Schüler sollen dazu helfen! „Wer sich zu uns bekennt und uns mithilft, dieses Ziel zu erreichen, den grüßen wir." Das ist der Schlußsatz der Herausgeber, drei Leipziger Gymnasiasten. Möge ihre Arbeit Widerhall finden.

Der Kalender kostet nur 2 Mark.

Walther Krötzsch, Leipzig.

*

Trauermarken.

Als in Finnland vor bald 30 Jahren die rücksichtslose Verruffung einsetzte, da legte die Bevölkerung Landestrauer an. Es wurde auch eine Trauermarke ausgegeben, die weite Ver-

breitung gefunden hat und jetzt eine von Sammlern gesuchte Seltenheit bedeutet. In dieser Art hat soeben der „Deutsche Schatzmarken-Verein" (vertreten durch Dr. Winterstein in Kassel, Humboldt-Straße 30, Postscheck-Konto Nr. 6783 zu Frankfurt a. M.) drei prächtige deutsche Trauermarken herstellen lassen, als Briefverschlüsse und dergleichen zum Massenverbrauch bestimmt, die in jeder beliebigen Menge abgegeben werden, das Stück zu nur 2 Pfg. Diese Marken sind einfach schwarz-weiß gehalten und geben den Gefühlen aller vaterländisch Gesinnten beredten Ausdruck. Die eine trägt die Mahnung „Nie vergessen!" und zeigt im Bilde einen niedergestreckten Menschen, der seine mit Ketten beschwerten Arme hilfesuchend zur Sonne emporhebt, die beiden anderen schildern die eingesargte deutsche Kaiserherrlichkeit.

*

Volkstum, Staat und Religion![1])

Luther hat das deutsche Volkstum errettet aus der welschen Umklammerung, hat das echte Deutschtum, unsere deutsch-nationale Eigenart und Sprache wieder zu Ehren gebracht, dem Weibe seine Würde gegeben, die Ehe und das Familienleben geadelt, unseren irdischen Beruf geheiligt.

Den weltlichen Staat hat Luther über die Kirche gestellt; ja, die römische Papstkirche erschien ihm nicht nur jeder göttlichen Autorität bar, sondern als vom Teufel gestiftet. Dagegen ist ihm der Staat göttlichen Ursprungs; er gewährt Rechtsschutz und Gewissensfreiheit.

Aber — mag Luther für unser deutsches Volkstum und für die Souveränität des Staates noch so viel getan haben: das Größte, das Wichtigste war doch die Einfügnng des dritten Gliedes, der Religion. Er machte Ernst mit der Forderung des allgemeinen Priestertums. Ihm ist die Religion kein Fremdkörper, auch kein Festkleid, das wir Sonntags für einige Stunden anlegen, auch nicht die gehorsame Befolgung von kirchlichen Vorschriften. Nein! Unser ganzes Leben, unser Leben in der Gemeinschaft des Volkes und Staates, in der Ehe und Familie, im Beruf, in Kunst und Wissenschaft soll geadelt und getragen sein von der Religion.

Volkstum, Staat und Religion: Diese Dreiheit, eng verbunden zur Einheit, das ist deutsches Christentum.

[1]) Aus: H. Wolf; Wenn ich Kultusminister wäre! Verlag Th. Weicher, Leipzig.

An unsere Leser!

Angesichts der Tiefe unserer völkischen Not, der Menge der Fragen und Aufgaben, glaubten wir, uns dem vielfach geäußerten Wunsche nach einem breiteren Ausbau des „Deutschen Volkswarts" (wie er ihn in seinem 1. Jahrgange hatte) nicht verschließen zu dürfen. Indessen zwingt uns dies Vorhaben, verbunden mit der unausgesetzten Steigerung der gesamten Herstellungskosten, dem Beispiele aller anderen Zeitschriften zu folgen und den Bezugspreis vom nächsten Hefte an zu verdoppeln (**Einzelheft 1,25 M., Halbjahrspreis 6 M.**) Wir bitten unsere Leser, auch ihrerseits dieser unabwendbaren Notwendigkeit Rechnung zu tragen und uns im kommenden Jahre nicht nur die alte Treue zu wahren, sondern auch neue Gesinnungsfreunde zu werben.

Wir wenden uns nicht an die Massen der Gleichgültigen und Geldgläubigen, wir reden zu deutschen Männern und Frauen, die entschlossen sind, dem deutschen Volke und seiner Zukunft zu dienen in klarer Erkenntnis der Grundkräfte, die in unserem Volkstume seit Urbeginn wirksam sind, doch auch der Schäden, die es heute mehr und mehr zu zerstören drohen.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Gerhard Krügel, Berlin SW 29, Belleallancestr. 47. — Verlag von Theodor Weicher in Leipzig. — Druck von Jak. Schmidt u. Ko., Friedrichroda in Thür